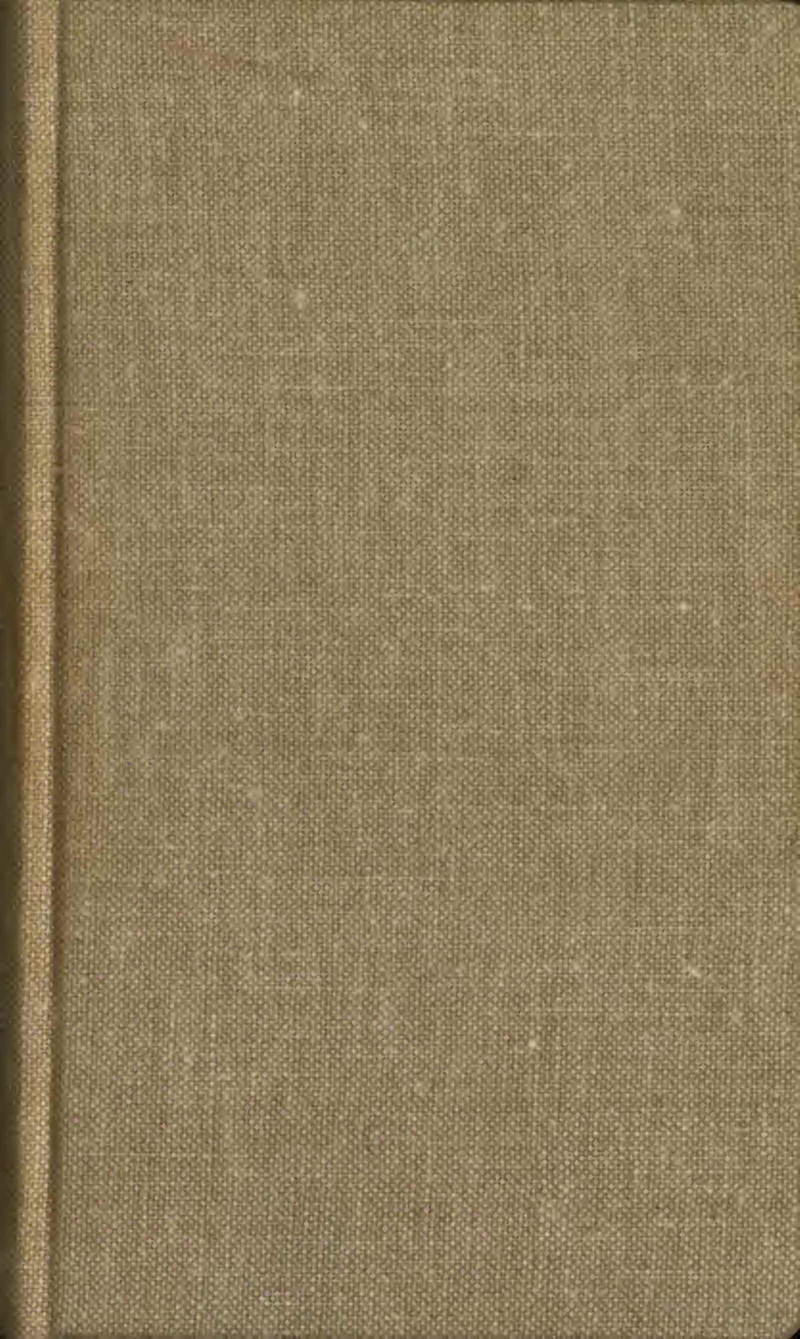
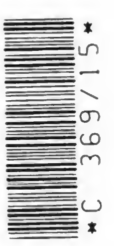
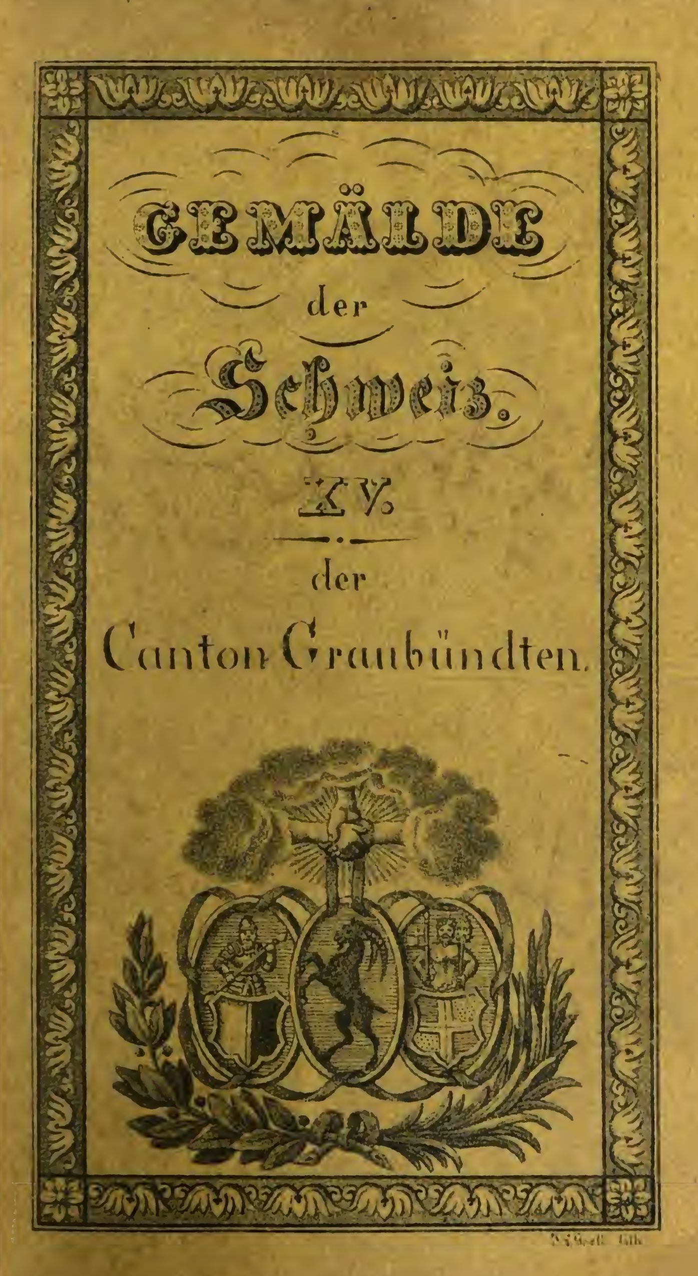





C 369/15


GEMÄLDE
der
Schweiz.
XV.
der
Canton Graubündten.

Historisch-geographisch-statistisches

Gemälde der Schweiz.

Fünfzehntes Heft.

Der Kanton Graubünden.

Von

G. W. Röder

und

P. C. v. Tscharner.

Erste Abtheilung.

St. Gallen und Bern 1838.
bei Huber und Compagnie.

Der
Kanton Graubünden,

historisch, geographisch, statistisch geschildert.

Beschreibung

aller in demselben befindlichen Berge, Seen, Flüsse, Heilquellen, Städte, Flecken, Dörfer, Weiler, so wie der Schlösser, Burgen und Klöster;

nebst

Anweisung denselben auf die genußvollste und nützlichste Weise zu bereisen.

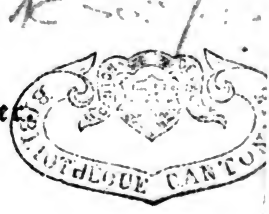
Ein
Hand- und Hausbuch
für Kantonsbürger und Reisende,

von

G. W. Röder

und

P. C. v. Tscharner.



Erste Abtheilung.

St. Gallen und Bern 1838,
bei Huber und Compagnie.

Vorrede der Verfasser.

Als die Verlagshandlung uns um Uebernahme der Bearbeitung des den Kanton Graubünden befassenden Theils der Gemälde der Schweiz anfrug, war es uns schon auf den ersten Anblick als ein höchst schwieriges Unternehmen erschienen, solche Aufgabe nur auf erträgliche Weise zu lösen. Inzwischen durfte in dem schönen Ganzen keine Lücke offen bleiben; jemand mußte die Beschreibung dieses Theiles übernehmen, aber niemand — das war mit Gewißheit vorzusehen — vermochte hier etwas nur annähernd Vollständiges zu leisten. Nur diese Betrachtungen, verbunden mit der Ueberzeugung, daß eben die Männer, denen mehr Mittel und Fähigkeit zu solcher Leistung zu Gebote gestanden hätten als uns, sich nie zur Uebernahme entschliessen würden, vermochten uns, die Zusage einzugehen; wie auch nur diese besondern Umstände uns über die Rügen beruhigen müssen, welche die große Mangelhaftigkeit unserer Leistung ohne Zweifel hervorrufen wird.

Wir müßten schon hier gar manche im Werk selbst zu behandelnde Umstände und Verhältnisse erörtern, wenn wir auch dem mit diesem Land noch unbekannten Leser vorläufig einen richtigen Begriff von der Schwierigkeit — wir dürfen sagen Unmöglichkeit — geben wollten, über diesen Kanton eine so genügende Arbeit zu liefern, wie er sie glaubt erwarten zu dürfen und wie mehr als einer der übrigen Theile dieser Gemälde sie über andere Kantone wirklich auch darbietet. Darum beschränken wir uns hier darauf, nur eben die wesentlichsten Ursachen anzudeuten.

Die erste und hauptsächlichste liegt in der, im Verhältniß zu der Ausdehnung so außerordentlich großen Verschiedenheit von einem Landestheil zum andern. Diese dehnt sich beinahe auf jede mögliche Beziehung aus: auf örtliche Gestaltung des Landes und Beschaffenheit des Bodens, Klima und Temperatur; darum auf die Produkte aller Naturreiche; endlich dann ganz besonders auf die, aus ganz ungleichen Stämmen entsprossenen Einwohner und deren körperliche und geistige

Anlagen und Entwicklung; auf ihre Religion, ihre Sprache, ihre Sitten und ganze Lebensweise. Und alle diese Verschiedenheit findet sich hier in so grellen Abschnitten auf so engen Raum zusammengedrängt, daß oft eine Reise von wenigen Meilen hinreicht, um mehr oder weniger in allen diesen Beziehungen einen Wechsel wahrzunehmen, wie — besonders in weiterer Entfernung vom Alpengürtel, er auf den Umkreis von mehreren hundert Stunden nicht angetroffen wird.

Diese Mannigfaltigkeit, in der geistigen wie in der Körperwelt, die den Kanton Graubünden unstreitig zu einem der sehenswürdigsten Theile des Schweizerlandes stempelt, muß nothwendig der Beschauung und Beschreibung eine solche Masse von Stoff darbieten, deren Zusammentragung, Sichtung und Ordnung eine vieljährige Arbeit erfordern, und deren auch noch so gedrängte, aber doch einigermaßen vollständige Beschreibung leicht die Gränzen eines Werkes wie das vorliegende überschreiten dürfte.

Neben der Schwierigkeit der Aufgabe in sich mußten dann die Verfasser den Mangel an schon vorhandenen Vorarbeiten in anderer als wie geschichtlicher Beziehung in hohem Maaße empfinden. Wohl finden sich in der durch die frühere „ökonomische Gesellschaft" herausgegebenen Zeitschrift „der neue Sammler" in den 7 Jahren ihres Bestandes (von 1805 bis 1811) viele werthvolle Beiträge zur Kenntniß einzelner Landestheile und Beleuchtung besonderer Fächer niedergelegt. Auch sind seither einzelne dahin einschlagende Gegenstände mit Fleiß und Gründlichkeit von verschiedenen Verfassern behandelt worden. Alle diese Leistungen, so verdienstlich sie in sich auch sind, bilden jedoch immer nur vereinzelte Fragmente, und erst der, der es unternimmt, ein einigermaßen vollständiges Ganzes zu liefern, muß — je weiter er in die verschiedenen Fächer eingeht, je lebhafter empfinden, wie unendlich Vieles noch ganz unberührt geblieben war, wie dann über so vieles Andere die bereits vorliegende Bearbeitung sich entweder als von Anfang her ungenügend, mitunter auch irrthümlich, oder aber, wegen veränderter Umstände als heutzutage gar nicht mehr anwendbar ausweist. Doppelt fühlbar dann trifft solcher Mangel an Vorarbeiten in der Regel die katholischen Landestheile, weil — besonders über abgelegene Thalschaften und ihre Bewohner — vorzüglich die Ortspfarrer, und oft eben nur sie allein, einigermaßen genügende Aus-

künfte zu geben im Fall waren, solche Leistung aber aus mehrfachen Gründen von den katholischen Pfrund-Geistlichen nicht leicht übernommen werden mochte. Auch bei den neuen, Behufs dieses Werkes nachgesuchten Erkundigungen mußten die Verfasser, theils aus dem oben angeführten Grunde, theils wegen Mangel an geeigneten Berührungspunkten, die Schwierigkeit, zuverlässige Notizen zu sammeln, so weit es die katholischen Landestheile betraf, doppelt empfinden.

Eine besondere Abhaltung in freier und möglichst vollständiger Bearbeitung mancher Matrrien lag in gewissen, eben unseren Tagen eigenen Schwankungen in so manchen, eben dem Bereich unsrer Aufgabe zufallenden Beziehungen. Bünden befindet sich offenbar in diesem Augenblick in einer höchst folgereichen und weitumfassenden Uebergangsperiode, und die neuen Gestaltungen, denen dieses Ländchen entgegengeht, werden vielleicht kein öffentliches und kein Privatverhältniß ganz unberührt lassen. Zwar stellen sich heute noch keine große Ergebnisse, bei einem bloß oberflächlichen Hinblick vielleicht nicht einmal die Anzeichen dazu, vor Augen, und es mag die völlige Entwicklung dessen, was kommen soll, vielleicht noch ein ganzes Jahrzehend und selbst weiter hinaus liegen (leicht möglich könnte sie jedoch auch viel schneller eintreten). Immerhin aber hat sich schon dermalen im öffentlichen und im Privatleben hier gar Manches bereits anders gestaltet oder anders zu gestalten begonnen. Manches Andere liegt, vielleicht weiter hin, aber nichts desto weniger gewiß, im Werden, und es kann für den aufmerksamen Beobachter keinem Zweifel unterliegen, daß viele von den Zuständen, deren Darstellung diese Blätter gewidmet seyn sollen, in kurzer Zeit eine durchaus veränderte Gestaltung werden angenommen haben. Solche Veränderungen und theilweise völlige Umgestaltungen — und zwar wie überall, in mancher (wir hoffen den meisten) Beziehungen zum Guten, in andern aber auch zum Schlimmen — möchten vielleicht zu allernächst dem finanziellen System des Staats, damit einer Menge einzelner Zweige des Staatshaushalts bevorstehen. Diesen wird dann eine Reform der Staatsverfassung auf dem Fuße folgen müssen, sofern nicht schon der Versuch zu jenen parziellen Abänderungen, und die Nothwendigkeit, sich ihnen zu unterziehen, noch ehe man damit zu Stande gekommen ist, eine totale Umgestaltung bis in die untersten Fundamente des alten Gebäudes herbeiführt.

Allgemeiner, durchgreifender und vielseitiger, als kaum in einem andern Volke aber, werden solche Umgestaltungen im Staatskörper hier auf die Zustände im Privatleben einwirken, denn die durchgängige enge Verkettung des politischen Organismus des Staats und seiner Unterabtheilungen mit den persönlichen Verhältnissen des einzelnen Bürgers ist eine der nothwendigen Folgen der rein demokratischen Form, und diese muß in Graubünden, vermöge der unendlichen Zersplitterung in abgesonderte Gemeinwesen in besonders hohem Maaße hervortreten. Auch erweisen sich, bei näherer Betrachtung, die Zustände des Privatmanns in diesem Lande heute zum großen Theil als so durchaus unhaltbar, daß es nicht nur blos eines geringen Anstoßes bedarf, um ihnen eine ganz veränderte Form aufzunöthigen, sondern daß diese durchgängige Unhaltbarkeit der Privatzustände eben nothwendig zum kräftigsten Hebel werden muß, um eine — je nach Gestaltung der Umstände mehr oder weniger durchgreifende und umfassende, jedenfalls aber unerläßliche Staatsreform ins Werk zu setzen.

Dann mag eine Beschreibung dieses Kantons allerdings bald in verschiedenen Beziehungen, vorzüglich denn über industrielles Leben, gar Manches zu berichten haben, was jetzt nur noch zu den frommen Wünschen gehört; anderseits gar Manches mit Stillschweigen übergehen können, was jetzt noch einen charakteristischen Zug des Gemäldes ausmacht. So namentlich im Fache des Straßenwesens (worin jedoch bereits vieles geschehen ist), der Forstkultur, der freien Niederlassung, des ungehemmten Verkehrs und der freien und darum zweckmäßigen Benutzung des Bodens; so wie überhaupt in so vielen andern Zweigen der öffentlichen und Privatökonomie, durch deren zweckmäßige Benutzung der Wohlstand des Staats und der einzelnen Bürger bedungen wird.

Unter solchen Umständen und bei solcher Ueberzeugung nun konnten die Verfasser sich allerdings wenig aufgemuntert fühlen, in eine genaue Erörterung von Verhältnissen einzugehen, denen sie nur noch so kurzen Bestand zutrauen dürfen. Anderseits dann möchte in einem Werk, das nur der Darstellung wirklich bestehender Dinge gewidmet ist, die bloße Ankündigung erst noch zu erwartender neuer Gestaltung — wäre sie auch noch so befriedigend motivirt — eben nicht am rechten Platz befunden werden. So mag der Leser sich denn

nicht wundern, wenn er die Verhältnisse und Zustände, die solcher Wandelbarkeit zunächst unterliegen können, vielleicht kürzer und unvollständiger behandelt findet, als sie in der Beschreibung anderer Kantone gegeben worden ist, die sich gar nicht, oder nur in beschränkterem Maaße in gleicher Uebergangsperiode befinden.

Endlich dann wollen und dürfen wir als Entschuldigung, sowohl über die Mangelhaftigkeit als über die Verspätung unserer Leistung, die vielfache Abhaltung nicht unberührt lassen, welche durch unsere beidseitigen Berufsverhältnisse unabwendbar herbeigeführt wurde, und die hier um so entschiedener hindernd einwirken mußte, als wir in der That nur über wenige einzelne Aufgaben uns der Mitwirkung aus anderer Hand zu erfreuen hatten. Auch das gehört mit zu den charakteristischen Zügen dieses Landes, daß wenn dasselbe zwar eine nicht unbedeutende Anzahl wissenschaftlich gebildeter Männer aufzuweisen hat, immerhin solche Leute, die neben der Tüchtigkeit auch Muße und guten Willen besitzen, um sich mit andern, als mit wirklichen Berufsarbeiten (im öffentlichen oder Privatleben) zu befassen, zu den großen Seltenheiten gehören. Dieses ist so wahr, daß wenn es sich um Förderung gemeinnütziger Unternehmungen handelt, trotz des großen und allgemein fühlbaren Geldmangels, es immer noch leichter ist, die nöthigen Geldmittel aufzufinden, als die geeigneten Leute zur Leitung, Beaufsichtigung und Verwaltung.

Nach diesem, vielleicht der Aufgabe des Werkes selbst nur allzusehr vorgreifenden Vorwort, über die Hindernisse, die sich uns bei dieser Arbeit entgegengestellt haben, bleibt uns noch die Absonderung in zwei Bände, so wie sie vorliegt, zu erklären und zu rechtfertigen.

Es hätte allerdings natürlicher geschienen, daß — weil nun einmal die Reichhaltigkeit des Stoffes die Vermehrung in zwei Bände erforderte — jedenfalls der ganze Abschnitt B. („das Volk") im ersten Band vollständig gegeben würde. Darauf mußte jedoch schon aus dem Grunde verzichtet werden, weil bei solcher Abtheilung der zweite Band unverhältnißmäßig schwächer ausfallen würde, als der erste. Zudem stehen gar

viele Materien, welche das dem ganzen Werke vorgezeichnete Schema dem zweiten Abschnitt zutheilt, auch wieder in so naher Beziehung mit dem dritten („der Staat"), daß in Hinsicht auf Inhalt es als kein Uebelstand betrachtet werden kann, wenn nun der Abschnitt B. sich im ersten Band abgebrochen und erst im zweiten geschlossen findet. Endlich dann hätte eine dermalige weitere Vervollständigung des zweiten Abschnitts das ohnehin schon so verspätete Erscheinen dieses Bandes leicht noch weiter hinauszusetzen gedroht.

Schließlich glauben wir noch den Antheil bezeichnen zu sollen, den jeder von uns an der hier gelieferten Arbeit genommen hat.

Der „Allgemeine Ueberblick," die „Literatur-Uebersicht," dann die „Geschichtliche Uebersicht" (mit weniger Ausnahme bezüglich der Geschichte der neuesten Zeit), die Uebersicht von Alterthümern und Ritterburgen, endlich dann der ganze Abschnitt A. „das Land," mit Ausnahme des Kapitels von den Klimatischen und Witterungsverhältnissen (Seite 220 bis 254) sind von G. W. Röder, hingegen ein kleiner Beitrag zur neuesten Geschichte, oben erwähntes Kapitel im Abschnitt A., der ganze hier folgende Abschnitt B., so wie endlich gegenwärtige Vorrede von P. C. v. Tscharner bearbeitet worden.

Die Bearbeitung des zweiten Bandes mußte wegen inzwischen eingetretener Abreise des ersten ganz von letzterm der zwei Verfasser übernommen werden, wozu ihm jedoch von seinem früheren Mitarbeiter verschiedene Beiträge zurückgelassen wurden.

Indem wir nun, nach langer Zögerung diesen ersten Band des von uns übernommenen Theils der Gemälde der Schweiz dem Publikum vorlegen, haben wir so viel, wie nur irgend ein Mitarbeiter an dem Gesammtwerk, Ursache, die Nachsicht der Leser in Anspruch zu nehmen. Immerhin aber dürfen wir ihnen mit Zuversicht zwei Zusagen ertheilen. Zum Ersten, daß wenn zwar über manche Materien wir nur sehr unvollständige Angaben liefern, diese dann doch, so weit es von uns abhing, auf desto mehr Zuverlässigkeit Anspruch machen

dürfen, was hier um so werthvoller ist, als eben über diesen Theil des Schweizerlandes früher die aller ungereimtesten und unwahrsten Angaben ins Publikum gestreut und selbst noch in manches der aller neuesten Werke übergetragen worden sind. Zum Zweiten dann glauben wir ohne alle Unbescheidenheit annehmen zu dürfen, daß wenn — zurückgeschreckt durch das Schwierige der Aufgabe und durch die Nothwendigkeit eines, wahrlich mit dem Honorar in keinem Verhältniß stehenden Zeitaufwandes — wir uns dieser Arbeit nicht unterzogen hätten, es unter den obwaltenden Umständen der Verlagshandlung schwerlich geglückt haben möchte, durch andere Hand etwas Genügenderes zu erzwecken.

Möge nun das schöne Unternehmen der Gemälde der Schweiz in seiner Gesammtheit recht bald und recht allgemein die verdiente Anerkennung finden. Dann dürfen wir hoffen, es werde das Zwillingspaar aus den rhätischen Alpen, so sehr es auch hinter manchen seiner eidgenössischen Geschwister zurückstehen mag, nicht allein einer allzu strengen Kritik unterliegen. Sollte dann in der Folge einmal die Verlagshandlung zu einer zweiten Ausgabe schreiten, dann mag auch aus Graubünden Genügenderes geliefert werden, und zwar — wir hoffen es zuversichtlich — Genügenderes, nicht nur dadurch, daß besser und vollständiger, sondern nicht minder auch, daß — wenigstens in gar mancher Beziehung von Besserem und Vollkommnerem berichtet werden könne!

Chur, im August 1838.

G. W. Röder, Professor.

P. C. v. Tscharner,
eidgenössischer Oberstlieutenant.

Allgemeiner Ueberblick
über
Land und Volk in Graubünden.

Graubünden, einst der Freistaat der drei Bünde in Hohenrhätien, bildet nun, seitdem es sein Wappen in den Schilderkranz des eidgenössischen Bundes aufgehangen, im Südosten der Schweiz den zweit'größten Kanton dieses Bundesstaats.

Vom Gotthardsstock bis zur Grenze Tyrols erfüllt er sein weitausgedehntes Gebiet mit hohen Alpenstöcken, Bergketten und Hochlandschaften, aus deren tausendfachem Geäder von Einsenkungen und Rinnbetten sich über anderthalb hundert namhafte Haupt- und Nebenthäler entspinnen. Sinnig schon vor Alters: „eine Vormauer Italiens, ein Netz von Berg und Thal" genannt, stellt es in der That einen wunderbar verschlungenen Irrgarten von Alpenthälern dar, deren Mehrzahl sich nach Innen in wenige größere Stromthäler öffnet, durch welche der reiche Abfluß von 241 Gletschern und noch weit mehr Lagern ewigen Schnees niederrinnt, um nach Norden, Osten und Süden zu entfliehen. Auf erhabenen Eishöhen oder in den Schluchten wilder Gebirgsstöcke steht die Wiege des Rheins, die des Inns oder der Donau, und derjenigen kleinern Alpenflüsse, welche ihren Wasserschatz in der Etsch und dem Po nach dem adriatischen Meere senden. Wie weit sie auch auf ihrem langen Laufe zu entlegenen Meeren auseinander laufen: am Gotthard, am Adula, am Septimer, Bernina und Selvretta liegen in der gemeinsamen Heimath ihre Quellen nahe beisammen.

Mitten durch dieses Thalgewebe zieht von Westen nach Osten der rhätische Gebirgswall, mannigfaltig verzweigt und aufgethürmt, als erhabene Scheidemauer zwischen dem Süden und Norden westeuropäischer Länder, eben so den Wolkenhimmel, Winde, Klimate, Gewässer, Pflanzen und Thiere vertheilend, als er die Völker mit ihren Sprachen und Sitten in eine südliche und nördliche Physiognomie scheidet.

In der Mitte der nördlich gemäßigten Zone gelagert, kaum einen Breitengrad und nicht völlig zwei Längengrade sich ausdehnend, bietet dieses Gebirgsland mit seinem Völkergemisch in mannigfacher Hinsicht ein verkleinertes Bild der gesammten Schweiz dar, sey es, daß du den Wechsel von Höhen und Niederungen, die Klimate des nördlichen oder südlichen Abfalls der Gebirge und Thäler, die Vertheilung und den Zug der Gewässer, die verschiedenen Produkte der Naturreiche und

alle übrigen Erscheinungen der Natur bei Himmel und Erde vergleichend ins Auge fassest, oder die sprachlichen, volksthümlichen und politischen Gestaltungen dieses Föderativ-Staats, worin dir im Guten und Schlimmen ein Spiegelbild des eidgenössischen Bundeskörpers entgegentritt.

Auf seinen Gebirgsscheiteln, welche an Höhe und Wildheit mit den erhabensten Gipfeln der übrigen Schweizeralpen wetteifern, hat der ewige Winter zwischen tausend kahlen Felsenfirsten seinen öden Thron aufgeschlagen und deckt mit Gletschern und Schneefeldern eine Fläche von etwa 60 — 65 Quadratstunden. Ein reiches Material der Befeuchtung, womit es tausend und tausend Quellen oder Bäche speiset, Seebecken anfüllt, den Flüssen Ursprung und Anwachs, den anliegenden Niederungen Fruchtbarkeit und entfernten Tiefländern schiffbare Ströme zusendet!

Wie die Gewässer, eben so vertheilt der rhätische Alpenzug verschiedene Klimate nach Nord und Süd, Höhe und Tiefe, Berg und Thal. Wo die Wurzeln dieser Gebirge gegen Mittag in ebene Gefilde auslaufen und weiter aufwärts in den südlichen Thälern Bündens herrscht die ganze Anmuth und Milde des italienischen Himmels. Höher heben sich dann Gebirge und Boden zu dem innern Thalgewebe, das eben so viele verschiedene Landschaften darstellt, als es Thalnamen trägt.

In den tiefern nordöstlichen Thalgründen des Rheins, am Fuße hoher Berge und stolzer Wälder, die milden Thalgelände, Hügel und Halden, wo mit reichlicher Feldfrucht, mit gewürzigem Obst und feurigem Wein aus gesegneten Fluren Pomona, Ceres und Bachus ihre bekränzten Häupter erheben. Aber stufenweise heben sich auch von dort gegen Südwesten, woher die großen Ströme niederwallen, die Thalgründe und Gehänge, umgeben von immer höhern Gebirgswänden und Gipfeln. Der Weinstock fängt an zu verschwinden, wo der Vorder- und Hinterrhein brüderlich ihre Wogen mischen; doch auch noch im Domleschg reifen Trauben und Kastanien, ja noch bis Ilanz und dem noch höhern Trons wandert der Weingott an den Ufern seines Rheinflusses aufwärts. Diese Gaben hat er dem Innfluß versagt, und auch der Obstbaum schmückt in unserm Lande dessen Ufer nicht, während er an den Geländen des Rheins bis zum Tawetsch, wenn auch spärlich in solcher Hochlage, seine Gaben reift. Die Früchte des Ackers hingegen verschönern die Halden in beiden Stromthälern, so weit am Rheinflusse aufwärts gegen den Gotthard und zu der schauerlichen Gletscherwelt am Adula, oder im Thalwege des Inns gegen die eisbepanzerte Gruppe des Bernina hin, der Mensch dauernd seine Wohnungen aufgeschlagen hat.

Doch je höher über die Thalgründe, desto mehr verwildert das Land. Ein langer Winter verschließt dort das Erdreich, und wenn es zum kurzen, aber heißen Sommer der Hochgebirgsnatur sich aufthut, so überraschen nicht selten tückische Spätfröste die Saat des Feldes, welcher dann eben so oft der kühle Herbst die völlige Reife versagt.

Mit Bergwiesen schmückt sich der höhere Berghang; neben und über ihnen beginnt dann das Gebiet stolzer Alpenwälder, noch höher das Reich der gewürzigen Bergkräuter und die stille Welt der Alpenfloren, die nur wenige Monden blühen. Die Ströme stürzen wilder, die Wälder werden lichter, die Bäume niedriger — und verschwinden. Struppiges Gesträuch, bald nur noch bleiches Moos, zeugen vom Geiste des Lebens auf den erhabenen Höhen neben nackten Felsen und ewigen Schneelagern.

Aber der sinnige Freund der Pflanzenwelt findet in diesem Wechsel der Naturzonen fast Alles wieder, was die verschiedenen Klimate des übrigen Europa's ihm darbieten. Während die Gipfel, die Rücken, die nördlichen Abhänge und Schluchten des Gebirgs mit Gewächsen des Nordens sich zieren, erfreut ihn an den mittäglichen Abhängen und in den tiefern Thälern, so in Italiens Gefilde ausmünden, die Flora des mittäglichen Himmels; bei den Rebgeländen und den Kastanienwäldern im niedern Misocco, im untern Bergell und bei Brusio steht er am Eingange in die Gärten der italienischen Vegetation. Vom Gebiet der Silene acaulis und Aretia helvetica bis zum Feigenbaum und der Orangencultur ist kaum eine Tagereise.

Nicht minder freigebig legte die Natur eine wundersame Mannigfaltigkeit mineralischer Schätze in das rhätische Alpengebirg; noch fehlte diesem reichhaltigen Mineralien-Kabinet der geübte Blick und die aufopfernde Thätigkeit des Naturforschers, alle diese Schätze sinnig für die Wissenschaft zu ordnen. Der geheime Schooß dieser Bergwelt verwahrt in seinen Tiefen die Lagerstätten edler und unedler Metalle, mannichfach nützlicher Fossilien und als Zeugen der Urwelt mehrere Arten von Versteinerungen. In geognostischer Hinsicht dürfte dieser Kanton einer der merkwürdigsten und lehrreichsten seyn. Was die gesammte übrige Schweiz an Formationen des Urgebirgs, der Uebergangsarten, der Flözgebirge und Mischlingsformen aufzuweisen hat, findet der Geognost auch im bündnerischen Gebirg, weil im Gebiet der Steinwelt einförmigere Gesetze walten, als im Gewächsreich; aber doch ist hier das Gebirgsmaterial wieder eigenthümlich aufgebaut oder gesenkt, zusammengeschichtet oder vertheilt. Die Industrie, wenn sie einmal bei den Bewohnern dieses Landes thatkräftig erwacht, wird im Bergbau wie in Benutzung vieler Stein- und Erdarten ein mannigfaltiges Feld der Arbeit und des Gewinns finden. Unterdessen bieten freiwillig gütige Naturgeister aus geheimer Tiefe in den überaus vielen und heilkräftigen Mineralwassern köstlichen Lebensbalsam dar. Bei diesen Quellen und Heiligthümern freundlicher Nymphen, die an mehr als fünfzig Punkten im rhätischen Gebirg ihre edeln Gaben spenden, sucht hoffend und gläubig eine große Schaar ermatteter und leidender Pilger von Fern und Nah sich Erholung, Stärkung, Gesundheit.

Aber nicht blos im Gebiet lebloser Naturgaben, auch an Gestaltungen des freibeweglichen Thierlebens ist Graubünden reich und mannigfaltig. Die Verschiedenheit des Klima's nach

Höhe und Niederung, nach Süd und Nord, ferner die ausgedehnten Wildnisse und einsamen Reviere des Hochgebirgs, die zusammenhängenden Waldungen der Mittelalpen, die vielen Schluchten und natürlichen Höhlen bieten dem Thierleben einen weiten Spielraum, den ihm die bewohnte Niederung und des Menschen begehrliche Nähe versagen. Noch haust und streift auf Bündens wildesten Höhen der Bewohner uralter Waldeinsamkeit: der Bär und Wolf, der Luchs und Dachs, der Fuchs und Berghase, der Marder und die Iltisse, nebst einer Menge andrer Thiere der Hochalpen oder Wälder. An Flußufern schleicht hin und wieder noch tückisch die Fischotter ihrer Beute nach; in der untern Waldregion lebt zahlreich der gemeine Hase. Ist auch der Steinbock seit zwei Jahrhunderten von unsern Bergen verschwunden, und wandert auch nur selten ein Hirsch oder Reh als Flüchtling in die Waldungen des Unterengadins und Münsterthales ein, so weiden doch noch zahlreiche Heerden von Gemsen und Murmelthieren auf den einsamen Höhen und isolirten Rasenböden in der Region über Wald. An Nagethieren hat Graubünden einige seltene Arten, überhaupt sind mit wenigen Ausnahmen die meisten im nördlichen Europa lebenden Thierarten hier zu finden, — stufenweise jede Art auf ihrem Höhenrevier, so vom Skorpion am Südsaum der Alpen, wo er — wie im Bergell — sich scheu in Mauerritzen verbirgt, bis hinauf zu den Pelzthieren der höchsten Gebirgskämme, wo sich ihnen jährlich nur wenige Monate der Boden erschließt.

Groß und mannigfaltig ist auch an Zahl und Art das Geschlecht der Vögel; was die gesammte übrige Schweiz an inländischem Gefieder oder Durchwandrer nach dem Süden und Norden aufzuweisen hat, lebt oder wandert auch durch Graubünden. Hoch an den Zinnen der Alpenwände und ihrem schroffen Geklüfte horsten die Lämmergeier und Adler; zwischen niederm Alpengesträuche und Steinen ernähren verschiedene Hühnerarten, das Schneehuhn, die Pernise, ihre Brut. In den dichtern Bergwaldungen bauen noch, wenn auch seltener denn zuvor, die Auer-, Wald-, Hasel- und Birkhühner ihre Nester. Das Steingeklüfte, die vielen Ruinen alter Schlösser bergen den Uhu und andere Eulenarten; die Sümpfe und Wälder, die Obstgärten und Fluren, die Niederung, das Mittelgebirg, die Hochalpen, der Norden und Süden werden von den ihnen eigenthümlichen Vögelarten bewohnt, so überhaupt in diesem Klima vorkommen oder nisten.

Die Alpensee'n, Flüsse und Bäche sind fischreich, wenn auch die Mannigfaltigkeit der Gattungen gering ist; Reptilien verschiedener Art leben in Wald und Gebirg, doch wenige, so dem Menschen oder Vieh gefährlich sind. Eine weit größere Ausbeute bietet sich hingegen dem Entomologen dar, aber die Götter verkaufen dem Menschen nichts ohne Mühe und Wagniß. Jede besondere Lage im Thal und auf der Höhe, die Sonnen- und Schattenseite, die verschiedenen Wärmestreifen und Gewächszonen bringen eine unbeschreibliche Mannigfaltigkeit in Farbe, Flugzeit und Lebensweise der Schmetterlinge, Käfer und anderer Insekten, — eine Buntheit des Gemäldes, wie

man sie in dem ermüdenden Einerlei ausgedehnter Flachländer vergebens sucht.

Neben all diesen Wildlingen und freien Naturkindern nährt Graubünden einen großen Reichthum an zahmen Viehheerden jeglicher Gattung und Art. Den Umfang der bündnerischen Alptriften, die mehr oder minder fruchtbar bis zu den Lagerstätten des ewigen Schnee's und über viele Gletscher ansteigen, hat man, wohl übertrieben, bis auf 70 Quadratmeilen oder die Hälfte der gesammten Landesoberfläche geschätzt; was wäre Bünden ohne ihre Gaben! Der Viehstand ist der Reichthum, die wichtigste Nahrungsquelle, fast der einzige Handelsartikel dieses Hirtenvolks. Mit seiner Heerde wandert der Hirte im Sommer auf's Gebirg, im Herbste auf die Märkte Italiens oder des Inlands, mit ihr sucht er im langen Winter das schützende Obdach des einsamen Dorfs; die Benutzung ihrer Gaben in der Sennhütte, oder der Kräfte seiner Pferde im Fuhrgewerbe ist beinahe der einzige Industriezweig, den im Allgemeinen der Bündner im Inlande liebt und betreibt.

So lebt von 95,000 Seelen weitaus der größere Theil in den einfachen Verhältnissen der Viehzucht, des Landbaues und des Fuhrgewerbes. Mit dem Stolze, der Hirtenvölkern eigen ist, verschmäht zu seinem Schaden der Graubündner die geregelte Beschäftigung des Handwerkers, des Fabrikarbeiters und des Bergmannes in den Erzschachten. Die angestammte Sitte und die geschichtliche Erziehung des Volks haben die Abneigung vor gewerblicher Betriebsamkeit befestigt, obgleich er im Walde, auf dem Acker, auf der Alp und in der Thalwiese keine Arbeit oder Witterung scheut. Während er dann fremden Handwerkern den Verdienst in diesen Erwerbszweigen überläßt, wandert aus manchem Thal die junge Mannschaft, entweder von der Werbtrommel verlockt in fremde Kriegsdienste, oder in weite Ferne nach allen Gegenden Europa's und selbst in fremde Erdtheile, um in Konditorläden oder im Handel ihr Glück zu suchen.

Die Natur seines Gebirgslandes erzieht den Bewohner stark, frohgesinnt und frei, nährt aber auch in der Abgeschlossenheit seiner Thäler und Höhen jene Zähigkeit des Sinnes, die am Einfachen und Alten hängend, der Vorväter Gutes und Böses nur mit Vorsicht vor dem neu andringenden Bessern wegräumt, während rings um seine Gebirgsinsel die Völker der mildern Ebene in allen Künsten der fortschreitenden Kultur sich und ihre Verhältnisse rascher umgestalten, aber auch unter'm Joch der Gesetze und Staatsformen fast unterliegen.

In diesem Netz von Bergthälern erhielten sich die ältesten Reste von Völkerstämmen und Sprachen. Wenn auch die rhäto-romanische Sprache weder diejenige ist, worin der tuskische Augur die Vögel befragte, noch die, worin nach Joh. Müllers Wort — „die Welt von Rom Gesetze empfing" — so ist sie dennoch mitten zwischen dem italienischen und deutschen Sprachgebiet ein merkwürdiges Ueberbleibsel aus uralter Zeit. Von jeher bezeichnete kriegerische Tapferkeit den Bündner; ein eigenthümliches Volksleben, obschon nach der Angren-

zung und dem Maße des Verkehrs mit dem Ausland sehr mannigfaltig, alte Sitten, Gesetze und Staatseinrichtungen sind ein Vermächtniß der Vorväter. Sein vielfältiger Verkehr mit dem Ausland hinderte indeß jene Erstarrung in dem Alten, welche seine Nachbarn an der obern Rhone und am Vierwaldstättersee in allzu enge Gesichtskreise bannt. Vielmehr mischte seine Zwischenstellung zwischen Deutschlands und Italiens Völkern auch hier beider Nationen Eigenthümlichkeiten und schuf das bunte, fast grelle Gemälde einer Volksthümlichkeit, wie sie gemeinlich auf den Völkerscheiden sich zu bilden pflegt.

So von seiner Natur, seiner Stellung und geschichtlichen Erziehung beherrscht, stand Rhätien mit seinen kräftigen Bewohnern lange Jahrhunderte in eigenthümlicher Art und Weise zwischen seiner Umgebung. Das Selbstgefühl seiner Kraft verlieh diesem Volke den Trieb und Muth zu Freiheit und Selbstständigkeit; nicht mit Meuterei oder Gewaltthat, sondern auf dem Wege gesetzlicher Uebereinkunft bildete sich aus drei Bundeskörpern ein demokratischer Freistaat, der obgleich arm und klein, schon durch die Lage des Landes, durch die Wichtigkeit der Bergpässe und die kriegerische Tapferkeit seines Volks sich die Achtung seiner Nachbarn erwarb. Seine Feinde lernten ihn auch fürchten; größere Reiche und Herrscher buhlten einst um dieses Hirtenvolkes Gunst, Kriegsdienste und Bundsgenossenschaft. Ohne alle Abgaben, souverän in seiner Hütte, in der Landsgemeinde sein Gesetzgeber, Wahlherr seiner Gemeinds-Gerichts- und Landesvorsteher, liebt er sein Vaterland, seine Gesetze und Verfassung. Der mächtige Umschwung der Dinge, welcher zu Anfang dieses Jahrhunderts Europa aus seinen Stellungen und Lebensformen riß, ergriff auch diesen kleinen Freistaat auf der Markscheide zwischen Helvetien, Deutschland und Italien.

Schon früher öfters durch politische und kirchliche Parteiungen stürmisch erschüttert, trat er nun an Landesumfang ärmer, aber über das Gefahrvolle seiner Besonderstellung belehrt und durch eine Erfahrung gewizigt, die mehr werth ist, als das verlorene Unterthanengebiet, in den Bundeskreis eidgenössischer Nachbarn. Als Kanton und treuer Bundesgenoß genießt und leidet er fortan, was allen Eidgenossen zu Theil wird.

Literatur-Uebersicht

zur Land- und Volkskunde von Graubünden.

1. Geschichte.

Als ehedem zugewandter Ort und jetzt als Glied der schweizerischen Eidgenossenschaft wird Graubünden und seine Geschichte weitläuftiger oder kürzer in allen historischen Werken abgehandelt, welche die allgemeine Geschichte der Schweiz zum Gegenstand haben. Es bedarf kaum der Erwähnung, daß unter diesen Werken die größern schweizerischen Chroniken und insbesonders das treffliche Geschichtswerk des Joh. v. Müller und seiner Fortsetzer obenan stehen.

Da überhaupt am Eingang dieses Werkleins nur derjenige Theil der geographischen, statistischen und historischen Literatur seine Stelle finden kann, welcher nachfolgender Darstellung vorzüglich als Quelle dienen mußte, so beschränkt sich diese Uebersicht auf Angabe der wichtigsten bündnerischen Geschichtswerke, zumal eine speziellere Literatur-Angabe hieher nicht gehört. Die wichtigsten Chroniken sind:

1) *Huldrici Campelli*, historia Rhaetica, III Bde., wovon 2 Folianten Manuscript, zum Theil Autographa, in der Bibliothek der Kantonsschule zu Chur aufbewahrt werden.

2) *Joannis Guleri* ex Huldr. Campelli historia rhaetica libri duo, Anno 1586 elaborata. Mscpt. in fol.

3) *Johann Gulers* Raetia, das ist ausführliche und wahrhafte Beschreibung der dreyen löbl. grauwen Bünden ꝛc. Zürich 1616 in Fol., nebst Holzstichen, Landkarten und Stammtafeln.

4) *Pallas Rhaetica* armata et togata etc., auch Chronicon Rhaetiae etc. autore *Fortunato Sprechero* a Berneck etc. Basil 1617 in 4°. Ist in deutschen und romanischen Uebersetzungen seit 1672 und 1742 erschienen.

5) Desselben *Historia* motuum et bellorum etc. 1629 in 4°. reicht bis 1628, wurde aber bis 1645 aus seinem schriftlichen Nachlaß fortgesetzt von H. L. Lehmann. Chur 1780.

6) *Fort. a Juvaltis* Commentarii etc. Chur 1823 in 4°, umfaßt die Periode von 1587 — 1649, die er als Augenzeuge und mithandelnder Staatsmann schildert.

7) *Rhaetia austriaca* etc. von *Matth. Burglehner*, Mscpt. Für die Geschichte der früher zu Oesterreich gehörigen Landestheile sehr wichtig.

8) *Rhaetia* Etrusca, Romana, Gallica, Germanica etc. per *Gabriel Bucelinum*. Aug. Vind. 1660 in 4⁰. Ist voller abenteuerlichen Dinge, und noch das Beste darin die nicht ganz zuverlässigen Stammtafeln bündn. Geschlechter.

9) *Episcopatus Curiensis* etc. in Rhaetia, op. et stud. *P. Ambr. Eichhorn*. St. Blasii 1797. Wichtig und über alle rhätische Stifte das Beste, aber nicht immer genau und parteilos.

10) *Historia Reformationis* Ecclesiarum Rhaetic. a *P. D. Rosio de Porta*. Curiae 1771, II Tom. in 4⁰. Für die Kirchen- und Reformationsgeschichte sehr wichtig.

11) Series der Bischöfe zu Chur ꝛc. von Bischof Joh. Flugi, 1645. Ein ähnliches Werk über die Bischöfe ꝛc. von H. Maurer. Mspt.

12) Ardüser, Joh., biographische Darstellungen ꝛc., und Anhorns, Barth, verschiedene Werke über die Reformations- und Faktions-Perioden, sind von untergeordnetem Werth.

An diese Chroniken reihen sich folgende historische Darstellungen an.

1) Bündner Geschichte und Staatsrecht, von Ulys. v. Salis. Mspt. Eine zweckmäßige Uebersicht der Geschichte bis 1460, mit Urkunden.

2) Fragmente der Staatsgeschichte von Veltlin ꝛc. von Ulyss. v. Salis. 1792, in 8⁰, 2 Bände. Sehr gründlich.

3) Grundriß der Geschichte gemeiner drei Bünde, 2 Thle. 1773. Nicht allenthalben zuverlässig und ohne historische Kritik abgefaßt.

4) Heinrich Zschokke Geschichte des Freistaats der drei Bünde in Hohenrhätien. Gehört zu den bessern Arbeiten.

5) Joh. Ulr. v. Salis-Seewis hinterlassene Schriften. Nur ein Theil erschien (Chur, 1825) im Druck, das übrige in Mspt. Ist durch strenge Kritik, Sprache und Auswahl weitaus das beste und zuverlässigste über Bündnergeschichte.

Ueber die Periode der Faktionen im 17. Jahrhundert.

6) *Carol. Paschalis* Legatio Rhaetica etc. Paris 1620, in 4⁰, auch in deutscher, nicht ganz getreuer Uebersetzung.

7) Memorie del Marechiallo Ulyss. de Salis etc. Mspt. (Umfaßt die Periode von 1619 — 49.)

8) Memoires et lettres de Henri duc de Rohan etc. par *Zurlauben*. 1758. 3 Vol. Sehr interessant und reich an Aufschlüssen.

Ueber die Verhältnisse des Staats zum Bisthum.

9) Ausführung der Rechtsamen des Gotteshausbundes über das Hochstift Chur, von Ulyss. v. Salis-Marschlins. Chur 1755.

10) Neuere Schriften: a) Bemerkungen über des St. Galler Erzählers Beiträge zur neuen Bisthumseinrichtung. Chur 1825. b) Historisch-staatsrechtliche Beleuchtung der Hoheitsrechte des Standes Graubünden in Angelegenheiten des Bisthums rc. Chur 1835. (Von Prof. Röder.)

Ueber Landessatzungen ist, nebst den einzelnen Landbüchern und Statuten, nachzusehen:

11) a) Landessatzungen gemeiner drei Bünde, 1619.
b) Graubündnerische Grundgesetze rc. Zürich 1767.
c) Püntnerische Traktata rc. Chur 1728.
d) Püntnerischer Handlungen Deduction rc. 1622.
e) Revidirte amtliche Gesetzessammlung rc. 1820 sqq.
f) Sammlung der bündnerischen Statutarrechte rc., von der geschichtforsch. Gesellschaft herausgegeben rc. Chur 1831.

12) Eine Reihe historischer Abhandlungen über einzelne Landschaften, Gerichte, Burgen, Geschlechter rc. zerstreut in den 7 Jahrgängen des Neuen Sammlers, 1804 — 12.

2. Geographisch-historische Land- und Volkskunde.

Wir deuten nur vorübergehend auf die allgemeinen geographisch-statistischen und naturkundlichen Werke schweizerischer und auswärtiger Schriftsteller über das Alpenland hin, ohne uns in eine Einzelaufführung einzulassen. Entfernt liegen die ältern Werke über Staats- und Erdbeschreibung der schweiz. Eidgenossenschaft, von Fäsi, 1765, und Füßlin, 1771; entfernt auch die Alpenreisen von Merian, 1654, Storr, 1781, Coxe, 1781, Bourrit, 1781, Scheuchzer (Itinera in alpes Rhaet. suscepta 1709), Hacquet, 1785, Besson, 1786, Meiners, 1788, Heigelin, 1797, und Andern, die zum Theil speziell über Graubünden handeln. Nicht blos Land und Volk, auch Ansicht und Urtheil haben sich seitdem geändert.

Brauchbarer, weil dem Stand der Dinge genäherter, sind die Abschnitte in Normanns geograph. statistischer Darstellung des Schweizerlandes (dessen 3r Theil Graubünden behandelt); in den Anleitungen von Dr. Ebel, Gluz-Blozheim, Lutz, und den geographischen Arbeiten Meyers v. Knonau, Bandlin rc. Ungenaues kommt hin und wieder in allen vor; auch die Statistica Suizzera von Franscini, Lugano 1827, bedarf der Berichtigung.

Werthvolle spezielle Darstellungen giebt es, ältere und neuere, mehrere. Wir heben hervor:

Nicol. Sererhard, Einfalte Delineation aller Gemeinden dreyer Bünde, 1742. 3 Thle. in 4°. Mspt., enthält unter einem Schutte von curiosen und albernen Beimischungen, recht gute Angaben und Schilderungen.

H. Ludw. Lehmann, die Republik Graubünden hist. geogr. statistisch dargestellt, 1797. Reichhaltig, aber voller Mährchen, Zerrbilder und absichtlicher Entstellungen, so daß

uns durchgehends der Geist der Unwahrheit und Parteilichkeit entgegentritt, der des Verfassers Feder leitete.

Helvetischer Almanach für das Jahr 1806 rc., enthält eine geographisch-statistische Darstellung von Graubünden, die viele richtige und schätzbare Data zur nähern Kenntniß dieses Kantons giebt. Wo sie indessen aus Lehmann schöpfte, gerieth sie auf Abwege.

Leonh. Truog, Neue Geographie von Graubünden. Chur 1826. Ist ein brauchbarer Leitfaden für Schulen mit manchen neuen Notizen.

Nebst obigen systematischen Beschreibungen sind sehr zu beachten:

1) die beiden Reisewerke von Kasthofer durch Graubünden, in den Jahren 1822 und 25, weil sie über Wald- und Feldwirthschaft, Naturkunde und Volkswesen interessante Schilderungen und Vergleichungen geben.

2) Die Reise Hegetschweilers, 1825, in den Gebirgsstock zwischen Glarus und Graubünden. Ferner einzelne geognostische Abhandlungen Conr. Eschers v. d. Linth, und Leop. v. Buchs Reise-Beobachtungen rc.

3) Sehr lehrreiche Beiträge finden sich in der Alpina und Höpfners Magazin; aber die gehaltvollsten und mannigfaltigsten Beschreibungen einzelner Landestheile in jeglicher Beziehung, finden sich — weniger in den 6 Jahrg. des alten Sammlers v. 1779 — 84, — als vielmehr im neuen Sammler, 7 Jahrge. v. 1804 — 12. Einige Beiträge zur Land- und Volkskunde auch im bündnerischen Volksblatt, 4 Jahrg. von 1829 — 32, herausgegeben von C. v. Tscharner und Prof. Röder.

4) *Lettere sul Cantone de' Grigioni*, Milano 1829, sind durch gefälligen Styl angenehm zu lesen, aber durchaus oberflächlich, leichtgläubig abgeschrieben und von geringem Werthe.

5) Wanderungen durch die rhätischen Alpen rc. Zürich 1829 u. 30, 2 Bde. (von P. Conr. v. Tscharner). Das schweizerische Publikum hat dieses Werk mit großem Beifall aufgenommen; uns steht kein Urtheil darüber zu.

3. Reisewerke mit bildlichen Darstellungen.

Außer den bekannten Landschaftsdarstellungen von schweizerischen und ausländischen Künstlern sind vorzüglich folgende Werke zu erwähnen:

1) Primavesi, Malerische Reise zu den Rheinquellen rc. zwei Hefte mit erklärendem Texte.

2) *Promenades au pays des Grisons*, ou choix de vues les plus remarquables de ce Canton; dessinées d'après nature et lith. par *E. Pingret*. Accompagnées d'un texte hist. et descriptif par Mr. le Vicomte de

Senonnes etc. Paris 1828, cah. 5 gr. fol. — Ein Prachtwerk, aber im erklärenden Texte von untergeordnetem wissenschaftlichem Werthe.

3) Die Bergstraßen nach dem Kanton Graubünden, nach dem Langen- und Komersee von J. H. Keller, mit Einleitung und Erklärung von Dr. J. G. Ebel. Zürich 1826. — Ist in seinem Texte wie in den bildlichen Darstellungen vortrefflich.

4) Panorama über Gebirg und Thallandschaft des Ober-Engadins ꝛc. von Elias Schaffner, 1833. — Ist empfehlungswerth.

5) Panorama des Galanda ꝛc. von Peter Hemmi.

4. Landkarten.

Die allgemeinen Schweizerkarten sind bekannt. Wenn mehr oder weniger allen die Grundlage trigonometrischer Messung abgeht oder doch darin, wie in Richtung, Verzweigung, Höhenangabe der Gebirge, oder in Lage und Benennung der Ortschaften ꝛc. viele Unrichtigkeiten vorkommen, so muß gleichwohl der neuesten Reisekarte von H. Keller vom Jahr 1833 besonders rühmlich gedacht werden, weil sie die klarste und richtigste Darstellung des Kantons darbietet. Die Blätter der Karte von Wörl, welche Graubünden betreffen, sind im Allgemeinen schön und richtig. Ueber die östlichen und südlichen Grenzreviere sind die Karten des österreichischen Generalstabs von Werth. Die Spezialkarten des Kantons Graubünden sind theils ältere Chronikcharten, theils eigentliche geographische oder Reise-Karten.

Von der erstern Klasse ist kaum Eine der Art, daß sie heutigen Tags noch dem Bedürfniß entsprechen oder neben den bessern Produkten mit Ehre genannt werden könnte. Sie haben nur historischen Werth als erste Versuche aus der Jugendperiode dieser Wissenschaft. Als solche erwähnen wir der Karten in Gulers und Stumpfs Chroniken, in Cluvers Ital. antiq., bei Scheuchzer und in andern historischen Werken.

Geringen Werths sind mehrere in Holland zwischen 1630 bis 1711 erschienene Spezialkarten, namentlich die von Schenk, Falk, Geilkert, Simen. Besseres leistete der in holländischen Diensten 1730 verstorbene Generalmajor Christof Schmid von Grüneck, als er 1716 seine Nouvelle carte du pays des Grisons zu Haag herausgab. Gleichwohl steht sie in jeder Hinsicht hinter allen Anforderungen zurück, die man heute an eine brauchbare Spezialkarte mit Recht stellt. Indessen war er Bahnbrecher zum Bessern. Die von Gabriel Walser: Rhaetia foederata etc. herausgegebene und von Homanns Erben in Nürnberg 1768 etwas verbesserte Karte ist fast nur eine Kopie der vorhergehenden.

Unstreitig besser ist die von Christian v. Mechel 1801 zu Basel erschienene: Carte générale du Canton de la Rhétie autrefois République des Grisons. Für die Auffas-

sung der Gebirgszüge, ihrer Thäler und Gewässer giebt sie jedoch kein getreues Bild, dagegen übertrifft sie die vorhergenannten in Angabe der Ortschaften, ihrer Lage und Namen.

Rudolf Meyers vaterländisches Werk verdient mit Ehre genannt zu werden. In seinem Schweizer-Atlas handelt das 8., 11. und 12. Blatt von Graubünden. Die beiden ersten Blätter, so den westlichen Theil des Kantons betreffen, sind weit getreuer und anschaulicher, als das dritte (12.) Blatt, welches fast nur eine Kopie von Mechel mit dessen Fehlern und Irrthümern zu seyn scheint. Auf Meyers Grundlage baute

Rudolf Amstein sein sehr verbessertes Kärtchen: der Kanton Graubünden, welches 1806 erschien und seitdem bei neuen Auflagen schätzenswerthe Verbesserungen erfahren hat. Es ist bis jetzt das beste Spezialkärtchen; eine vor wenigen Jahren bei S. Kellenberger in Chur besorgte neueste Ausgabe enthält wenig Neues.

Sehr wichtig ist die kleine Karte vom Thal des Rheins von Chur bis zur Luciensteig, auf trigonometrische Messungen des Magister Rösch gegründet, als Beilage zur Alpina, Bd. IV. — Auch verdient als dessen Fortsetzung genannt zu werden Peter Hemmi's Messung der neuen Straße von Chur bis zur Tessinergrenze.

Noch fehlt eine auf zuverlässige Messungen begründete Karte über den ganzen Kanton. Man erwartete sie als Folge der seit einer Reihe von Jahren in unserm Kanton auf eidg. Kosten aufgenommenen trigonometrischen Netze. Wir hoffen, es werde den Bemühungen der schweiz. naturforschenden Gesellschaft gelingen, ein für den Militär, den Geographen und Naturforscher so wichtiges vaterländisches Werk zu Stande zu bringen.

Erster Theil.

Geschichtliche Uebersicht von den Urzeiten bis auf unsere Tage.

1. Rhätien in der Urzeit bis A. 15 v. Chr. G.

Das Land vom Gotteshardsberg gegen Morgen, wo von wilden Alpenstöcken regellos und nach allen Richtungen hin die Thäler und Flüsse des Rheins und Inns, der Mera und Albula, der Adda und Etsch auslaufen, wurde im Alterthum bis tief ins Tyrol und weit gegen Mitternacht und Mittag hin, mit dem unbestimmten Namen Rhätia genannt. Die Natur gab diesem Lande so viel Schutzwehren als Berge, und bestimmte es zur Zufluchtsstätte für Völker, denen jede Wildniß zum Vaterlande wird, sofern sie nur Freiheit und Unabhängigkeit schirmt. Nach dunkeln Ueberlieferungen bewohnte in der Urzeit dieses Alpenrevier ein Völkergemisch, aus welchem die Namen der Lepontier und Taurisker hervorragen. Ueber deren Ursprung und Wohnsitze haben spätere Chronisten eine bewundernswerthe Summe von Fleiß und gelehrten Kenntnissen, doch meist ohne Gewinn für die beglaubigte Geschichte, aufgeboten. Neben und unter den Lepontiern und Tauriskern lebte schon lange vor Christi Geburt, in mehrere Stämme und Namen geschieden, die Nation der kriegswilden Rhätier. Aus dem Dunkel einer geschichtlosen Vorzeit deckten sich diese Alpenvölker selbst auf, als sie durch wiederholte, verheerende Einfälle in die angrenzenden Provinzen Italiens, Helvetiens und Galliens endlich die Waffen der Römer wider ihr Gebirgsland, das Bollwerk einer wilden Freiheit, lenkten. Seitdem erzählen die römischen Geschichtschreiber öfters von diesem rhätischen Alpenvolke, aber ihre Nachrichten sind über Land und Volk so schwankend und zum Theil widersprechend, daß kein historischer Fleiß oder Scharfsinn in diesem Gewirr von Sagen und Geschichten einen sicherleitenden Faden aufzugreifen vermag.

Das rhätische Alpengebiet scheint uranfänglich, wie überhaupt die Länder westlich und nördlich der hohen Alpenketten, von Völkern celtischen Stammes bewohnt gewesen zu seyn, deren Spur in den Namen der Hauptflüsse, vieler Gebirge und Landesgegenden nachgewiesen werden könnte. Indessen ist kein Weg historischer Forschung so oft dem Irrthum blosgestellt, als die Aufhellung dunkler Vorzeit vermittelst etymologischer Deutung von Namen der Völker und Länder; denn wo auch noch günstig der Pfad, da gebricht es uns fast bei jedem Schritte an einer zuverlässigen Zeitrechnung, ohne welche die Jugendgeschichte der Nationen sich so leicht ins Gebiet der Dichtung verliert. Das ist gewiß, Völker sind lange vorhan-

den, bevor ihnen ein fremder oder einheimischer Geschichtschreiber geboren wird, und fast alle Geschichte beginnt mit Sagen, welche einer trockenen Liste uralter Namen einiges Leben und Farbe verleihen.

So auch die Sage über der alten Rhätier Ursprung und Vorzeit. Seit des Romulus Stiftung hatte die Stadt Rom etwa anderthalb Jahrhunderte gestanden, neben ihr blühte in eigenthümlicher Bildung und Kunst das weithin wohnende Volk der Etrusker oder Tuscier. Ueber dieses verweichlichte, in mehrere Staaten getheilte Volk kam ein großes Nationalunglück. Aus dem übervölkerten Gallien brachen über die Joche des Alpengürtels erobernde Kriegsschaaren, vom südlich milden Himmel und den Erzeugnissen der Halbinsel gelockt, in die Ebenen am Po und allmälig auch in das Land der Hetrurier ein. Ungeachtet ihrer Bildung und des Schirms hinter den cyclopischen Mauern ihrer Städte unterlagen die Tuscier der wilden Kraft nordischer Naturkinder. Wer nicht den gallischen Barbaren dienen wollte, floh unter Anführung des Kriegsfürsten Rhätus in die Wildnisse des Alpengebirgs. Eben dahin mögen spätere Kriegsstürme, besonders als Hannibal mit unversöhnlichem Zorne Italien verwüstete, neue Auswandrer getrieben haben. Sey es, daß schon die Tusken auch Rasenen hießen, sey es, daß der Führer des flüchtigen Volks auch der Stifter seines Namens wurde: die neu entstehende Nation im östlichen Alpenlande wird seitdem das Volk der Rhätier genannt. Lange Jahrhunderte hindurch rühmten sich dann viele rhätische Geschlechter einer edlen Herkunft und zeigten die Wappen und Denkmäler ihres Alterthums, obgleich sie in rauhen Thälern und genügsamer Einfachheit als Hirten und Landleute lebten.

An den Namen Rhaetus knüpft sich überhaupt die älteste Sage und Jugendgeschichte dieses Alpenvolks. Die spätern Chronisten mühen sich ab, in vielen Namen rhätischer Ortschaften und Thäler aufzuspüren, wo zuerst jene Flüchtlinge sich angesiedelt, und in welchen Burgen und Stiftungen sie das Andenken ihrer tuskischen Heimathsstädte verewigt hätten. Als die Ursitze der tuskischen Einwandrer gelten das heutige Domleschger-Thal (vallis Tomiliasca oder domestica), die Burgen Realta, Rhäzüns, Reambs, gedeutet als Rhaetia alta, ima und ampla; ferner der Flecken Tusis als Tusciana. Hier sollen sie, wie Joh. v. Müller sagt, ein anderes Lavinium (Lavin), ein anderes Ardea (Ardez), ein neues Falisci (Fläsch) erbaut haben. Auch will man im Gleichklang der Ortsnamen Fettan, Cernez, Lavin, Randers, Sins und Schuls die neuen Ansiedelungen der umbrischen Völker wieder erkennen, welche Plinius (III, 6) in der bekannten Stelle aufführt: „Vettones, Cernetani, Lavinii, Oenotrii, Sentinates Suillates sunt populi de regione Umbria, quorum oppida Tusci debellarunt.“ Die Uebereinstimmung dieser Namen ist jedenfalls höchst merkwürdig, und hier gilt so recht Johann Müllers Wort: „Von solchen Herleitungen ist leichter zu zeigen, daß alle ungewiß, als welche die wahre ist.“

Im Kampfe mit einer wilden Alpennatur sind dann, wie Livius erzählt, die vormals so gebildeten Tuscier ergrobet und verwildert, so daß von früherer Volksart und Bildung nichts übrig geblieben, als der Klang der Sprache, und auch dieser nicht unverdorben. — Dafür sind sie leiblich erstarkt und wurden wieder kriegerisch, so daß sie, welche den Galliern weder im offenen Felde, noch im Schutz ihrer Städtemauern Widerstand leisteten, nun erobernd auftreten und den abgehärteten Alpenvölkern gegen Morgen und Mitternacht das von der Natur verwahrte Land entreißen konnten.

In jene Sagenreihe haben mehr scharfsinnig als überzeugend neuere Historiker mit Berufung auf eine Stelle in des ältern Cato Städtechronik (origines) die Hypothese eingeflochten: das Stammvolk der Tuscier habe uranfänglich im rhätischen Alpenlande gewohnt und mit Unterwerfung der Umbrier sich zu Herren der italienischen Ebenen gemacht. Von diesem Ursitze sey den Tusken eine Erinnerung geblieben. Als ihnen dann, durch die Gallier bedrängt, die Ebene keinen Haltpunkt mehr für die Freiheit geboten, hätten sie am Tage des Unglücks, jener alten Heimat eingedenk, sich zu den alpinischen Stammesgenossen zurückgewendet und freundliche Aufnahme im Gebirgslande der Väter gefunden.

Wie dem auch sey, im östlichen Alpengebirg bildeten zu Augusti Zeit die rhätischen Völker eine starke, weithin wohnende und kriegswilde Nation mit barbarischen Sitten, getheilt in viele Stämme, jeder mit eigenem Namen. Es mag genügen, die wichtigsten in ihren Wohnsitzen anzudeuten. Um den Gotthardstock, an den Quellen des Rheins und Tessins der alte Stamm der Lepontier; im Innern des jetzigen Graubündens die gefürchteten Rhucantier und Kotuantier; von ihnen gegen Mitternacht die Saruneten und Estuer, ostwärts aber weithin die Noriker und Brennen, am Inn und im Vinstgau die Vennonen, südlich die Camuner und andere. Verwandt, wenigstens stets mit ihnen verbunden, war das Volk der Vindelicier, nördlich vom Bodensee, am Lechfluß, bis wo der Inn sein helles Alpenwasser mit der trüben Donau mischt. Oefters werden beide Völker, Rhätier und Vindelicier, in alten Historien so innig verbunden gezeichnet, daß man geneigt wird, ein engeres Band als bloße Kriegsgenossenschaft zu vermuthen.

Durch Natur und befestigte Orte geschützt, in rauher Wildniß und steter Kriegsübung wieder zu mannhafter Thätigkeit erzogen, dehnten die alten Rhätier Namen und Herrschaft weit über die Grenzen des nachmaligen Bündnerlandes aus. Ihr Gebiet reichte gegen Morgen bis an die carnischen Alpen und wo der Inn sich mit der Donau vereinigt; gegen Mittag dann durch die südlichen Vorberge, in welchen das Hochgebirg sich gegen die lombardische Ebene niedersenkt, — von den euganeischen Bergen, von Verona und dem Garda-See bis westwärts in die Umgegend von Como. Gegen Abend wohnten sie bis an die „Summae alpes," d. h. die Gebirgsstöcke des Adula und St. Gotthard; gegen Mitternacht über den Wa-

lensee bis zum Zürchersee und was zwischen demselben bis zum Bodensee und Rhein liegt. Bei Pfyn (ad fines) und Arbon (arbor felix) stießen sie an die Grenzen des römischen Helvetiens, und nordöstlich vielleicht bis zum Lech, der sie von den befreundeten Vindeliciern trennte.

Als rhätische Städte galten Verona, wo des Augustus Lieblingsgetränk — der rhätische Wein wuchs („vinum rhaeticum, quo delectabatur Augustus"), Brixen und Trident, dann am Innfluß Veldidena, welches einer ihrer Hauptorte — Wilten bei Innspruck — gewesen seyn soll. Für diese Ausdehnung zeuget auch der rhäto-romanische Klang in vielen uralten, noch jetzt gebräuchlichen Namen von Ortschaften, Bergen, Thälern und Gütern im ganzen Umkreis des bezeichneten Ländergebiets; sie findet Bestätigung in der Fortdauer rhäto-romanischer Sprachdialekte in mehrern einsamen Thälern Tyrols.

Zur Friedenszeit tauschten die Rhätier des Hochgebirgs gegen Harz, Honig, Käse, Thierhäute und andere Produkte ihres Landes im benachbarten Oberitalien die nöthigsten Lebensbedürfnisse ein; aber eben so oft wurden sie auch der Schrecken jener Niederungen durch verheerende Raubzüge. Mit unmenschlicher Grausamkeit sollen sie besonders in Italien, oft auch im Rauracher- und Sequanerland gewüthet haben, — als ob sie durch Ausrottung der männlichen Bevölkerung den Verlust der alt-italischen Wohnsitze hätten rächen wollen.

Seitdem begannen die Kriegszüge römischer Statthalter wider diese Streifhorden, bald auch gegen ihre Wohnsitze im Gebirg. Cnejus Pompejus schlug sie in Oberitalien, als sie im Jahr 665 p. U. die römische Stadt Como verwüstet hatten; Munatius Plaucus züchtigte sie Anno Urb. 712, als sie das Raurachenland wiederholt anfielen. Ihre Grausamkeit im Kriege war so groß, daß — nach Strabo's Bericht, sich sogar die rauhen Germanen darob entsetzten. Um jene Einfälle abzuwehren, eben so oft aus Ehrsucht, um durch Siege über eine so gefürchtete Nation glänzende Triumphe zu verdienen, wurde bald wider diesen bald jenen Stamm der Rhätier ein römischer Kriegszug gewagt; aber auch über sie wurde öfter triumphirt, als obgesiegt, und kein dauernder Erfolg ist bekannt, bevor nicht der Riesenkörper des römischen Reichs in die Machthabung eines Einzigen gefallen war.

Im Jahr 739 der Stadt Rom, etwa 15 Jahre vor unsrer Zeitrechnung, beschloß Kaiser Augustus den Krieg wider Rhätien und Vindelicien, theils um Italien und Gallien vor ihren Einfällen zu sichern, theils um die wankende Treue anderer Provinzen zu festigen, theils auch wegen seiner Absichten auf Germanien. — Wie immer, so waren auch diesmal Vindelicier und Rhätier verbunden; ihre Macht zu trennen, rückten des Kaisers Stiefsöhne — Tiberius gegen die Vindelicier, Drusus über die tridentinischen Alpen gegen die Rhätier. Die römische Kriegskunst überwand, doch nicht ohne große Opfer, die ungeregelte und vereinzelte Gegenwehr der beiden Völker, obgleich sie wie Männer mit dem Entschlusse fochten,

den Tod der Freien zu sterben („devota morti pectora liberae," Horaz Od. IV, 14.) Wie tief der römische Held, der vom Schicksal bestimmt war, die Freiheit der tapfersten Nationen zu besiegen, in das Innere des rhätischen Hochgebirgs vorgedrungen, ist aus den poetischen Schilderungen des Horatius nicht zu entnehmen, — eben so wenig, welche furchtbare Felsenburgen er in seinem Siegeslaufe gebrochen habe („Drusus — arces alpibus impositas tremendis dejecit"). In allen Schlachten besiegt, nachdem auch im letzten Entscheidungskampfe die rhätischen Mütter ihre Kinder in die Lanzen und Schwerter der Feinde geschleudert, damit die Jugend den Untergang der Freiheit nicht überlebe, beugten sich die Rhätier.

Dieser rhäto-vindelicische Krieg hatte den Römern viel Arbeit, Blut und unsägliche Mühe gekostet, ehe sie besonders die Licatier, Clautinatier und Vennoneten — die wildesten unter allen Vindeliciern, und ebenso die grimmigsten Völkerschaften Rhätiens — die Rukantier und Kotuantier zu dauerndem Gehorsam geschmeidig machen konnten. Desto lauter war der Jubel zu Rom; Drusus wurde als der Held der Nation in Liedern gefeiert und mit Denkmalen beehrt; der überwundene Flußgott des Rheins, der zweigehörnte, ward auf goldenen und silbernen Münzen in sitzender Stellung abgebildet, obgleich Lucan versichert: die Quelle des Rheins sey noch unbezwungen. — In Rhätien scheinen die noch gebräuchlichen Namen Val Druschauna (vallis Drusiana d. i. das Montafun) und Drususthor auf den Bezwinger des Landes hinzudeuten.

2. Rhätien unter römischer Oberherrschaft, bis 400 nach Chr.

Zur Behauptung des Landes errichteten die Römer sowohl an der Grenze als im Innern des eigentlichen Hochrhätiens feste Kastelle und Standlager. In Ortsnamen am Walensee und auf der helvetischen Ostgrenze in der Nähe des Bodensee's will man die Standpunkte der römischen Stationen erkennen, wo die Kohorten der treuesten Hülfsvölker und die zuverlässigsten Legionen sowohl die Grenzen deckten, als den Trotz der Ueberwundenen niederhalten sollten. Von Como aus führte eine Heerstraße in das Alpenhochland, eine andere durchschnitt die östlichen Alpen von Verona nach der römischen Municipalstadt in Vindelicien. Diese Kolonie, von Tiberius am Lech gestiftet, früher Zisara geheißen, nun Col. Augusta Vindelicorum, Sitz des römischen Landpflegers, wurde die Grundlage zum heutigen Augsburg. Vindelicien wurde dann später Rhaetia secunda, das rhätische Hochland Rhaetia prima genannt; letzteres stand selten unter dem Landpfleger zu Augsburg, gehörte meistens zu Italia. Dahin gestellt bleibe die Behauptung: man habe viele Tausende der rhätischen Bergvölker in entfernte Gegenden versetzt und dagegen fremde Volkshaufen in Rhätien angesiedelt; viele der ausgeführten Rhätier sollen sich selbst, aus Gram über die verlorene Heimath, den Tod gegeben haben.

Bekanntlich aber war es Roms Taktik, mit der frischen Kraft und eigenthümlichen Kriegsfertigkeit der Ueberwundenen den Freiheitstrotz anderer kraftvollen Völker zu brechen. Daher wurde auch in Rhätien die beherzte Jugend zum Dienst in den Legionen ausgehoben — „cohortes Rhaetorum;“ in der Provinz selbst und zu ihrem Schutz wurde überdies eine waffengeübte Landmiliz errichtet. Fortan dienten die rhätischen Kohorten mit Ruhm in Dacien, Syrien und Aegypten; im Jahr 16 nach Chr. retteten die Rhätier in der Schlacht an der Weser ihren Feldherrn Germanicus, den Sohn ihres Ueberwinders. Als im Jahr 69 nach Chr. die Helvetier, der Tapferkeit ihrer Väter eingedenk, gegen die Römer einen unbesonnenen Aufstand wagten, half die rhätische Landmiliz sie am Bözberg überwinden und vernichten.

Ueber Rhätiens Alpenpässe zogen sodann römische Heere nach Süddeutschland und an den Rhein; später als seit Hadrians Zeit germanische Völker öfters wider die Schwellen des Römerreichs anstürmten, wurde das rhätische Hochland eine schützende Vormauer Italiens. Damals soll, nach der gewöhnlichen Annahme, am Fuße des Hügels, wo die beiden Römerkastelle Marsoila (mars in oculis) und Spinoila (spina in oculis) als Sitz eines Landpflegers über die Treue des Volks wachten, die Stadt Curia Rhaetorum — das jetzige Chur entstanden seyn; aber die Lage des Orts läßt schon auf frühern Anbau daselbst schließen. Vielleicht lag hier schon in uralter Zeit ein rhätischer Gerichtsort oder ein Waffenplatz (guerra?); nachher ward sie Sitz eines römischen Provinzial-Gerichtshofs (Curia), und daher mag ihr Name stammen. Auch über Anlage und Zug römischer Heerstraßen durch Rhätien ist Vieles schwankend, doch schon frühe zog eine Römerstraße von Clavenna sowohl über Murum und Tinnetone (Tinzen), als über Tarvesede (Splügen?) nach Curia, und von da theils nach dem Walensee, theils über Magia oder Lupinum (Meienfeld) nach Brigantium am Bodensee. Daß zu Tiefenkasten ein Römerkastell gestanden, daß eine Straße aus dem Etschthal durch das Engadin eröffnet worden, welche Drusus erbaut, Tiberius Claudius später wieder hergestellt habe, ist um so glaublicher, als sowohl im Unterengadin Spuren römischer Vestungswerke und Fündlinge aus der Römerzeit, als sichtbare Wagengeleise in Felsenboden am Silsersee und auf dem Julier jene Vermuthungen zu bestätigen scheinen.

Mit der römischen Oberherrschaft und Ansiedelung in Rhätien breitete sich auch ihre Sprache und Kultur daselbst aus. Die noch jetzt gebräuchlichen rhäto-romanischen Sprachdialekte — Romaunsch und Ladin genannt — verrathen ihre Verwandtschaft mit der altitalischen Volkssprache (sermo rusticus oder lingua rustica romana); die ausgebildete Schwestersprache der herrschenden Roma übte dann während vierhundert jähriger Uebermacht ihren Einfluß auf die rauhere Volkssprache der rhätischen Stämme. Prüfende Sprachforscher dürften vergebens in diesem Sprachengemeng nach tuskischen Wurzeln und Stämmen suchen; obschon der Ehrgeiz einiger Scribenten

diese romanischen Dialekte zum hohen Alter tuskischer Herkunft erheben wollte.

Während der Römerherrschaft wurde in Rhätien, wahrscheinlich zuerst im stillen Schoße einzelner Familien, das Samenkörnlein der Lehre Jesu ausgestreut. Die Eroberungssucht Roms und die Ausbreitung ihrer Sprache, die Zerstreuung ihrer Kriegsvölker über alle dienenden Länder trug die Bildung der alten Welt und das Evangelium zu allen Völkern hin und machte sie geistig frei, während sie volksthümlich und politisch vor den Fasces der Weltherrscherin sich beugten. Auch in Rhätien mögen römische Krieger die ersten Aupflanzer des Christenthums gewesen seyn, denn sicherlich gab es auch hier Christen, bevor christliche Gemeinden und ein Bischofssitz gestiftet worden.

Merkwürdig, daß in einem Lande, wo so lange Römer geherrscht, sich so wenig römische Geschlechtsnamen, und nirgends eine sichere Spur von ihrem Götterwesen, nirgends römische Tempel und Altäre vorfinden, während das benachbarte Helvetien deren Viele aufzuweisen hat. Wie ein leiser Ton aus Dämmerung oder Nacht, so unbestimmt tönt aus dunkler Vorzeit die Sage, daß bei den uralten Rhätiern der altceltische Juldienst die Religion des Landes gewesen. Auf heiligen Höhen, bei stillen hochgelegenen Wassern, — auf dem Julier und Adula (oder Atjula d. i. Herr oder Vater Sonne) sollen sie dem Hyol, Joul oder Jul religiöse Feste gefeiert und ihm zur Zeit der Sonnenwenden einen Hahn und Eber geschlachtet haben. Dahin deuten die Säulen auf dem Julierberg, dahin die Sage von einem Tempel der Nymphen an den Quellen des Hinterrheins. Ob auch der Dienst der rhäto-vindelicischen Ernte-Göttin Ciza oder Zisa im Hochlande seine Altäre und sein Herbstfest (am 28. Sept.) gehabt habe, und ob vielleicht der Ortsname Zizers (denn auch Augsburg hieß Zizerim oder Zisara von Zisae ara) daher stamme, läßt sich eben so wenig bestreiten als beweisen. Dieser celtische Götterdienst und was sonst altrhätische Gottesverehrung gewesen, scheint, ohne Zwischenstellung römischen Götzenwesens, unmittelbar vor der reinern christlichen Erkenntniß zurückgetreten zu seyn.

Als der eigentliche Apostel Rhätiens gilt der heil. Lucius confessor, der nach der Legende ums Jahr 182 zu Marc-Aurels Zeit aus Britannien über Augsburg nach Rhätien gekommen, hier Verkünder der frohen Heilsbotschaft gewesen und sammt seiner Schwester Emerita den Martyrertod gestorben seyn soll. Unverkennbar fließen in dem Namen Lucius mehrere Legenden so verwirrt zusammen, daß schwer zu sagen ist, wer und woher der rhätische Apostel Lucius confessor gewesen; was darüber, fast fünfhundert Jahre später, der englische Abt Beda berichtet, wurde — so unzuverlässig es ist, ohne historische Kritik gläubig angenommen.

Nicht bestimmter sprechen Legenden und geschichtliche Notizen über St. Fridolin, St. Fidelis und St. Valentin, und ihr Missionswerk im alten Rhätien. Der erstere soll

im nördlichen, der letztere im östlichen Landestheil das Wort vom Gekreuzigten gepredigt und viele heidnische und von der arianischen Lehre umstrikte Seelen bekehrt haben.

Ein andrer Bekehrer, der hl. Gaudentius, arbeitete im Bergell an Heiden und christlichen Irrgläubigen; daß derselbe früher Bischof von Novara gewesen, hat keinen historischen Grund. Er starb unweit Casaccia am Fuße des Septmer den Martyrertod; eine uralte Kirche steht dort als Denkmal seiner Wirksamkeit.

Nachdem dann im Römerreich die christlichen Gemeinden zu bisthümlichen Sprengeln vereinigt worden, scheint auch bald nach Constantin des Großen Zeit in Rhätien das Bisthum Chur aufgekommen zu seyn, denn schon aus dem vierten Jahrhundert wird der Name eines Bischofs von Chur, als dem Metropoliten von Mailand untergeben, aufgeführt; daß hiebei eine Verwechslung der Zeiten statt fand, ist mehr als wahrscheinlich. Nach der allgemeinen Annahme gilt der hl. Asimo ums Jahr 450 als der erste Bischof des rhätischen Hochstifts, der auf einer Provinzialsynode zu Mailand 452 durch die Hand des Bischofs von Como sich in die Reihe der Kämpfer wider die arianische Lehre aufzeichnen ließ.

3. Rhätien in der Periode der Völkerwanderung, von 406 — 536.

In Rom war unterdessen die alte Kraft des Reichs gebrochen worden, das Volk begnügte sich mit Brod und Schauspiel, die Legionen und wer die Leibwache befehligte, verfügten über Wahl und Sturz der Kaiser. Selten stieg ein großer Mann, häufiger noch ein glücklicher Krieger auf den Thron der Cäsarn. Die Provinzen waren verödet, der Rest der Völker entnervt und fast wehrlos. Helvetien wurde zu Julians Zeit eine Wüste genannt, in Rhätien mag es nicht besser ausgesehen haben. Als sodann, seit der Theilung des Reichs in mehrere Regierungsbezirke, immer kräftiger der Ansturm der germanischen Völkerbündnisse (Hermanien) auf die Grenzländer des Römerreichs begann: wer wollte und konnte in den menschenarmen Provinzen für die Tyrannen des Aufgangs und Niedergangs aufopfernden Widerstand leisten? Helvetien und Rhätien wurden seit 162 öfters die Beute der wildverheerenden Alemannen, und die Befehlshaber des römischen Kriegswesens in diesem Gebiet (duces limitis rhaetici) konnten das Land nicht schützen, — mochten nicht hindern, daß die Barbaren über rhätische Gebirgspässe nach Italien stürmten und bis Ravenna verwüsteten. Ohne dauernden Erfolg hatte des Constantins Feldherr, Arbetio, von Rhätien aus glückliche Feldzüge gegen die alemannischen Lenzer unternommen, Kaiser Julian sie bei Straßburg hart gezüchtigt und die Juthunger aus Rhätien vertrieben; denn so oft schwache Herrscher oder innere Kriege im Römerreich Alles verwirrten, stürmten die nordischen Barbaren mit keckem Muthe in die Vorländer ein. Doch ist Müllers Wort: „daß in Rhätien Alles Alemannisch

geworden," — durch kein sicheres Zeugniß begründet. Wohl wurde das östliche Gebiet (Tyrol) von den Alemannen dauernd besetzt, aber in Hochrhätien scheinen sie niemals festen Fuß gefaßt zu haben. Zur Zeit Attila's sollen neue Scharen italischer Flüchtlinge, nach den Siegen Clodwigs des Franken auch alemannische Haufen im rhätischen Gebirg Schutz gesucht haben.

Nachdem Roms Schwert 476 gebrochen worden und der Stecken erkennen mußte, daß er von Holz sey, fiel Rhätien in die Gewalt des Ostgothenkönigs Theodorich, der es durch seinen Statthalter Servatus sorgfältig verwalten ließ. In seinem Briefe die merkwürdigen Worte: „Rhätien ist eine Vormauer Italiens und ein Schlüssel der Provinz, daher nach unsrer Ansicht Rhätia mit Recht retia, das ist ein Netz genannt worden, den wildesten und grausamsten Völkern gleichsam als Garn vorgespannt, darin man die Barbaren fangen und schlagen mag. — — — Es ist unsre Meinung, daß die dir anbefohlene Kriegsmannschaft mit dem Landvolk den bürgerlichen und ländlichen Rechten gemäß leben, und ihr Sinn sich nicht deswegen überheben soll, weil sie bewaffnet sind. Die Schilde und Waffen habe ich euch übergeben, den Römern (den Romanen) Ruhe und Frieden zu schaffen, und daß unter deren Schirm sie glücklich und in sichrer Freiheit leben können." — Seitdem ist glaublich, daß viele deutsche Ansiedler in Rhätien sich niedergelassen; aber es ist, wie Müller sagt, keineswegs leicht auszumachen, „was, vom Prättigau bis zu den Gemeinen ob Verona (sette communi) in jedem Thal Tauruskisch, Rhätisch, Cimbrisch, Alemannisch, Gothisch oder Deutsch ist." — Wer in Rhätien nicht Gothe war, hieß Romanus und stand unter eigenen Richtern und römischem Recht. Ein Drittel der Güter nährte die Truppen des gothischen Herrschers, bis nach Theodorichs Tode der Ostgothen-König Vitiges von den Franken gedrängt, von den Heerführern des griechischen Kaisers überwunden, im Jahr 536 die Provinz Hochrhätien an den Frankenkönig Theodebert abtrat. Seitdem gehörte Rhätien zum austrasischen Frankenreich.

4. Rhätien unter fränkischer Obermacht, von 536 — 916.

Die Provinz Rhätien war zu Ende des 6. Jahrhunderts auf den Umfang der Diözese Chur beschränkt, obgleich König Dagoberts Brief dawider spricht. Es ist aber hier die Grenze der Provinz von dem Gebiet zu unterscheiden, das vordem Rhätien gewesen und noch lange also bezeichnet wurde. Die Provinz wurde im Gegensatz seiner deutschen Nachbaren der churwelsche Gau oder Curwalchen (pagus curvvalhoa, auch comitatus oder ducatus curiensis) genannt; bald war sie mit Alemannien verbunden, bald getrennt; die innere Verwaltung stand bei einem Praeses *). Fast zweihundert Jahre

*) Der vermuthlich nur Civilstatthalter war, so daß die militärische Verwaltung immer dem Herzog von Alemannien blieb.

war die Würde eines Praeses oder Grafen von Chur gleichsam erblich in der Familie Victors I., der ums Jahr 600 diese Provinz verwaltete. Unter 6 weltlichen Vorstehern und 4 Bischöfen aus diesem Geschlecht standen die weltlichen und geistlichen Angelegenheiten; einige derselben waren Bischöfe und Grafen zugleich. Um die Zeit Victors I. stiftete der Einsiedler Sigisbert, ein Schüler Columbans, am jungen Vorderrhein in der wilden Umgegend die Zelle Desertina, im Jahr 614, welche durch die Güterschenkung des bekehrten Placidus zur Abtei Disentis erwuchs. Sie wurde für Landbau und Gesittung des Volks eine Pflanzschule, von ihr gingen Christenthum, Anbau des Thales Ursern, Straßenbau und Ordnung des bürgerlichen Lebens aus. Zwischen Ursern, Tawätsch und Disentis entsteht ein politischer, sprachlicher und kirchlicher Verband, dadurch Berührung und Uebersiedelung zwischen Wallis und Rhätien. Der Abt von Disentis bestätigte die Wahl eines Thalammanns in Ursern und derselbe mußte als Zeichen der Lehensabhängigkeit dem jeweiligen Abte zwei weiße Handschuhe geben. Diese Huldigungsform soll bis auf die neuere Zeit (1785) fortbestanden haben. In kirchlicher Hinsicht ist merkwürdig der uralte Kreuzgang oder die Prozession; abwechselnd zogen die Leute von Ursern, Tawätsch und Disentis mit Kreuz und Fahnen bald zum Hospitium in St. Gotthards Bergthal, bald in gleicher Gemeinschaft nach Sta. Maria auf dem Lukmanier, wohin denn auch die Bewohner von Olivone kamen, — ein Brauch, der bis gegen die neuere Zeit beobachtet wurde. Aehnliche Züge an Wasserscheiden und Flußquellen hat die neuere Erdkunde auch bei heidnischen Völkern in den übrigen Theilen der alten und neuen Welt nachgewiesen.

Früher als Disentis wurde das Kloster Katzis von den Victoriden als Familienstiftung gegründet und beschenkt; Bischof Valentian stiftete 540 das Kloster St. Luzi bei Chur, und der heil. Pirmin legt 724 den Grund zur Abtei Pfäfers. Streifende Avarenhorden, nach dem Brauch jener Zeit Hunni genannt, verheeren ums Jahr 670 das rhätische Land und sollen die Mönche der Abtei Disentis mit Keulen erschlagen haben; darauf habe das erzürnte Landvolk die Räuberschaar umringt und niedergemacht.

Durch Schenkungen und Schirmsuchende wurde der rhätische Klerus, sowohl Klöster als das Hochstift, begütert und einflußreich; der Bischof gewinnt Land und Leute. Neben dem Bisthum hebt sich schon um jene Zeit das Ansehen edler Geschlechter alemannischer und fränkischer Herkunft, von welchen wohl die Mehrzahl der alten Burgen, so ursprünglich deutsche Namen tragen, erbaut wurde. Auch sie gewinnen Herrschaft über Land und Leute, und so wurden das Lehnsystem und Klosterwesen zwei mächtige Hebel zur Förderung der Landeskultur. So wenig Spuren aus jener Periode für Pflege geistiger Bildung und Wissenschaft in Rhätien, so unverkennbar ist der Fortschritt im Anbau des Landes. Der Wald wich dem Acker; Bedürfniß und Berührung mit dem Ausland siedelten fremde Gewächse an. Im bündnerischen Oberlande, wo jetzt auf keinem Hügel die Weinrebe blüht, wurde schon ums Jahr 766

Weinbau getrieben. Um so eher glaublich, daß schon früher die Weinrebe das sonnige Geländ um Mayenfeld und Malans schmückte. Urkundlich ist erweisbar, daß in Mayenfeld 968, in Fläsch 1091, in Jenins und Malans 1178 Weinbau getrieben wurde. Auch Ackerbau und Obstzucht hoben sich; die Zahl der Dörfer mehrte sich durch Erweiterung der Höfe. Aus dem Dunkel jener Zeit treten, nach Joh. Müllers Zeugniß, zum erstenmal die Ortsnamen Andest, Flims, Sagens, Sonvir, Hohentrins, Schlöwis, Ilanz, Cästris, Obersaxen, Riein, Ruschein, Brigels, Surcastel, Fällers, Präz, Campell, Ems und andere empor. Diese oder doch ähnliche Namen enthält Bischof Tellos Testament, aber schwer die Entscheidung, was nur Höfe oder schon eigentliche Dörfer gewesen. Noch lange nachher werden viele dieser Ortschaften Höfe (curtes) genannt.

Die Bergpässe über die rhätischen Alpen gewinnen neue Wichtigkeit unter den fränkischen Königen, welche in ihren Kriegen mit den Longobarden mehrmals Züge durch Rhätien nach Italien machen. Es ist schwer zu sagen, ob der Paß über den Septmer und Julier, oder die Uebergänge aus den Thälern des Hinter- und Vorderrheins damals am meisten benutzt worden. Mancherlei Spuren deuten auf Heerzüge durch das bündnerische Oberland, vielleicht über Vals und Rheinwald, über den Lukmanier und Gotthard. Auf diesen Zügen soll Pipin die Schlösser Hohentrins und Marschlins erbaut haben. In dieselbe Periode, sicherlich nicht viel später, fällt die Erbauung der Domkirche auf dem Hofe Chur; sie wird das Werk Tellos, des letzten Bischofs aus dem Hause der Victoriden, genannt, der vor seinem Absterben sowohl dem Hochstift als der Abtei Disentis reiche Schenkungen vermachte. Sein Testament ist von 766, er starb 773. — Carl der Große, der über wichtige Grenzländer lieber Bischöfen als weltlichen Großen mit erbfähigen Söhnen die Verwaltung anvertraute, überließ dem Bischofe von Chur die gräfliche Würde, bis bei entstehenden Streitigkeiten derselbe Herrscher im Jahr 806 die weltliche Gewalt an den Grafen Hunfried, Stifter von Schännis, verleiht. Dieser Graf hatte 807 seinen Sitz in curte ad campos mallos, woraus hervorgeht, daß zu Mayenfeld die in der carolingischen Periode aufgekommenen Mayfelder zu Gericht und Verwaltungssachen abgehalten wurden.

Dem Großen Carl wird auch die Stiftung des Münsters im jetzigen Münsterthal (val Müstair) zugeschrieben, die Einkünfte des Veltlins vergabte er an die Abtei St. Denys bei Paris. Unter seinem Regiment herrschten Sicherheit und Gesetzlichkeit in allen Theilen des Reichs; im Jahr vor seinem Tode, 813, sendet er den Bischof Wolfhardt von Rheims nach Rhätien, um daselbst die obrigkeitlichen und kaiserlichen Geschäfte zu besorgen.

Sobald der starke Arm Carls des Großen dem Reiche fehlt, hebt sich unter seinen schwachen Nachfolgern in dem entlegenen Berglande die Uebermacht der geistlichen, die Zügellosigkeit der weltlichen Großen. Damit beginnt die traurige Periode, wo der Edle nach der Zahl seiner Kriegsknechte die

Grenzen seines Rechts absteckte, wo die Faust an der Stelle des Gesetzes entschied. Seitdem wilde Wirren und Fehden wie überall im Reiche, so auch in Rhätien; das Bisthum und die Abtei Pfävers leiden unter der Willkühr des Faustrechts. Im Vertrag zu Verdun 843 fällt Rhätien an König Ludwig den Deutschen und das Bisthum Chur kommt unter das Erzstift Mainz. Als darauf 888, nach Carls des Dicken Thronentsetzung, die Nationen des carolingischen Reichs unter verschiedene Regenten auseinandergingen, blieb Rhätien unter dem Schutz eigener Grafen bei Deutschland. Unter den Königen Arnulf und Ludwig dem Kinde war eine Zeit voll Anarchie; zu dem Druck der innern Fehden kamen die Streifhorden wilder Völker. Wer dannzumal die Grenzprovinzen schützte, galt als ihr Herr; das gab den Grafen daselbst fast herzogliche Gewalt. So in Rhätien dem Grafen Burkhard von Lenzburg, nach dessen Ermordung der Comitatus curiensis dem Herzogthum Schwaben zugetheilt wurde.

5. Rhätien unter den schwäbischen Herzogen, von 916 — 1268.

Eine Landplage waren die durch das Alpenland streifenden Horden der Magyaren oder Ungarn; noch verderblicher, weil näher und bleibend, die Sarazenen, welche an Rhätiens Bergpässen in festen Orten sitzend, das ganze Land bis zum Kloster St. Gallen hin verwüsteten. Dies gab Veranlassung, größere Ortschaften mit Mauern zu verwahren, und manche Burg, deren Bau man gemeiniglich dem Raubgewerbe zügelloser Edelleute zuschreibt, mag zu des Thales Schutz und als Zufluchtsstätte für Habe und Personen erbaut worden seyn.

Ueber drei Jahrhunderte lang stand Rhätien unter der Macht schwäbischer Herzoge, welche selbst oder durch Grafen die Herrschaftsrechte und das Richteramt verwalteten. Der königl. Fiscus hatte noch viele Gefälle und Lehnsgüter in diesem Lande; viele dieser Rechte und Einkünfte schenkten die Könige aus dem sächsischen Hause dem Bisthum. In dem Zeitraum von 940 — 980 erlangen die Bischöfe viele solcher Vorrechte und königliche Vergabungen, denn auch diesem Königshause waren Rhätiens Gebirgspässe wegen der Römerzüge wichtig. Neben der militärischen Bedeutsamkeit stieg der Werth der rhätischen Straßen in merkantilischer Hinsicht, weil der damalige starke Handelsverkehr Venedigs und der Lombardie mit Süddeutschland und dem Rhein theils über Mailand, theils über das Etschthal und Engadin, über Julier und Septimer nach Chur, Walenstadt und Zürich seinen Zug hatte. Vielleicht hatte das Bergell es seinem Straßenzug zu verdanken, daß ihm König Conrad II., da es ohnehin von freien Leuten bewohnt war, im Jahr 1024 Reichsunmittelbarkeit verlieh; doch blieb es nur kurze Zeit in diesem Zustande, denn schon 1036 wurde seine Verwaltung wieder dem Bischofe überlassen. Das Land diesseits der Berge war in zwei Grafschaften über und unter der Lanquart getheilt. Letztere wurde wahrscheinlich von den Stammvätern der später in die beiden Geschlechter Montfort und Werdenberg getrennten Häuser ver-

waltet. Das Comitat ob der Lanquart hieß auch die Grafschaft Lax oder Laax; sie scheint ursprünglich alles Land diesseits der Centralkette bis zur Lanquart, später nur das Thal am Vorderrhein umfaßt zu haben.

Im großen Streit zwischen der päpstlichen und kaiserlichen Gewalt, als Gregor VII. Machtbegier und Heinrich IV. wankelmüthige Schwäche das Reich verwirrten, hielten es zum Verdruß des Bischofs viele rhätische Edeln mit dem Kaiser; daher große Parteiung und Unruhen im Lande, bis Herzog Welf von Bayern mit Heeresmacht die Edeln zum Gehorsam gegen den Papst und seinen Schützling Rudolf von Schwaben zwingt.

Mit dem Einflusse der Hohenstaufen in Rhätien hören die großen Vergabungen an das Bisthum auf, das Volk wird seitdem mehr als früher mit deutschen Kolonisten vermischt, und im Schirm des herrschenden Hauses heben sich neue adeliche Geschlechter deutschen Ursprungs empor. Der Geist der Kreuzzüge ergreift auch hier Adel und Volk. Unter den 50 Grafen, 130 Baronen und 1200 Edeln, welche aus dem helvetischen Alpengebiet nach dem gelobten Lande zogen, mögen auch viele rhätische Edeln gewesen seyn, denn wer nennt uns die Namen der Männer und Ritter, welche in den Zügen Conrad III. und Friedrich I. unter den Bannern Gebhards von Tarasp, des Johannes von Monfort und andrer nach dem gelobten Lande zogen!

Mehr und mehr werden aber die Schicksale Rhätiens von den Großen seines Landes abhängig. An den Adel, an das Bisthum und deren friedliches oder kriegerisches Walten knüpft sich die Geschichte des Volks, sein Wohl und Weh an, bis dasselbe in einer langen Schulzeit harter Prüfungen erzogen, endlich der innern Willkühr und Ungebundenheit seiner Großen müde, zu Ordnung seiner öffentlichen Angelegenheiten Muth und Einsicht gewinnt. Es ist daher unvermeidlich, einen Blick auf die innern Zustände und das Verhältniß der Herrschenden und Dienenden zu werfen.

Das Bisthum Chur wuchs im Laufe der Jahrhunderte zu einem mächtigen Stamme im rhätischen Volke empor, und die Bischöfe greifen als Dynasten und Vorsteher der Kirche tief in die Schicksale des Landes ein. Die Reihe der Bischöfe seit Asimo bis auf Carl Rudolf (von 450 — 1794) zählt 86 Männer auf, welche in den frühern Perioden des Mittelalters mit der Barbarei des Landes und Volks, dann mit einem zahlreichen und fehdelustigen Adel, später mit der Reformation und ihren Folgen, noch später, und zwar nicht immer ohne eigene Schuld, mit den politischen Parteien schwere Kämpfe zu bestehen hatten. Durch Anbau von Wildnissen, durch Stiftung von Kirchen und Pfründen, durch Kauf und Schenkungen, durch Uebernahme von Schirmpflichten über Thäler und einzelne Ortschaften, durch Erwerb von Lehen und kluge Benutzung der ihnen früher übertragenen gräflichen Gewalt und als Reichsvögte, hatten die Bischöfe nach und nach viele Dienstmannen und Unterthanen, Gefälle, Einkünfte, Privilegien und

Herrschaftsrechte gewonnen. Schon in der Mitte des 12. Jahrhunderts waren die Bischöfe als Dynasten über Land und Leute zu einer politischen Macht in Rhätien herangewachsen und gewannen immer mehr Privilegien und Herrschaften. Bischof Conrad von Biberach erkaufte von den Grafen von Camertingen die Herrschaft über das Oberengadin, 1139, und übertrug die Verwaltung denen von Planta; ein Unglück bringt dem Kloster St. Luzi die reiche Schenkung Bendern; zu Herstellung der Zucht ruft der Bischof neue Ordensleute nach St. Luzi und Katzis; von Kaiser Friedrich dem Rothbart, der seinem Sohne Friedrich 1170 die Kastvogtei des Hochstifts verleiht, erhielt Bischof Egino den fürstlichen Titel („princeps noster"). Das Domkapitel gewinnt ums Jahr 1150 durch eine Schenkung Land und Leute in Schiers und Grüsch, woraus das dortige Chorherrngericht entstand. Alles dies mehrt das Ansehen und den Einfluß der Bischöfe in weltlichen und kirchlichen Angelegenheiten.

Der rhätische Adel ersteht aus dunkeln Anfängen neben dem Bisthum als eine zweite politische Macht des Landes. Schon die Bauart in den Burgen, ihre Lage und Namen lassen zwischen dem urrhätischen und dem aus Deutschland eingewanderten Adel etwelche unterscheidende Merkmale gewahren. Seit der Mitte des 12. Jahrhunderts heben sich dann geschichtlich über die zahlreichen Edeln niederer Stufen einige Dynastengeschlechter hervor, von welchen wir nur die angesehensten hier anführen. Als freiherrschende Dynasten werden neben dem Bischof und Abt von Disentis, die Herren von Vatz, seit 1160, von Rhäzüns, 1139, von Belmont, 1139, von Sacco (später Sax-Misox), 1139, von Mätsch, 1160, von Aspermont, 1120, überdies die Grafen von Werdenberg, Montfort und Pfullendorf genannt. Theils ausgestorben, theils nicht mehr begütert in Rhätien, waren die Grafen von Camertingen, die Herren von Achalm, von Nellenburg, von Kirchberg und die von Tarasp. — Mit geringerer Macht, zum Theil nur Ministerialen des Bischofs, werden um diese Zeit genannt die Edeln von Reichenberg im Vinstgau, die von Remüß, Haldenstein, Lichtenstein, Schauenstein, Realt, Juvalta, Marmels, Straßberg, Bärenburg, Ruchenberg und andere niedern Ranges und Einflusses. Wie zahlreich der rhätische Adel gewesen, geht aus der großen Menge der Burgen und Ritterschlösser hervor, deren man gegen 160 aufzählt, obgleich unwahrscheinlich ist, daß jedes Schloß ein eigenes adeliches Geschlecht hatte. Von vielen dieser Edelsitze sind die Namen der Burg und ihrer ehemaligen Besitzer unbekannt. Die Mehrzahl der Ritter und Herrn versäumte, durch edle Thaten und bleibende Stiftungen sich und ihr Andenken in der Geschichte des Landes zu verewigen. Noch stehen aber überall in Rhätien die Burgtrümmer „als Gedächtnißsäulen und Leuchtthürme voriger Größe, leer und ausgelöscht, neben der ewig jungen Schönheit der alten Natur." — Gegen einen so mächtigen und oft feindseligen Adel hatte das Bisthum einen schweren Stand; darum kauften oder bauten die Bischöfe viele Schlösser zum Schutz ihrer Unterthanen und Angehörigen.

Beiden, dem Bisthum und Adel, diente in gar verschiedenen Stufen der Hörigkeit die große Masse des Volks, doch hatten aus uralter Zeit einzelne Alodialfreien ihre Selbständigkeit bewahrt und wurden gleichsam der Kern, um den sich ein dritter freier Stand bildete. Schon frühe werden die Leute im Bergell als reichsfrei aufgeführt („liberi homines Praegalliae“); später die Freien auf Lax, häufiger die „freien Leute ob dem Flimser Wald“ genannt. Die städtische Gemeinde in Chur erwarb sich im Laufe der Zeiten solche Rechtsamen, wodurch sie von Hörigen und Unterthanen sich unterschied. Neben diesen erscheinen auf Davos und zu Langwies, im Vorderprättigau, auch zu Flims und auf Mutten, die freien Walser („Walisenses a servitute liberi“). Von den Walsern auf Stürvis die urkundlichen Worte: „sie sollen dem Lehnherrn mit Geding dienen zu seiner Nothdurft und Ehren, mit Schild und Spieß nach Walserrecht.“ Diese Walser erscheinen in Bünden immer als Deutschredende und bewohnen einsame Hochgegenden; in der Kulturgeschichte des Landes spielen sie deshalb eine wichtige Rolle. Aehnliche Freiheiten nach Walserrecht ertheilte Donat von Vatz den Leuten in Belfort, 1289. — Freie Gemeinden stiften auch die hohenstaufischen Kaiser; in ihren Kriegen mit dem Papste und dem lombardischen Städtebund mußten sie darauf bedacht seyn, sich und ihren Kriegshaufen die Bergpässe zu sichern. Es ist ungewiß, ob Friedrich der Rothbart oder Friedrich II. Stifter freier Gemeinden vermittelst Ansiedelung deutscher Volkshaufen oder durch Ertheilung von Privilegien an die, so ihm anhingen, gewesen. Mit besondern Freiheiten begabt, an Alpenüberhängen und dem damaligen Straßenzug wohnend, erscheinen seit der hohenstaufischen Periode: die Kolonie der Deutschen (theotunicorum) im Rheinwald seit 1277, ebenso in Avers, Safien, Obersaxen, Vals. In einigen derselben will man Einwandrer aus Wallis, bei andern schwäbische Sprachähnlichkeit erkennen. Unter inländischen selbstgewählten Richtern dienten sie für Lehngüter, Pacht und Schirm einem erkohrenen Schutzherrn „nach Walserrecht.“ „Wale“ hieß ein Fremder.

So lange die Hohenstaufen mit mächtigem Arme über Rhätien gebieten, werden die Raubritter und Fehden in Schranken gehalten; aber in Friedrich II. letzten Tagen und nach Conradins Ermordung auf dem Blutgerüste zu Neapel (1268) wurde die Verwirrung und das Faustrecht grenzenlos; es war auch hier „die kaiserlose, die schreckliche Zeit.“

6. Rhätien bis zum Entstehen der Bünde, 1250 — 1390.

Mit dem Erlöschen der hohenstaufischen Grafenwürde in Rhätien wird dieses Land zum unmittelbaren Reichsglied. In dieser Periode hebt sich über alle rhätischen Dynasten das Haus und die Macht der Freiherren von Vatz empor. Ihr Walten in Rhätien ist rühmlich. Sie dämpfen den Uebermuth und die verheerende Fehdelust der Raubritter („Stau-

denreuter, Heckenfischer"), stiften Frieden zwischen größern Herren, begünstigen als Familienstiftung das neu aufkommende Kloster Churwalden und den Anbau der Umgegend, bevölkern die Landschaft Davos mit freien Leuten; mit Schwyz stehen sie seit 1261 in Bündniß, und die Freien im Rheinwald suchen freiwillig den Schirm Walthers v. Vatz, 1277. — Kaiser Rudolf belohnte treue Dienste dieses Freiherrn durch Verpfändung der Kastvogtei über das Bisthum, und die Vatzer sind auch Grafen von Laax. Mit dem Bisthum halten sie Freundschaft, bis zur Zeit der zwiespaltigen Königswahl Freiherr Donat von Vatz mit den Bischöfen Friedrich und Rudolf aus dem Hause Montfort, beide Anhänger Oestreichs, in heftige Fehden gerieth.

Dieser Zwiespalt beginnt, als König Albrecht I. seinen Söhnen die Grafschaft Laax sammt deren weitgehenden Ansprüchen, 1299, erblich verleiht, sich auch um die erbliche Vogtei des Hochstifts und der Abtei Disentis bewirbt, und seines Hauses Einfluß in Rhätien zu begründen bemüht. Zu diesem Streben, wie zur Bezwingung der Waldstätte, und zur Erhebung Friedrichs von Oestreich auf den deutschen Königsthron sind die Bischöfe aus dem Hause Montfort thätig. Donat von Vatz, mit den Waldstätten verbündet, Schwager des in der Blutrache beraubten Walthers von Eschenbach, Feind Oestreichs, erzürnt über die Truppensendungen des Bischofs in die Kriege Leopolds gegen die Waldstätte, auch sonst mit dem Bisthum in Streit wegen Lehnsgüter, erhebt die Fehde 1321. Im Dischma auf Davos, und 1323 bei Filisur werden die bischöflichen Heerhaufen geschlagen. Es verdient wenig Glauben, daß Donat gegen Kriegsgefangene Gräuel der Unmenschlichkeit verübt habe; so viel ist gewiß, daß durch seinen Widerstand der wachsende Einfluß Oestreichs zurückgedrängt wurde, als derselbe in Herrschaft auszuarten drohte.

Unter diesem Donat hatte das Haus Vatz seinen Höhenpunkt erreicht, denn es ist fast keine Landesgegend in Rhätien, die nicht sein Eigenthum, seine Vogtei oder im Bunde mit ihm war. Er war, wie seine Vorfahren, mit den freien Leuten in den Waldstätten in Freundschaft, sie halfen ihm bei Filisur seinen Sieg erringen; den Walsern auf Davos bestätigte und mehrte er ihre Rechte; ja er, der von seiner Widerpart so arg verläumdete Mann, wurde freiwillig und auf der Höhe seiner Macht der erste Freiheitsstifter, als er 1289 über seine leibeigenen Leute in Belfort das Zauberwort Freiheit aussprach. „Ich erklär, daß myne Lüt in Belford mier guot Dienst, vill Trü und Bystand geleistet han, deshalben ich selbige erklär alß frye Lüt und nit mer Libaigen 2c."

Uebrigens ist glaublich, daß er in seiner Rache nach der Sitte jener Zeit rauh und hart gewesen; ein Tyrann war er gewiß nicht. Er starb ohne männliche Nachkommen 1333; durch seine Töchter Kunigunde und Ursula kamen die Vatzischen Besitzungen an die Häuser Toggenburg und Werdenberg-Sargans, und diese gehören nun zu den mächtigsten Dynasten in Rhätien. Nach Donats Hinschied brechen die Fehden wieder aus. Der Abt von Disentis, Anhänger Oestreichs, will zum Nach-

theil der Waldstätte den Gotthard sperren; daher Fehde und Niederlage, wodurch 1339 die Abtei zu einem Bündniß mit den Waldstätten gezwungen wird. Dieß der erste Verband zwischen Rhätien und dem entstehenden Verein der Eidgenossen; ein früheres Bündniß von 1319 bestand nur mit Uri.

Der Bischof von Chur erhält 1349 die Reichsvogtei über die Stadt Chur. Auch er und andere rhätische Herren sendeten ihre Unterthanen in die Kriege Oestreichs gegen die Eidgenossen. Bei Sempach und Näfels ernteten sie Niederlage und Schmach, aber aus dieser blutigen Saat erwuchs in den Rhätiern Gedanke und Entschluß, durch verbündete Volkskraft sich der eigenen Dränger zu entledigen.

In dieser Periode ging, wie durch ganz Europa, auch durch das rhätische Alpenland das große Weltsterben oder der schwarze Tod, 1348. Die Klöster Disentis, Pfävers und Mariaberg verloren viele Mönche und eine ungezählte Menge Volks. Im Vinstgau soll nur der sechste Theil der Bevölkerung jene Seuche überlebt, und die Abtei Pfävers über zweitausend ihrer Leute verloren haben *). Noch lange nachher lag aus Mangel an Bebauern viel Land unbenützt; an Jahrzeiten und wohlthätige Stiftungen suchte man das Andenken jener Unglückszeit zu knüpfen.

7. Entstehung der Bünde und deren Vereinigung zur Begründung des Staatskörpers, (von 1390 — 1471).

Die Erschlaffung kaiserlicher Obergewalt begünstigte das Aufkommen politischer Selbständigkeit und Volksfreiheit in diesem Alpenlande, welches ohnehin nur, so lange es Römerzüge gab, wegen seiner Bergpässe die Aufmerksamkeit der deutschen Kaiser auf sich lenkte. Dieser verlassene Zustand, und weil dieser Periode ein Streben nach bürgerlicher Freiheit eigenthümlich war, weckte im rhätischen Volke das Urgefühl seiner Rechte. Es entstanden die innern Bünde gegen Willkühr und Unsicherheit des Rechts, der Habe und Person. Die Lösung des Verbands mit Schwaben, der Druck eines übermüthigen Adels, das Vorbild der Eidgenossen, ihre Siege und glückliche Selbstgestaltung spornten zu innern Verbindungen. Das Bild der freien Walser, der deutschen Kolonisten, der Leute ob dem Flimser Wald, die aufblühende Bürgerfreiheit in Chur mögen mitgewirkt haben. Aber nicht unmittelbar durch die nun entstehenden Bünde wurde das Volk von seinen Unterthanenbanden frei, sondern die eigentliche Freiwerdung und der Erwerb der Souveränetät flossen aus dem später beginnenden rechtlichen Loskauf der Gemeinden und Gerichte von den Herrschaftsrechten der Großen. Erlöschende Herrscherfamilien, ihre Verarmung, ihre Furcht vor dem erwachten Selbstgefühl des Volks, die Vererbung rhätischer Besitzungen und Rechte an entfernte ausländische Verwandte begünstigten den Loskauf,

*) Kein Wunder, da die Seuche in Europa über 25 Millionen weggerafft haben soll.

— und was den Herren gewesen, ging auf das Volk über. Dies die Kette von Verhältnissen, aus welchen allmälig die Begründung des rhätischen Freistaats hervorging.

Die rhätischen Verbindungen waren Bünde zu gegenseitigem Schutz, anfangs unter und durch die Herren, bald in Verbindung mit, bei weiterm Fortschritt des Freiheitssinnes auch ohne, und selbst gegen die Herren. Diese Bündnisse sind zweifacher Art, theils vorbereitende, theils definitive Bundsgestaltungen.

Als vorbereitende Bündnisse kennen wir die Verbindungen:

A. Im Umfang des jetzigen Obern Bundes folgende: Schon im Jahr 1319 ein Bündniß zwischen Uri und der Abtei Disentis; 1339 verbünden sich Disentis, Belmont und Werdenberg mit den drei Waldstätten. Als 1390 das Haus Belmont ausstarb und Sax-Misox dessen Besitzungen im Oberlande erbte, schließen die Herrn von Sax mit dem Abt von Disentis ein Bündniß, das „Part sura“ der Obere Theil oder Bund genannt wurde. Dies wurde zum Grundstein des nachherigen Grauenbundes, denn schon 1395 erweitert sich die part sura durch Beitritt der Grafen von Werdenberg sowohl von Sargans als Heiligenberg für sich und ihre Angehörigen im Oberlande, ferner der Herren von Rhäzüns. Indem diese Herren eine gemeinsame höchste Gewalt in dieser Verbindung bestellen und der Gesammtheit die Entscheidung über streitige Grenzen zwischen Herrschaftsrecht und Unterthanenpflicht übergeben, bildet sich in jener Gegend der Kern zu einem Staatsverband. Vermehrt und befestigt wurde dieser Anfang zu einem Föderativstaat im Mai 1400, als die obgenannten Herren sammt den Leuten im Rheinwald („die vom Rhein“) mit Glarus ein Schutz- und Trutzbündniß abschließen, dessen Dauer bestimmt wird: „so lange Grund und Grat stehen.“ Hierbei siegeln schon mit eigenen Siegeln die Leute im Rheinwald und die Gemeinde Disentis neben dem Abt, — ein Beweis für die wachsende politische Selbständigkeit!

B. Im Umfang des spätern Gotteshausbundes. Schon 1323 schlossen ein Bündniß die Angehörigen der drei Bisthümer Chur, Brixen und Trident — Edele, Städte und Bauern zu gegenseitigem Schirm des Rechts. Sodann 1392 bei Anlaß eines beigelegten Streites um die Inful in Chur, zwischen Herzog Albrecht von Oestreich und dem Bischofe, Kapitel, Dienstleuten und Angehörigen des Gotteshauses Chur, wobei neben Bischof und Kapitel auch das Volk als mitsiegelnder Theil erscheint. Entgegen der part sura im Oberland veranlassen der Bischof und Graf von Sargans — beide vom Geschlecht der Werdenberger — ein Bündniß zwischen ihren Unterthanen diesseits der Alpenkette in Oberhalbstein, Bergün, Obervatz, Domleschg und Schams — „vom Marmelstein auf den Julier bis herab nach Malix“ — 1396. Darin zwar die merkwürdige Klausel: kein Bundesglied gegen den Herrn in Schutz zu nehmen, wenn er die Ungehorsamen strafen sollte; aber bald entwuchs dieses Volksbündniß derjenigen Unterwür-

sigkeit, worauf die Herren gerechnet hatten, als sie zu einem Schritte riethen, den nur Stärkere als sie ohne Gefahr für die eigene Herrschaft wagen durften.

C. Aus dem Umkreis des spätern Zehengerichtenbundes, damals unter Toggenburg, sind keine solche vorbereitende Volksbündnisse bekannt; doch hatte Graf Friedrich, die Regungen in Rhätien beachtend und auf die Zeit seines Todes denkend, seine rhätischen Besitzungen 1429 durch ein Bündniß mit den Gotteshausleuten im Engadin zu schirmen gesucht. Auch ist bemerkenswerth, daß die Glieder der nachherigen X Gerichte schon frühe als constituirte Gerichtsgemeinden erscheinen, und wahrscheinlich auch unter den Freiherren v. Vatz nicht durchweg im leibeigenen Zustande waren. Außerdem wurden noch einige gemischte, gleichsam sich kreuzende Verbindungen zwischen einzelnen Gliedern der Gotteshausleute und des Oberlandes geschlossen, unter welchen wir nur das Bündniß im Domleschg von 1423 hervorheben, das gemeinschaftlich gegen Jedermann, nöthigenfalls selbst gegen die Herren, Ueberfall, Raub, Brand und Todtschlag abzuwehren, sich zum Zweck setzte. Es lehrt, wie allmälig die Begründung eines allgemeinen Landfriedens vorbereitet wurde. Den gleichen Zweck erstrebte ein Bündniß zwischen der Landschaft Sargans und Rhätien, ferner eine Verbindung 1419 zwischen der Stadt Zürich mit Bischof und Bürgergemeinde von Chur.

Hiedurch wurde die Begründung einer, alle Rhätier umfassenden Bundesrepublik vorbereitet; wie damals die Städte nach einer Zunftverfassung strebten, so das rhätische Volk nach einem einfachen aber sichern Rechtszustand. Der Geist dieser sofort entstehenden Bündnisse zeugt für den redlichen Sinn dieses Volks, sintemal die Einigung von Dorfgemeinden, Gerichten und Thalschaften nur Abwehr von Willkühr und Unbill, Beförderung billigen Rechts für Alle, Sicherung des öffentlichen Verkehrs bezweckte, nirgends aber eine Spur von Begier nach gewaltsamer Erweiterung eigner Befugnisse, nirgends Kränkung oder Unterwühlung fremden Rechts.

Aus dem Erzählten ist abzunehmen, daß die rhätischen Bünde nicht erst durch einzelne Gewaltthaten, über deren Hergang und Zeit mancher Zweifel obwaltet, veranlaßt wurden. Die Volkssage hat uns jedoch einige solcher schauerlichen Historien aufbewahrt, wie die wachsende Frechheit übermüthiger Burgvögte, entzügelten Gelüsten fröhnend oder um die Regungen des Freiheitssinnes niederzutreten, gegen Ehre und Eigenthum des Landmannes, gegen Töchter und Ehefrauen die Hände ausgereckt, oder die Unterthanen genöthigt haben sollen, mit Schweinen und Hennen aus Trögen zu essen. Bekannt sind die Sagen, wie Johann Caldar, wie Adam von Camogaschg, dieser im Engadin, jener in Schams, gegen den Ausbruch viehischer Gelüste die Volkskraft aufgerufen und die Vögte sammt ihren Burgen (Fardün und Guardaval) vernichtet haben. In den Tagen, wo die Herrschsucht des Bischofs Johann Abundi Naso mit der Stadt Chur verwickelte Streithändel herbeiführte (von 1422 — 1439) und er im Vertrauen

auf sein Bündniß mit Oestreich über geheimen Anschlägen brütete, nachdem ein Schiedsgericht aus Ehrenboten der Stadt Zürich und Vorstehern von Gotteshausgemeinden ihm mißfälliges Recht gesprochen und in kommenden Streitigkeiten einen Richter in dem gemeinen Gotteshaus (als Kastvogt und Schirmherr) bestellt hatte; dünkte den Gemeinden der Part sura, es sey gut, zum Schirm des Rechts und Abwehr von Unbill sich noch fester zu einigen. Damals entstand der Graue Bund.

Der Obere oder Graue Bund wurde im März 1424 geschlossen, unweit dem Dorfe Truns unter einem Ahornbaum, dessen alternder Stamm mit wenigen belaubten Aesten neben der St. Anna-Kapelle als Zeuge jener Begebenheit noch jetzt steht. Von der Einsicht und dem Rath des Peter Pultinger, Abts in Disentis, geleitet, luden die Volkshäupter den herrschenden Adel zu Feststellung eines Rechtszustandes ein. Die Entschlossenheit des Volks und die Verhältnisse der Zeit mahnten zur Theilnahme, doch Graf Heinrich von Sargans wagte zu trotzen. Dennoch traten der Abt von Disentis und die Gemeinde daselbst, die Herren von Rhäzüns, von Sax und Werdenberg-Heiligenberg für sich und ihre Angehörigen, ferner die Freien im Rheinwald und Laax, die Stadt Ilanz, die Ammänner und Vorsteher des Volks zusammen, und schwuren zu Sicherstellung und Förderung gemeiner Wohlfahrt auf ewige Zeiten, doch mit Vorbehalt fortschreitender Ausbildung, den Bund, welcher bis auf unsre Tage der Graue oder Obere genannt wird. Der Geist dieses Bundes erhellet aus dem Worte: „Jeder, er sey arm oder reich, edel oder unedel, geistlich oder weltlich, soll bleiben bei dem, was er ist und hat."

Der Gotteshausbund erwuchs wie ein Baum aus dunkler Vorzeit um seinen gemeinschaftlichen Mittelpunkt, das Hochstift Chur, allmälig aus denjenigen Herrschaften, Gemeinden und Gerichten, in deren Umfang die Residenz, die vornehmsten Besitzungen und Unterthanen des Bisthums lagen. Diese Verbindung scheint ursprünglich nur in dem gemeinsamen Anliegen zum Schutz des Bisthums und seiner Güter begründet gewesen zu seyn; daher ihr urkundlicher Name „gemeines Gotteshaus," worin aber Bischof, Kapitel und die Gemeinden des Hochstifts als drei bestimmt unterschiedene Theile zusammengefaßt, öfters jedoch auch einzeln aufgeführt werden. Die Gesammtheit der Gemeinden war von Alters her des Bisthums Schirmherr und Kastvogt geworden, übte als solche höchst wichtige Befugnisse über Besetzung und Vermögensverwaltung des Hochstifts aus, entschied als Richter zwischen dem Bischof und seinen Angehörigen, und doch nannte sie den Bischof „ihren Herrn," weil derselbe in den einzelnen Gemeinden mehr oder minder politische Rechtsamen hatte. So sonderbar und scheinbar widersprechend diese Verhältnisse waren, damals bestanden sie und gereichten beiden Theilen zum Nutzen. Was sich in der Vorzeit als Herkommen gebildet und allseitig Anerkennung erworben hatte, wurde später durch politische Abkommnisse und Landesgesetze festgestellt. In dieser Gesammtheit, deren Glieder sehr zerstreut und in verschiedenen Verhältnissen und Rechten zum Bisthum standen, konnte

eine engere Gemeinschaftlichkeit in bürgerlichen Dingen, wie namentlich eine gemeinsame Gesetzgebung oder Rechtspflege, nicht aufkommen; dieß um so weniger, als das Band der Vereinigung nicht durch einen besondern Akt, einen Bundesschwur oder andere verbindende Formen, um diese Gesammtheit war geschlungen worden. Daher auch keine Haupturkunde oder Bundesbrief, selbst nicht einmal der Zeitpunkt nachweisbar, wo diese kirchlich-politische Korporation des gemeinen Gotteshauses unter dem Namen „Gotteshausbund" aufgetreten ist. Doch bestand sie als politischer Körper schon vor dem Jahr 1400 und wird auch vor der Bundesvereinigung zu Vazerol zuweilen schon Gotteshausbund genannt.

Der Zehngerichtenbund entstand am 8. Juni 1436, nach dem Hinschied des Grafen Friedrich v. Toggenburg, und aus dessen Besitzungen in Rhätien. Als über die Erbschaft des Grafen ein drohender Zwiespalt entstund, hielten es die theils freien, theils im Unterthanenverhältniß stehenden Gerichte zeitgemäß, sich durch ein Bündniß zu schirmen, damit sie, unter verschiedene Erben vertheilt, in dieser Vereinzelung nicht willkührlicher Behandlung preisgegeben würden. Dieser Bund wurde unter schon constituirten Gemeinden mit eigenem Gerichtsstab in Civilsachen, und einzig für diese Gemeinden, ganz ohne Theilnahme der Herren, zum gegenseitigen Schirm ihrer bestehenden Rechte, daher ohne vorgreifende Schmälerung der Rechtsamen eines Herrn, zu Davos geschlossen. Für innere Angelegenheiten stellte er eine Bundes-Obergewalt, Grundsätze über den Rechtsgang, die Gerichtsbesetzung und Gerichtshörigkeit auf; dadurch bahnte er den Weg zu einer gemeinsamen Gesetzgebung an. Es waren mit Inbegriff des Schierser Chorherrngerichts, eilf Gerichte bis zum Jahr 1506, wo dann, in Folge von Loskauf, das Chorherrngericht in das gemeine Gericht Schiers sich auflöste. Seitdem hies diese Gesammtheit bis auf unsre Tage der Bund der Zehengerichte. Bei der Theilung des toggenburgischen Erbes fielen diese Gerichte an verschiedene Herren, später mehrentheils auf längere Zeit unter Oestreichs Gewalt, doch blieb ihr Bund und schützte sie gegen bleibende Losreißung vom rhätischen Staatsverband, bis auch sie durch rechtlichen Loskauf völlige Freiheit errangen.

Entstehung des bündnerischen Staatskörpers. Die drei Bünde, wenn auch durch besondere Zwischenbündnisse gestärkt, bedurften in jenen Zeiten, wo so manches freie Gemeinwesen unterging, noch eines engern Verbandes, um dauernden Bestand und Ordnung im Innern zu sichern. Wachsam, wozu ihre Verhältnisse sie mahnten, achteten sie auf alle Erscheinungen der Gegenwart und lernten daraus die Zukunft beurtheilen. Den Bund der Eidgenossen sahen sie durch innere Zwietracht zerrissen und in seinen Grundfesten durch Einmischung fremder Macht bedroht; sie sahen das mailändische Fürstenhaus Visconti neben sich erlöschen und die Sforza auf deren Stuhl steigen. Diesen Herzogsstuhl halfen sie in Verbindung mit den Eidgenossen bedrohen und erwarben sich von den Herzogen mancherlei Zugeständnisse und Zollfreiheiten.

Warnender, als was außen vorging, war für sie im Innern der Ueberfall des Thales Schams durch den Schwarzen Bund, und das Gefährliche, daß die Grafen von Werdenberg alle Streitigkeiten vor die kaiserlichen Gerichte zogen und daselbst zu Vorladung und Aechtung der Widerstrebenden Gehör fanden. Das Heer des Herrenbundes 1451 wurde in Schams oder auf der Flucht erschlagen, die Bärenburg erstürmt, der Freiherr von Rhäzüns gefangen, mit fliegenden Bannern vor Sargans ein Friede ertrotzt, der den Werdenbergern in Schams nichts ließ, als ihr Erbe. Unterdessen stürzten vor dem Grimm des Landvolks viele Zwingburgen in Trümmer, doch der Reue des treulosen Freiherrn von Rhäzüns ward großmüthig Gnade gewährt.

Seitdem wird öfters in öffentlichen Urkunden die Föderation gemeiner drei Bünde genannt; wie einer Staatsgewalt werden ihr Entscheidungen übertragen, sie handelt in mehrern Fällen als engverbundene Gesammtheit und bestellt im Streit um das abgebrannte Schloß Marschlins 1460 ein Schiedsgericht, welches den Marschlinser-Brief erließ. Nicht ohne Grund darf man daher behaupten, der Bund war vorhanden, bevor ein förmliches Bündniß abgeschlossen worden; nicht unwahrscheinlich, daß seit 1451 eine Vereinigung bestand, welche dann 1471 eine feste Form und genauere Bestimmung erhielt. — In diesem Jahre kamen auf dem Hofe Vazerol sämmtliche Herren weltlichen und geistlichen Standes, die Vorsteher und Boten der Volksgemeinden und Gerichte zusammen und beschwuren die ewige Vereinigung aller Bünde und Volkstheile Rhätiens, doch ausgenommen die Herrschaft Haldenstein, welche erst 1568 in den Schutz und Schirm der drei Bünde trat.

Die Grundsätze dieses Verbands sind wesentlich dieselben, wie in den einzelnen Bünden: dem erworbenen und bestehenden Rechte eines Jeden Fortbestand und Schirm; zu Schutz und Trutz alle verbündet; über Krieg und Frieden und allgemeine Angelegenheiten entscheidet die Gesammtheit, in Streitigkeiten zwischen zwei Bünden ist der dritte Schiedsrichter; der Bund ist ewig, aber zu mindern und zu mehren ist dem kommenden Bedürfniß oder der bessern Einsicht vorbehalten. — Von dieser Begründung des Staatskörpers ist kein gleichzeitiger Originalbrief bekannt, dagegen spätere Briefe, als 1524 und 1544 der Bundesschwur erneuert wurde.

Zum erstenmal seit den Urzeiten wurde hiedurch, gültig für Alle, eine Rechtsordnung zu Sicherung des geselligen Zusammenlebens unter der Herrschaft gleicher Gesetze, d. h. ein Staatskörper oder Föderativstaat geschaffen, der als unmittelbares Reichsglied unter kaiserlicher Hoheit und als Freistaat der drei Bünde in Hohenrhätien auftritt, und sich unter schweren Stürmen späterer Zeiten bis auf unsre Tage behauptete.

8. Befestigung des Staats und Fortschritte zu gänzlicher Volksfreiheit.

In der Periode, welche zwischen dem Bund zu Vazerol und der Reformation liegt, fanden in Rhätien mancherlei Veränderungen statt, die in ihren Fortschritten und Folgen wesentlich neue Zustände herbeiführten.

Fürs erste starben in diesem Zeitraum mehrere Herrscherfamilien aus; zuerst der uralte Stamm der Freiherren Brun zu Rhäzüns, 1459; Graf Niclaus von Zollern war ihr Haupterbe, von ihm und denen von Marmels kam diese Herrschaft 1497 an das Haus Oestreich und blieb demselben bis nach manchfachem Wechsel sie 1818 an den Kanton gekommen ist. Im Jahr 1483 tritt auch das Haus der Grafen von Sax aus der Reihe der herrschenden Geschlechter, als Peter von Sax, der letzte Dynast dieses Stammes, seine Besitzungen verkaufte. Das einst so mächtige Haus der Grafen von Werdenberg-Sargans erlosch bald darauf mit Georg v. Werdenberg, der seit 1483 zu Ortenstein wohnte und 1501 daselbst starb. Nach dem Brand des Schlosses Hohentrins verlor auch das Haus deren von Heuen seine Besitzungen in Rhätien. Bei solchen Anlässen kauften die betreffenden Gemeinden die Herrschaftsrechte an sich, wurden frei und selbstherrlich.

Die Stadt Chur wurde 1464 durch eine Feuersbrunst eingeäschert, in Folge derselben Kaiser Friedrich III. ihr in einem Freiheitsbrief viele Rechte und die Lösung der an den Bischof verpfändeten Reichsvogtei gestattete. Erst im Jahr 1489 konnte sie zu dieser Lösung gelangen, gab sich nun die Zunftverfassung und einen Bürgermeister. Im Jahr 1473 wurde die Straße über den Splügen durch Oeffnung des Felsenpasses der via mala in Aufnahme gebracht.

Während einige Landestheile sich Freiheit erwarben, fiel die Mehrheit des Zehngerichtenbundes in die Macht des Herzogs von Oestreich. Die acht innern Gerichte, nämlich: Davos, Klosters, Castels, Schiers, Langwies, St. Peter, Belfort und Churwalden, die bei der toggenburgischen Erbtheilung theils an das Haus Mätsch, theils an die Montfort und Sax-Misox gefallen, wurden 1471 von Erzherzog Sigmund erkauft und mit Vorbehalt des Wiederkaufs an Gaudenz von Mätsch abgetreten. Schon 1477 machte Herzog Sigmund sein Wiederkaufsrecht geltend; die Landleute sträubten sich, die beiden andern Bünde unterstützten sie darin. Erst durch Einmischung der Eidgenossen gelang es dem Herzoge, nachdem er die altherkömmlichen Rechte und ihre Bündnisse bestätigt, auch Zollfreiheit in allen seinen Erbländern zugesichert hatte, daß die Leute jener Gerichte ihm huldigten. Sie blieben über 170 Jahre lang unter Oestreichs Oberherrschaft.

Dagegen kam im Jahr 1509 die Herrschaft Mayenfeld, welche den Freiherrn von Brandis zugefallen war, durch Kauf an den Freistaat der drei Bünde; bald darauf auch die Herrschaft Aspermont, wo Malans und Jenins. Seine Oberherrlichkeit ließ der Freistaat durch Landvögte ausüben, und

die Leute der beiden Gerichte standen in dem sonderbaren Doppelverhältniß, daß sie einerseits von der Gesammtheit beherrscht, anderseits als Glieder des regierenden Freistaats zugleich Mitherrscher sowohl über sich selbst als über die gemeinen Unterthanenlande waren.

Für die Befestigung selbständiger Stellung zum Ausland waren von großer Wichtigkeit theils glückliche Kriege und Friedensschlüsse, theils vortheilhafte Verträge und Bündnisse mit andern Staaten. Die ersten Kriege, welche der junge Freistaat zu bestehen hatte, wurden für die Freiheit unternommen; in denselben schmückten die Bündner ihre Banner mit Lorbeeren ruhmvoller Thaten. Zuerst im s. g. Hennenkrieg 1476, als der Herzog von Oestreich gegen das Bisthum Chur über die Grenzen beidseitiger Herrscherrechte im Unterengadin mit verheerenden Einfällen einen Krieg begann, in dem, wie die Tyroler prahlten, selbst keine Henne im Lande verschont werden sollte. Die Tyroler wurden mit Verlust und Schimpf aus dem Lande gejagt.

Nicht lange nachher erhoben die Bündner eine Fehde gegen Ludowico Moro, damals Regent in Mailand. Die Landschaften Bormio und Poschiavo gehörten früher dem Bisthum Chur, seit 1350 hatten die Herzoge von Mailand sich derselben bemächtigt. Auch im Veltlin, in Cläven und Plurs hatten dieselben Herzoge mancherlei Rechtsamen des Bisthums gewaltsam an sich gebracht. Daher dauernde Zwietracht und öfters feindliche Ausbrüche. Diese mehrten sich, seitdem der flüchtige Mastino Visconti zum Dank für genossene Gastfreundschaft durch eine Urkunde vom 29. Juni 1404 die Landschaften Worms, Veltlin und Poschiavo als ewiges Eigenthum dem Bisthum geschenkt hatte. Lange Zeit ließen sich die Bündner durch Erweiterung der ihnen ertheilten Privilegien in Zollsachen und Ausfuhr von Lebensbedürfnissen aus der Lombardei beschwichtigen. Das schmälerte ihnen Ludowico Sforza Moro und verachtete ein Hirtenvolk, dessen Wohlwollen seine Vorfahren mit Gunstbezeugungen erkauft hatten. Da erhoben die Bündner im Jahr 1486 offenen Krieg. In wenigen Tagen wurden die Landschaften Worms, Veltlin, Poschiavo und Cläven erobert, geplündert und den Winter hindurch behauptet. Ein mailändisches Heer zerstob in wilde Flucht; mit einem zahlreichern Heere wagte der Herzog keine Schlacht, sondern erkaufte den Frieden mit Geld und Rückgabe der Landschaft Poschiavo an das Bisthum.

Eine glanzvollere Siegesperiode brachte der Schwabenkrieg, der an Rhätiens Grenzen zuerst die Drangsale des Ueberfalls, der Plünderung und der Grausamkeit wilder Horden ausgoß. Noch bevor er ausbrach, hatten der Graue und Gotteshausbund 1497 und 98 mit den Eidgenossen ein gegenseitiges Schirmbündniß geschlossen. Mit vereinten Bannern erfochten sie in Schlachten und Erstürmung verschanzter Lager ehrenvolle Lorbeern. Vor allen glorreich war der Kampf auf der Malserheide, wo der bündnerische Heerhaufe, geführt von den Helden Benedict Fontana, Wilhelm Rink und Lom-

bris, Wunder der Tapferkeit verrichtete; dadurch retteten sie, was Fontana sterbend empfohlen hatte — Ehre, Freiheit, Vaterland. Der Lohn dieser Feldzüge und Siege war die Anerkennung des Freistaats von Seiten Oestreichs und des schwäbischen Bundes im Frieden zu Basel, 1499.

Darauf dann im Kampfe um die Lombardei von 1500 bis 1516 eine Reihe neuer Heldentage, aber schon nicht mehr zum Schirm eigenen Rechts und zu Vertheidigung des Vaterlandes, sondern für fremde Interessen und auswärtigen Sold. Nebst vielfachen Kriegsehren gewinnt der Freistaat im großen Pavierzug 1512 den Besitz der seit mehr als einem Jahrhundert angesprochenen Landschaften Veltlin, Bormio und Cläven und der drei obern Pfarrgemeinden am Comersee: Sorico, Domaso und Gravedona, gemeiniglich die drei Pieven genannt. Maximilian Sforza bestätigte den Erwerb; zwischen dem Bisthum und Freistaat wurde durch einen Vertrag im Jahr 1514 die Gemeinschaftlichkeit des Besitzes also geordnet, daß ersterm der vierte Theil „der Oberkeit, aller Nutzung und alles Inkommens dieser Länder“ zugesichert ward. So traten Freistaat und Bisthum in sämmtliche Rechte der vorigen Oberherrn ein, die Länder huldigten und wurden als Unterthanenland durch Beamte des Freistaats der drei Bünde regiert. Derselbe nimmt dann Theil am Abschluß des ewigen Friedens mit Frankreich, 1516. Bedeutsamer jedoch war 1518 der Abschluß des ewigen Erbvereins mit Oestreich, weil hiedurch das Erzhaus, ausdrücklicher als im Basler Frieden geschehen war, die drei Bünde als selbständigen Staatskörper anerkannte, obgleich Oestreich noch lange Zeit in einzelnen Landestheilen hoheitliche und gerichtsherrliche Rechte besaß und ausübte.

Die Begründung und Entwicklung innerer Volksfreiheit in den drei Bünden bietet eine ganz eigenthümliche Erscheinung in der Geschichte der Staatenbildung dar. Die Gerichte und Gemeinden des rhätischen Alpenlandes wurden von allen Unterthanspflichten und Abhängigkeitsbanden frei, gelangten in den Besitz aller höhern und niedern Herrscherrechte — als Gerichtsbarkeit, Territorialhoheit, Regalien, Privilegien, — wurden ihre eigenen Grundherren, Gesetzgeber, Richter und Schirmvögte, ohne irgend einen ihrer vielen Oberherren an seinen Rechten zu kränken. Diese Emancipation knüpft sich an eine Reihe von Loskauftraktaten, wodurch bald die Gesammtrechte, bald nur einzelne Rechtsamen der herrschenden Geschlechter auf das Volk übergingen, je nachdem die Herrscher durch Verarmung, Auswanderung oder durch andere Umstände zu Veräußerung der ihnen zustehenden hoheitlichen oder gerichtsherrlichen Befugnisse bestimmt wurden. Die Lösung des Freistaats von Kaiser und Reich war beim Abschluß des westphälischen Friedens 1648 erfolgt; die innere Freiwerdung aber zieht sich durch die drei letzten Jahrhunderte hindurch und ist nur bei wenigen Gerichten an einen einzelnen Akt oder Traktat gebunden. Frei und selbstherrlich sind viele Völker geworden, aber wenige auf eine so rechtliche und ruhige Weise, als das bündnerische Volk.

Diese Geschichte des Loskaufs beginnt der Zeitfolge nach in der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts. Nachweisbar zuerst lösten sich 1428 die reichsfreien Leute von Laax; 1458 die bischöflichen Leute von Schams und Obervatz; die Stadt Chur löste die an den Bischof verpfändete Reichsvogtei, 1489; das Oberengadin erwarb Freiheit vom Bisthum, 1494; Disentis, schon früher eine constituirte Volksgemeinde, erwarb fast völlige Unabhängigkeit von der Abtei, 1497; und löste den letzten Rest 1736 und 1739.

Das 16. Jahrhundert sah frei werden 1527 das Gericht Ortenstein; 1537 die Herrschaft Greifenstein vom Bisthum; 1533 und 39 lösten auch die vier Dörfer die meisten Rechte des Bischofs an sich; Poschiavo, das 1486 zum Gotteshausbund getreten, kaufte sich vom Bisthum frei, 1537; Grub und Lugnez ebenfalls vom Bisthum, 1538; Misocco und Calanka, seit 1480 Glieder des grauen Bundes, wurden von den Trivulzi in den Jahren 1549 und 51 frei; Oberhalbstein vom Bisthum, 1559.

Im 17. Jahrhundert kauften sich frei: Trins 1614 u. 16 von den Herren von Höwen; Rheinwald 1616 und 34; die letzten bischöflichen Rechte lösten Zizers, Trimmis und Igis 1649 und 1670; das Unterengadin von Oestreich, 1652 (bischöfliche Rechte dauern noch länger daselbst); die acht Gerichte im Prättigau, auf Davos, im Schanfigg, Belfort und Churwalden wurden 1649 und 1652 vermittelst Loskauf von Oestreich unabhängig.

Im 18. Jahrhundert erfolgte dann 1709 der Loskauf von Tusis, Heinzenberg und Tschappina; 1723 löste sich Waltensburg völlig von seinen Verpflichtungen gegen die Abtei Disentis; 1744 ging das Münsterthal von Oestreich auf den Kanton über und kaufte sich von diesem frei.

Die letzten Bande der Abhängigkeit sprengte 1803 die Mediations-Urkunde, namentlich die noch bestehenden Hoheitsrechte in den Herrschaften Mayenfeld, Aspermont und Haldenstein, so wie den Rest alter Verhältnisse in Rhäzüns und Obersaxen gelöst wurde, als 1818 die Herrschaft Rhäzüns von Oestreich auf den Kanton überging. Von andern Gerichten und Gemeinden ist Zeit und Art der Freiwerdung unbekannt, so wie überhaupt dieser Theil der bündnerischen Geschichte noch sehr im Dunkeln und Ungewissen liegt. Hin und wieder sind Bande im Stillen abgefallen oder unhaltbar geworden, als bei wachsender Selbständigkeit des Volks die Rechtsbesitzer es nicht mehr in ihrer Convenienz fanden, die meist geringen Rechtsamen geltend zu machen.

So hat seit dem Aufkommen der ewigen Bünde, wodurch das Faustrecht unterdrückt, ein allgemeiner Landfriede und Rechtsstand begründet worden, der auf gerechte Freiwerdung und fortbildende Staatsgestaltung wachsame Geist des Bündnervolks einen Freistaat erschaffen, dessen Selbstherrlichkeit auf der Grundlage rechtlich erworbener Volksfreiheit ruht.

9. Periode der Reformation, von 1518 — 1550.

Die glücklichen Kriege, Friedensschlüsse und Bündnisse mit auswärtigen Staaten hatten den politischen Selbstbestand des ganzen Freistaats gesichert; die so eben übersichtlich gezeichnete Freiwerdung des Volks von seinen ehemaligen Herren schuf ein freies Bürgerthum und selbstherrliches Gemeinwesen im Innern. Noch aber fehlte dem Volke, neben der bürgerlichen und politischen, die geistige und kirchliche Freiheit — die Freiheit des Glaubens und des Gewissens.

Der stille, aber tief greifende Umschwung der Ansichten und Glaubensmeinungen, welcher seit den Kreuzzügen bis zu Ende des 15. Jahrhunderts in den Gemüthern der Menschen sich ausgebildet hatte, wendete sich bei wachsender Aufklärung und begünstigt von einer mannigfaltigen Summe neuer Verhältnisse, allmälig vom schweigenden Dulden zu ernstem Fordern, von der Wehr zum Angriff gegen den hierarchischen Geisteszwang, wodurch römische Machtbegier den Glauben und die Wissenschaft in die Fesseln erstarrender Satzungen zu schlagen bemüht war. Aber bereits hatten die innere Zerrüttung der Kirche, das Verderbniß in der geistlichen Zucht, die auf Concilien ohne Erfolg versuchte Reform in Lehre und Gottesdienst und andere zum Theil unsichtbar im Gebiet des Geistes wirkende Mächte die großen Wehen und Zuckungen erregt, welche in ihrem Fortgange die theilweise Reformation der Kirche zur Folge hatten.

Dem allgemeinen Gefühl, daß es besser werden müsse, gaben die Reformatoren Wort, Gestalt und Richtung. Während Luther in Deutschland, Zwingli in der Schweiz als Herolde eines ungetrübten Gottesworts auftraten, drang ihr Ruf auch in die Einsamkeit der rhätischen Thäler. Auch hier offenbarte sich wie überall ein tiefer Verfall der Kirchenzucht und eine unerträgliche Summe von Mißbräuchen und Verirrungen in Lehre und Gottesdienst. Die einträglichen Pfründen waren zu Ruhepolstern vornehmer Geschlechter geworden, welche die Heerde nur scheeren, sie aber nicht weiden wollten; den Kirchendienst überließ man meist fremden Meßpriestern, die von Tyrol oder Italien her, zum Theil ohne Kenntniß der Volkssprachen, fast durchgehends ohne höhere Bildung und innere Weihe geistlichen Lebens an die Altäre der bündnerischen Kirchen getreten waren. Von oben herab — von Bischof Paul Ziegler, war um so weniger Abhülfe der Mängel und willige Hinwirkung auf Verbesserung zu erwarten, als er selbst sein eigenes Leben nicht von schweren Vorwürfen frei erhalten konnte. Wie es überhaupt um die religiöse Bildung der Kleriker und Laien stand, geht aus einer Schilderung des Zeitgenossen Ulrich Campell hervor: „Als noch die ausländischen Meßpriester und Mönche Zutritt im Lande hatten, und der Religionsunterricht ihnen anvertraut war, fand sich im Veltlin und der Landschaft Chiavenna — nicht etwa nur unter Frauen und Kindern, nein, selbst unter den Erwachsenen, unter den Geistlichen sogar Niemand, der auch nur das Gebet des Herrn und die Artikel des christli-

chen Glaubens in der Landessprache hätte hersagen können." — Es ist kein Grund vorhanden, sich den religiösen Bildungsstand im eigentlichen Bünden höher zu denken, da auch hier, wenige würdige Männer ausgenommen, der Klerus an denselben Uebeln krank lag, die Gemeinde in Werkheiligkeit das Wesen der Religion suchte. Dazu trug nicht wenig bei, daß die romanischen Landessprachen, welche selbst aller Literatur ermangelten, den Zugang zu den Schriften anderer Sprachgebiete verschlossen; es wirkte mit die abgeschlossene Lage so vieler Bergthäler und einsamen Dörfer, hauptsächlich aber der geringe Verkehr mit der Außenwelt, wodurch anderswo jeder geistige Gewinn alsobald zum Gemeingut der entlegensten Völker gemacht wird. Nichts beurkundet aber so deutlich den kirchlichen Zustand Rhätiens, als der Inhalt der beiden Artikelbriefe, weil sie uns lehren, was die Häupter des Volks nicht länger dulden konnten. Daraus wird begreiflich, daß auch in Bünden sogleich die Regungen des kirchlichen Reformgeistes begannen, als dieser in der übrigen Schweiz die Axt an den Feigenbaum legte, der nur Blätter, aber keine Früchte trug.

Die Reformation wurzelte seit 1521 zuerst im Stillen bei einzelnen Männern in Chur, wo Zwingli's und Vadians Freund, Jak. Alex. Salandronius oder Salzmann wegen der Nähe des Bischofs die neuen Ideen nur sehr behutsam, und auch so nicht ohne persönliche Gefahr zur Sprache brachte. Sie trat zuerst öffentlich auf in Landgemeinden; zu Fläsch und Malans predigte Jakob Bürkli, in der Einsamkeit des Bergthals St. Antonien zuerst der Priester Heinr. Spreiter das unverfälschte Bibelwort. Bald erhoben sich auch in andern Landestheilen ähnliche freie Stimmen und fanden Anklang beim Volke. Die wichtigsten Arbeiter am Werke der Kirchenverbesserung waren, nebst den vorgenannten, Jakob Biveron, Andreas Syfried, Samuel Frick, Ulrich Bolt, Ulrich von Marmels, Johann Blasius, Ulrich Campell, Philipp Saluz (oder Gallicius), Johann Comander und Johann Travers. Als eigentlicher Vorkämpfer gilt mit Recht Joh. Comander oder Dorfmann, seit 1524 Antistes zu Chur; was derselbe in seiner 33 jährigen Amtsdauer mit Kraft und öfters unter persönlicher Gefahr im Kampfe mit der bischöflichen Kurie, den Pensiönern, Wiedertäufern und italienischen Stürmern gründete oder wegräumte, was er auf der Ilanzer Disputation (7. Jan. 1526) mit seiner Festigkeit im Wollen, Wissen und Glauben errungen hatte: das hielten aufrecht und setzten muthig fort vor allen andern Ulrich Campell und Philipp Gallicius, die in Disputationen und Feststellung des biblischen Lehrbegriffs die wahren Säulen der rhätisch-evangelischen Kirche wurden, — beide kräftig unterstützt vom greisen Staatsmanne Johann Travers, mit Recht „der stählerne Ritter im Dienste des Herrn" genannt, der nach einem thatenvollen Leben in den höchsten Würden des Landes, als Feldhauptmann und Volkshaupt, noch als 72 jähriger Greis die Kanzel bestieg, um das Evangelium zu verkünden.

Um diese Zeit flüchteten sich aus Italiens berühmtesten Städten viele Gelehrte, welche, vom Geist der Reformation

ergriffen, gegen den weitgreifenden Arm der Inquisition in Bündens Thälern Schutz suchten. Viele derselben, einst die Zierden hoher Schulen, Vorsteher oder Glieder geistlicher Orden, mehrere den höchsten Kirchenwürden nahe, ließen sich im Bergell, Engadin, Veltlin, Poschiavo und Cläven nieder, und wurden Prediger der evangelischen Lehre. An der Schwelle Italiens verbreiteten sie durch Schriften und geheime Reisen bis tief in das Mutterland der römischen Kirche die Bewegung der Geister. Unter jenen Flüchtlingen leuchtet durch Thätigkeit und Ansehen, aber auch durch ungestümen Eifer und unruhiges Treiben, Paul Vergerio hervor; er, einst Bischof von Capo d'Istria und päpstlicher Nuntius, wurde Pfarrer der Ortsgemeinde Vicosoprano im Bergell. Bald ergriff auch der kirchliche Reformgeist die bündnerischen Unterthanenländer und machte den Papst, den spanischen Hof, den Klerus für Italien besorgt.

Bevor noch durch das Wirken der Reformprediger in Bünden der Geisteszwang der römischen Kirche völlig gesprengt worden, hatte schon der verständige Sinn der Landesvorsteher selbst Hand an eine Verbesserung der äußern Kirchenverhältnisse gelegt. Schon im Jahr 1524, als noch keine bündnerische Gemeinde sich positiv vom Verband der römischen Kirche getrennt hatte, stellte der Bundestag ein merkwürdiges Standesgesetz im s. g. Artikelbrief auf, wodurch er dem Uebergreifen geistlicher Macht in weltliche Verhältnisse und den schreiendsten Gebrechen in der Kirchenzucht muthig entgegentrat. Weit tiefer in die kirchlichen Auswüchse schnitt jedoch der zweite Artikelbrief vom Jahr 1526 ein, nachdem der Sieg Comanders auf dem Religionsgespräch zu Ilanz (am 7. Jan.) und des Bischofs verdächtige Landesflucht vielem Volke die Augen geöffnet hatten. Im gleichen Jahre erklärte dann der Bundestag zu Davos allgemeine Religionsfreiheit und sicherte dadurch dem protestantischen Lehrbegriff, jedoch mit Ausschluß der Wiedertäuferei und anderer Sektirer, gesetzlichen Bestand. Es bildete sich nun eine protestantische Kirche; allmälig und ohne Zwang von Oben, meist in friedlichen Uebergängen, fielen zwei Drittheile des Landes ihr zu. Ueber Theilung, gemeinschaftlichen Genuß der Kirchen und Pfrundgüter wurden entstehende Streithändel größtentheils ohne Gewalt geschlichtet, besonders nachdem zwei Bundestage (1544 und 1552) über den Confessionswechsel das Gesetz aufgestellt hatten: „was in jeder Gemeinde das Mehr werde, einen Meßpriester oder einen Prädikanten zu halten, bei demselben soll es bleiben."

Bald erhoben sich jedoch in der Mitte der neu entstehenden Kirche über Lehren, Schriftdeutung, Sakramente und Kirchenzucht mannigfache Spaltungen, hauptsächlich durch die italienischen Flüchtlinge und ihren ungestümen Reformeifer oder ihre Hinneigung zu mystischer Schriftdeutung erzeugt und zu Religionsstreit angefacht. Dies nöthigte zu Disputationen und Aufstellung einer kirchlichen Oberbehörde — der reformirten Synode im Jahr 1537, und bald auch zu einer festern Bestimmung der Kirchenlehre in einer rhätischen Confession, welche Philipp Gallicius entwarf, und die Synode 1552 an-

nahm. Nachdem die gährenden Elemente in schützende Schranken gebracht worden, gedieh die neue evangelische Landeskirche und genoß bald auch die Früchte der 1538 zu Chur von gemeinen drei Bünden gestifteten höhern Landesschule, die sich eben so sehr durch ihre Lehrer, wie Lemnius, Pontisella, Ruinelli, als durch die Männer, welche daselbst gebildet wurden, wie Euler, Fort, Sprecher und andere, rühmlich auszeichnete.

10. Periode der innern Parteikämpfe, von 1500 — 1648.

Den friedlichen Uebergang zu einer bessern kirchlichen und politischen Gestaltung störten die landesgefährlichen Umtriebe, welche Bischof Paul Ziegler, der nach Fürstenburg entwichen war, in Verbindung mit einem Abenteurer, Jakob Medici, gemeiniglich Medeghino oder Kastellan von Müß genannt, anzettelte und eifrig betrieb. Die frevelhaften Plane des Kastellans von Musso, und der beabsichtigte mörderische Ueberfall zu Vernichtung der Reformirten in Graubünden wurde in dem Augenblick entdeckt, wo er zu blutigen Werken schreiten wollte. Deshalb wurde Theodor Schlegel, Abt des Klosters St. Luci, vielleicht ohne tiefere Mitschuld, 1529 zu Chur enthauptet. Seitdem dauernder Kampf mit dem Kastellan von Müß, der seit 1525 wiederholt die bündnerischen Unterthanenländer plündernd anfällt, und wiewohl öfters gezüchtigt, stets mit unverkennbarer Unterstützung vom spanisch-östreichischen Hofe den Raubkrieg wider Bünden fortsetzt, bis im Müßerkrieg 1531 mit Hülfe der Eidgenossen die Zerstörung des Raubsitzes und Vertreibung des Erzfeindes von den Grenzen erzielt wird.

Bischof Paul Ziegler starb 1541 außer Landes. An seinem Beispiele hatten die Bündner erfahren, wozu in schwierigen Zeitumständen ein ausländischer Bischof Hand bieten könne, und wie bedenklich es sey, seinen Amtleuten in den öffentlichen Räthen Sitz und Stimme zu gestatten. Zur Abwehr geistlicher Umtriebe stellten sie die in der Bisthumsgeschichte so merkwürdigen VI Artikel auf, welche der neugewählte Lucius Iter und fünf Bischöfe nach ihm beschworen; dadurch wurde das althergebrachte Kastvogteirecht des Gotteshausbundes über das Hochstift und dessen weltliche Besitzungen bestätigt.

Nach diesem Akt kräftigen Zusammenwirkens beginnt aber die traurige Periode innerer Zerrissenheit und gesetzloser Eigenmacht politischer Parteien, wie eine wilde Freiheit und die Demokratie in ihrer Ausschweifung sie gebiert. Früher hatten die Bündner nur zum Schutz ihrer Freiheit und Rechte gegen Angriffe von Außen die Waffen geführt; seit Anfang des 16. Jahrhunderts aber mischen sie sich als Söldlinge für fremde Interessen in Angriffskriege nach Außen. Im langwierigen Streit um die Lombardei zwischen den spanisch-östreichischen und französischen Herrschern wurde kein Feldzug eröffnet, ohne daß bündnerische Heerschaaren, mehrentheils in Frankreichs Sold, über das Gebirg eilen und bald siegreich, bald überwunden, stets aber mit dem Ruhm der Tapferkeit geschmückt, ihr Blut verspritzen. Die Geschichte dieses Zeitraums bis in die Mitte

des 17. Jahrhunderts ist zunächst für die Nachkommen, doch auch für andere Republiken reich an Warnungen und Lehren; für die Bürger des bündnerischen Freistaats aber wurden diese Lehren in der trauervollsten Leidensschule um einen Preis erworben, der das Gemeinwesen mehrmals an den Rand des Untergangs hindrängte. Die Summe der Erfahrungen spricht die Lehre aus: daß kleine Freistaaten sich nur durch Bündniß mit ihres Gleichen stärken, sich aber durch Verbindung mit der Politik fremder Mächte schwächen; daß sie sich heben durch Erwerb geordneter Obergewalt über sich selbst, aber sinken durch unnatürliche Herrschaft über Andere — über Unterthanen.

Die Zerrüttungen, welche bald nach der Kirchenverbesserung begannen, waren theils kirchlichen, theils politischen Ursprungs, hauptsächlich aber erzeugt und genährt durch den Besitz der Unterthanenländer und die selbstsüchtigen Verbindungen mit auswärtigen Mächten für deren politische Zwecke. Damit sanken der alte Biedersinn und die einfachen Sitten des Volks, welche Carl Paschal in seinem Gesandtschaftsbericht so anschaulich beschreibt, obgleich er selbst nicht wenig dazu beigetragen, diese Sitteneinfalt zu vergiften. Fortan beginnt eine andere Zeit. Der Geist der alten Bünde hatte nach innerer Vereinigung eigener Kräfte zu Feststellung eines allgemeinen Rechtsstandes und behaglichen Friedens gestrebt; die neu auftobenden Parteiungen hatten in Umtrieben auswärtiger Mächte ihre Wurzeln, verwirrten für deren Zwecke den jungen Freistaat, so daß eine wilde Faktionssucht, Geldgier und Anarchie alles Weltliche und Geistliche, fremde und einheimische Interessen in ihr leidenschaftliches, mitunter auch blutiges Spiel rissen.

Der Erwerb von Unterthanenland war der erste Abfall vom Geist der alten Bünde. Die Alten hatten durch sie nur billiges Recht im Innern, Frieden von Außen begehrt; nun aber hatte man, unnatürlich für einen demokratischen Freistaat, Land und Leute in den Zustand des Unterthanenverhältnisses gezwungen, welche entweder gleichberechtigte Glieder des freien Gemeinwesens, ihre Bundesgenossen, oder ihnen fremd hätten seyn sollen. Noch unglücklicher war dieses Verhältniß für die Vogteien selbst, weil keine Herrschaft so schwer gefühlt und so ungern ertragen wird, als die einer Demokratie. — In Rhätien zeigte sich bald das Verderbliche dieses Besitzes in der leidenschaftlichen Begier nach Gewinn und Aemtersucht, welche beide nur in den Unterthanenländern befriedigt werden konnten.

Das zweite Grundübel waren die Bündnisse mit fremden Mächten, abwechselnd, oft gleichzeitig mit Mailand, Venedig, Frankreich, Oestreich und Spanien, um gegen Oeffnung oder Sperrung der Alpenpässe, gegen freie Werbung und bewaffneten Zuzug sich von ausländischen Höfen, für Einzelne oder für den Staat, mancherlei Vortheile, als Pensionen, Leibrenten, Privilegien, Zufuhr und ähnliche Zugeständnisse zu

ermarkten. Dadurch wurden gewissermaßen alle umliegenden Staaten dem bündnerischen Parteigeiste zinspflichtig; welcher von ihnen der Ehrsucht und Geldbegier ein Opfer brachte, hatte in den drei Bünden seine Faktion mit mehr oder minder zahlreichem Anhang; nur das Vaterland war verwaist und wurde zum Spielball fremder Interessen. Dadurch wird die Geschichte dieses Zeitraums zu einer Chronik innerer Zuckungen, die fast periodisch austobten und, wenn die Wuth ihren Höhenpunkt erreicht hatte, gewöhnlich in Aufstellung neuer Standesgesetze oder in furchtbare Strafgerichte sich entluden, in welchen jedoch mehrentheils nur die Rachsucht ihre Gegner zu vernichten suchte.

Schon mit Beginn des Jahrhunderts war durch das Reislaufen abwechselnd in mailändische und französische Dienste große Unordnung in Rhätien entstanden. Bald gewannen die einsichtsvollen Vaterlandsfreunde die Oberhand und brachten des Freistaats erstes Standesgesetz, den Pensionenbrief im Jahr 1500 zu Stande. Gerichtet war er gegen das Unwesen, für Pensionen, Provision und Dienstgelder in auswärtige Kriegsunternehmungen zu stürmen, aber bald wurde dieses Gesetz öfter übertreten, als der Uebertreter gestraft. Später erfolgten die Parteiungen, welche fremde Politik in Bünden aufregte.

Die erste große Parteiung fällt in den Zeitraum von 1541 bis 1551. Zwei Parteien für fremde Zwecke, die französische und östreichische, jede mit zahlreichem Anhang, beide von lockenden Versprechungen aufgereizt, stritten um die Oberhand im rhätischen Freistaat. Auf beiden Seiten einflußreiche Parteihäuptlinge, deren Werbkünste — „Praktiken“ genannt — den gemeinen Mann vermittelst falscher Vorstellungen über obschwebende Landesinteressen zu schädlichen Entschließungen und Parteizwisten verleiteten; daher Volksaufläufe und Strafgerichte. Diese Strafgerichte, von der jedesmal stärkern Partei niedergesetzt, wälzten, oft mit empörender Härte, Verbannung, Confiscation, Geld- und Leibesstrafen auf die Gegner. Das erste Strafgericht zu Chur, 1542, traf 25 Pensionisten der französischen Partei. Als darauf 1549 die drei Bünde, nach dem Beispiel der Eidgenossen, das französische Bündniß mit Heinrich II. erneuerten, stifteten die Agenten der östreichisch-spanischen Partei, besonders Landvogt Finner von Castels, das Volk des Zehngerichtenbundes auf; der eilig zu Davos versammelte Bundestag, vom Terrorismus der wüthenden Masse beherrscht, setzte 1550 ein zweites Strafgericht nieder, dessen Rachsucht und Gelddurst viele schuldlose Männer in schwere Strafen verfällte. Darüber allgemein der Abscheu im Lande, Einmischung der Eidgenossen. Ein neues, unparteiisches Gericht zu Ilanz im Jan. 1551 sprach die Verurtheilten los, bestrafte die Volksverführer. Bei diesem Anlaß stellte der Bundestag das „Verbot aller Absonderungen, Praktiken, Aufruren und Empörungen“ auf, fruchtlos im Erfolg, wie der Pensionenbrief, weil das Gesetz schon nicht mehr eine Grundlage in den Sitten des Volks hatte.

Die zweite große Parteiung verwirrte den Freistaat im Zeitraum von 1564 — 1574. Den Anstoß gab theils eine

abermalige Erneuerung des französischen Bündnisses 1565, theils eine zwiespaltige Bischofswahl. Unterdessen wühlten freche Bestechungsumtriebe und selbstsüchtiger Mißbrauch der Veltliner Aemter neue Stürme auf. Gegen dieses Unwesen, besonders wider das Verbrechen des Ambitus, vermittelst Geldaustheilung und Schmausereien sich der einträglichen Aemter zu bemächtigen, wurde am 25. Octobr. 1570 auf dem Bundestag zu Davos diejenige Landessatzung aufgestellt, welche der Kesselbrief heißt. Dem gemäß mußte jeder Bewerber um ein Veltliner Amt schwören, daß er weder praktizirt, noch durch Mieth und Gabe sich die Stimmen erkauft habe.

Darauf entzündeten kirchliche Händel ein neues Feuer wilder Zwietracht, und auch hiezu gab das Veltlin die Hauptveranlassung. Roms Machtbegier bediente sich des Kardinals Carlo Borromeo, dessen Name unter den Heiligen der römischen Kirche glänzt, zu Aufbietung all' seines Einflusses, um das an Mailand angrenzende Veltlin vor dem Geiste der Reformation zu bewahren. Seitdem in jenem Unterthanenlande vielfache Ausbrüche eines gräuelvollen Fanatismus. Ein reformirter Pfarrer, Cellario zu Morbegno, wurde 1568 mit Verletzung des Völkerrechts daselbst aufgefangen, nach Rom geführt und verbrannt; bald darauf, 1572, erschoß ein Meuchelmörder den Pfarrer zu Mell auf der Kanzel. Das Maß des Zorns im bündnerischen Volke wurde voll, als vom Papste dem einflußreichen Johann Planta, Herrn zu Rhäzüns, in einem Breve die Vollmacht ertheilt wurde: alle kirchlichen Pfründen im Veltlin und in Bünden, die von evangelischen Predigern besetzt seyen, in Verwaltung zu nehmen und nach seinem Ermessen an katholische Priester und Ordensleute zu verleihen. Alles Volk ohne Unterschied der Confession erhob sich; es rettete den Freiherrn nicht, daß eine spätere Bulle die Gültigkeit der Vollmacht blos auf das Veltlin einschränkte. Die Protestanten überdies durch die Nachricht von der Bluthochzeit in Paris (24. Aug. 1572) aufgeschreckt, fürchteten für Glaubensfreiheit und Leben.

So folgte denn ein Strafgericht auf das andere. Zuerst in Zuz 1565 und in Chur 1572, durch dessen Ausspruch Freiherr Planta am 29. April unter dem Richtschwert fiel. Rachsucht und Gelddurst waren damit nicht gesättigt. Das Strafgericht zu Tusis 1573 überschritt alles Maß des Rechts; die drei Bünde, die Eidgenossen erschracken. Ein neues Strafgericht zu Chur 1573 hob die Tusner Urtheile auf und strafte die Richter.

Solcher Anarchie müde, stellten gemeine drei Bünde am 6. Febr. 1574 dasjenige Standesgesetz auf, welches der Dreisieglerbrief genannt wird. Darin verbot man die Volksaufläufe und bestimmte den Rechtsgang über Verbrecher wider die Freiheit der drei Bünde. Auch dem Klerus beider Kirchen, welcher die Leidenschaft der Parteien heftig befeuert hatte, wurde fernerhin jede Einmischung in weltliche Händel untersagt.

Indessen konnte dauernde Ruhe nicht erzielt werden; jede politische oder kirchliche Erscheinung fachte neuen Argwohn und

Zwiespalt an. Die Einführung einer beständigen Nuntiatur in der Schweiz, 1579; des stolzen Nuntius Buonhuomo unberufene Kirchenvisitation in Bünden; die Einführung des neuen Kalenders, 1582; neue Unruhen im Veltlin wegen Glaubenssachen, 1584, und der Plan zu Ueberfall und Niedermezelung der Protestanten daselbst; die Aufstellung der Clevner-Artikel zu Einführung der Religionsfreiheit in den Unterthanenlanden, 1585; der borromäische Bund, 1586 — wurden zu eben so vielen Quellen schlimmen Haders und wilder Ausbrüche des Parteigeistes.

Gewiß ist, zu keiner Zeit war weniger Freiheit im Gemeinwesen der drei Bünde, als damals, wo jeder Häuptling oder seine Partei Alles wagen durfte; wo das Schwert öffentlichen Rechts und Gerichts nur von dem gewaltthätigen Arm der Parteienwuth geführt wurde. Unter solchen Verhältnissen brachte es geringen Nutzen, daß 1603 die Landesreforma aufgestellt worden, da solche Standesgesetze selten geachtet oder gehandhabt wurden.

Mit dem 17. Jahrhundert beginnt dann von 1602 — 1622 die dritte große Parteiung, von allen die schwerste, weil sie den Staat in seinen Grundvesten durchwühlte und mit fremder Heeresmacht sogar für einige Zeit seinen Verband auflöste.

Die Lombardie, von jeher Zankapfel der Politik, wurde durch das Gebiet des venetianischen und bündnerischen Freistaats von den Erbländern Oestreichs getrennt. Seitdem nun die Ohnmacht Maximilians Sforza seine Ansprüche aufgegeben, wechselte ihr Besitz zwischen Frankreich und Oestreich, bis dieses sich behauptete, jenes durch stete Umtriebe den ruhigen Besitz Oestreichs verkümmerte. Daher für beide Mächte die Oeffnung oder Sperrung der bündnerischen Pässe so wichtig, und daher das Buhlen beider Kabinette um Einfluß, Anhang, Bündniß und Durchzug. Die glatte Politik Frankreichs erwirkte, daß am 31. Jan. 1602 das französische Bündniß mit Heinrich IV. erneuert wurde. Der Freistaat gelobte, seine Alpenpässe für französischen Durchzug zu öffnen, gegen Oestreich zu sperren. Auch Venedig erlangte unter französischem Einfluß, daß 1603 der Freistaat der drei Bünde ein zehnjähriges Bündniß ihm zugestand. Daher Zorn und Anfeindung von Seiten des östreichisch-spanischen Hauses. Sogleich in Bünden das alte Spiel der Parteien; einerseits schamlose Geldspenden des französ. Gesandten Paschal, anderseits Aufwieglung des Volks zu Gunsten Oestreichs; daraus Aufstand bewaffneter Volksmassen und neue Strafgerichte. Der spanische Statthalter von Mailand, Graf von Fuentes, griff zu Repressalien; er erbaute 1603 in der versumpften Fläche am Ausfluß der Adda die Festung Fuentes, spöttisch das Bündner-Joch genannt, richtiger von der Gegenpartei — das Grab der Spanier. Die Unterbrechung der Zufuhr und des Transits, die Umtriebe im Innern erzeugten eine grenzenlose Anarchie. In den neuen Strafgerichten wechselte in stetem Umschwung der Uebermacht die Rolle der Verfolger und Verfolgten; über Landesverrath schrie jede Partei und mit Recht.

So begannen im Jahr 1607 aufs Neue die wüthenden Strafgerichte. Zuerst zu Chur wider die französisch-venetianische Partei; viele Häupter, Schuldige und Unschuldige wurden der Heimat und des Vermögens beraubt. Bald wechselte die Oberhand und ein zweites Strafgericht zu Chur läßt im Juli desselben Jahrs den östreich. Landvogt auf Castels, Georg Beeli und Caspar Baselga, bischöflichen Hauptmann auf Fürstenburg, zu Chur hinrichten. Darauf ein Strafgericht zu Ilanz, welches die Urtheile des vorhergehenden aufhob und mit Strenge gegen die Richter verfuhr. Neue Unruhen erregte die Auffagung des venetianischen Bündnisses, 1613, und die Zurückweisung einer Verbindung mit Spanien, 1617. Neue Strafgerichte: 1617 in Chur; wüthender das in Tusis, welches vom geistlichen Zorneifer befeuert, mit Folter, Hinrichtung, Confiscation und Verbannung die Häupter der spanischen Faktion traf. Darauf dasselbe Spiel zu Chur und Davos. Bischof Flugi, seiner Würde entsetzt und bei Strafe des Schwerts verbannt, suchte Schutz im Tyrol. Sodann offener Bürgerkrieg — im Engadin, bei Chur, im Oberland, 1618—20.

Wie groß auch die Verblendung über die Quellen dieses Elends; in einzelnen Augenblicken wußte die Einsicht sich Bahn zu brechen. So im September 1619, als die bewaffneten Volksmassen an der obern Zollbrücke unter andern Artikeln auch den Beschluß faßten: daß man fürderhin keinen Gesandten, Secretär oder Dollmetscher fremder Fürsten im Lande dulden wolle, weil diese von allem Uebel die Hauptursache wären. Darauf verreiste der französ. Gesandte Gueffier, von dem man erfuhr, daß er zur Verwirrung des Landes mit dem spanischen Gesandten, seinem Gegner, im Einverständniß gehandelt hatte.

Mitten in dieser Periode politischer Raserei erschreckte der Untergang des reichen Fleckens Plurs am 4. Sept. 1618. Aus der Bevölkerung des Fleckens und des Dorfes Cilano entgingen nur 12 erwachsene Personen und drei Kinder dem fürchterlichen Tode; 2430 Menschen fanden ihr Grab unter den Bergtrümmern. Auch dieses Ereigniß stillte den Hader nicht, vielmehr brach er schrecklicher aus.

In denselben Tagen, wo in Deutschland der 30 jährige Krieg aufloderte, wurde auch das Veltlin der Schauplatz einer Blutthat, scheußlich wie die Bartholomäusnacht und von demselben finstern Geiste eines kirchlich-politischen Fanatismus erzeugt. Die durch wüthende Strafgerichte verbannten Häuptlinge der spanischen Faktion, Rudolf und Pompejus Planta, welche dem Vaterlande die Schuld ihrer Aechtung nicht vergeben konnten; der tückische Haß der Veltliner gegen das herrschende Land und das Vordringen der Reformation in ihre Thäler; die ländergierigen Absichten der spanisch-östreichischen Politik auf den Erwerb des Veltlins; der für Oestreich schmerzliche Verlust Böhmens an Churfürst Friedrich von der Pfalz, der sich beim bündnerischen Freistaat um ein Schutzbündniß bewarb; dann der allgemeine Religionshaß, den die auf Krieg und Rache lauernde Stellung der protestantischen Union und katholischen Ligue nährte: alle diese Elemente wurden Urheber

und Beförderer des ewig fluchwürdigen Veltlinermords, wodurch am 19. Juli 1620 wilde Banditenhaufen, geführt von den bündnerischen Geächteten, von Mailand unterstützt, von dem Blutdurst der Veltliner erwartet, zu Tirano, Tell, Sondrio, und wo sie ihre Opfer erreichten, zwischen 4 — 500 Reformirte niedermezelten.

Auf den Nothruf Bündens antwortete Frankreich, unter der Minderjährigkeit Ludwigs XIII., mit leeren Ausflüchten; die Eidgenossen deuteten auf das Drohende ihrer eigenen Zerwürfnisse; selbst der obere Bund entzog sich der Theilnahme an dem raschen Auszuge eines bündnerischen Heerhaufens, der sodann vom Gefühl des Verraths und der Schwäche überwältigt, ohne Erfolg von der Veltlinergrenze wieder heimkehrte.

Das Blutbad im Veltlin war gelungen, aber Oestreichs Ländergier wollte mehr als Vertilgung der Ketzer. Sofort überfällt Baldiron das Münsterthal; nach hartnäckiger Gegenwehr flohen 500 Evangelische zu den Eidgenossen, und ihre Klagen bewegten Bern und Zürich. Mit 3000 Mann, zu denen sich 1500 Bündner gesellten, zogen die Schweizer nach dem Veltlin; sie kämpften tapfer, aber unglücklich bei Tirano (11. Sept. 1620), zogen zurück und nahmen bei Mayenfeld feste Stellung. Unterdessen bewegte sich, für Spanien und die römische Kirche zu streiten, der obere Bund; ihm zogen 1500 Mann aus den fünf katholischen Orten zu Hülfe. Die Beschuldigung ist hart, aber glaublich, daß der obere Bund nach dem Eigenbesitz des Veltlins, nach Losreißung von seinen Bundesgenossen und Aufnahme in den Verband der Eidgenossen lüstern gewesen. Er unterhandelte mit Mailand und wollte den am 6. Febr. 1621 abgeschlossenen Traktat, demgemäß die Unterthanenländer mit gänzlicher Ausschließung der evangelischen Kirche zurückgegeben werden sollten, den beiden andern Bünden aufdringen.

Unterdessen hatte sich aus den Flüchtlingen des Münsterthals eine bewaffnete Partei gebildet, die unter dem Namen „der Gutherzigen," geführt von Georg Jenatsch, einem gewaltthätigen Parteimanne, mit einer grausenhaften Vehme die Häupter der spanischen Faktion traf. Unter ihrem Racheschwert fiel, nicht unverdient, Pompejus Planta, einer der Führer zum Veltlinermord, die andern entwichen eilig aus dem Lande. Der Erfolg spornte die Gutherzigen zu Größerm. Mit starkem Zulauf aus den beiden andern Bünden griffen sie die bewaffneten Haufen des obern Bundes und ihr Hülfscorps aus den fünf katholischen Orten an und schlugen sie bei Valendas. Da entwichen die aus den fünf Orten, der obere Bund fügte sich.

Zur selbigen Zeit schloß Frankreich über Rückgabe des Veltlins am 25. April 1621 den Madrider Vertrag ab; aber das spanisch-östreichische Haus wollte so wenig den Frieden, daß es gleichzeitig gegen den Freistaat alle Zufuhr von Salz und Lebensmitteln sperrte, und der spanische Statthalter in Mailand den rebellischen Unterthanen genugsames Kriegsmaterial und Mannschaft zusendete. Diese Sperre, das Mißtrauen auf kräftige Unterstützung von Außen bestimmte die Bündner zu

Unterhandlungen, die abwechselnd zu Innsbruck, Luzern und Imbst geführt wurden. Die immer höher gespannten Forderungen Oestreichs erbitterten das Volk der drei Bünde, Feuerköpfe wiegelten es zu einer unbesonnenen That. Mit 6000 Mann, aber ohne zweckmäßige Führung, überfielen sie die Landschaft Worms, wurden geschlagen und zurückgetrieben. Zorn ohne Umsicht und genügende Macht ist ein schlimmer Rathgeber; für Oestreich war diese Unterbrechung der Unterhandlung willkommen, es deutete sie als eine Kriegserklärung.

An dem Tage, wo zu Imbst der letzte Zusammentritt der beidseitigen Abgeordneten statt fand, am 27. October, überfällt Baldiron das Münsterthal, Unterengadin und Prättigau, der Herzog von Feria besetzt Cläven und plündert im Bergell. An der Spitze wilder Kriegsrotten, wie die Periode des 30jährigen Kriegs sie schuf, bieten racheschnaubende Mönche für jeden Frevel, als gegen Ungläubige und Rebellen, himmlischen Lohn. Mord, Brand, Glaubenszwang und entzügelte Wuth wider Wehrlose und Widerstrebende erfüllen die Zehngerichte mit Schrecken und Greuel. Mit Hohn und Vandalenwuth schaltete der Sieger und gebot unbedingte Unterwerfung. Das Volk duldete, aber unter dem eisernen Joch bewahrte es die Treue gegen den Glauben und widerstand der Knechtschaft. Doch flohen über 1500 Männer zu den Eidgenossen, während Baldiron die Städte Mayenfeld und Chur besetzte.

So schien der letzte Tag der Freiheit gekommen; der Bund der Väter zu Vazerol war zerrissen, die Religionsfreiheit unterdrückt, der obere Bund hielt es mit dem Landesfeind, der größte Theil des Gotteshausbundes war in dessen Gewalt, über Leben und Eigenthum schaltete mit Willkühr eine räuberische Soldateska. Dieser Zustand macht begreiflich, daß die Unterdrückten sich vom übermüthigen Sieger in der mailändischen Kapitulation, den 15. Jan. 1622, Gesetze diktiren ließen, wodurch sie zur Beute fremder Herrschbegier wurden.

Doch das Leiden der Unterdrückung und des Hohns hatte endlich seinen Gipfel erreicht. Das Volk der Gerichte Kastels, Schiers und Klosters, obgleich entwaffnet und den Feind auf dem Nacken, griff für die sterbende Freiheit am Palmsonntage (24. April 1622) zu den Waffen, wie sie der Wald giebt. Damit begann die Heldenperiode des Prättigau's, der einzige schöne Aufschwung in dieser Zeit der Verirrungen; sie sah Thaten, welche den schönsten Siegesschlachten der Schweizer an die Seite treten. Dieselben fanden aber auch ihren würdigen Herold an Joh. Guler von Wyneck, dem Zeitgenossen und Mitkämpfer gegen die fremde Knechtschaft.

Mit Prügeln und Morgensternen bewaffnet, geführt von den würdigen Helden Rudolf und Ulysses von Salis, Peter Guler, Johann Jeuch, Georg Jenatsch, Joh. Tscharner, Thüring Enderli 2c. schlug das Volk die fremden Rotten aus seinen Thälern, erstürmte die Luziensteig, belagerte Mayenfeld, schloß den Baldiron in Chur ein und ertrotzte endlich dessen schimpflichen Abzug. Hierauf vollendete Rudolf v. Salis sein Werk; er führte seine Heerschaaren gegen den abtrünnigen

obern Bund, zwang ihn zur Entsagung der mailändischen Kapitulation, und einigte sodann alle Glieder des Freistaats am 17. Juni 1622 zu Erneuerung des alten Bundesschwurs. Mit Recht gilt dieser Held als der zweite Stifter des rhätischen Freistaats. Darauf alle Heerbanner der Bündner übers Gebirg zur Befreiung des Unterengadins, und zur Verfolgung des fliehenden Feindes bis tief ins Montafun und Tyrol.

Nach diesem Aufschwung überließ sich das gerettete Volk zu frühe einer trügerischen Ruhe; das benutzte der Feind und kehrte unversehens, mit verstärkter Macht, ins Land zurück. Dieser Ueberfall war in seinen Greueln schrecklicher als der erste. Nach tapferer, aber unglücklicher Gegenwehr flohen die Wackersten zu den Eidgenossen, und abermals lastete das fremde Joch auf dem unterworfenen Volke. In dem Lindauer Vertrag (30. Sept. 1622) sodann mußte es sich vom übermüthigen Sieger Bedingungen gefallen lassen, welche das bündnerische Gemeinwesen aus der Reihe freier Staaten tilgten. Die acht Gerichte, das Unterengadin und Münsterthal sanken in völlige Unterthänigkeit Oestreichs. Und zu all diesen harten Schicksalen kam eine verheerende Seuche, und von 1622 auf 23 die Noth des Hungerwinters.

Unterdessen beschloß der kühne Geist des Kardinals Richelieu, Frankreichs Staatslenker und Habsburgs nie versöhnter Feind, die Rettung des Bündnerlandes. Er einte Venedig, Savoyen, die Eidgenossen im Vertrag zu Paris, 17. Febr. 1623. Den Folgen dieses Bündnisses zuvor zu kommen, warf sich der Papst als Vermittler auf und ließ, da Oestreich einwilligte, die Unterthanenländer bis zu Ausgleichung des Streithandels von seinen Truppen besetzen. Vergebens; das französische Heer näherte sich kaum den Grenzen der Schweiz, so sammelten sich die bündnerischen Flüchtlinge. Eilfhundert Mann, geführt von Rudolf v. Salis, und von Hülfstruppen aus Glarus verstärkt, rückten sie in Bünden ein und besetzten feste Stellungen. Das französische Heer unter Marschal Coeuvres, von den Bannern der Zürcher, Berner und Walliser begleitet, vollendete das Befreiungswerk. Schon am 25. November wurden die alten Bundesbriefe für Freiheit, Einheit und Selbstbestand freudig beschworen, die von fremder Tyrannei aufgedrungenen Traktate abgesagt, die abgerissenen Bundesglieder wieder dem Staatskörper einverleibt. Doch auch im Jubel des Siegs wurde, wie einst in den Zeiten der alten Bünde, die Grenze des Rechts nicht überschritten. Was Oestreich rechtlich gebührte, blieb ihm; für Tyrannei giebt es keine Treue, denn Gewalt schafft nicht Recht.

Sofort zog das vereinigte Heer der Franzosen, Schweizer und Bündner übers Gebirg und eroberte im Februar 1625 die Unterthanenländer. Die Rückgabe an den Freistaat verzögerte sich, weil der Helfer sich zum Erben einzusetzen gedachte. Neue Unruhe und neue Täuschung, als der zwischen Frankreich und Spanien heimlich abgeschlossene Vertrag von Monzone, 5. März 1626, aufdeckte, daß die beiden Mächtigen über bündnerisches Recht unter sich zu mäkeln verstünden. Sie waren

einig geworden, daß die drei Unterthanenländer, zwar unter Bündens Oberherrlichkeit und gegen einen jährlichen Tribut doch mit Ausschluß der reformirten Kirche und unter selbstgewählten Vorstehern einen eigenen Staat bilden sollten. Die Bündner protestirten, aber Marschall Coeuvres übergab das Unterthanenland und seine festen Plätze abermals den päpstlichen Truppen, zog von dannen und hinterließ dem Bündnervolke die Lehre, so für alle Zeiten gilt: daß kleine Freistaaten alsobald einen Machtgebieter finden, wenn sie in Tagen der Noth an den Fürstenhöfen des Auslandes sich einen Helfer und Freund suchen.

Die erfahrene Untreue gab den Anhängern Oestreichs neuen Einfluß; die Bündner näherten sich zu Unterhandlungen dem Erzhause. Bald jedoch wurde klar, daß Oestreich zu weltlicher, der Bischof von Chur zu geistlicher Obermacht neue Plane schmiedete. Noch waren die Unterhandlungen nicht abgebrochen, so rückt plötzlich ein östreichisches Heer, 40,000 Mann stark, über die Luzienstei in Bünden ein, nimmt überall feste Stellung. Die Bündner, ohne Hülfe und ohne Vertrauen auf auswärtige Helfer, beugen sich. Schon am 8. Aug. 1629 mußten sie Bedingungen eingehen, die ihre politische und kirchliche Freiheit in den Grundvesten bedrohte. Und wiederum gesellte sich zu fremdem Joche im Jahr 1630 eine verheerende Seuche, welche gegen 12,000 Menschen weggerafft haben soll.

Nochmals trat Frankreich als Helfer auf; die Eidgenossen rüsteten, Gustav Adolfs Siege brachen Oestreichs Muth. Da willigte der Kaiser im Frieden zu Chierasco (19. Juni 1631) in die Räumung Bündens. Als darauf Gustav Adolf, der Hoffnungsstern der evangelischen Kirche, immer glänzendere Siege gewann, betrieb Bünden den Wiedererwerb seiner wälschen Besitzungen. Dazu boten Frankreich und die Eidgenossen abermals Hülfe. Unter Anführung des Herzogs v. Rohan rückte ein französisch-schweizerisches Heer in Bünden, von den Bündnern verstärkt, ohne Verzug ins Veltlin; die Heerhaufen der Spanier und Oestreicher wurden auf allen Punkten geschlagen, das Land gewonnen. Aufs neue aber betrog die zweizüngige und selbstsüchtige Politik Frankreichs die Bündner um alle Hoffnungen; lüstern nach dem Besitz des Veltlins, um über Oberitalien den Meister zu spielen, verbot der französische Hof dem Herzog von Rohan die Rückgabe der Länder an den Freistaat. Daher neuer Zwiespalt zwischen den Bündnern und Franzosen; die Eidgenossen, vor welchen hundert Jahre früher Frankreich gezittert, waren durch goldene Ketten an dessen mächtigen Willen gefesselt. Abermals näherte sich Bünden dem durch schmeichelnde Versprechungen lockenden Kaiserhof. Das alles erkannte der Herzog von Rohan, Bündens Freund. Vergeblich warnte er seinen Hof, um günstigere Befehle auszuwirken; als er sie erhielt, war es zu spät.

Es hatte sich inzwischen im Hause des Bürgermeisters Georg Meyer von Chur durch den sogenannten Kettenbrief ein Bund von 34 der angesehensten Männer und Heerführer zur Befreiung des Landes von den Franzosen gebildet; sie selbst

nannten sich die „Areopagiten“ und waren durch einen furchtbaren Eid an ihres Bundes Zweck gekettet. Diese Rückkehr zum Urprinzip der alten Bünde, nämlich zur aufrichtigen Vereinigung eigener Kräfte, rettete den Freistaat. Mit List und Kraft ertrotzten sie den Abzug der Franzosen; nur der edle Herzog von Rohan nahm des Landes, mit dem er es wohlgemeint, aufrichtigen Dank mit sich.

Sodann wurde auf zwiefache Weise, voller und fester als je zuvor, die gewonnene Selbstständigkeit begründet. Zuerst durch eine Reihe von Verträgen mit dem Ausland. Es genügt einzelne aufzuführen: das Kapitulat und den ewigen Frieden mit Spanien, am 3. Sept. 1639, — die Bestätigung des Erbvereins mit Oestreich, am 8. Aug. 1641, — den westphälischen Friedensschluß, am 28. Febr. 1649. Hiedurch fiel das letzte Band an Kaiser und Reich. Sodann vollendete der Loskauf der acht Gerichte und des Unterengadins das Streben nach Unabhängigkeit im Innern, in den Jahren 1649 und 1652. Den Traktaten des am 3. Sept. 1639 abgeschlossenen Mailänder Kapitulats gemäß traten nun die Unterthanenländer unter Bündens Oberherrschaft zurück, in dieselbe Stellung zum herrschenden Lande, wie vor dem Jahre 1620, doch mit Ausschluß der Religionsfreiheit für die Evangelischen daselbst, so daß die dort angesessenen Anhänger der reformirten Kirche jährlich nur drei Monate zu Besorgung ihrer Güter daselbst zu verweilen berechtigt seyn sollten. Daß letztere Klausel zugestanden wurde, zeugt für die überwiegende Neigung nach Ruhe; aber die Bessern unter den protestantischen Landesvorstehern trauerten über diesen Rücktritt von der Ueberzeugungstreue. Wie viele hierin aus Irrthum, wie viele aus Eigennutz gesündigt haben, ist schwer zu sagen; glücklicher, wenn schon damals der bessere Geist zu gänzlicher Hingabe alles Unterthanenlandes, — des für den bündnerischen Freistaat so verderblichen Zankapfels, die Oberhand erhalten hätte!

Zwischen Oestreich und Bünden wurden in jenen Abkommnissen auch alle seit 1620 dem Freistaate aufgedrungenen Verträge und Zugeständnisse für todt, kraftlos und nichtig erklärt. Seitdem behielt das Erzhaus keine andere Besitzungen im Gebiet der drei Bünde, als einige untergeordnete Herrschaftsrechte in Rhäzüns, im Münsterthal und den eigenthümlichen Besitz des Schlosses Tarasp.

11. Periode der Erschlaffung und endlichen Auflösung in die helvetische Republik, von 1649 — 1798.

Nachdem das bündnerische Gemeinwesen aus tiefem Verderben, in welches die innere Entzweiung und die unvorsichtige Hingebung an fremde Politik es gestürzt hatte, durch Rückkehr zum Geiste der ersten Bünde — Vereinigung eigener Kräfte — zu seinem vollen Selbstbestand gerettet worden, entwich nur zu bald wieder beim Volke, der Drangsale und ihrer Quellen vergessend, derjenige Geist, der es vor neuen Verirrun-

gen bewahren konnte. Drei Dinge fehlten seinem glücklichen Geschick: daß es die Ausbildung innerer Ordnung unterließ, wozu der tiefere Sinn der alten Bünde einen guten Grund gelegt hatte; daß es nicht frei geworden vom Besitz und Herrschaftsrecht über die Unterthanenländer; daß der republikanische Gemeinsinn nicht die zweiköpfige Hydra überwältigte, welche bald als aufreizender Parteigeist, bald als lähmender Bundes- oder Ortsgeist den Zwiespalt im Innern nährte, die Glieder und Kräfte des Staats vereinzelte und die Siechheit des Gesammtkörpers zur Folge hatte.

Dieses nun überall und bei jedem Anlasse sich kundgebende Streben nach Vereinzelung, weit entfernt, der erworbenen gemeinsamen Staatsgewalt kräftigere Wirksamkeit im Innern zu geben, versenkte sich in die engherzige Selbstsorge für den einzelnen Bund, sein Gericht, seine Gemeinde, oder seine kirchliche, politische und militärische Partei für das Ansehen seines Geschlechts und seiner Familie. So ist begreiflich, daß der Genius, welcher die alten Bünde gestiftet, verkannt und die plangemäße Ausbildung der innern Ordnung durch Vernachlässigung einer umfassendern Gesetzgebung, guten Volkserziehung, und thatkräftigen Siege für öffentliche Anstalten keine erfreuliche Fortschritte machte. Dagegen suchte der Parteigeist, wie gewöhnlich, so auch hier aus persönlichen Absichten entsprungen, vom Reiz des Gewinns und höhern Ansehens in der Heimat, in den Unterthanenländern, an fremden Fürstenhöfen, in Verbindungen mit dem Ausland, nur seinen eigenen Vortheil. Der Bunds- und Ortsgeist war von gleichem Ursprung und zeigte dieselbe Tendenz; er gebar, aus Scheu fremder Theilnahme an seinen Anliegen, die lieblose Entfremdung vom Wohl und Wehe der Mitverbündeten, und usurpirte für die einzelnen Gerichte, Gemeinden und Bünde diejenige Souveränetät, welche nach dem tiefern Sinn der alten Bünde nur dem gesammten Volke und Freistaat gebührte.

Daher in dem langen, meist friedlichen Zeitraume von anderthalb hundert Jahren keine rühmliche Thatengeschichte, sondern nur eine Kette innerer Zuckungen und Reibungen der Parteien — eine Reihe krankhafter Zustände und, wie in jedem kranken Körper, die Leiden innerer Knechtschaft. Die Folgen dieser Zustände waren für alle Zweige des öffentlichen Lebens höchst verderblich.

Das Walten des Vereinzelungsgeistes, der sich als Bundes- und Ortsgeist kund gab, verhinderte die Aufstellung einer kräftigen Landesregierung, daher keine Macht im Staate, welche die Auswüchse demokratischer Freiheit und die Neigung zu tumultuarischer Selbsthülfe bewältigen, die Rechte und Interessen der Gesammtheit wirksam vertreten, die Gesetze der Mehrheit und Beschlüsse der Standesbehörden standhaft vollziehen konnte. Hieraus ist abzunehmen, daß dem damaligen bündnerischen Gemeinwesen kaum der Name eines organischen Staatskörpers gebühre; es war vielmehr ein durch Natur und Schicksale äußerlich zusammengehaltenes Aggregat von demokratischen Hochgerichten und Gemeinden, die in ihrem Innern

frei schalteten und gegen die Idee und Befugnisse eines Gesammtstaats ankämpfend, dessen Rechte zu erobern bald einzeln, bald gemeinsam bemüht waren. Die Theilung der Gewalt, welche der gemeinsamen Landesregierung gebührte, blieb in allen Zwistigkeiten das Hauptziel; und so kam es, daß weder die Entzweiung zwischen den Gliedern des Zehengerichtenbundes gegen die Vorrechte des Gerichts Davos, 1643, worüber nach vielen Zuckungen zuletzt der Waserische Spruch 1644 entschied, noch der ähnliche Streit im Gotteshausbund gegen die Vorrechte der Stadt Chur, worüber im Jahr 1700 unter eidgenössischer Mithülfe der Malanser Spruch entschied, — benutzt wurde, um eine kräftigere Staatsgewalt als Haupt, Auge und leitende Hand des Bundeskörpers aufzustellen.

Folge dieser Verhältnisse war, daß alle Angelegenheiten, wichtige oder unwichtige, die des Landes oder einzelner Gemeinden, kirchliche oder weltliche, vom Parteigeist ergriffen und selten nach dem Recht, öfter, wie im Naturstand der Völker, durch die Gewalt der Selbsthülfe in Aufläufen und mit Erregung heftiger Stürme entschieden wurden. Es gab eine spanische, öftreichische und französische Partei; die Oberhand im Volke, in den Rathsversammlungen, in den Beschlüssen, Bündnissen und Militärkapitulationen wechselte unter ihnen. Ihr Einfluß und ihre Beengungen brachten Einseitigkeit und Unbeständigkeit in die Landessatzungen. Im Jahr 1681 hatten einige Standeshäupter ohne Vollmacht hoheitliche Rechte des Staats im Veltlin an den Bischof von Como verkauft. Der Bundestag auf Davos 1683 setzte ein Strafgericht zu Chur nieder, welches (vom 16. Jan. bis 18. Febr. 1684) ohne Rücksicht auf die Drohungen Spaniens oder den Bann des Bischofs von Como, gerechte Strafurtheile erließ und die Rechte des Staats wahrte. Bei diesem Anlaß wurden die schon 1603 aufgestellte Landesreforma und die Grundsätze des Kesselbriefs wieder erneuert. Schon 1694 wurde diese Landesreforma durch einige Zusatz-Artikel vermehrt; dazu gab eine Fruchtsperre Anlaß, welche Mailand zu dem Zweck gegen den Freistaat verhängt hatte, um die Austreibung der noch, den Traktaten zuwider, im Veltlin wohnhaften Evangelischen zu ertrotzen. Diese Fruchtsperre, die dadurch erkünstelte Theurung, der dadurch geweckte Wuchergeist, veranlaßten Anklagen und Auflauf. Ein Strafgericht zu Tusis traf die Urheber der Theurung und suchte die begründeten und unbegründeten Klagen des spanischen Gesandten, die seit 1686 zu öftern Paßsperrungen den Vorwand hergegeben, aus dem Wege zu räumen. Abgesehen von dem Werth dieser einzelnen Gesetzesreformen: das Eine und Wesentliche gebricht ihnen, daß sie weniger das Grundübel zu heben, als vielmehr die augenblickliche Verlegenheit und die Machthabung der fehlenden Partei zu bekämpfen bestimmt waren.

Unterdessen sammelten, sichteten und ordneten einzelne Hochgerichte und Gemeinden ihre ältern und neuern Verordnungen und Gesetze. Die Mehrzahl der Statuten und Landbücher wurde bald nach den Drangsalen des 30jährigen Kriegs in Schrift verfaßt und dadurch dem Gesetz- und Gerichtswesen

ein bestimmterer Gang vorgezeichnet. Bei vielem Hader machte sich bald auch der Mangel von Criminalgesetzen fühlbarer. Die Demokratie brachte es mit sich, daß das wichtige Amt, über das Blut seiner Mitbürger zu richten, öfters Männern anvertraut werden mußte, die weder durch Studium der Rechtswissenschaft, noch auf dem Wege der Erfahrung zu Rechtsprechern gebildet worden. Unter solchen Verhältnissen und bei dem finstern Aberglauben jener Zeit, wo der Glaube an Verbindungen mit den finstern Mächten der Hölle so viele Opfer auf den Scheiterhaufen, an den Galgen oder unter das Schwert des Scharfrichters brachte, wurde eine peinliche Gerichtsordnung, mochte sie auch roh und streng wie die Sitten jener Zeit seyn, immerhin eine Wohlthat. Zu verschiedenen Epochen nämlich fielen wegen schwarzer Kunst und Hexerei bald mehr, bald weniger Menschen als Opfer jenes Wahns. Die Landschaft Misocco galt in der Mitte des 16. Sec. für einen Hauptsitz von Zauberern und Hexen. Im Jahr 1583 wurde dem Kardinal Carl Borromeo eine Schilderung von dem Treiben der Zauberer und Hexen in Misocco gemacht, die um so deutlicher die Herrschaft des Wahns bei Volk und Geistlichkeit beurkundet, als der dorthin gesendete Untersuchungsrichter das Uebel noch ärger fand, als das Gerücht es geschildert hatte. Ueber ein Dutzend Weiber wurden dem Feuertod überliefert und selbst der Propst von Roveredo, Domenico Quattrino, theilte dieses Loos, weil er mit dem Meßgewand angethan und das heilige Chrisan in der Hand, in Gesellschaft des Teufels den Reigen der Hexen und Zauberer angeführt habe. Die Verbrennung der Unglücklichen nennt ein Augenzeuge: „köstlichen Erntesegen.“ Noch im Jahr 1613 wurden im Misox etwa fünfzig Personen verbrannt und die doppelte Zahl mit Verbannung bestraft. In den Jahren 1656 und 1714 fanden neue Verhöre mit einer ansehnlichen Zahl verirrter oder verläumdeter Menschen statt, und abermals fielen Todesurtheile über Personen jeglichen Geschlechts und Alters. Dies bestimmte den 1715 zu Chur versammelten Bundestag, durch drei Rechtsgelehrte aus Kaiser Carl V. peinlicher Halsgerichtsordnung eine kurze Malefiz-Ordnung verfertigen zu lassen, die im Jahr 1716 genehmigt und den Ehrsamen Räthen und Gemeinden zu willkührlichem Gebrauch zugesandt wurde. Sie als bindendes Gesetz einzuführen, verbot der Geist einer irregeleiteten demokratischen Unabhängigkeitsliebe, welche, wie im politischen, so auch im Gerichtswesen eine zügellose Willkühr höher achtete, als Formen und Vorschriften, die Blut und Ehre des Bürgers gegen Willkühr sichern sollten.

Von jeher zeichnete ein kriegerischer Geist und militärische Gewandtheit das Volk der Rhätier aus; in allen Kriegen seit der Römer Zeit bis auf die Heldentage im dreißigjährigen Krieg hatten sie den Ruhm, an Tapferkeit und militärischer Naturanlage keinem ihrer Nachbarvölker nachzustehen. Das wußten die fremden Fürsten und erkauften sich mit schwerem Gold den Arm und die Dienstreue dieses Alpenvolks. Während man also dem Ausland diente, versäumte der Freistaat mitten unter Mächtigen und Gewaltthätigen, die Wehrhaftaltung des Volks zu seiner eigenen Vertheidigung. Wäh-

rend Europa stets von neuen auftobenden Kriegen erschüttert, die Grenzen Bündens öfters davon bedroht wurden; während das Ausland in beständigem Fortschritt der Kriegskunst seine Kräfte und Mittel umgestaltete, gab sich der bündnerische Staat einer trügerischen Ruhe hin, uneingedenk der alten Wahrheit, daß wo die Gewalt entscheidet, Recht und Mäßigung Namen sind, die nur der Stärkere deutet. Dagegen hatten theils einzelne Parteiführer, theils der Freistaat sich in vielfache Verträge mit auswärtigen Höfen zu Militärkapitulationen eingelassen. Unter den verschiedensten Fahnen lockte die Werbtrommel und das Gold des Auslandes die bündnerische Jugend in fremden Kriegsdienst. In Frankreich, Sardinien, Oestreich, Spanien, England, Neapel, Rom, in den Niederlanden und bei der Republik Genua dienten bündnerische Regimenter. Einzelne und Viele fanden dabei Verdienste, Reichthum, Auszeichnung und Ruhm; die größere Menge wenigstens Zucht und Beschäftigung. Dem Gemeinwesen ward die Hoffnung, in Tagen der Noth geübte Führer und Krieger zu finden. Vor dieser Prüfung bewahrte es ein gütiges Geschick; aber es ist kaum möglich zu verkennen, daß nebst der Austheilung fremder Pensionen und Gelder für die Aemter im Unterthanenland, und nebst der natürlichen Abneigung in Hirtenvölkern gegen Gewerbe, der leichte Gewinn im auswärtigen Kriegsdienst eine der Hauptquellen gewesen, von wo die Scheu und Vernachlässigung der Fortschritte im Landbau, Gewerben und inländischer Industrie geflossen sind. Wer nicht in der Heimat das Fuhrgewerbe, das öfters stockte, mit Glück betrieb oder unter fremder Fahne sich Kriegssold erwarb, lag nach dem Brauche vieler Hirtenvölker sammt seiner Heerde an den Brüsten der Natur, mit dem zufrieden, was sie freiwillig den Menschen darbot.

Aber schon seit längerer Zeit wanderte auch aus einigen Landestheilen ein anderer Theil in die Nachbarländer, um als Taglöhner und Handwerker sein Brod zu verdienen. Schon zu Anfang des 17. Jahrhunderts scheinen mehr als tausend Bündner im Venetianischen hauptsächlich als Schuhmacher sich periodisch angesiedelt zu haben. Diese Wanderung dorthin dauerte bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts; um so tiefer wurde es gefühlt, als 1766 das bei Erneuerung des mailänder Kapitulats (1763) getäuschte und nicht ohne Grund erzürnte Venedig die Wege solchen Erwerbs plötzlich verschloß, und das ausführte, worauf schon 1613 sein Gesandter Barbadico drohend hingewiesen hatte. Alle bündnerische Familien mußten nun das Gebiet jenes Freistaats verlassen, und die Mehrzahl änderte seitdem die Wege und Arten des ausländischen Erwerbs. Als Zuckerbäcker, Kaffeesieder und Handelsleute wandern sie seither nach allen Ländern Europa's, auch über den Ozean in fremde Erdtheile. Wen das Glück mit genügendem Gewinn segnet, den treibt die Anhänglichkeit an das heimatliche Thal in die Einsamkeit seiner Gebirge zurück, um bei den Seinigen sich des sauer erworbenen Wohlstandes zu erfreuen. Bis auf unsere Tage ist diese Art periodischer Auswanderung eine reichliche Erwerbsquelle für viele Bündner geworden; um so auffallender vermißt man den Sinn für ähnlichen Erwerbsfleiß im eignen Lande.

Das Walten des Vereinzelungsgeistes zeigte sich aber nirgends so schädlich, als in der Zertheilung ursprünglich verbündener Gerichtsbezirke. Bei jedem Zwiespalt und Parteihandel politischer oder kirchlicher Natur zersplitterte der Trennungsgeist die größern Hochgerichte, welche durch Lage und frühere politische Verhältnisse, besonders durch Angehörigkeit an den gleichen Oberherrn, seit uralter Zeit verbunden gewesen. So geschah, daß im Verlauf der spätern Jahrhunderte jedes der Hochgerichte Ortenstein, Schiers, Klosters, Kastels und Belfort sich in zwei Gerichte spaltete. In andern Hochgerichten dauerte zwar die äußere Verbindung fort, doch führte man beschränkende und vereinzelnde Unterabtheilungen und Rooden ein, namentlich zu Besetzung der Aemter, Bestellung der Gerichte, zu Wahl der Abgeordneten und Ausübung der Repräsentanz. Mit dieser Spaltung wurde höchstens der Ehrsucht einzelner Dorfkönige und Parteihäupter gedient; desto größer war der Nachtheil, der hieraus für eine unpartheiische Rechtspflege, strenge Handhabung polizeilicher Ordnung und festere Gestaltung des Staatskörpers fließen mußte. Im engern Kreis wurde der Einfluß angesehener Familien und der vielseitige Verwandtschaftsnexus zu Klippe und Ryff, woran strenges Recht und gesetzliche Sicherheit für Person und Habe nur zu oft scheiterten. Daraus wird ferner erklärlich, wie auch die zweckmäßigsten Staatsgesetze und polizeilichen Landesordnungen bei den einzelnen Obrigkeiten keine oder nur sehr saumselige und mangelhafte Vollziehung fanden, so daß namentlich Verordnungen zu Abschaffung des Bettels, über Paß- und Transitwesen, über Aufrechthaltung gangbarer Straßen — „von Weg und Steg" — und ähnliche Anbahnungen guter Ordnung blos zu Denkmalen kraftlosen Willens und ohnmächtiger Wünsche des Bessern wurden, nur geeignet, die Protokolle und Dekretenbücher zu füllen, während sie für das Gemeinwesen, wie Lichtmeteore, spurlos vorübergingen. Diese Vereinzelungssucht dauerte bis auf unsere Tage, und erhielt die Einrichtung, alle öffentliche Stellen auf die drei Bünde und nach den kirchlichen Konfessionen zu vertheilen, was zum Schaden des Gemeinwesens öfters bis ins Kleinliche und Lächerliche gefordert und durchgeführt wird. Ein anderes Uebel, das aber aus derselben Quelle floß und viel Böses stiftete, war die Vertheilung öffentlicher Einkünfte auf die einzelnen Gemeinden und von diesen wieder auf die einzelnen Mannsstimmen. Wer die Geldsummen berechnet, welche theils von fremden Mächten unter verschiedenen Titeln, theils aus den Unterthanenländern nach Bünden flossen, muß sich wundern, daß in so langem Zeitraum von all den Millionen weder im Gebiet der Kirche und Schulen, noch im Straßenbau, Wehrwesen, in der Armenpflege oder gegen zerstörende Naturgewalten auch kein einziges Denkmal gestiftet worden, auf welches die Nachkommen mit Dankgefühlen hinbliken können. Die Quellen der Staatseinkünfte im Innern bestanden hauptsächlich aus den verpachteten Zoll-Einnahmen, aus einem Antheil an den Geldstrafen aus den unterthänigen Provinzen, aus den Zinsen der englischen Annuitäten, die von 1762 bis 1783 bis zur Summe von 5700 Pfund Sterling angelegt worden waren.

Diese Zersplitterung der gesetzgebenden und richterlichen Gewalt, so wie die Verschleuderung der öffentlichen Einkünfte, fanden ihr Seitenstück in dem roodartigen Wechsel der Beamtenwahl für die unterthänigen Länder. Die Gesetzgebung und Gerichtsbarkeit in letzter Instanz hatte sich die Republik vorbehalten und übertrug dagegen die übrigen Zweige der Verwaltung und besonders die vollziehende Gewalt ihren dahin abgeschickten Beamten, über deren zweijährige Amtsverwaltung durch eine landesherrliche Kommission, Syndikatur genannt, an Ort und Stelle Rechenschaft gefordert wurde. Die Beamten sowohl als die Syndikatoren wurden anfänglich von den Staatsversammlungen frei gewählt, allein in der Meinung, den dabei üblichen Bestechungen zu begegnen, war 1603 die Einrichtung getroffen worden, daß diese Wahl auf drei von den einzelnen Gemeinden, nach einer gewissen Reihefolge, vorgeschlagenen Kandidaten eingeschränkt sein sollte. Nunmehr riß aber der noch ungleich größere Mißbrauch ein, die Aemter öffentlich an den Meistbietenden um einen Preis zu überlassen, welcher die mit dem Amte verknüpfte Besoldung um das Doppelte und Mehrfache zu übersteigen pflegte. Es springt in die Augen, daß nicht sowohl die Ehrsucht solche Preise bot, sondern daß die Unterthanenländer den mehrfachen Ersatz aller Ausgaben indirekt zu tragen hatten.

Nachdem also die Zersplitterung und der Eigennutz in allen Zweigen des öffentlichen Wesens herrschend geworden, war nicht mehr zu erwarten, daß in entscheidenden Augenblicken, wo die Ehre und Wohlfahrt des Staats von einem kräftigen und einträchtigen Handeln abhing, der Geist der alten Bünde neues Kraftgefühl in diesen zerrütteten Staatskörper gießen werde. Niemand wußte diese Siechheit des Gemeinsinnes geschickter zu benutzen, als die nie schlummernde Machtbegier der römischen Kirchenpolitik. Nach Vorschrift der 1541 aufgestellten Artikel hatte der Gotteshausbund die kastvogteiliche Schirmaufsicht über das Landesbisthum mit Erfolg ausgeübt; bis 1627 wurden alle Bischofswahlen mit Rath und Wissen des Bundes vorgenommen, verschwenderische Bischöfe im Zaum gehalten oder, wie Beat a Porta, zur Abdankung genöthigt. Die Ränke des eigenmächtigen päpstlichen Nuntius Scapi waren an der verständigen Entschlossenheit des bündnerischen Volks gescheitert; aber schon 1661 gelang es den Umtrieben des Nuntius Friedrich Borromeo, die alten Landessatzungen theilweise zu untergraben. Dieser erste Einbruch in die alten Ordnungen ermuthigte 1728 zu neuen weit bedenklichern Schritten. Bis zu diesem Jahre hatten nur Landeskinder den bischöflichen Stuhl bestiegen; nun aber wurde in einem durch Faktionswuth sehr bewegten Moment theils durch römische Künste, theils durch Drohungen des kaiserlichen Gesandten von Riesenfels, ungeachtet aller Protestationen des Gotteshausbundes, zum erstenmal seit Paulus Ziegler der Nichtbündner **Benedict** v. Rost als Bischof aufgedrungen und auf dem usurpirten Stuhl geschützt, weil während der politischen Spaltungen über das Mailänder Kapitulat der kaiserlich gesinnte Graue Bund sich weigerte, die früher gemeinschaftlich behaupteten Hoheitsrechte zu schirmen. Seitdem beginnt bei den Bischöfen und ihrem Kapitel

das systematische Streben nach völliger Ungebundenheit von Seiten der politischen Staatsbehörden, und die Sucht, das bisthümliche Vermögen außer Landes anzulegen, wodurch späterhin der größte Theil seines weltlichen Besitzes verloren ging. Im Schutze dieser Ungebundenheit wurden sofort alle nachfolgende Bischöfe mit Uebergehung des rechtmäßigen Schirm- und Kastvogts gewählt und damit der römischen Herrschbegier in unsern Tagen zu noch eigenmächtigerem Schalten der Muth verliehen.

Diese allgemeinen Gesichtspunkte machen dem Leser den Gang der Volks- und Staatsgeschichte unsres Freistaats im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts verständlich. Es begann unter vielen unerfreulichen Vorzeichen; arm an rühmlichen Thaten lief es unter mannichfachen Zuckungen und heftigen Stürmen ab; daher fand der gewaltige Umschwung der Dinge am Vorabend des 19. Jahrhunderts unsern Freistaat in einem Zustande, dem zum unabhängigen Selbstbestand die innere Lebenskraft fehlte.

Zuerst erhoben sich hin und wieder kirchliche Händel, besonders in paritätischen Gemeinden über Mitgenuß älterer, oder Aufbau neuer Kirchen. In dieser Hinsicht haben der Sagenser Kirchenstreit im Jahr 1700, und die Reibungen über die Kirche und Heiligenbilder im Dörflein Trans, von 1725 bis 29, alle Gemüther beschäftigt. Während dessen schleppte der Aberglaube jener Zeit eine Menge Menschen wegen Hexerei und Bündniß mit dem Satan vor die Gerichte; in den Jahren 1699 und 1700 wurden blos in der Landschaft Gruob über achtzig Personen gefänglich eingezogen, viele bis auf den Tod gefoltert, dann theils aus der Heimat verbannt, theils hingerichtet. Im Jahr 1706 setzte die Ankunft von Kapuziner-Missionaren die Thäler Misocco und Calanka in heftige Gährung. Diese Fremdlinge, welche dem Vordringen des evangelischen Glaubens begegnen sollten, predigten mit solchem Beifall, daß ihnen wider Willen der dortigen Weltgeistlichen einige Kirchen eingeräumt wurden. Von dem an zwei streitende Parteien unter dem Volke; die Fratisti hielten es mit den Kapuzinern, die Pretisti bekämpften die Eindringlinge. Auf Bundestagen und zu Rom wurde dieser Streit behandelt; endlich griff die Partei der Pretisti zur Gewalt. Am 15. Aug. 1706 erging der Landsturm wider die Kapuziner und verjagte sie aus allen Kirchspielen. Größerm Uebel vorzubeugen, mischten sich die drei Bünde ein, die Weltpriester wurden in ihren Rechten geschirmt, die Rückkehr der Kapuziner verboten, beiden Parteien Urfehde auferlegt.

Hierauf verwirrte der Masnerische Handel im Jahr 1710 den Freistaat und setzte sogar die Eidgenossenschaft in Unruhe. Thomas Masner, Haupt der östreichischen Partei in Bünden, ein reicher Handelsmann und Rathsherr in Chur, gewaltthätig und verwegener Thaten wider Frankreich beschuldigt, sollte vernichtet werden. Französische Agenten lockten seinen Sohn, der zu Genf studierte, in die Gewalt seiner Feinde. Mehrere Jahre saß der junge Masner auf dem Fort d'Ecluse

in Gefangenschaft. Den Vater trieb der Rachedurst zu Repressalien. Zuerst nahm er einen französischen Agenten gefangen, dann durch Treulosigkeit noch höher gereizt, auch den Großprior von Frankreich, Herzog von Vendome, und führte denselben nach Feldkirch in gefängliche Haft. Auf Oestreichs Hülfe und seinen Anhang in Bünden pochend, trotzte Masner dem Sturm, der sich über ihn zusammenzog. Die Drohungen des französischen Hofs setzten die drei Bünde und eidgenössischen Stände in Bewegung; ungleich wurde vor dem bündnerischen Strafgericht, das aus Masners Feinden zusammengesetzt war, der Zorn eines Königs und die That eines gekränkten Vaterherzens gewogen. Acht und Konfiskation trafen den flüchtig gewordenen Masner, der längere Zeit zu trotzen wagte, bis er allerseits verlassen und als Flüchtling umherirrend, endlich durch einen Wagensturz sein Leben verlor. Der Sohn kehrte 1714 nach der Heimat zurück und wurde mit Jubel empfangen.

Diese Erscheinungen alle sind nur einzelne Zeitbilder im Vordergrunde einer tiefer liegenden Parteiung, welche seit Beginn des 18. Jahrhunderts den Freistaat der drei Bünde wie eine verborgene Krankheit durchschlich und allen Lebensorganismus zerstörte. Der Masnerische Handel und die Vertrödelung der hoheitlichen Staatsrechte über den bischöflichen Stuhl hatten in diesem tiefern Krankheitsstoffe ihre Quelle.

Als in Spanien König Karl II. kinderlos gestorben war, (1. Nov. 1700) stritten die Höfe von Frankreich und Oestreich über die Erbfolge. Die Ebenen der Lombardei wurden, wie gewöhnlich, zu Schlachtfeldern der politischen Eifersucht, deshalb ward auch der bündnerische Freistaat in den Kampf der beiden Großmächte verwickelt, um seine Bergpässe buhlten die streitenden Höfe. Der Krieg brach zuerst in Italien aus, wo Oestreich die erledigten Reichslehen, das Herzogthum Mailand, besetzen wollte. Bald aber ward der Krieg allgemein, denn England, Holland, Portugal und Savoyen, auf Frankreichs Vergrößerung eifersüchtig, traten auf Oestreichs Seite; auch Frankreich fand Anhang unter den deutschen Fürsten. Während Prinz Eugen und Marlbourough die Heere Frankreichs in blutigen Schlachten überwanden, kämpften auch die bündnerischen Parteien im heftigsten Streit für die Zwecke der kriegführenden Mächte: Die Reformirten neigten sich um so entschiedener auf Frankreichs Seite, als sämmtliche Katholiken, nicht ohne kirchliche Parteiabsichten, es mit Oestreich hielten. Noch wohnten reformirte Familien, wider den alten Vertrag, im Veltlin; ihre Vertreibung von der Schwelle Italiens wurde als Pflichtgebot dem Gewissen der Gegenpartei auferlegt. Nun, da sich kirchliche und politische Interessen mischten, ordneten sich die Parteien unter die Fahnen des Auslandes. Frankreich warb um Schließung der Pässe zum Nachtheil seines Gegners; Oestreich verlangte deren Oeffnung für den Durchzug kaiserlicher Truppen, glänzende Versprechungen und Drohungen sollten das schwache Alpenvolk der drei Bünde zu Entschließungen verleiten, die es nicht ohne innern Bürgerkrieg fassen konnte. Frankreich bot als Preis, nebst andern Vortheilen, die Rückgabe der drei Pieven am Komersee, deren Besitz das bündne-

rische Gebiet der Grafschaft Cleven und des Thales Misocco in unmittelbare Verbindung gebracht hätte. Oestreich forderte die Oeffnung der Pässe in Folge früherer Verträge, bot Vermehrung der alten Privilegien, drohte mit Sperrung der Zufuhr und Entziehung wichtiger Vortheile. Inmitten dieser Werbungen, Drohungen und Umtriebe faßte der Freistaat auf dem Bundestag zu Davos im Jahr 1700 den unparteisamen Beschluß: weder der einen noch der andern Macht den Paß zu geben, sondern in neutraler Stellung denselben mit allen Mitteln gegen Jedermann zu beschützen. Um sich zu stärken, schloß der Freistaat gleichzeitig auf 20 Jahre ein Schutz- und Trutzbündniß mit Venedig, welches zu gleicher Neutralität entschlossen war. Diese Koalition reizte Oestreichs Grimm aufs höchste, weil das zusammenhängende Gebiet der beiden Republiken die kaiserlichen Erbstaaten vom Herzogthum Mailand trennte und die Bewegungen seiner Heere zum Schutz der Lombardei erschwerte.

Sofort durchwühlte der Parteigeist die Hochgerichte und Gemeinden bis in die einsamsten Bergthäler, und zwei Decennien hindurch verwirrte dieses Ringen beider Faktionen den Freistaat. Auch die Glaubensfehde tauchte wieder auf und vertheilte die Parteien in den politischen Wirren. So gelang es den fremden und inländischen Agenten, daß der Freistaat seine neutrale Stellung verließ und am 13. März 1707 zu Gunsten Oestreichs, unter Vermittlung der beiden Seemächte England und Holland, den s. g. Paßvertrag beschwor, welcher den kaiserlichen Truppen den Durchzug über bündnerisches Gebiet eröffnete. Frankreich, tief beleidigt, verabschiedete sogleich fünfzehn Kompagnien bündnerischer Soldtruppen; Thomas Masner zahlte seine Thätigkeit für Oestreichs Interessen mit seinem persönlichen Untergang.

Unterdessen genoß Oestreich bis 1714 die Früchte seines Sieges, verweigerte aber unter mannchfachen Scheingründen die Erfüllung seiner eingegangenen Verpflichtungen. Der Freistaat erbat sich durch eine Gesandschaft das Fürwort des englischen und niederländischen Hofes, und bei dem Anlaß wurde 1713 zwischen Bünden und den niederländischen Generalstaaten ein Allianztraktat abgeschlossen, der mancherlei Vortheile für den Freistaat versprach, aber die Weigerungen Oestreichs und seine treulose Politik, wodurch es die Zusagen seines Gesandten für ungültig erklärte, nicht überwand. Daher neuer Stoff zu Unruhen! Die bisher zurückgedrängte französische Partei stärkte sich durch zahlreichen Anhang, dieß trieb anderseits die östreichische Partei zu Unterhandlungen mit dem kaiserlichen Hofe. Seit 1724 wurde eifrig bald zu Wien, bald zu Mailand unterhandelt, und am 24. Oktober 1726 das Mailänder Kapitulat von 1639 erneuert. Diese Erneuerung des ältern Vertrags gewährte zwar einige neue Vortheile hauptsächlich in Betreff der Zölle und Getreide-Ausfuhr aus der Lombardie, wurde aber, weil es hinter den Verheißungen zurückblieb, für längere Zeit zum Zankapfel im bündnerischen Freistaat. Den Evangelischen war es vornemlich deshalb ein Dorn im Auge, weil darin die Austreibung aller noch im Veltlin und

Cleven ansässigen Reformirten aufs neue zugestanden und diesmal auch mitten im Winter 1729 mit Härte vollzogen wurde. Abermals drohte der Bürgerkrieg, die französische Partei erhob Verfolgungen gegen diejenigen Standeshäupter, welche durch Rath und Einfluß die Annahme jenes Vertrags gefördert hatten. Mit Mühe gelang es jedoch einer eidgenössischen Gesandtschaft zwischen den streitenden Parteien, vermittelst einer Uebereinkunft zu Ilanz am 7. Sept. 1729, den Ausbruch blutiger Waffengewalt zu hindern. Indessen setzte während dieser Spaltungen die römische Kurie mit Hülfe Oestreichs durch, daß in der Bischofswahl des Ausländers Benedict von Rost die Hoheitsrechte des Staats dem Faktionsgeist zum Opfer gebracht wurden.

Neue Gährungen brachte die abermalige Erneuerung des Mailänder Kapitulats. Streitige Punkte, theils über den Umfang geistlicher Gerichtsbarkeit des Bischofs von Como in den bündnerischen Unterthanenländern, theils über Grenzverhältnisse und Transit führten 1763 zu neuen Unterhandlungen zwischen dem Freistaate und Oestreich. Um ein günstiges Resultat zu erzielen, wurde gleichzeitig eine Scheinunterhandlung mit Venedig angeknüpft und demselben auf Anlage einer Handelsstraße über den St. Marco ins Veltlin Hoffnung gegeben. Der Gesandte Venedigs, Colombo, ging in die Falle; als er die Täuschung gewahr wurde, eilte er nach Hause, und das beleidigte Venedig verjagte aus Rachedurst alle bündnerische Familien aus seinem Gebiet (1766). Inzwischen war das Mailänder Kapitulat abgeschlossen und mit wenigen Ausnahmen, doch nicht ohne heftige Gährungen, von den Gemeinden angenommen worden. Darin wurde dem rhätischen Freistaat der Besitz des Laghetto oder Clevner-See's, mehrere neue Vortheile in Zollsachen und Getreideausfuhr zugestanden, dagegen bündnerischer Seits die Verbesserung der Handelsstraße nach dem Mailändischen und namentlich zwischen Cleven und dem Laghetto übernommen, überdieß versprochen, den Waarenzug über Cleven nach dem Mailändischen ausschließlich zu begünstigen und sich alles dessen zu enthalten, was denselben mittelbar oder unmittelbar von dieser Seite abwenden könnte. Daher die Entrüstung Venedigs, das aus merkantilischen und militärischen Gründen die Anlage einer Straße durchs Veltlin so eifrig gewünscht hatte.

Kaum waren diese Stürme einigermaßen vorüber, so regte die Eifersucht angesehener Geschlechter neue Parteihändel auf. Seit längerer Zeit standen in den obersten Aemtern des herrschenden Landes wie im Unterthanengebiet, an der Leitung der Staatsangelegenheiten wie an der Spitze der Regimenter im ausländischen Dienste, die durch Reichthum, persönlichen Einfluß, Kenntnisse und zahlreichen Anhang über die Freien und Gleichen hervorragenden Geschlechter und Familien deren von Salis, Planta, Jäklin, Castelberg, Mont, Juwalta, Tscharner, Buol, Sprecher, Travers, Enderlin und andere. Sie waren die Häupter des Staats, in der Heimat wie an ausländischen Höfen geehrt, darum auch öfters Führer und Aufreizer politischer Parteien, wenn Ehr-

sucht, Golddurst und gegenseitige Eifersucht sie stachelten. Ihre persönlichen oder Familien-Interessen wurden in jenen Zeiten der Selbsthülfe und Parteiungen, gar oft in den Schein von Staats- und Volksinteressen gehüllt und der gesammte Freistaat dafür in Gährung und leidenschaftliche Wirren versetzt. Unter vielen ähnlichen Ausbrüchen dieser innern Parteienhändel tritt uns als schauerliches Beispiel der Traversische Handel im Jahre 1766 entgegen, welcher anfangs das Gericht Ortenstein verwirrte, bald auch das ganze Volk in wilde Bewegung brachte, und der nebst der Verbannung des Freiherrn von Travers und dem Schauspiele eines Strafgerichts zu Tusis, auch 1788 die Spaltung des Hochgerichts Ortenstein in zwei Gerichte zur Folge hatte.

In dieser Periode, wo zu einem geordneten Staatsleben in der Freiheit zu wenig Herrschaft des Gesetzes, zu Handhabung der Gesetze allzuwenig obrigkeitliche Gewalt, und zu einer guten Bestellung der Obrigkeit allzuviel Parteigeist im rhätischen Gemeinwesen waltete, gewahrt der Vaterlandsfreund nichts, worauf er mit Wonnegefühl zurückblicken könnte. Einzig die Stiftung der Lehranstalt zu Haldenstein 1761 durch Peter Nesemann und Martin Planta, dessen Name auch in den Annalen der physikalischen Wissenschaften unter den Erfindern mit Ehre genannt wird, ist eine erfreuliche Erscheinung. In dieser Anstalt wurden viele wackre Männer nicht blos für Graubünden und die Schweiz, sondern auch für das Ausland gebildet. Auf Betrieb des unternehmenden Ministers Ulyss. von Salis-Marschlins wurde dann 1771 das Seminarium von Haldenstein nach dem Schlosse Marschlins verlegt und nach Planta's Tod unter des bekannten Dr. Bahrds Leitung in ein Philantropin umgewandelt. Bald aber sank die Anstalt in Ruf und Werth, obgleich der Pflegevater Ulysses von Salis dafür große Opfer gebracht hatte. Unter den Namen der Zöglinge, die zu Haldenstein und Marschlins ihre Bildung und Richtung erhalten, heben sich die des Bürgermeisters Reinhard von Zürich, des Dr. Girtanner, des Staatsraths Laharpe, des Malers Fedor Iwanowitsch, Charles Pictet, Legrand und andere über die größere Menge hervor. Diese neue Regung für Erziehung und Wissenschaft fand guten Anklang im Lande. Gleichzeitig entstand zu Zizers die erste ökonomische Gesellschaft, die zwar nach kurzem Bestand, schon 1770, wieder erlosch, aber in der 1778 zu Marschlins neu gebildeten Gesellschaft landwirthschaftlicher Freunde wieder auflebte. Auch zu Chur bildete sich eine Bibliothekargesellschaft, welche durch Anschaffung und Verbreitung nützlicher Leseschriften die Hebung der Volksbildung erzweckte. Doch konnten die Früchte dieser Anstalten und Vereine ihrer Natur zufolge erst in der Folgezeit reifen, daher dauerte inzwischen der alte verworrene Zustand im Gemeinwesen fort.

12. Zerfall des Freistaats und Verlust der Unterthanenländer (von 1770 bis 1798).

Der Freistaat der drei Bünde hatte, wie in demokratischen Republiken natürlich ist, unter den vorragenden Familien und Staatshäuptern eine herrschende und eine gewichtige Oppositionspartei. Jene stand seit längerer Zeit unter der Leitung der in Bünden vielverzweigten, durch Wohlstand ausgezeichnete Männer und Fürstengunst einflußreichen Familie von Salis; diese zählte als Häupter die von Planta, Sprecher, Tscharner, Bawier und andere. Indessen zählte keine Partei alle Glieder der genannten Familien zu den ihrigen, noch standen ihre Gegner in Ansichten und Bestrebungen stets vereint auf gleicher Seite oder zu derselben Sache; nach Zeit und Umständen wechselte die Stellung und Stärke der Parteien, und eben so oft waren es persönlicher Neid, Ehrgeiz und Selbstsucht, welche die Rollen vertheilten, als reine Gesinnung für das Volkswohl oder dasjenige Banner, welches sie an ihrer Spitze wehen ließen. Ihr feindseliges Ringen erschütterte jedoch das Staatsgebäude bis in seine innersten Fugen und brachte es zuletzt um den Besitz der Unterthanenländer.

Die vorherrschende Familie hatte sich hauptsächlich im französischen Kriegsdienst emporgeschwungen, und da sie stets mehrere Männer von überlegenem Talent und ausgezeichneter Geschäftskenntniß zu Führern hatte, so behauptete sie nicht blos in Bünden, sondern noch mehr im Unterthanenlande einen überwiegenden Einfluß. Die Besetzung der Offizierstellen bei den französischen Regimentern, die Bedienung der Landvogteien im Veltlin, der Pacht der Zölle, der Ankauf einträglicher Besitzungen, die Wirkung ergiebiger Protektionen und die Gunst am Hofe Frankreichs, dessen Interessen sie in Bünden vertrat, machten sie zum Mittelpunkt und Hebel der französischen Partei; alles dieß sammelte aber ihre persönliche und politische Gegner zu einer Oppositionspartei, welche sich, wie früher an die Krone Spanien, nun eben so fest an das Erzhaus Oestreich anreihte, seitdem dasselbe in den Friedensschlüssen zu Utrecht und Rastadt (1713 und 14) das Herzogthum Mailand aus dem spanischen Successionskrieg erworben hatte.

Eine unversiegbare Quelle innerer Zerrüttungen waren von jeher die unterthänigen Provinzen. Diese Länder in ihren Staatskörper oder als Bundesgenossen aufzunehmen, hatte der Freistaat der drei Bünde gleich Anfangs Bedenken getragen und wies später mehrere dahin zielende Vorschläge zurück. Doch hatte das Veltlin und eben so die beiden Grafschaften ihre geordnete Verfassung, eigene Statuten und an dem Herzog von Mailand in Folge der Kapitulate einen Garant gegen allfällige Verletzung jener anerkannten Rechte der Unterthanen. Theils die Wichtigkeit der Bergpässe und die Lage dieser Länder, theils die kirchlichen Verhältnisse hatten es jedoch zu einer Aufgabe der östreichischen Politik gemacht, das Veltlin als ein Vorland des Herzogthums Mailand nie aus den Augen zu verlieren, und sich in alle Zwistigkeiten der Unterthanen mit

dem Souverän entscheidend einzumischen, ja wenn politische Zwecke es forderten, den ohnehin nie bewältigten Geist der Widerspenstigkeit in den Unterthanenlanden durch Hülfsverheißungen aufzumuntern oder wach zu erhalten. Die Geschichte lehrt, daß Oestreich diese Länder niemals vom Urbarium seiner Besitzungen ausgestrichen hatte. Die Art, wie diese Länder regiert wurden, und der Widerwillen, womit dieselben dem Freistaat dienten, boten wenigstens zu verwirrenden Einmischungen vielfachen Stoff. Weniger durch direkte Abgaben, als durch ein Uebermaß von Sporteln und Beamtenwillkühr gedrückt, fühlten sich die Unterthanen, vornämlich die Veltliner, nicht glücklich unter Bündens Oberherrschaft. Dieses Gefühl gab sich indessen weniger beim gemeinen Volke als bei seinen Großen und Reichen kund; ehrgeizige Edelleute, unduldsame Priester und herrschsüchtige Advokaten nährten einen tiefen Haß und benutzten das natürliche Mißbehagen eines dienenden Volks und die Gebrechen einer allerdings fehlerhaften Verwaltung zu einer Aufregung, deren Ziel die völlige Losreißung seyn sollte.

Die vornehmsten Beamtenstellen, welche der Freistaat besetzte, waren die eines Landshauptmannes in Sondrio und des Vicari im Veltlin, des Commissari zu Cleven, der Podestaten zu Tiran, Tell, Morbenn, Trabona, Worms und Plurs. Die größten Mißbräuche und Willkührlichkeiten wucherten in dem System, daß in Bünden jene Aemter an den Meistbietenden verkauft wurden, und daß zu Deckung dieser Erkaufssumme die Beamten gegen Geld nicht nur den Loskauf von lästigen Polizeiverordnungen, sondern auch von Leib- und Lebensstrafen vermittelst Compositionen und Freibriefen gewähren konnten. Hiedurch wurde das Recht der Begnadigung zu einer Quelle von amtlichen Einkünften und Sporteln, welche dem wohlhabenden Verbrecher erkäufliche Straflosigkeit, über den Armen aber parteiische Strenge brachte, — ein reiches Feld der Willkühr bei einem Volke, dessen heftiges und rachsüchtiges Temperament bei tiefer sittlicher und religiöser Verwahrlosung eine große Menge von Straffällen erzeugte. Auch die außerordentlichen Commissionen, unter dem Namen von Delegationes loco Dominorum, übten häufig auf die Rechtspflege einen Einfluß aus, welcher allen Leidenschaften freien Spielraum darbot.

Diese wenigen Pinselstriche beweisen zur Genüge, daß die bündnerischen Unterthanen gegründete Ursache hatten, eine andere Ordnung der Dinge zu wünschen. An eine Verbesserung des Bestehenden auf dem Wege der Reform war um so weniger zu denken, als nicht nur im herrschenden Staat, sondern selbst im Unterthanengebiet eine zahlreiche Partei jeder Verbesserung widerstrebte. Daher bot die Verbindung dieser Länder das Bild unglücklich gepaarter Eheleute dar, die eben so wenig friedlich zusammenleben, als zu einer gründlichen Verbesserung ihrer Lage die Hand bieten wollen, und es ist nicht leicht zu entscheiden, ob der Freistaat dem Unterthanenlande oder dieses jenen größere und verderblichere Wunden geschlagen habe. Gewiß ist, daß auf keiner Seite irgend ein Gewinn aus der Verbindung floß. Daher war der Antrag (im Jahr

1783) eines Gliedes der herrschenden Familie: das Veltlin um 943,000 Gulden an einen ungenannten, aber leicht errathenen Käufer bleibend zu veräußern, nicht des Abscheus werth, mit dem derselbe in Bünden aufgenommen und zur Anschuldigung der herrschenden Partei, als strebe sie nach der Fürstenwürde hier und dort, benutzt wurde. Größere Berücksichtigung hätte jedenfalls der Vorschlag des Ministers Ulyss. v. Salis-Marschlins zu einer gänzlichen Verbesserung der Rechtspflege in den Unterthanenländern verdient (im J. 1791); aber diese wohlberechneten Vorschläge wurden, nach dem eigenen Ausdruck des veltlinischen Thalkanzlers, von jener Landschaft selbst „mit Abschen" zurückgewiesen. Unterdessen rüttelten die Lenker der aufrührerischen Partei im Veltlin geheim und öffentlich an den Banden der Abhängigkeit und sorgten, daß gegen alle Vorschläge zu Unterhandlungen über Einführung eines bessern Zustandes der Dinge der Geist eigenmächtiger Widerspenstigkeit nie schlummre, um, wenn der günstige Augenblick erschienen, denselben zu völliger Insurrektion zu benutzen. Eben dahin wirkte, wahrscheinlich wider ihren eigenen Wunsch, die bündnerische Oppositionspartei, in wiefern über die angebliche Eröffnung eines Machthabers der Veltliner Opposition: das Unterthanenland sey bereit, für seine Unabhängigkeit und Aufnahme in den bündnerischen Staatskörper eine Million Livres zu zahlen, im Sinne des dienenden Volks geschehen, und ob dieser Loskauf und Zuwachs dem herrschenden Lande mehr Vortheile gebracht hätte, als der nachherige Verlust, wollen wir nicht entscheiden, obgleich wir persönlich daran zweifeln.

Im Jahr 1786 brachte der Thalkanzler des Veltlins, Diego Guicciardi, Haupt der dortigen Insurrektionspartei, vor den Bundestag zu Jlanz drei Klagepunkte: über die Zollpostieri, d. i. Zolleinnehmer, von welchen, wenn es nicht Veltliner waren, eine Bürgschaft verlangt wurde; über die Grida generale, ein Manifest jedes eintretenden Amtmannes, worin er eine kurze Uebersicht der zu handhabenden Verordnungen gab; und über die Delegazionen loco dominorum.

Nicht nur in diesen drei Punkten wurde dem Begehren willfahrt, sondern überdieß zu Untersuchung aller übrigen Beschwerden, welche das Thal vorbringen würde, eine Kommission ernannt. In der That erschien schon im April 1787 der Thalkanzler, von einem Mitdeputirten und drei rechtsverständigen Consultatoren begleitet, um über fünfzehn neue Beschwerden, hauptsächlich gegen die gesetzgebende Gewalt des Souveräns gerichtet, Vorstellungen zu machen; weil aber Diego Guicciardi, einer der Consultatoren, der Mehrheit des Kongresses mißfiel und nach Anleitung des Civilstatuts abgewiesen wurde, verreiste die ganze Deputation ohne weitere Einlassung in die Geschäfte.

Von diesem Tage an faßte Guicciardi, von der damals in Frankreich fortschreitenden Revolution ermuthigt, den Plan, durch Annäherung an die Nationalversammlung zu Paris sein Vaterland von Bündens Abhängigkeit zu emancipiren. Auch die Oppositionspartei in Bünden wendete sich in einer Adresse

(vom 11. März 1790) an dieselbe ausländische Macht und wünschte die Entlassung des Hrn. von Salis-Marschlins von seiner Stelle als französischer Geschäftsträger in Bünden, weil überhaupt dieser geistreiche und einflußreiche Mann als der festeste Stützpunkt der herrschenden Familie galt und in der That auch war. Unterdessen hatten das Veltlin und Cleven sich auch an die Regierung von Mailand mit gegründeten und ungegründeten Beschwerden über den Freistaat gewendet; der Gouverneur, Graf Wilczeck, lud, ohne vorläufige Mittheilung dieser Beschwerden an den Souverän, die drei Bünde ein, zu einer Vermittlungskonferenz ihre Gesandten nach Mailand zu schicken. Auf dieses wendeten sich Häupter und Kongreß des Freistaats an Fürst Kauniz in Wien mit dem Begehren, daß die Unterthanen vorläufig ihre Klagen an den rechtmäßigen Oberherrn zu bringen angewiesen würden. Nach dreijähriger erfolgloser Korrespondenz mit dem östreichischen Hofe, ging im Februar 1792 eine bündnerische Gesandtschaft von 9 der angesehensten Männern nach Mailand ab, von wo sie jedoch nach vielen Conferenzen ohne irgend ein wesentliches Ergebniß zurückkehrte. Erst im Frühjahr 1793 wurde durch die Hrn. v. Salis-Sils, Riedi und Sprecher mit dem neuen kais. Residenten Baron v. Cronthal eine Convention abgeschlossen, wodurch verschiedene, den Kapitulaten zuwiderlaufende Mißbräuche abgestellt, aus gleichem Grunde die fernere Niederlassung reformirter Bündner im Veltlin verboten, und die Auswanderung der bereits dort Ansässigen unbedingt zugestanden wurde. Diese Vorgänge, deren Gewicht hauptsächlich die vorherrschende Familie traf, rief den Parteiensturm heftiger auf als je zuvor; die Einen und Andern suchten Stützpunkte beim Ausland.

Ungefähr um dieselbe Zeit reisten zwei Gesandte des französischen Nationalconvents mit ihren Familien, Semonville, nach Konstantinopel und Maret nach Neapel bestimmt, durch Chur. Ihr Auftrag lautete, unbemerkt nach Venedig zu reisen, um sich dort einzuschiffen; aber schon von den Grenzen der Schweiz war ihnen der Verrath auf der Ferse nachgefolgt. Ein schlauer Führer, der sich ihnen aufgedrungen, brachte sie, anstatt nach Poschiavo, ins Bergell, wo sie so lange aufgehalten wurden, bis zu ihrer Gefangennehmung alles Nöthige von Mailand aus vorbereitet worden. Bei ihrer Ankunft zu Novate am Clevner See wurde (25. Juli 1793) der ganze männliche Theil der Gesandtschaft von einem östreich. Kommissär und seinen Häschern verhaftet, und, nach Zurückschickung der Frauen und weiblichen Dienerschaft, zuerst nach der Festung Pizzigthone, dann nach Böhmen abgeführt. Diese Verletzung des Völkerrechts und bündnerischen Gebiets brachte in Bünden eine große Bewegung hervor; die Häupter des Freistaats verlangten von ihren Amtleuten zu Cleven und Trabona amtliche Auskunft, beschieden letztern, als der Complizität verdächtig, vor den Bundestag. Auch von der mailändischen Regierung wurde Genugthuung verlangt; allein auf einige Schreiben des kaiserl. Gesandten, worin er, nebst Berufung auf einen Artikel der Erbvereinigung, mit einer Kornsperre drohte, ließen die Standeshäupter alle weitern Reclamationen um so eher ruhen, da auch Frankreich keine Genugthuung begehrte.

So folgenlos zog aber das Ungewitter nicht vorüber. Die Abweisung des angesehensten Mitgliedes der veltliner Deputation, die ungeahndete Gebietsverletzung, die erwähnte Fruchtsperre und der Verrath an den Gesandten einer großen Republik, deren politische Grundsätze auch in Bünden vielen Anklang gefunden, so wie mehrere, in Flugschriften ausgestreute Verdächtigungen der angesehensten Volkslenker hatte eine dumpfe Gährung im Volke erzeugt. Wie ein heraufbeschworner Geist erschien unerwartet bei einem zu Chur versammelten Congreß eine zahlreiche Volksdeputation aus dem Lugnez und der Gruob (Mitte März 1794), an deren Spitze zwei nach dem 10. Aug. 1792 abgedankte Wachtmeister der französischen Garde standen. Sie gaben achtzehn Punkte an die Herrn Häupter ein und verlangten deren schleunige Mittheilung an die Räthe und Gemeinden, mit Bedeuten, daß sie Chur nicht verlassen werden bis sie über die Verwendung der öffentlichen Gelder, über Ausfuhr von Lebensmitteln nach Frankreich, über die Verrichtungen der Deputirten nach Mailand, das schlechte Betragen einiger Veltliner Amtleute ꝛc. hinlänglich behelligt seyn werden. Bezeichnend war der Ausdruck in ihrer Eingabe: „ihre Gemeinden seyen von andern aufgefordert worden, ihre fetten Schaafe zu scheiden, sie wollen das Gleiche bei ihnen thun.“

Also erneuerte sich das Schauspiel der frühern Parteistürme. In kurzer Zeit strömten die Deputirten aller Gemeinden zu einer außerordentlichen Standesversammlung in Chur zusammen; es wurde eine Untersuchungscommission gegen diejenigen niedergesetzt, welche auswärtige Civilpensionen empfangen, welche bei Anlaß der Zollpachte bestochen oder Mieth und Gabe deshalb angenommen, welche als Amtleute die veltliner Gesetze in Behandlung oder Bestrafung der Verbrechen übertreten oder sonst Unordnungen und Willkühr sich erlaubt hatten; mehrere angesehene Männer wurden verschiedener Staatsverbrechen beschuldigt, konnten aber wegen Abwesenheit nicht überwiesen werden. Ein sehr zahlreiches Strafgericht, welches über die Ergebnisse der Untersuchungen abzuurtheilen hatte, überschritt in den meisten Fällen die vom Gesetz vorgeschriebene Strafe. Die Landeskassen waren leer, die zahlreichen Versammlungen nöthigten, weil jeder Beisitzer oder Richter täglich mit einem französischen Thaler bezahlt wurde, zu Geldstrafen; so geschah, daß Verurtheilung in die Kosten, mochte auch der Angeklagte freigesprochen werden, zur Strafe ward; dagegen wurden Geldstrafen, Amtsentsetzung, Aufhebung bürgerlicher Rechte und Landesverweisung über die verhängt, welche ihre Schuld oder der Haß der Gegner als strafbar bezeichnete. Am schwersten fiel das strafgerichtliche Urtheil auf den Minister von Salis-Marschlins; obgleich er sich in einer Schutzschrift über alle Anschuldigungen vertheidigt hatte, wurde er durch eine Contumacial-Erkanntniß aus den herrschenden und Unterthanenlanden verbannt, für vogelfrei erklärt und sein ganzes Vermögen dem Fiscus zugesprochen.

Auch die Unterthanenländer waren aufgefordert worden, ihre allfälligen Beschwerden vor die Recurscommission zu brin-

gen, obgleich die Verfassung selbst ihnen vorschrieb, ihre Klagen gegen die vom Amte tretenden Beamten und Richter bei der alle zwei Jahre stattfindenden Syndicatur anzubringen. Wirklich wurden mehrere Beamten zu Rückzahlung beträchtlicher Summen verurtheilt; allgemeine Beschwerden aber, so wie die Entwerfung neuer Gesetze und Ordnungen zu Abschaffung eingeschlichener Mißbräuche wurden schon bei der Standesversammlung lau behandelt, beim Volke kalt aufgenommen und erhielten nur mit Mühe theils als Zusätze zum Bundesbrief und den beiden frühern Landesreformen, theils als ein neues Standesgesetz unter dem Namen der Landesreforma von 1794 gesetzliche Kraft. Den Einfluß des Zeitgeistes auf diese Beschlüsse und Verordnungen ersieht man am deutlichsten aus dem Verbot: „aller von fremden Höfen herkommenden Unterscheidungszeichen, als Graf, Freiherr, und der Adels-Beiwörter;“ ferner in der Vorschrift: „daß keine Fideicomisse noch Mannsvortheile nach Absterben der jetzigen Besitzer derselben mehr gelten, oder dannethin in Erbfällen jemalen in einigerlei Betrachtung genommen werden mögen.“ Schwer ausführbar war das Verbot: „kein Geld mehr außert Lands an Kapital anzulegen bei Strafe dessen Verlust, wovon die Hälfte dem Anzeiger und die andere Hälfte löbl. gemeiner Landen-Casse verfallen seyn sollte.“

Nachdem im Juli sowohl die Standesversammlung als das Strafgericht sich aufgelöst hatte, traten die Häupter der drei Bünde wieder in Funktion und der Bundestag hatte, wie gewöhnlich, im August statt. Nur die mailändische Regierung, sey es aus Besorgniß vor Schwächung ihres Einflusses in Bünden, sey es daß sie von ihren Anhängern dazu aufgefordert worden, gab, mit anmaßlichen Forderungen zu Gunsten des jeweiligen Freiherrn von Rhäzüns, starke Vorstellungen durch ihren Residenten, Baron von Cronthal, gegen das Geschehene ein, die aber in einer derben und von drei geschickten Männern abgefaßten Staatsschrift widerlegt wurden. Nachdem denn auch ein Baron von Schell, zwar ohne öffentlichen Charakter nach Chur gekommen und sich mit den Freunden und Gegnern jener Standesversammlung besprochen hatte, stellte die mailändische Regierung ihre Reclamationen ein.

Die neue Landesreforma, die mit so viel neuen Formen aufgetreten war, wurde schon im Jahr ihrer Entstehung so wenig beachtet, daß sie weder nach darin ausdrücklich aufgestellter Vorschrift vom Bundestag beschworen, noch der neue Diensteid der Bundeshäupter geleistet wurde; selbst die Anordnung alle Bundestage, Beitage und Congresse bei offenen Thüren zu halten, wurde bald nachher von den Gemeinden auf ein an sie gestelltes Ausschreiben wieder verworfen und die alte Uebung hergestellt. Zwar wurden von Seiten des Zehngerichtenbundes sowohl darüber als über ungebührliche Nachsicht in Beitreibung der vom Strafgericht aufgelegten Geldstrafen neue Klagen erhoben und die Gemeinden zum Einschreiten aufgefordert; aber die ganze Anregung erstillte bald ohne Erfolg an der beim

Volke vorwaltenden Neigung zur Ruhe. Inzwischen war im Frühjahr 1795 eine Deputation des Zehngerichtenbundes nach Insbrugg gegangen, um auf die Wiederherstellung der früher in den tyrolischen Landen genossenen Zollfreiheit anzutragen und zugleich die kaiserliche Regierung über die friedlichen Absichten und Handlungen der Standesversammlung aufzuklären; der erste Zweck der Sendung wurde gänzlich, der zweite wenigstens bei dem Gubernium von Vorderöstreich erreicht.

Das Waffenglück der französischen Republik und das plötzliche Erscheinen des General Bonaparte im Frühjahr 1796 in Mailand erregte bei den Häuptern des Freistaats die Besorgniß, es möchte der von Sieg zu Sieg fliegende junge Held ohne Rücksicht auf die schweizerische Neutralität sich durch Bünden mit der in Deutschland stehenden Armee des General Moreau in Verbindung setzen und gemeinschaftlich mit ihm auch durch das Tyrol auf Wien vordringen. Sie versammelten sogleich einen Kongreß nach Chur, welcher schriftlich die triftigsten Gründe gegen den vorausgesetzten Kriegsplan beim General anbrachte. Indessen hat wohl mehr, als jene Vorstellung, der Rückzug des General Moreau, wozu derselbe durch den Erzherzog Carl genöthigt wurde, die Ausführung jener Operationsplane abgewehrt.

Unterdessen begann der Geist der Umgestaltung alter Verhältnisse immer lebendiger und unternehmender sowohl im herrschenden Freistaat als in den Unterthanenländern aufzutreten. Die Parteiführer der veltliner Insurrektion zögerten nicht, bei den neuen Beherrschern der Lombardie, die nun gleichsam an die Stelle des bisherigen Garanten der Kapitulate getreten waren, für ihre Plane unterstützenden Beistand zu suchen. Als hierauf zu Leoben den 18. April 1797 die Friedenspräliminarien zwischen Frankreich und Oestreich geschlossen wurden, hielten die Veltliner den Augenblick für günstig, sich der längst mißfälligen Oberherrschaft des Freistaats zu entziehen. Sie begannen mit Aufläufen, Aufpflanzung von Freiheitsbäumen, Widersetzlichkeit und Wegweisung der Beamten, und in einem Thalrathe am 19. Juni 1797 kündigten sie der Republik der drei Bünde alle weitere Abhängigkeit und Gehorsam auf. Diesem Beispiel folgten auch die beiden Grafschaften, obgleich das St. Jakobsthal nur durch Uebermacht zu diesem Schritte gezwungen werden konnte.

Anstatt die Grenzen militärisch zu besetzen, wodurch wenigstens für den Augenblick die Bewegungen im Unterthanenland leicht gestillt werden konnten, wandte sich der damals zu Chur versammelte Beitag um Rath und Unterstützung an den eidgenössischen Vorort, und als von dieser Seite keine ernstliche Hülfe zu erwarten war, an den General Bonaparte um seine Verwendung und vermittelnde Maßregeln zu Hemmung gesetzwidriger Thätlichkeiten. Er, damals in seinem Hauptlager zu Montebello, übernahm in Gegenwart einer veltliner Deputation, die an ihn das gleiche Begehren gestellt hatte, diese Vermittlung, fügte aber gegen den bündnerischen Deputirten, Gaudenz von Planta, die Bedingung bei: daß diese

Vermittlung auf die Grundlage der Gleichheit der Rechte und der Emancipation der Unterthanen statthaben müsse.

Die Geschichte jener Tage und Ereignisse, in deren Verlauf der bündnerische Freistaat durch eigene Schuld und fremdes Machtgebot seine seit 285 Jahren besessenen Unterthanenländer verlor, hat bisher noch keinen unbefangenen Historiker gefunden, welcher dem grenzenlosen Chaos von Widersprüchen, Parteibeschuldigungen und Entstellungen die faktische Wahrheit enthoben hätte. Noch, vielleicht für immer, ist es unmöglich, sicherleitende Fäden aufzugreifen, welche uns durch das Labyrinth der geheimen Partei-Umtriebe zu klarem Aufschluß führte, zumal überdieß sogar ein wichtiger Theil der Protokolle damaliger Standesversammlungen vergeblich in den öffentlichen Archiven und Privatsammlungen gesucht wird.

General Bonaparte beabsichtigte anfangs, wie aus allem hervorgeht, nur die Vereinigung der drei abhängigen Provinzen zu gleichen Rechten mit dem Freistaat. Der bündnerische Abgeordnete soll diese als Präliminar-Bedingung geforderte Vereinigung für ausführbar, von den Gemeinden erhältlich, auch beiden Völkern ersprießlich angesehen und dieß als seine Privatmeinung geäußert haben; dagegen habe aber die anwesende veltliner Deputation mit der bestimmten Erklärung protestirt: ihre Nation werde sich lieber aufreiben, als mit den Bündern, sey es als Unterthanen oder als mitverbündeter vierter Bund, sich wieder vereinigen lassen.

Als die von Montebello zurückgebrachte Antwort in einem besondern Abscheid von Häuptern und Kongreß den Gemeinden zur Abstimmung zugesendet wurde, fand sie in allen Gegenden entzweite Meinungen. Zufolge einer im Jahr 1798 erschienenen amtlichen Bekanntmachung soll sich eine ansehnliche Mehrheit für die Freigebung der Unterthanen erklärt haben. Die Häupter und Kongreß aber verwickelten sich, was ihnen nachher zur Schuld aufgebürdet wurde, in der Klassifikation der zum Theil sich widersprechenden, zum Theil sehr zweideutigen Willensmeinungen der Gemeinden, die in Folge der ungeschickt in der Anfrage aufgestellten Alternative nicht anders als verwirrend ausfallen konnten. Mit dem Ergebniß dieser Klassifikation als bindende Instruktion verweigerte der Gesandte Gaudenz von Planta die Uebernahme der Mission. Während nun der Beitag wiederholt die Gemeinden anfragte, benutzten diejenigen, welche den Fortbestand der alten Verhältnisse wünschten und theils auf eine Abbrechung der Friedensunterhandlungen, theils auf eine Katastrophe in Paris rechneten, die Frist, um die Abreise des Gesandten bis nach Ablauf des von Bonaparte gesetzten Termins zu verzögern. Eine gleichzeitig im Veltlin, wahrscheinlich von der Geistlichkeit angelegte Reaktion schien auch dem Zögern glücklichen Erfolg zu versprechen; aber der 18. Fructidor in Paris entfernte die Anhänger des Royalismus aus den Räthen, der Friede zu Campoformio wurde am 17. Oktober 1797 geschlossen; der Gewaltige des Tags war aus einem erbetenen Vermittler zu einem Machtgebieter geworden, und hatte bereits am 10. Oktober, vielleicht

mit der gleichen Feder, welche damals Europa den Frieden gab, den Freistaat der drei Bünde gleichsam in contumaciam verurtheilt, indem er, da die bündnerische Deputation mit unbedingter Vollmacht vor Ablauf des Termins nicht erschienen war, den entscheidenden Ausspruch that: es stehe den Völkern im Veltlin, Cleven und Worms frei, sich der neugeschaffenen Cisalpinischen Republik einverleiben zu lassen.

Die im Frieden von Campoformio anerkannte cisalpinische Republik griff nun hastig nach der Beute. Schon am 22. Oktober erklärte sie die drei Provinzen als Theile ihres Gebiets, und ein Proclama vom 28. machte diese Einverleibung den Ländern bekannt. Die erste Handlung, womit sich noch am nämlichen Tage die neue Regierung ankündigte, war der unter Mürats Schutz ohne weitere Untersuchung erlassene Befehl: alles vorgefundene Vermögen bündnerischer Privatpersonen, damals auf 8 Mill. mailändischer Pfunde gewerthet, unter dem Titel als Caution für ungeheure Nationalforderungen, unter Beschlag zu nehmen. Daß diese Beschlagnahme später in eine förmliche Confiscation überging, ist allgemein bekannt. Also vereinigten sich die ungerechtesten Grundsätze, einen Freistaat, mit dem die französische Republik im Frieden lebte, um seinen Länderbesitz, und eine Anzahl Privatpersonen mit schnöder Verachtung alles Rechts um ihr Eigenthum zu bringen, und alles dieß unter dem Aushängeschild eines Systems, welches der Welt die Wiederherstellung eines neuen Völkerrechts verhieß!

Wie einst Brennus zu Rom, so hatte der neue gallische Sieger sein vae victis! und das Schwert in die Wage geworfen. In den drei Bünden war große Bestürzung; Deputationen aus allen Landesgegenden bildeten, wider die gesetzliche Ordnung, einen Landtag, der vergeblich bei dem Machtgebieter die Aenderung seines Spruches begehrte, und gleichzeitig, wie zur Sühne, die Mitglieder des Kongresses als Urheber des Verlusts in Arreststand versetzte. Unter dem Vorwand einer Genugthuung, die man Frankreich schuldig sey, wurde im April 1798 ein Strafgericht niedergesetzt, welches die angesehensten Männer des Landes wegen der früher erwähnten Klassifikation der Mehren, welcher man den Verlust der Unterthanenländer zuschrieb, für unerlaubte Kesseleien und andere angeschuldigte Vergehen wieder den Staat mit Verbannung, Vermögensconfiscation und schweren Geldbußen bestrafte. Viele der Betroffenen flüchteten außer Landes; eine Partei richtete über die andere, von Schuld war keine frei, am wenigsten ihre voranstehenden Lenker.

Unterdessen schritt durch die schweizerische Eidgenossenschaft derselbe Geist der Umgestaltung alter Verhältnisse, welcher in Frankreich den Königsthron, Priestermacht und Adelsstand gestürzt hatte. Zwischen Volk und Regierungen, Landleuten und bevorrechteten Städten, dienendem und herrschendem Gebiet lösten sich die Bande der Eintracht und des Gehorsams. Daher wurde der schweizerische Bund, in sich selbst entzweit und

seinem Verfall nahe, durch eine Deputation des bündnerischen Landtags unzeitig und erfolglos um kriegerische Hülfe und Beistand auf den Fall eines Angriffs auf Bündens Integrität angerufen, womit sich die an Cisalpinien angrenzenden Landschaften Misox, Bergell und insbesonders Poschiavo bedroht sahen. Eine Gesandtschaft nach Mailand brachte statt Wiedererwerb der abgerissenen Unterthanenländer, nebst der Forderung: daß die cisalpinische Republik in ihrem faktischen Bestand als ein und untheilbar anerkannt werde, — den Besorgniß erregenden Wink: „die Anschließung des bündnerischen Freistaats an Cisalpinien könne derselben Profundität geben.“ Mit Recht betrachtete man damals solche Winke als Vorläufer diktatorischer Machtbefehle; die Besorgniß für die Selbständigkeit des Freistaats wuchs, bündnerische Truppen besetzten die Landschaft Poschiavo.

Während dieser Vorgänge sollten die Herren Gaudenz Planta und J. Ulr. Sprecher zu Paris, Landrichter Vieli zu Rastadt bei dem dortigen Friedenscongreß für die Wiedererlangung der verlorenen Gebietstheile diplomatische Unterhandlungen anbahnen. In Paris hatte nach dem 18. Fructidor der gewandte Talleyrand das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten erlangt. Sein politischer Takt und Scharfsinn ließen ihn voraussehen, welche Rolle ein Mann wie Bonaparte in Frankreich spielen werde. Daraus erklärt sich die Antwort, welche er den bündnerischen Deputirten auf ihre Vorstellungen gab: „Zwar hat der General die Verfügungen ohne Vorwissen des Directoriums getroffen, mais c'est une chose faite, qui ne peut pas être redressée.“ Uebrigens suchte er die Deputirten hinzuhalten, bis nach Ausgang der Zwistigkeiten zwischen dem Direktorium und der Republik Bern, gegen welche die französischen Machthaber zu Gunsten des Waadtlandes offene Partei ergriffen hatten.

Das unglückliche Gefecht bei Frauenbrunn eröffnete der französischen Heeresmacht den Eingang in die Schweiz, und zwang dieselbe die modifizirte französische Verfassung anzunehmen. Hierauf schlug der Minister den bündnerischen Deputirten die Vereinigung Rhätiens mit der neuen helvetischen Republik vor.

Noch saß zu Chur der Landtag versammelt und das Strafgericht wühlte in den Eingeweiden des Vaterlandes. Ein Ausschuß, vom Landtag ernannt, sollte in diesen stürmischen Zeiten das Staatsschifflein leiten. Die Gesandtschaft in Paris erhielt den Auftrag, die Vereinigung mit der helvetischen Republik einstweilen abzulehnen; eine neue Aufforderung zu der Verbindung mit Cisalpinien hatte sie persönlich gegen Bonaparte abgelehnt. Sie versprach strenge Neutralität gegen Frankreich und Oestreich; jede dieser Mächte verhieß auch ihrerseits diese anzuerkennen, so lange die andere Macht sie beobachte. Aber nicht so dachten und handelten die innern Volkslenker; im Inland und Ausland wurde für die Parteiplane thätig geworben. Durch den östreichischen Residenten begünstigt, suchten die Gegner der damals an der Leitung der Staatsange-

legenheiten stehenden Partei jeden Fehltritt des Ausschusses zu benutzen, und als dieser Ausschuß im Juli 1798, in Folge einer helvetischen Einladung, den inconsequenten aber folgereichen Fehler beging, in einem Ausschreiben an die Gemeinden die Vereinigung Bündens mit der unter fremder Herrschaft stehenden helvetischen Republik vorzuschlagen, und die Mehrheit der Gemeinden diese Vereinigung verwarf, da verlor der Ausschuß das öffentliche Zutrauen, sah sich genöthigt abzudanken, und am 28. Aug. wurden die Häupter der drei Bünde wieder eingesetzt. Der Bundestag und hierauf eine außerordentliche Standeskommission traten zusammen, beriefen einen Kriegsrath, besetzten Maienfeld, das eine Separatvereinigung im Schilde führte, und ließen Geißeln in Malans aufheben. Ein blinder Lärm, als rückten französische Truppen, von bündnerischen Ausgewanderten geführt, gegen die Tardisbrücke, und als sey bereits ein anderes fränkisches Corps über die Oberalp in das Tawetsch eingedrungen, diente als Grund, insgeheim mit dem östreichischen General Auffenberg einen Occupationsvertrag einzugehen, und denselben sodann ins Land zu rufen. Derselbe rückte mit 20,000 Mann über die Luziensteig nach Chur und besetzte das ganze Land.

Die Freunde der engern Vereinigung mit der Schweiz wanderten aus, die Bleibenden wurden mancherlei Verfolgungen ausgesetzt, das freie Wort der Unzufriedenen durch Strafdrohungen zurückgedrängt, die Güter der Flüchtigen in Beschlag genommen, und dem Allerhöchsten in einem gebotenen Bettag die Rettung des Vaterlandes verdankt. Es wurde stille, aber die unterdrückte Partei nicht mit dem Aufgedrungenen versöhnt. Noch war die französische Regierung zum Kriege nicht gerüstet und das Directorium suchte dessen Ausbruch abzuhalten, bis im März 1799 seine Gesandten zu Rastadt ermordet und es hierdurch zum Kriege gezwungen wurde. Am 17. Ventose drang Massena über die Steig siegreich in Bünden ein, nahm den General Auffenberg mit dem größten Theil seiner Truppen in Chur und dem Engadin gefangen. Bei diesem Einmarsch stießen die Schaaren der Neufranken auf keinen Widerstand, als bei der Schloßbrücke, wo die Prättigauer ehrenvoll kämpften, und im Tawetsch, wo die Mannschaft des Hochgerichts Disentis dem durch große Schneemassen vorgedrungenen General Loison anfangs mit Glück, und nicht ohne Wuth gegen die Gefangenen, die Spitze bot, bei der Kunde aber von Auffenbergs Unglück bis auf bessere Tage vor der Uebermacht zurückwich.

Sogleich setzte General Massena eine provisorische Regierung von eilf Männern ein, welche ohne Aufschub mit dem helvetischen Direktorium zu Anbahnung der Einverleibung Bündens mit dem schweizerischen Staatskörper in Unterhandlung trat. Zwei helvetische Kommissärs erschienen, mit ihnen der französische Geschäftsträger Florent Guyot, und am 31. April 1799 wurde die Vereinigung Bündens mit Helvetien geschlossen. Bei diesem Anlaß gab der französische Gesandte, ein ehemaliges Mitglied des Nationalconvents, sonst als ein gerechter Mann bekannt, dem unheilvollen Rathe Ge-

hör, die Gegner der Vereinigung bis zu ihrer Vollendung aus dem Lande zu entfernen. Die Zahl der auf diese Art, zuerst nach Aarburg, dann nach Befort und später nach Salins deportirter Bündner, meistentheils Familienväter, stieg auf mehr als 60, — eine Gewaltthat, welche durch die späterhin von der östreichischen Partei ausgeübten Repressalien für Bünden fast verderblicher wurde, als der Krieg selbst mit allen seinen Opfern. Nachdem im März und April der sorglose Scherer in Italien und der vom Kriegsglück wenig begünstigte Jourdan in Schwaben der Taktik des Erzherzogs Carl unterlegen, mußte Bünden von den Franzosen geräumt werden, und mit ihren Truppen wanderten auch die Freunde derselben und die provisorische Regierung nach der westlichen Schweiz aus.

Wenige Tage vor dieser Räumung, zu Ende Aprils, war zwischen den bei Feldkirch stehenden Oestreichern und ihren Anhängern in Bünden ein Plan verabredet worden, dem zufolge die Franzosen durch ein östreichisches Corps und durch die Landleute im Oberland überfallen und gefangen werden sollten. Am 1. Mai erhob sich im Tawetscher-Thal der Landsturm mit Morgensternen, Aexten und landwirthschaftlichen Werkzeugen bewaffnet, und nöthigte in schnellem Ueberfall eine vereinzelte Compagnie Franzosen zur Ergebung. In der gleichen Nacht wurde auch in Disentis eine Compagnie zur Uebergabe gezwungen. Die Mannschaft wurde entwaffnet und sollte, dem Versprechen gemäß, nach Chur in die Gewalt der Oestreicher geführt werden. Der Zug ward angetreten, aber plötzlich wurde auf das Mordgeschrei eines Mannes, welcher der Mezelei am 10. August 1792 entronnen war, Halt gemacht, gemeindet, über alle Gefangenen das Todesurtheil gefällt und auf der Stelle die Mehrzahl niedergemacht. Der wüthende Landsturm drang weiter das Thal herab, überall die Mannschaft der Dörfer mit sich wälzend, schlug bei Tamins und Reichenau ein Bataillon Franzosen, wurde aber unweit Chur von der Cavallerie überwältigt und zerstreut (am 3. Mai). Eben so fiel das über den Fläscherberg eingedrungene Corps von 2000 Oestreichern in französische Gefangenschaft. Auf dem Rückzug, welchen hierauf General Lecourbe durch das Oberland nach dem Gotthard machte, wurde das Kloster und ein Theil des Dorfes Disentis zur Rache den Flammen übergeben (5. Mai).

Erzherzog Carl, der siegreich bis an die Aare vorgedrungen, berief nun zu Chur eine neue Regierung, welche sich die **Interinalregierung** nannte. Das Werk der Rache erging nun gegen die Anhänger Frankreichs; über 90 Personen aus den angesehensten Familien, zum Theil Greise, viele ganz parteilose und ruhige Leute weltlichen und geistlichen Standes, wurden ganz willkürlich und ohne Untersuchung unter dem Namen von Geißeln aufgegriffen, nach Inspruгg und später nach Gräz abgeführt. Während die siegende Partei wider Personen und Vermögen der Gegner mit Willkühr schaltete, wendete sich das Kriegsglück; Massena schlug (25. Sept. 1799) die Oestreicher und Russen bei Zürich; die Trümmer des russischen Heeres flüchteten über die Alpenjoche der Glarner und Bündner (am 5. Okt.) und der Kampf erneuerte sich in Engpässen und auf Höhen, die nie zuvor vom Donner fremden Geschützes er-

4 *

schüttert worden. Die Interinalregierung war aus dem Lande geflohen, und ließ dort Armuth, Zerrissenheit und alle Wehen einer Schreckenszeit zurück. Sie selbst schloß mit dem englischen Kommissär Wikham eine Kapitulation für ein Regiment in brittischem Sold ab, das der General von Salis-Marschlins kommandiren sollte und wirklich von dessen Oberstlieut. Salis-Samaden befehligt wurde.

Nach Abschluß des Waffenstillstandes von Parsdorf im Juli 1800, wodurch eine Neutralitätslinie zwischen den zwei Armeen in Bünden so aufgestellt wurde, daß die Franzosen längs dem Rhein, die Oestreicher aber ins Engadin zu stehen kamen, nur der Zwischenraum neutral bleiben sollte, zog sich die Interinalregierung ins Tyrol zurück. General Molitor, Befehlshaber „der Armee des Grisons," wie Bonaparte sie nannte, stellte (16. Juli) einen Präfekturrath von sechs, größtentheils aus der Schweiz zurückgekehrten Männern auf und ernannte Herrn Gaudenz von Planta zum Regierungsstatthalter. Diese Regierung, nur in Hinsicht auf die Verpflegung des Militärs von den französ. Generalen abhängig, hob sogleich die alte Verfassung auf, theilte das Land in neun Distrikte, gab jedem derselben einen Statthalter und ein Gericht, jedem größern Orte eine Municipalität und Friedensrichter. Diese Einrichtung vereinfachte die Verwaltung der Landesökonomie, der Polizei, der Justiz und der Gemeinden auf eine bis dahin ungewohnte Weise. Die fremden Truppen, zu deren Verpflegung die letzten Kräfte des durch so viele Wechselfälle fremder Okkupation erschöpften Landes aufgeboten worden, verließen endlich (am 1. Dec. 1800) mitten im Winter das Land. Im Kampfe mit der wilden Hochgebirgsnatur führte Macdonald Fußvolk, Reiterei, Geschütz und Gepäck über den Splügen. Die ersten helvetischen Truppen rückten in Chur ein; aber auch die Opfer der unseligen Parteienwuth, die nach dem Ausland deportirten Bündner, kehrten nun aus Frankreich und Oestreich zurück.

Der am 9. Febr. 1801 zu Luneville geschlossene Friede hatte dem helvetischen Volke die Freiheit, sich eine Verfassung nach eigener Wahl zu geben, gewährleistet. Sogleich regten sich in Bünden die Parteien. Die Herstellung der alten Verfassung wie die Anschließung an Cisalpinien fand ihre Vertheidiger; aber der Ausspruch des ersten Konsuls, am 24. Juni, störte jene Umtriebe und erfüllte die Wünsche derjenigen, so Bündens Glück von einer Anschließung an die Schweiz erwarteten. Vom helvetischen Vollziehungsrath gesendet, erschien Oberst Andermatt in Chur und vollzog die förmliche Vereinigung mit der helvetischen Republik. Anstatt des Präfekturraths wurde eine Verwaltungskammer und ein von dem Direktorium zu Bern ernannter Regierungsstatthalter eingesetzt. Nachdem der Freistaat gemeiner drei Bünde in Hohenrhätien seit dem Vereinigungsschwur zu Vazerol dreihundert und dreißig Jahre lang, anfangs in entwickelnder Jugendkraft, dann als ein Spielball fremder und inländischer Parteiungen, in selbstherrlicher Art auf der Hochschanze seiner Alpenketten dagestanden, hing er im Frühlicht des neunzehn-

ten Jahrhunderts sein Wappenschild in dem Bundeskranz der eidgenössischen Brüder auf. Dadurch sah er, wo nicht seine alterthümlichen Ordnungen, doch seine Freiheit gerettet.

Am 7. Sept. des gleichen Jahres (1801) sollte die helvetische Tagsatzung in Bern zusammentreten. Dieses veranlaßte eine Kantonaltagsatzung in Jlanz, auf welcher eine Kantonsverfassung berathen und mehrere Mitglieder — von Salis-Sils, Wredow — als die erste bündnerische Gesandtschaft an die helvet. Tagsatzung ernannt wurde. Diese Tagsatzung wurde 27. Oct.) durch eine Partei gesprengt, ein neuer Senat und die Herrn Reding und Frisching zu Landammännern erwählt. Auch in Bünden hatte diese Umgestaltung einige Personalveränderungen unter den Beamten zur Folge. Eine im Frühling 1802 in Bern, wahrscheinlich unter Dazwischenkunft der französischen Gesandtschaft erfolgte neue Katastrophe in den schweizerischen Regierungsbehörden gab Veranlassung zur Zusammenberufung von Notabeln, welche aus jedem Kanton nach dem Verhältniß seiner Bevölkerung, die in Bünden zu 120,000 Seelen angenommen wurde, durch den Vollziehungsrath ernannt und im Mai zu Bern versammelt wurden. Sie entwarfen eine neue helvetische Verfassung, die in vielen Stücken den Sitten und Gebräuchen der Schweiz, mehr als die im Jahr 1798 von Paris aus aufgedrungene, angemessen war, und den Kantonen in Verwaltungssachen größere Freiheit einräumte. Sie wurde allen Schweizern zur Abstimmung durch öffentliche Register vorgelegt, für welche jedoch in Bünden sich keine Mehrheit aussprach. Die Regierung des Gesammtstaats bestand aus einem Vollziehungsrathe und einem Senat, wozu aus Bünden zwei Mitglieder ernannt wurden.

Schon in einer der ersten Sitzungen des Senats wurden, weil es der erste Konsul zur Verwirrung der helvetischen Republik so wollte, die französischen Truppen entlassen. Ihrem Abzug folgte eine offene Insurrektion in den Waldstätten. Um Bürgerblut zu schonen, da am Ende das Schicksal der Schweiz doch von dem Manne abhing, der damals ganz Europa zum Frieden gezwungen hatte, verließ die helvetische Regierung durch eine Kapitulation ihren Sitz zu Bern und rief die Vermittlung des ersten Konsuls an. Während die Schweiz in der größten Verwirrung sich durch Bürgerkrieg selbst zerfleischte, sprach der erste Konsul am 30. Sept. sein gewichtiges Wort: Bewohner Helvetiens, ich werde der Vermittler euerer Zwistigkeiten seyn; aber meine Vermittlung wird jene Kraft begleiten, die den großen Völkern, in deren Namen ich spreche, geziemt. — Dieses Wort unterstützte er durch ein Truppencorps von 40,000 Mann unter General Ney.

Auch in Bünden war im Sinne der Ablösungspartei eine sogenannte Landesversammlung in Chur tumultuarisch zusammengetreten, welche den Regierungsstatthalter verhaftete, Abgeordnete an eine Tagsatzung der insurgirten Kantone in Schwyz absendete und die alte Verfassung herzustellen begann; da erschien plötzlich General Rapp als Bevollmächtigter des ersten Konsuls in Chur und stellte die helvetische Ordnung

wieder her. Die vom Regierungsstatthalter einberufene Standesversammlung sandte hierauf die Hrn. Florian Planta und J. Ulr. Sprecher als Bevollmächtigte an die Consulta nach Paris. Hier hatten sie, auf Einladung der bei der Vermittlung angestellten vier Senatoren, mit Hrn. Demeunier auf die Grundlage der durch den Präfekturrath eingeführten Einrichtung einen der alten Verfassung sich annähernden Entwurf zu einer Organisation des Kantons bearbeitet, als Senator Roederer, unter Vorzeigung eines eigenhändigen Billets vom ersten Konsul, die Worte enthaltend: „Aux Grisons l'ancienne constitution avec plus de pouvoir au conseil commun à Coire" — ihnen ankündigte, daß jener Entwurf in einige wenige Artikel umgearbeitet und dabei berücksichtigt werden müsse, daß Bünden jetzt ein Schweizerkanton, nicht mehr ein bloßer Bundesgenosse der Eidgenossenschaft sey.

Auf diese Art entstand dann die im Jahr 1803 eingeführte Mediationsverfassung; das Bundessystem der neunzehn Kantone nahm nun die ehemalige Republik gemeiner drei Bünde, den alten Bundesgenossen der Schweiz, in die Reihe seiner Glieder auf und hob ihn damit aus dem anarchischen Besonderleben heraus, bei dessen langer Dauer der gesunde Kern des bündnerischen Volkscharakters auf eine Weise sich erhalten hat, die Bewunderung einflößt. In eifersüchtige Parteien politisch und religiös entzweit und für fremde Zwecke mit allen Mitteln, denen nur eine unverwüstliche Natur widersteht, hin und hergerissen, bedurfte das rhätische Volk drei volle Jahrhunderte, um in seinem staatlichen Befestigungssystem, seit dem Bundesverein zu Vazerol, den zweiten Schritt zu thun!

13. Neueste Zeit; Graubünden als Kanton der schweizerischen Eidgenossenschaft, von 1803 — 1836.

Der Zeitabschnitt von 1803 bis auf unsere Tage ist, besonders in den ersten zehn Jahren, weitaus der reichste an Ergebnissen des im Innern entwickelnden und gestaltenden Schöpfungstriebes, den die engere Verbindung mit den Eidgenossen und die aus einer herben Leidensschule gewonnene Erfahrung mit jugendlicher Kraft beseelte und leitete. Allmälig erstarb der Haß der Parteien; keine Lockungen fremder Höfe, kein Unterthanenland, keine Ungebundenheit im Innern reizten und unterstützten sie mehr zur Verwirrung des Gemeinwesens. Der große Vermittler war zugleich auch der gefürchtete Wächter, vor dessen gewaltigem Arme jede Lust zu Aufwühlung der alten Volksleidenschaften zurückbebte. Graubünden bedurfte dieses Schirmvogts gegen sich selbst. Seitdem begann eine neue Aera; nur drei Dinge blieben, wie Zschokke richtig bemerkt, in diesen erquickenden Tagen schmerzvolles Nachweh der Vergangenheit: „zerstörter Wohlstand, dessen Wiederblühen ein langes Kriegen der fremden Mächte hemmte; verlorenes Gut vieler Bündner in den ehemaligen Unterthanenlanden, welches vergebens und wiederholt als rechtloser Raub von Frankreichs Gerechtigkeit zurückgeheischt ward; Stellung junger

Mannschaft zu den Schweizerschaaren, welche die Eidgenossenschaft vertragsmäßig in französischem Kriegsdienst hielt, und fortwährend auf fernen Schlachtfeldern verloren gingen."

Zu Anfang des Jahres 1803 war das Vermittlungswerk beendigt. Die vom ersten Konsul aufgestellte provisorische Regierungskommission rief den neuen Zustand der Dinge vermittelst organischer Verordnungen am 14. März mit der Bekanntmachung ins Leben: daß die bisherigen Behörden (Verwaltungskammer und Regierungsstatthalter) ihr die Geschäfte übergeben haben. Das Volk erhielt Kenntniß von der Mediationsakte. Zwei Wochen später erschien die neue Kantonsverfassung. Graubünden bildete einen der XIX Schweizerkantone unter dem Schutze des ersten Konsuls. Im Mai traten, zum erstenmal wieder nach vier sturmbewegten Jahren, die Repräsentanten des Bündnervolks zusammen, doch unter andern Namen und Formen. Die ehemals periodisch zusammenkommenden Häupter der drei Bünde bildeten nun mit Beibehaltung ihrer Titel — Landrichter, Bundespräsident und Bundslandammann — den permanenten Kleinen Rath; der bisherige Bundestag ward zu einem Großen Rath von 63 Mitgliedern, die ohne Instruktion stimmen; die ehemaligen Kongresse wurden später zur Standeskommission, die seitdem eine wichtige Rolle im bündnerischen Gemeinwesen spielte. Alle Vorrechte und alle Ueberreste der Feudalherrschaft wurden aufgehoben; der bischöfliche Hof Chur mit der Stadt vereinigt; die Gemeinde Haldenstein, Tarasp, die zur Herrschaft Rhäzüns und zur Landvogtei Maienfeld gehörigen Gemeinden zu gleichen Rechten allen übrigen Gemeinden beigesellt.

In der Epoche von 1803 bis 1814 treten uns als die einflußreichsten Ereignisse und Verhältnisse Bündens mit der übrigen Schweiz und dem Ausland folgende hervor, die wir chronikartig hier aufzählen.

Der im April 1803 zum erstenmal zusammengetretene Gr. Rath sandte seine Deputation an die Tagsatzung nach Freiburg und erläßt ein Dankschreiben an den ersten Konsul. In diese Zeit fallen die Projekte und öffentlichen Verlockungen zur Gründung von schweizerischen Kolonien in der Krimm. Der Gr. Rath erließ dagegen dringende Warnungen, und der Erfolg hat in dem Schicksal der Mißleiteten jene Abmahnung gerechtfertigt. Die Schweiz tritt im December mit Frankreich in einen Allianz- und Kapitulationsvertrag. Zu Anfang des Jahres 1804 erhält das Bündnervolk die Anzeige, wie der erste Konsul sich entschlossen, nun, da die Schweiz ganz beruhigt sey, alle französische Truppen aus ihrem Gebiet wegzuziehen. Es geschah am 14. Febr.; aber wenige Monate später erhob die Revolution nochmals ihr Haupt im Innern der Eidgenossenschaft. Der Aufstand der Landleute am Zürchersee im April d. J. stellte das neue System des Regierungsbundes in der Schweiz auf die Probe. Auch Graubünden sendete zu Dämpfung des Aufruhrs sein Kontingent, und das kräftige Auftreten des Landammanns Affry schlug die Gährung nieder.

Die Centralregierung der Schweiz kostete die Gesammtheit des Bundes für das erste Jahr ihres Bestandes etwa 50,000 Gulden; Bern als der größte Kanton zahlte daran 9169, Uri, das den kleinsten Beitrag zu geben hatte, nur 118 Franken.

Unterdessen wird in Paris der Mordanschlag auf das Leben des ersten Konsuls entdeckt; Moreau, Pichegrü und der Herzog von Enghien zahlen mit Verbannung und Tod ihre Mitschuld. Bonaparte, welcher das Staatsschiff Frankreichs aus der Wuth politischer Stürme gerettet, und zur Gewalt noch den Titel eines Monarchen vermißte, wird auf Vorschlag der gesetzgebenden Räthe (30. April) nach dem Ergebniß der Wahlregister am 18. Mai zum Kaiser der Franzosen erklärt, und sowohl die Tagsatzung als die Großen Räthe der Kantone lassen Gesandtschaften und Glückwünsche zur Thronerhebung Napoleon Bonaparte's nach Paris gehen; aus Bünden ist Hr. von Salis-Sils ein Glied dieser Deputation (Juni 1804). In Folge dieser neuen Kaiserwürde nimmt auch Kaiser Franz für das Erzhaus Oestreich den erblichen Kaisertitel an (10. Aug.) und die Eidgenossenschaft, nun Mittelland zwischen zwei Kaiserreichen, sendet auch nach Wien ihre Glückwünsche. — Die Schweiz ordnet ihr Kriegsheer in sieben Legionen; Bünden mit Tessin bilden die zweite Legion, wozu ersteres 1200 Streiter hergiebt. Im Herbst dieses Jahres schreckt das aus Amerika über Spanien nach den Seehäfen Italiens eingeschleppte gelbe Fieber die Eidgenossenschaft, und insbesonders unsern Kanton. Deshalb strenge Sperrung aller Communikation zwischen Graubünden und Italien.

Im März 1805 ereignete sich bei Schiers im Prättigau ein Bergsturz, welcher einen Theil des Bergdörfleins Buserein zerstörte. Der Ausbruch des Krieges zwischen Frankreich und Oestreich bedrohte, ungeachtet der von beiden Mächten anerkannten Neutralität, die östlichen Grenzen der Schweiz; der Friede zu Preßburg entfernte zwar das Ungewitter, aber die Eidgenossenschaft sah nicht ohne Besorgniß neben sich viele Städte-Republiken des deutschen Reichs als Kriegsbeute in monarchische Gewalt, auch Tyrol und das Vorarlberg an Bayern übergehen. Schon während dieses Krieges, lebhafter noch im Jahr 1807 regte sich in Bünden eine Partei für das Haus Oestreich, und als 1809 das Tyrol gegen die fremde Uebermacht sich erhob, äußerte sich Zusammenhang in unserm Kanton durch die hieher geflüchteten Jesuiten. Eidgenössische Truppen rückten in Bünden ein. Auch den Mauthkrieg Frankreichs gegen England müssen seit 1806 die Schweizerkantone mitmachen; in seiner ganzen Strenge greift aber im Jahr 1810 das Kontinentalsystem in das Innere der Gewerbe und des Familienlebens ein. Der Kanton Tessin wird von französischen Truppen besetzt. Der Ausbruch des Krieges gegen Rußland, 1812, führt unter den Schweizertruppen auch viele Bündner, wie bis dahin nach Spanien, so nun auch in die Eisfelder Rußlands, und eine ansehnliche Zahl kehrt vom Uebergange über die Beresina nicht wieder zur Heimat zurück. Der große Krieg der Nationen wälzt sich den eidgenössischen Grenzen näher; die Schweiz setzt ihre Neutralitätserklä-

rung (18. Nov. 1813) den anrückenden Heeren als Wehrschild entgegen; aber von der Gewalt der Umstände beherrscht, mußte die Schweiz den Uebergang der Alliirten über die Rheinbrücke zu Basel dulden. Noch hatte die letzte Stunde des Jahres 1813 nicht geschlagen, so stürzte schon überall in der Schweiz das politische Gebäude des großen Vermittlers zusammen. In einer Uebereinkunft zwischen zehn Kantonen zu Zürich am 29. Dec. wurde die Mediationsverfassung aufgehoben und die Schweiz neuen Schwankungen und Parteiumtrieben hingegeben.

In dieser ganzen Epoche von 1803 bis 1814 tritt, wie in der Geschichte der gesammten Schweiz, so auch in der von Graubünden, die Abhängigkeit vom französischen Gewalthaber aufs grellste hervor. Am auffallendsten und lästigsten äußerte sich dieselbe durch die stets wiederkehrenden Mahnungen zu Aufstellung und Ergänzung der französischen Schweizerregimenter. Von 1804 bis im August 1813 waren Große und Kleine Räthe und ebenso die Gemeindsobrigkeiten fortwährend auf die dringendste Weise mit dieser Verpflichtung in Anspruch genommen. Die Schweiz hatte, je nach dem Gang der Kriegsereignisse, jährlich 1500 — 2000 und 3000 Mann zu stellen. Dazu lieferte Bünden ein Kontingent von 100 bis 200 Mann; aber dasselbe Volk, das sonst wie aus Instinkt fremden Kriegsdienst suchte, haßte die Konscription und floh jetzt die Werbtrommel. Bei dieser stets wachsenden Abneigung mochte bald kein Opfer mehr genügen. Das Regiment zahlte vier Louisd'or Handgeld, der Kanton gab zwei Louisd'or aus der Standeskasse, und doch mußten oft noch 5 — 6 Louisd'or und mehr auf den Mann von der betreffenden Gemeinde zugesetzt werden. Man erkaufte mit Ertheilung von Kantons- und Gemeinde-Bürgerrecht kriegswillige Auszüger; man ermächtigte sogar indirekt die Gerichte, gegen Straferlassung den Eintritt in die Regimenter zu ertauschen. Ein Kanton bewachte den andern, daß er nicht in seinem Gebiet falsch werbe; Ausreißer wurden des Bürgerrechts verlustig erklärt; bei schwerer Strafe war verboten, sich über Kriegsereignisse in einem für die französischen Waffen nachtheiligen Sinne zu äußern; bei Bürgerpflicht wurden die Obrigkeiten aufgefordert, auf alle mögliche Weise die Werbung zu begünstigen, dazu aufzumuntern. In mehr als einer Proclamation ward dem Volke bedeutet: das Wohlwollen des mächtigen Beschützers, die Erhaltung des politischen Bestandes, die Ruhe und Unabhängigkeit des Kantons und der ganzen Schweiz hänge von pünktlicher Mannschaftsstellung ab. So hat Bünden allein von 1804 bis Ende 1811 über 2000 Mann in französischen Dienst geliefert.

Auch andere polizeiliche Verfügungen beurkunden den hohen Grad von Abhängigkeit. Während der Feldzüge von 1805 bis 1809 und 1813 ergingen die aller eindringlichsten Warnungen vor jeder mündlichen und noch mehr schriftlichen Meinungsäußerung über äußere politische Verhältnisse in einem gegen Frankreich abgeneigten Sinne, und das Alles, wie es in der Proclamation des Kleinen Raths vom März 1813 heißt:

„unbeschadet der schweizerischen Neutralität." Die Publizität ward durch Censurverfügungen (1809) über alle Zweige der Tagesliteratur beschränkt.

In Folge jener Abhängigkeit ergingen denn auch wiederholte und sehr strenge Zumuthungen an Bünden, wie an die andern Kantone, wegen Auslieferung französischer und italienischer Deserteurs, Nichtduldung von Emigrirten, überhaupt zu strenger Fremdenpolizei. Im Jahr 1812 wurden alle, in Diensten von Mächten, so mit Frankreich Krieg führten, stehenden Bündner bei Strafe des Verlusts ihrer Bürgerrechte zurückberufen.

Endlich dann ward auch Graubünden 1810 zur Theilnahme am Kontinentalsystem und zum Handelskrieg gegen England auf sehr drückende Weise genöthigt, und das Beispiel Tessins forderte die Behörden auf, alle dienliche Maßregeln zu ergreifen, um den Forderungen des Machtgebieters zu entsprechen. Im October 1810 mußten alle Vorräthe an Colonialwaaren angegeben und hoch versteuert werden. Seitdem erhöhte Ausgaben für diese Bedürfnisse, anderseits viele, und oft sehr gewagte Unternehmungen zur Kontrebande auch in Bünden. Erst im Nov. 1813 erklärte beim Herannahen der Alliirten eine Proclamation der Tagsatzung diese Waarensperre als aufgehoben.

In der innern Entwicklung und staatlichen Gestaltung hat der Kanton Graubünden in der zehnjährigen Periode, während welcher die Mediationsverfassung bestand, größere und ruhmvollere Fortschritte gemacht, als in den drei vorhergehenden Jahrhunderten. Es führte uns zu weit, eine pragmatische Entwickelungsgeschichte auch nur in einem Abriß hier aufzuführen, darum möge sich der Leser mit Aufzählung des Wichtigsten begnügen. Die Namen der Männer, welche unser demokratisches Volk so glücklich leiteten, übergehen wir; ihr Schaffen und Bauen, was in der Monarchie ein einziges Rescript des Herrschers ins Leben ruft erforderte Jahre und Jahrzehnte.

Was zuerst die Ausbildung der politischen Verfassung betrifft, so behauptete hier unter stetem Kampf die Tendenz nach angemessener Centralisirung über das ultrademokratische Zersplitterungsprincip die Oberhand. Als wesentliche Ergebnisse treten hier folgende Schöpfungen hervor:

Schon der erste Große Rath im April 1803 erwarb sich das Verdienst, daß er ein Kantons-Appellationsgericht und bei seinem zweiten Zusammentritt im gleichen Jahre das Kantons-Criminalgericht für Fremde dekretirte und ins Leben rief. Gleichzeitig stiftete er eine öffentliche höhere Bildungsanstalt unter dem Namen einer Kantonsschule, und ernannte einen Kantonsschulrath. Diese Anstalt trat an die Stelle der frühern Landesschule, wurde 1804 eröffnet, und in den Jahren 1809 bis 1811 auf dem Fundament des Klosters St. Nicolaus, wo früher die Landesschule gewesen, ein ge-

räumiges Schulgebäude errichtet. Da der katholische Theil sich zur Theilnahme an dieser gelehrten Gymnasialanstalt nicht entschließen konnte, und eine ähnliche Schule mit dem Seminarium auf St. Luci zu verbinden vorzog, so wurde ihm sein Antheil an den vom Staat ausgesetzten Geldmitteln zu eigener Verwendung übergeben. Doch blieben bis auf die neueste Zeit die Lehrstühle des vaterländischen Rechts und der Physik an der Kantonsschule beiden Konfessionsgenossen gemeinschaftlich. Während für gelehrte Bildung damit der Grund gelegt wurde, blieb das Volksschulwesen der Gemeinden in seinem alten dürftigen Zustand.

Im Jahr 1804 wurde auch das Landjägercorps errichtet, das Anfangs nur aus 8 Mann bestand und im Laufe der Jahre bis auf 35 Mann vermehrt wurde. Auch das Sanitätswesen gewann in diesem Jahre, wo der Kanton durch das in Livorno ausgebrochene gelbe Fieber sich bedroht sah, eine neue Gestalt. Bisher hatten die Landesbehörden sich um die Gesundheitspolizei der Menschen fast gar nicht, für das Vieh nur in einzelnen Verordnungen thätig gezeigt. Vorübergehende Erscheinungen waren zur Zeit der verheerenden Seuchen in der Mitte des 17. Jahrh. das Physikat in Chur und die bisweilen in der Geschichte aufgeführten Sanitätsdeputirten. Im November 1804 ernannte aber der Kleine Rath einen provisorischen Sanitätsrath, dem der Große Rath von 1805 permanenten Bestand und bestimmtere Kompetenzen gab. Sein erster Präsident war Carl Ulysses v. Salis-Marschlins. Drei Jahre nach ihrer Errichtung (1808) erließ diese Behörde die erste Medicinalordnung für den Kanton. Bemerkenswerth ist im Gebiet der Gesundheitspflege, daß die Einführung der Kuhpockenimpfung, welche seit 1801 begonnen hatte, unter allen Staaten auf dem Kontinent zuerst in Graubünden als Regierungssache behandelt wurde. Im Zeitraum von 1807 bis Anfang 1811 waren 4959 Personen geimpft worden.

Derselbe Organisationsgeist, welcher in allen Zweigen des öffentlichen Lebens so beharrlich auf Verbesserungen hinsteuerte, beförderte auch wesentliche Reformen in der protestantischen Kirchenverfassung. Schon im Jahr 1805 wurde die Einleitung zur Organisation des Synodalwesens getroffen. Ein Consessus von sieben der angesehensten Geistlichen arbeitete den „Unmaßgeblichen Vorschlag zu einer zweckmäßigern Einrichtung der Synodalordnungen und des Kirchenwesens“ — aus; derselbe wurde sodann 1807 in Vollziehung gesetzt und ein Kirchenrath von 6 Geistlichen für die reformirte Landeskirche ernannt. In das gleiche Jahr fällt auch die Errichtung der Militärkommission.

Eine wichtige Institution in unserm demokratischen Gemeinwesen erfolgte 1807 durch Aufstellung der Standeskommission, die als erweiterte berathende Behörde in wichtigen Fällen dem Kleinen Rathe beigegeben ward. Ueber ihre Stellung, Kompetenz und Wirksamkeit wird am geeigneten Orte das Wesentliche gesagt werden. Auf Antrag des Sanitäts-

raths wurde 1807 auch eine Hebammenschule errichtet, die seit dem Jahr 1827 bedeutend erweitert worden ist. Die Kantonspostverwaltung wurde im Jahr 1813 eingeführt.

Im Gebiet der innern Verwaltung beschäftigten sich die Landesbehörden während der Mediationsperiode ausführlich und wiederholt mit dem Transitwesen. In dem bezeichneten Zeitraum waltete darin größere Erwerbsfreiheit, als später. Die erste, nachher so verderblich gewordene Frachtbestimmung in Bezeichnung eines Maximums geschah 1808; späterhin sank man Schritt vor Schritt rückwärts, bis das Bevorrechtungssystem die dem Transit so nachtheilige Oberhand gewann. Erst unsern Tagen war es vorbehalten, die Portensprivilegien zu beschränken und dem Waaren-Durchpaß eine neue Hebung anzubahnen.

Die Loskäuflichkeit der Zehnten und Bodenzinse war schon 1806 durch angemessene Gesetzesbestimmungen eingeführt und zur Beaufsichtigung des Justizwesens und Ordnung des Recurswesens gar Manches durchgesetzt worden, was die demokratische Ungebundenheit wesentlich beschränkte.

Das Zoll- und Münzwesen wurde immer nach augenblicklichen Ansichten und schwankenden Grundsätzen behandelt. Im Jahr 1806 erfolgte die erste Ausprägung von Münzen des Kantons Graubünden. Die Benutzung des Salzregals begann im Jahr 1805 zu Deckung der Kriegsschulden; im gleichen Jahr erfolgte die Organisation des Militär-Kontingents, gewann aber bis auf unsere Tage keinen genügenden Aufschwung. Das Niederlassungswesen machte seit 1814 mehr Rückschritte als wirkliche Fortschritte.

Auch für die Civil- und Kriminalgesetzgebung wollte es der ausdauernden Thätigkeit wohlgesinnter Staatsmänner nicht gelingen, dem Bessern genügenden Fortgang zu verschaffen. Schon im Jahr 1813 wurde eine großräthliche Kommission mit dem Entwurf zu einem allgemeinen Civilcoder beauftragt; der lange Zeitraum von 23 Jahren zeigte bis heute noch kein Ergebniß. Der Kriminalcoder ward inzwischen vollendet und theilweise als Norm angenommen.

Die Industrie im Innern gewann den Aufschwung nicht, den die so eben angedeutete rege Thätigkeit zu neuer Gestaltung des öffentlichen Lebens fast erwarten läßt. Von Seiten des Staats geschah dafür nichts Durchgreifendes, und die Bestrebungen gemeinnütziger Vereine scheiterten großentheils am Vorurtheil des Volks. Die am 19. Dec. 1803 gestiftete ökonomische Gesellschaft, welche sich die Beförderung der Landeskunde, der Landwirthschaft und alles Gemeinnützigen zum Zwecke gesetzt und dafür mit Ausdauer und eigenen Opfern ein volles Decennium rühmlich gearbeitet hat, regte zwar vieles Nützliche an, beförderte auch die Einführung manchfacher Verbesserungen, klärte das Volk in den sieben Jahrgängen des Neuen Sammlers über alle Zweige der Oekonomie und neuer Erfindungen auf, versuchte 1807 die Einführung spani-

scher Schaafe, und erstrebte die Hebung des Gemeindsschulwesens; aber im Allgemeinen wurde das Volk zu einzelnen Verbesserungen mehr durch den Drang der Umstände, als durch freiwilliges, einsichtsvolles Entgegenkommen geführt. Die Baumwollenspinnerei, welche seit Anfang des Jahrhunderts Tausende von Menschen beschäftigt hatte, sank bald wieder. Im Bergbau nahmen fast alle Versuche und Unternehmungen einen ungünstigen Ausgang. Zu Hebung der Viehzucht waren 1810 zwei Kantons-Viehmärkte und eine Prämienertheilung für das schönste Zuchtvieh eingeführt worden; aber durch Intriguen großer Viehhändler wurde auch diese nützliche Einrichtung nach zwei Jahren wieder aufgehoben. Besser gedieh die 1808 gestiftete zinstragende Ersparnißkasse, welche bis auf unsere Tage mit steigendem Erfolg ihre Nützlichkeit bewiesen hat. Die Annahme des verbesserten Kalenders hatte bis zu Anfang dieses Jahrhunderts noch immer großen Widerstand in einem ansehnlichen Theil bündnerischer Gemeinden gefunden; auf Einladung des Großen Raths von 1803 verstanden sich indessen mehrere Gemeinden zu Einführung des ringsum geltenden gregorianischen Kalenders, andere schlugen es mit alter Hartnäckigkeit ab. Erst in den Jahren 1811 und 12 wurde er allgemein eingeführt.

Uebergangs-Ereignisse im Jahre 1814. Kaum war der eiserne Arm des französischen Schirmvogts durch die Macht des vereinten Europa's gebrochen worden, so erschütterten und stürzten eine Reihe von Aufständen und Gegenrevolutionen in der Schweiz das Staatsgebäude, welches 1803 der Vermittler zum Besten aller Kantone geschaffen hatte. Aufs Neue erhob das Bevorrechtungsprinzip sein Haupt; Bern, Solothurn, Freiburg und Luzern gaben die Losung, sie wurde in andern Kantonen erwartet und sogleich vom Parteigeist durch alle Thäler des Alpenlandes verbreitet. Auch in Graubünden begannen Umtriebe. Am 4. Januar war, in Folge der eingegangenen Berichte über die Ereignisse der neuesten Tage, auch der bündnerische Gr. Rath außerordentlich zusammenberufen worden. Eine Partei, die sich — mit wie viel Grund, ist nicht entschieden — östreichischer Gunst und Unterstützung sicher glaubte und mitunter auch laut rühmte, hoffte bei diesem Anlaß den Austritt Graubündens aus der Reihe der Schweizerkantone und Wiederherstellung des alten Staatsgebäudes durchzusetzen. Wirklich erschien ein Bündner in kaiserlichen Diensten, und zwar mit östreichischer Feldbinde, an der Spitze eines zahlreichen Haufens von Landleuten, die besonders aus dem Oberhalbstein und Obervatz unter Führung einzelner Ortsvorsteher nach Chur gezogen, um den Gr. Rath auf die eine oder andere Weise zu den erwünschten Entschließungen zu vermögen. Sie wurden nicht auf die Probe gesetzt, ob sie Gewaltthat im Schilde führten, denn nur wenige Mitglieder des Gr. Raths bestanden unerschrocken auf Behauptung einer unabhängigen Stellung der obersten Landesbehörde. Die überwiegende Mehrheit gab nach; der Gr. Rath erklärte die Mediationsverfassung als

aufgehoben und durch die bis 1798 bestandene Verfassung ersetzt. Ein Bundestag nach früherer Form ward ausgeschrieben.

Dieser trat dann auch bald zusammen, erwählte am Platz der bis dahin bestandenen Vollziehungsbehörden — Klein Rath, Standeskommission — die früher gesetzlichen „Häupter und Zuzug,“ traf andere Uebergangsverfügungen und unterrichtete das Volk vom Geschehenen. In den hierauf in den Gemeinden vorgenommenen Abstimmungen sprach eine schwache Mehrheit sich für die alte Verfassung aus; ehe jedoch diese völlig und unbedingt ins Leben getreten war, sah die neue Regierungsbehörde sich durch eine vom bisherigen Haupt des Gesammtbundes, dem Landammann der Schweiz eingegangene Aufforderung bewogen, ohne weiteres eine Verfassungskommission aufzustellen und mit Bearbeitung eines Entwurfes zu beauftragen. Wenige Monate nach jener Katastrophe ward der Große Rath oder jetzt Bundestag einberufen, um den Verfassungsentwurf zu prüfen. Die erste Bestürzung über den Andrang am 4. Jenner war inzwischen geschwunden; anderseits wollte oder durfte Oestreich seinen Alliirten gegenüber sich nicht zur Theilhaftigkeit an einem Handstreich bekennen. Die schweizerische Partei in Bünden hatte seitdem an Gewicht und Zuversicht gewonnen, die Partei der Ablösung sah sich ihrer gehofften Stütze beraubt. Als demnach der neue Antrag auf ferneres Anschließen an die andern Schweizerkantone in einer von der Mediationsverfassung nicht bedeutend abweichenden Staatsform abstellte, erhielt derselbe unter den Volksrepräsentanten eine entschiedene Mehrheit. Doch ward die Sache für allzuwichtig gehalten, um sogleich zum Ausschreiben eines definitiven Gesetzesvorschlags zu schreiten. Der Bundestag glaubte noch vorläufig Bemerkungen, Ansichten und Wünsche von drei Seiten anhören zu sollen, um dieselben soweit zu beherzigen, als seine Ueberzeugung es gestatten möge —, nämlich allererstlich vom gesammten Bündnervolk, dann von den Männern, die damals an der Spitze der schweizerischen Bundesgeschäfte standen, endlich von den Gesandten der fremden Mächte.

Dem gemäß erging eine Aufforderung an das bündnerische Volk, daß alle Gemeinden, auch einzelne Staatsbürger, die sich dazu berufen fühlten, ihre Bemerkungen über den neuen Verfassungsvorschlag eingeben möchten. Anderseits erhielt die Gesandtschaft an der Tagsatzung diesfalls die angemessenen Instruktionen, und endlich begab sich noch eine besondere Deputation des Freistaats, so wie auch Abgeordnete von einzelnen Korporationen, nach Zürich, wo damals die fremden Gesandten (Capo d'Istria, Lebzeltern, Stratford Canning u. a.) residirten.

Die damaligen Hergänge bei dieser Sendung sind, im Hinblick auf seitherige Erscheinungen, zu interessant, um nicht eine nähere Erwähnung zu verdienen. Das Urtheil der fremden Diplomaten über unsere Verfassung war nicht günstig. Sie konnten sich in das altdemokratische Flickwerk nicht finden, riethen zu mehr Centralisirung, zu erweiterter Regierungsgewalt,

ja ausdrücklich zu Entfernung aller Reste von Bevorrechtung. Als sie in den Deputirten zustimmende Ansichten antrafen, boten sie Verwendung ihres Einflusses an, um in bezeichnetem Sinne mehr Centralgewalt in die Landesbehörden zu bringen. Es fanden mehrere Zusammenkünfte statt, in welchen die fremden Gesandten keinen andern Antrag stellten und keinen andern Wunsch äußerten, als was die Einsichtigen und Unbefangenen unter den Bündnern selbst gebilligt und gewünscht hatten, und was sechszehn Jahre später in mehr als Einem Kanton als das Ziel der Regeneration bezeichnet wurde. Allein die Deputirten erkannten allzuwohl die Schwierigkeit oder Unmöglichkeit, dazu eine freiwillige Zustimmung des Bündnervolks zu erhalten. Diese aber betrachteten sie als die erste Bedingung zum Gedeihen und Bestehen des neuen Werks, und die fremden Gesandten, weit entfernt, ihre Ansichten durchsetzen zu wollen, entließen die Bündner mit dem Rath: „zu thun, was sie selbst gut fänden!"

Nicht wesentlichere Abänderungen in dem Antrag bewirkte anderseits die Unterredung mit Reinhard, damals Landammann der Schweiz. So erging es bei den Gesandten der Fürsten und bei dem ersten Magistrat der Eidgenossen! Vielleicht mit etwas weniger Gründlichkeit und Unbefangenheit, da und dort auch mit weniger Ruhe, ward inzwischen der neue Verfassungsentwurf auch auf den bündnerischen Gemeinden geprüft und berathen. Doch ergab sich auch hier im wesentlichen nirgends große Abweichung vom ursprünglichen Antrag, noch weniger entschiedener Widerstand. Die Gemeindsmehren kamen ein. Diese, so wie die Berichte jener Deputation, nicht minder die Betrachtungen und Anträge einzelner Korporationen und Particularen, wurden der ernannten Revisionskommission zur Sichtung, Prüfung und Benutzung zu Vollendung des Verfassungsentwurfes übergeben. Der erste Antrag erlitt auch jetzt keine bedeutende Abänderungen und kam nun nochmals in der neuen Fassung zur Entscheidung vor Räthe und Gemeinden. Im November (1814) trat der Bundestag zu Klassifizirung der Mehren zusammen; die Mehrheit war annehmend. Nur einige, hauptsächlich auf die Verhältnisse der beiden Konfessionstheile bezügliche Punkte, unter diesen das Verhältniß vom Hof Chur, hatten bei den Katholiken Anstoß gefunden und blieben noch vorbehalten. Die Verfassung selbst ward promulgirt; der Bundestag gestaltete sich wieder zum Großen Rath um. Jene Punkte und mehrere andere gaben noch Stoff zu mancher nachträglichen Bestimmung. Eine derselben machte dem im Jahr 1814 aus der alten Verfassung wieder aufgenommenen Wechsel im Versammlungsort des Großen Raths zwischen Chur, Jlanz, Davos ein Ende und bestimmte Chur zum alleinigen Ort des Zusammentritts.

Erst im Jahr 1820 ward die Verfassung als ganz vollständig erklärt und in das eidgenössische Archiv niedergelegt. Der damalige erste Gesandte (J. Fr. v. Tscharner) übergab dieses Aktenstück mit der Bemerkung: „Sein Stand habe sich zwar etwas lange Zeit genommen, um diese Verfassung zu vollen-

den, es möchte sich aber leicht fügen, daß sie auch länger halte als manche andere, mit der man viel schneller fertig geworden."

Und diese Verfassung nun, die so vielfacher Prüfung unterlegen, die mit gleicher Offenheit den fremden Gesandten, den Miteidgenossen und dem eigenen Volke vorgelegt worden, die von keiner Meinungspartei mit Terrorismus durchgesetzt, von keiner heftig bestritten worden, während doch alle Parteien bei der größten Freiheit des Worts gefragt wurden, — diese Verfassung ist mit wenigen Modifikationen die nämliche, unter welcher der Freistaat vor der allgemeinen europäischen Staatenerschütterung einige Jahrhunderte lang bestanden, die im Jahr 1803 der große Vermittler als die angemessenste erkannte, die endlich seit ihrer neuen Begründung bis heute sich als solche bewährte, und die bei ihrer theilweisen Mangelhaftigkeit doch so tiefe Wurzeln in der Anhänglichkeit des Volkes geschlagen hat, daß die Mehrheit dieses Volks sogar in der neuesten Periode, wo der Umgestaltungsgeist mit gebietendem Rufe durch die Gauen der Eidgenossenschaft schritt, zum Theil aus übertriebener Vorsicht, sich zu keinen wesentlichen Reformen darin entschließen konnte, obgleich darin vor vielen, vielleicht allen andern Kantonsverfassungen der bessern Einsicht und dem kommenden Bedürfniß schon zum voraus der gesetzliche Weg zu Reformen vorgezeichnet worden.

Als erfolglose, aber doch bemerkenswerthe Episode in den Geschichten jener Uebergangsepoche erscheint der vom Großen Rath im Jenner 1814 beschlossene und sogleich ausgeführte Kriegszug zu Besitznahme der früher verlorenen italienischen Provinzen (Veltlin, Cleven und Worms). Auf diesen Theil von der großen Hinterlassenschaft des gestürzten Weltherrschers glaubte Bünden als gesetzlicher Erbe sein Recht ohne Widerspruch geltend machen zu sollen; aber Oestreich wußte seinen Ansprüchen darauf mehr Nachdruck zu geben. Daher mußte das schwache Bündnercorps, welches am 4. Mai Cleven besetzt hatte, dem anrückenden östreichischen Heerhaufen weichen. Nachher entschied im Rath der Mächte die Stimme Wellingtons, welcher zur Erhaltung des Weltfriedens darin eine Bedingung erblickte, daß die Höhe der bündnerisch-italienischen Alpenpässe in den Händen des starken Oestreichs und nicht der schwachen und leicht aufreizbaren Schweiz seyen.

Das Geschick bewahrte unsern Kanton vor dem Wiedererwerb der drei italienischen Provinzen, die weder als Unterthanenland, noch als conföderirter vierter Bund unserm Freistaat reellen Vortheil gebracht hätten. Dagegen wurden die Ansprüche der durch die Konfiskation beraubten Privatleute in die Länge gezogen, bis auf die Grundlage eines von Oestreich im Jahr 1833 gestellten Anerbietens endlich eine Abfindung der dabei Betheiligten zu Stande kam.

Die Periode von 1814 bis auf unsere Tage zeigt uns den neu organisirten Kanton Graubünden im Genuß eines ununterbrochenen Friedens sowohl im Innern als gegen Außen. Er be-

nutzte diese Friedenszeit zu stiller Fortbildung der Volkskultur wie der politischen und administrativen Verhältnisse.

Im Bildungs- und Erziehungswesen wurde seit zwanzig Jahren Größeres geleistet oder doch angebahnt, als früher in einem Jahrhundert. Die reformirte Kantonsschule erweiterte ihre Aufgabe durch Einordnung einer Schullehrerbildungsanstalt (1821), erwarb durch Kauf ein Naturalienkabinet und zahlreiche Bibliothek aus dem Nachlaß des Marschliuser Philantropins. Im Jahr 1835 erhielt sie in ihrer innern Anlage eine neue Organisation und verbesserte theologische Studienordnung. Der katholische Konfessionstheil gründete ebenfalls 1833 eine Kantonsschule im Kloster Disentis, deren Aufblühen zu schönen Hoffnungen berechtigt. Für die Verbesserung der Elementar-Volksbildung entstand 1827 ein evangelischer und 1833 ein katholischer Schulverein; die Wirksamkeit des erstern erfreut sich bereits vieler hoffnungsvollen Reformen im Gebiet der Gemeindsschulen. Das Bibelcomite hat fortwährend die heil. Schrift in allen Theilen und Familien des evangel. Bündens ausgebreitet, und die seit einem Jahrzehnt zahlreich entstandenen Singvereine wirken zur Veredlung des Kirchen- und Volksgesangs. Die im Jahr 1825 (25. Oct.) neu entstandene Naturforschende Kantonalgesellschaft trat an die Stelle der 1813 entschlummerten ökonomischen Gesellschaft; schon im Sommer 1826 konnte sie zu Chur die Versammlung der allgemeinen schweizerischen Gesellschaft für die gesammten Naturwissenschaften gastlich empfangen. An die Stelle der frühern Gesellschaftsschriften — des Alten und Neuen Sammlers — trat das bündnerische Volksblatt (vier Jahrgänge 1829 — 32). Zur Sammlung von Materialien für einen künftigen Bearbeiter der Bündnergeschichte bildete sich 1826 eine Geschichtforschende Gesellschaft, und zu Hebung des Seidenbau's ein Aktienverein im Jahr 1831, welcher eine beträchtliche Zahl Maulbeerbäume anpflanzen ließ.

Im Fache des Militärwesens brachten die politischen Constellationen von 1830 eine neue Anregung zu Ordnung des Wehrwesens. Im Januar 1831 erfolgte die Organisation der bündnerischen Landwehr, der gemäß zu Vertheidigung des Vaterlandes etwa 10,000 Mann in drei Legionen eingetheilt wurden. Auf der St. Luzisteig wurde von den eidgenössischen Militärbehörden eine Schanze angelegt; im Kanton eiferte die wehrfähige Jugend in Ausbildung des Scharfschützenwesens, ein Offiziersverein bildete sich; das Waffen-, Kleidungs- und Pulvermagazin des Kantons wurde mit dem Nöthigen versorgt. Hatte auch 1829 der holländische, schon früher der sardinische, seit der Julirevolution 1830 auch der französische Dienst capitulirter Regimenter aufgehört, so erhielt sich doch die 1829 mit Neapel abgeschlossene Kapitulation. An der Errichtung eines Fremdenregiments in päpstlichen Diensten 1832 nahm der Kanton als solcher keinen Antheil, traf aber, nach Gewährung von Werbung und Durchpaß, sichernde Maßregeln gegen Verletzung eidgenössischer und kantonaler Interessen.

Zwei Angelegenheiten in dieser Periode — der Straßenbau und die Verwicklungen wegen des Doppelbisthums Chur und St. Gallen — bilden gewissermaßen selbständige Episoden in der Geschichte der letzten Decennien.

Schon im Jahr 1816 war die Anlegung einer Fahrstraße über den Paß des Bernhardins zur Sprache gekommen. Die merkantilische Wichtigkeit eines solchen Straßenbau's fand bei der Regierung von Turin die verdiente Würdigung. Im Jahr 1818 wurde zu dem Zweck zwischen Piemont und Graubünden ein Traktat abgeschlossen, dem zufolge der Kanton durch Beiträge von Sardinien unterstützt, den projektirten Bau unternahm und 1823 vollendete. Eine unmittelbare Folge dieses Werks war die Fahrbarmachung des Passes über den Splügenberg. Oestreich trat mit dem Kanton in Unterhandlung, und auch dieses Unternehmen wurde in dem Zeitraum von 1818 bis 1820 vollendet. Bei diesem Anlaß schloß der Kanton vortheilhafte Staatsverträge mit beiden Nachbarmächten über Transitverhältnisse, deren nähere Bezeichnung späterhin ihre Stelle finden wird. Schon damals wurden für Gemeinden, welche ihre Communikationsstraßen verbessern wollen, die erforderlichen Unterstützungen von Seiten des Staats angeordnet; aber weit mahnender war das fürchterliche Ereigniß am 27. Aug. 1834, wo in Folge ungeheurer Wolkenbrüche die schrecklichsten Verheerungen nicht nur an den beiden Kommerzialstraßen, sondern fast in allen Gegenden unsers Landes an Wald und Feld, Thalgründen und Ortschaften angerichtet wurden. Dieser Tag eines schweren Unglücks schlug tiefere Wunden als die wildesten Stürme der frühern Kriegsperioden; um so tiefer und allgemeiner war die Rührung, als der eidgenössische Brudersinn mit den größten Opfern und Liebesgaben dem schwerbetroffenen Bünden zu Hülfe eilte. Wir Zeitgenossen haben es erfahren, die Enkel sollen es wissen und im Andenken bewahren, daß in diesen Tagen wehklagender Noth der schweizerische Brudersinn sich ein Anrecht auf unvergeßlichen Dank erworben habe. Dieses Unglück, weit entfernt den Muth der Bündner zu Herstellung der verwüsteten Straßen zu lähmen, befeuerte ihn vielmehr zu einem neuen Unternehmen. Mit großer Mehrheit wurde die Fahrbarmachung der s. g. Obern Straße 1834 vom Gr. Rath und im folgenden Jahre von den Gemeinden beschlossen, daher schon 1835 das Werk begonnen. Rühmlicher Erwähnung verdient auch das von einer Aktiengesellschaft schon 1832 begonnene Unternehmen einer Rheincorrektion im Thalgrunde des Domleschg, welches zwar langsam, aber plangemäß fortschreitet.

Die Bisthumsangelegenheit erneuerte gewissermaßen den alten Kampf für wohlerworbene Hoheitsrechte des Staats gegen curialistische Anmaßung. Mit Uebergehung der katholischen Session und der politischen Behörden trat Fürstbischof Carl Rudolf im Jahr 1821 mit den drei Urkantonen Uri, Schwyz und Unterwalden in Unterhandlungen, welche den kirchlichen Anschluß jener Stände an das Bisthum Chur zum Zwecke hatten. Noch eigenmächtiger, die Interessen des Hochstifts wie die Rechte und Würde des Staats verletzend, war die Stiftung

des Doppelbisthums Chur und St. Gallen im Jahr 1824. Sowohl Warnungen und Protestationen, als die großräthliche Erklärung: „daß das Oberhaupt der römischen Kirche oder, unter dessen Namen und Schutz, der Bischof von Chur nicht berechtigt sey, ohne Vorwissen und Einwilligung des Souveräns, in dessen Lande die Residenz, das Einkommen und der größte Theil des bischöflichen Sprengels liege, Veränderungen vorzunehmen, welche auf Besetzung des Stuhls, den Aufenthalt des Bischofs und die Verwaltung des bischöflichen Vermögens den entschiedensten Einfluß haben müssen" — blieben unbeachtet; die päpstliche Bulle zu Gründung des Doppelbisthums erschien und Carl Rudolf nahm von der Diöcese St. Gallen Besitz. Die Berufung auf die hoheitlichen Staatsrechte, die Rechtsamen des Gotteshausbundes, die Zustimmung der bündnerischen Katholiken verwarf er als unerlaubte Eingriffe in das von Gott verliehene Hirtenamt. Auf Begehren der kathol. Session erfolgte nun am 7. Juli 1824 der großräthliche Beschluß, worin dem Doppelbisthum die Anerkennung verweigert und auf den Fall künftiger Erledigung des Stuhls eine Beschlagnahme der Residenz und sämmtlicher Weltlichkeiten des Bisthums dekretirt wurde. Als dann am 23. Oct. 1833 Fürstbischof Carl Rudolf starb, wurde ungeachtet der Weigerungen des Domkapitels, die bezeichnete Verwaltung am 2. Dec. l. J. von Seite des Staats eingesetzt und für die künftige Bischofswahl die Beachtung der Hoheitsrechte zur Pflicht gemacht. Am 8. April 1835 erfolgte dessen ungeachtet von Rom eine Bulle, welche (aus päpstlicher Machtvollkommenheit) den Kapitelsvikar Joh. Georg Bossi zu einem Bischof von Chur und St. Gallen ernannte. Gegen diese Willkühr protestirte die Regierung beim apost. Nuntius, ermahnte das Domkapitel an seine und des Staats Rechtsamen; aber das Domkapitel unterstützte die Eigenmacht Roms durch Anerkennung des aufgedrungenen Bischofs. Nicht so der Staat; unterm 2. Juli verwarf der Gr. Rath abermals das Doppelbisthum und erklärte sich eventuell zu Anerkennung des Hrn. Bossi als Bischof von Chur bereit, sobald die Auflösung des ungesetzlichen Doppelverbandes erfolgt seyn werde. Obgleich nun Hr. Bossi zu Einsiedeln sich vom apost. Nuntius die Bischofsweihe ertheilen ließ, so wurde er gleichwohl nicht anerkannt, die Beschlagnahme der Residenz und weltliche Verwaltung des bisthümlichen Vermögens blieb in Kraft.

Diese kräftige Behauptung der hoheitlichen Staatsrechte und der entschlossene Widerstand, den die katholischen Behörden St. Gallens gleichzeitig der römischen Kurie entgegensetzten, erschütterte endlich die Widerspenstigkeit des päpstlichen Hofs; durch ein Breve vom 26. April 1836 erklärte der Papst die Auflösung des Doppelbisthums, worauf denn auch der Kanton Graubünden den Kapitelsvikar J. G. Bossi als Bischof von Chur anerkannte und sowohl in den Besitz der Residenz als in die Verwaltung des bisthümlichen Vermögens einsetzte.

Im Fache der Gesetzgebung und Ordnung der innern Verwaltung schritt, im Laufe der Periode von 1814 bis auf diesen Tag, die innere Entwicklung erfreulich vorwärts. Die Errichtung einer Zuchtanstalt 1817, die Vervollständigung der Jagdgesetze, die Aufstellung eines Handelsgerichts, die Uebernahme der Fahrposten, die Vertheilung der Heimatlosen auf die betreffenden Gemeinden, die Beschränkung der Fuhrrechte und Aufhebung der Portensprivilegien, die Begründung einer Oberaufsicht des Staats über die Wälder zu Abwehr einer zügellosen Waldzerstörung und Aehnliches der Art rechnen wir zu den Fortschritten in der innern Gestaltung. Der durch die gesammte Eidgenossenschaft seit dem Jahr 1830 schreitende Geist der Bewegung fand in unserm Kanton keinen bevorrechteten Adelsstand, keine Aristokratie herrschender Geschlechter, keine Stadt mit irgend welchen Privilegien und in der Verfassung so wenig die Volksherrschaft beschränkende Elemente, daß sein Ruf zu Demokratisirung und allgemeiner Rechtsgleichheit in Graubünden höchstens die Inhaber der Portensprivilegien und diejenigen, welche aus der Ungebundenheit mißbrauchter Demokratie in der Justizpflege, im Niederlassungswesen, in der Verwaltung von Gemeinds- und Kirchenvermögen, in Benutzung des Bodens und der Wälder ꝛc. sich willkührlich Vorrechte schöpften, einigermaßen in Besorgniß versetzen konnte. Jedoch wurde auch hier das Bedürfniß einiger Reformen im Staatshaushalte gefühlt, dazu von Seiten des Großen Raths der verfassungsmäßige Schritt eingeleitet, etwelche Anträge an Räthe und Gemeinden gebracht, bisher aber dessen Zustimmung in der erforderlichen Mehrheit, namentlich zu Abänderung des 34. Artikels unsrer Verfassung und Aufhebung der die Aemterwahlen beschränkenden Sonderung in drei Bünde, nicht gefunden. Dagegen wurde auf die Basis einer neuen Volkszählung, welche am 1. Jenner 1835 den Stand der Kantonsbevölkerung auf 95,059 Seelen nachwies, wovon 38,430 auf den Grauen, 36,489 auf den Gotteshaus- und 20,140 Seelen auf den Zehngerichten-Bund fielen, eine neue Repräsentanzvertheilung der Gerichte und Konfessionstheile (57,188 Reformirte, 37,871 Katholiken) angeordnet. In Folge dieser Veränderung wird von nun an der Große Rath aus 66 Mitgliedern bestehen.

In Bezug auf die neuern Reformbewegungen bei den Miteidgenossen begrüßte unser Kanton jeden gesetzlichen Fortschritt zu Verbesserungen, warnte aber auch, durch eine bittre Selbsterfahrung in seiner eigenen Geschichte belehrt, vor einer gewaltsamen Umgestaltung und Zersplitterung der Staatsgewalt durch Hinneigung nach übertriebener Demokratisirung der Verfassungen; vertheidigte in den Wirren, welche in den Kantonen Basel und Schwyz zu Parteiwuth und roher Gewalt ausschweiften, das Rechtliche und Gesetzmäßige im Begehren jedes der streitenden Theile; rieth, um Bürgerkrieg abzuwehren, zu der eidgenössischen Versöhnungskonferenz, welche am 5. Aug. 1834 zusammentreten sollte; lehnte in consequenter Festhaltung am Bundesvertrag den Beitritt zur Sarner-Konferenz ab; wehrte jedem Bestreben zu Zerreißung des Bundes, erklärte sich, doch mit entschiedener Ablehnung eines Verfassungsraths, zu einer Revision der Bundesverfassung bereit; berieth mit besonnenem

Ernst alle dießfalls den Großen Räthen vorgelegten Anträge, und stimmte in den Verwicklungen mit dem Auslande einerseits zu steter Wahrung eidgenössischer Neutralität und Selbstständigkeit, anderseits zu biedrer Erfüllung aller völkerrechtlichen Pflichten gegen die auswärtigen Mächte. Diese Haltung in unparteisamer Stellung zu Inland und Ausland wurde von den Mißständen in den politischen Bewegungen und Wirren der letzten fünf Jahre eben so oft verkannt, als sie verstanden und recht gewerthet wurde.

Also von Achtung vor jeder gesetzlichen Entwicklung zu innerer Freiwerdung und Ordnung des Volks- und Staatslebens durchdrungen, feierte Graubünden, wie 1824 zu Truns die Entstehung des Grauen Bundes, nun auch zu Davos am 10. und 11. Juli 1836 das vierhundertjährige Sekularfest der Stiftung des Zehngerichtenbundes.

Alterthümer.

1. Vorrömische.

So bestimmt auch römische Historiker und Geographen von einer Einwandrung tuskischer Volksstämme in das rhätische Alpenland berichten, und so treugläubig bündnerische Chronisten sich in die Idee einer tuskischen Abstammung der gesammten Urbevölkerung eingelebt und der Einwandrer älteste Wohnsitze und Stiftungen in rhätischen Orts-, Geschlechter- und Burgen-Namen aufgesucht haben: so ist gleichwohl in ganz Graubünden kein Denkmal entdeckt worden, welches unzweideutigen Ursprung aus der alttuskischen oder urrhätischen Periode an sich selbst beurkundete. Die Burgen, welche Rhätus, der Führer des Volks, im Domleschger-Thal, und die Ortschaften, welche campanische, lateinische, tuskische, umbrische und samnitische Volkshaufen zur Erinnerung an die verlorenen Heimathsstädte im rhätischen Asyl erbaut haben sollen, tragen außer der allerdings auffallenden Aehnlichkeit ihrer Namen kein Gepräge an sich, wodurch der Chronisten oft spitzfündige Deutungen beglaubigt würden.

Ebendasselbe gilt von den Sagen uralter Götterverehrung. Es ist schwer zu sagen, in wiefern das Adulagebirge von Atjula d. i. **Herr** oder **Vater Sonne**, der Lukmanierberg von den tuskischen Lucumones, der Julier von Joul oder Hyol, d. i. **Sonne** ꝛc. ihren Namen erhalten haben. Auch dem Dienst der vindelicischen Erntegöttin Ciza oder Zisa, nach welcher einst Augsburg, vor der römischen Anlage daselbst, sowohl Zisara als Zizerim geheißen, und der man am 28. Sept. jedes Jahres glänzende Jubel- und Dankfeste gefeiert haben soll, wollte man im Ortsnamen von Zizers eine rhätische Opferstätte ausspüren; aber auch hiefür spricht kein Ueberbleibsel, und die dichtende Phantasie hat offenes Feld dorthin eine Cizae aram zu verlegen, oder — wie einige Chronisten gethan

haben, in Zizers eine Niederlassung der Nachkommen Cicero's zu erblicken.

Merkwürdig sind in dieser Hinsicht die beiden Säulen auf der Scheidecke des Julierpasses. Die ältere Zeit weiß nur von Einer Säule, und alte Briefe vom Jahr 1396 sprechen schon vom „Marmelstein" auf dem Julier. Tschudi erwähnt vom Jahr 1538 dieser Säule als in Stücke gebrochen und auf dem Boden liegend; Campell vom Jahr 1571 erzählt ebenfalls, daß zu seiner Zeit zwei Säulenstücke auf dem Boden gelegen, eines aufrecht gestanden habe. Auch Sprecher in seiner Pallas rhaet. spricht von drei Stücken. Dieses dritte Stück ist aber seitdem spurlos verschwunden. Von einem Säulen-Capital und von Inschriften, welche man dem Julius Cäsar zuschrieb, auf der einen Säule „non plus ultra," auf der andern „omitto vos Rhaetos indomitos" — berichten die zuverlässigern Schriftsteller gar nichts, andere mögen untreue Berichte ohne Prüfung nachgeschrieben haben. Heutigen Tags stehen noch zwei Säulen zu beiden Seiten der Julierstraße, aus dem Gestein des Berges roh gearbeitet, jede etwa 4 ½ Schuh hoch, mit einer trichterförmigen Concavität oben auf, beide ohne alle Inschrift.

Die Meinung, daß Julius Cäsar damit den Grenzpunkt seines Vordringens in die rhätischen Alpen bezeichnet habe, stammt offenbar aus einer Verwechslung des Julierbergs mit den Julischen Alpen. Diese Säulen haben aber auch nicht die Form römischer Meilensteine, daher sie nicht unpassend für Altäre, Tempel oder Opferstätten celtischer Sonnenverehrung gehalten wurden, zumal alte Münzen andeuten, daß drei Säulen, über welche man Querbalken legte, den Celten als Tempel gedient haben. Der Name des Berges stimmte auch mit der celtischen Benennung des Sonnengottes Joul zusammen, und da die Stelle, wo die Säulen stehen, weit früher als andere Paßhöhen und Bergsättel im Frühling vom Schnee befreit wird, so war sie gänzlich geeignet, daselbst die Wiederkehr der Sonne zur Tagesverlängerung zu feiern.

2. Römische Alterthümer.

Etwa vier Jahrhunderte lang waren die Römer Oberherrn in Rhätien, hatten daselbst Stationen und Kastelle, Statthalter, Gerichtshöfe, Heerstraßen, und zogen öfters zu Krieg und Handelsverkehr durch diese Provinz. Um so auffallender ist, daß sich in Rhätien so wenige Baudenkmale römischen Ursprungs erhielten. Allerdings hat die Völkerwanderung manches Bauwerk alter Zeit vernichtet; aber auch andere Gegenden des Alpenlandes wurden von diesen Stürmen betroffen und doch zeugen viele überirdische oder verschüttete Trümmer und Werke von dem Aufenthalt der Römer daselbst.

In Rhätien — nämlich im Umfang des heutigen Kantons Graubünden, findet sich außer dem römischen Thurme auf dem Hofe Chur, kein anderes Kastell, kein Thurm, Götzentempel oder Altar, keine Säule oder Inschrift, die an sich selbst unzweifelhaft römischen Ursprung und Charakter bewährte. Die

Sage, daß auf dem Hofe Chur an der Stelle der jetzigen Domkirche ein heidnischer Tempel gestanden, ist weder alt noch überhaupt auf irgend eine historische Notiz gegründet. Die Wahrscheinlichkeit der Sache mag zur Annahme den Grund dargeboten haben. Inschriften, welche Rhätien — Siege, Straßenbau, Begräbnißstätten — betreffen, finden sich allerdings im weitern Umfang des alten Rhätiens, nämlich zu Verona, Augsburg und im Tyrol, theils auch in entfernten Gegenden, wie zu Gaeta, Mainz, in Steyermark und anderswo; aber im Umkreis des heutigen Graubündens ist uns nichts dergleichen bekannt.

Die Inschrift zu Meran, welche Roschmann in seiner Geschichte Tyrols (p. 145) als Zeugniß für eine römische Straße — Via Claudia Augusta — aus dem Etschland durch das Engadin anführt, liegt schon außerhalb unseres Gebiets; und was die vorgebliche Inschrift auf den Juliersäulen betrifft, so rechnen wir dieselbe unter die Fabeln.

Das einzige Baudenkmal, was den römischen Charakter in seiner Bauart an sich trägt, ist der Römerthurm Marsöl oder Marsoila auf der nördlichen Seite des bischöflichen Pallastes bei Chur, als Mars in oculis gedeutet, einst Sitz römischer Procuratoren. Von Epheu umrankt, macht er jetzt einen Theil der bischöflichen Wohnung aus und hat ein Dach aus neuern Zeiten. Demselben schief gegenüber soll ein anderer Thurm oder ein Kastell gestanden haben, das Spinöl oder Spinoila geheißen, dessen Name man als Spina in oculis deuten wollte. Auch im Innern der Stadt und bei St. Salvadore sollen einst römische Anlagen gewesen seyn, doch ist jede Angabe darüber sehr schwankend und ohne Bürgschaft. Wahrscheinlicher ist die Angabe, daß zu Tiefenkastel ein römisches Kastell gestanden, von dessen Mauerwerk man noch zu Campells Zeit sichtbare Spuren kannte. Auch im Unterengadin bei Lavin und Schleins wird das alte Schloß, von dem noch Trümmer übrig sind, und eine Landwehr, die später mag erneuert worden seyn, aus den Zeiten des Kaisers Vitellius, und daher der Name jener Werke Ser Viezel (von Serra Vitellii) abgeleitet. Sowohl die Lage von Tiefenkastel als die Thalöffnung des Unterengadins gegen das Tyrol hatten damals eine hinlänglich wichtige Bedeutsamkeit, um daselbst schützende Landwehren und Stationen zu begründen. Eben so wichtig war der Thalschluß im Bergell, wo das Mauerwerk an der Porta und das Schloß Castelmur zufolge Angaben in Antonins Itinerarium wenigstens als sehr alte, vielleicht in ihren Grundwerken als römische Anlagen dürfen angesehen werden. Ein römisches „Murum" stand auf diesem Straßenzug, nur ist der Ort ungewiß, ob im Bergell oder auf einer Landzunge im Silser-See.

Woher Lehmann, der sehr flüchtig und oft gewissenlos schrieb, die Angabe schöpfte: bei Sins im Unterengadin seyen noch die Rudera eines Götzentempels zu sehen, der nachher St. Valentin genannt worden, — ist uns nicht bekannt; wahrscheinlich hat er hier, wie an andern Stellen, eine Aeußerung Campells falsch verstanden.

Von einem Tempel der Nymphen am Ursprung des Hinterrheins erzählt der Chronist Felix Faber, in seiner Historia Suevorum (Lib. I, 3.) ohne nähere Angabe, ob dieses Heiligthum altrhätischen oder römischen Ursprungs gewesen. Seine Worte sind: „Aliqui templum Nymphorum ibi stetisse credunt — — — gentiles illi Nymphae, cui flumen sacratum extitit, templum et phanum in loco originis aedificabant etc.“ Es war der celtischen Völker allgemeiner Brauch, an den Quellen der Flüsse, an Wasserscheiden und stillen Seen des Hochgebirgs religiöse Feste zu begehen und daselbst Opferstätten zu wählen. Gewiß ist, daß im Mittelalter an derselben Stelle in der Nähe der Rheinquellen eine Kapelle gestanden, deren Glöcklein jetzt in Hinterrhein ist. Ungewisser ist die Verehrung der römischen Göttin Maja, nach anderer Angabe des Gottes Mars zu Maienfeld, woher man den Namen des Orts Majae villa leiten will; das Martinsbrünnlein daselbst wird zum Marsbrunnen gemacht, obgleich die Herleitung des Ortsnamens Maienfeld, früher Lupinum, natürlicher und von Urkunden unterstützt, von den carolinischen oder überhaupt fränkischen May- und Märzfeldern sich darbietet. Auch wird der Ort in einer Urkunde „vicus ad campos mallos“ genannt, was offenbar auf Provinzial- oder Gauversammlungen hindeutet.

Von römischen Straßen durch unser Rhätien haben wir mehr historische Angaben als sichtbare Ueberbleibsel. Ersteres gehört in einen andern Abschnitt; was aber die Ueberreste betrifft, so sind die dießfälligen Angaben nicht gar fest begründet. Der Chronist Campell, der im 16. Jahrh. schrieb, berichtet: noch zu seiner Zeit habe man im Oberengadin beim Silsersee und auf dem Julierberg die deutlichsten Spuren einer großen Heerstraße, und zwar in lebendigem Felsen die Geleise von Wagenrädern gesehen, die er für Spuren römischer Straßen hielt. Auch der französische Gesandte Paschal (in seiner legatio rhaet.) spricht von diesen Wagengeleisen und uralten Ueberresten von einer gepflasterten Straße auf dem Julier. Aehnliche Spuren will man auch im Oberhalbstein entdeckt haben.

Eben so fand man Ueberbleibsel einer gepflasterten Straße die von Isola nicht über den jetzigen Splügnerpaß ging, sondern hinter dem Tambo- oder Schneehorn durch die Rhena-Alp nach Nufenen, über Höhen, die jetzt unter Gletschereis verdeckt liegen. Auch in den Schamser-Alpen, namentlich im s. g. dürren Walde, unweit dem Maiensäß Seissa, sind Ueberreste einer gepflasterten Straße sichtbar. Gewiß ist, daß, vor Durchbruch der Viamala, eine sehr gebrauchte Verbindungsstraße über den Heinzenberg, wo man auf Aeckern noch in neuern Zeiten römische Goldmünzen fand, über die Seissa-Alp nach Schams und Rheinwald führte. Gleiche Spuren von einer uralten Straße fand man auf einem Berge ob Disentis. Alle diese Ueberreste liegen in der historisch mehr oder minder zuverläßig bekannten Richtung römischer Straßen; gleichwohl bleibt unausgemacht, ob diese Werke wirklich Ueberreste römischer Straßen sind.

Römische Lager mögen bei den vielen Zügen der Legionen durch die rhätischen Alpen öfters in unserm Gebiet geschlagen worden seyn, aber sichtbare Spuren oder zuverläßige Localangaben finden sich unsers Wissens nur wenige vor. Wenn der Volksglaube in einigen wallartigen Erhöhungen des Bodens bei Scanf im Engadin die Beweise für ein römisches Lager an dieser Stelle erkennen will, und dies so leicht hin für ein Lager des Drusus erklärt, weil nahe dabei ein Vall Drussanna ist, so ist dieses Urtheil sehr gewagt, zumal es mehrere Vall Drusana in den rhätischen Alpen giebt. Was seinen Fuß im Dunkel der Vorzeit birgt, soll — wie anderswo trojanisch oder griechisch, in Rhätien alttuskisch oder römisch seyn.

Allgemeiner und wahrscheinlicher ist die Annahme, daß unweit der Stadt Chur mehrmals römische Lager und vermuthlich auch (castra stativa) Standlager gestanden. In einem bedeutenden Umfange vor und in dem wälschen Dörfli hat man zu allen Zeiten mancherlei Fündlinge römischen Ursprungs ausgegraben. Erst vor wenigen Jahren entdeckte man ziemlich tief unter der Oberfläche beim Landsitz „Zur Biene“ eine Art Stukko-Arbeit, wie Wände oder Fußböden eines Bades; zu bedauern ist, daß man diese Spuren nicht gehörig verfolgte.

An die Annahme von römischen Lagern daselbst knüpft der Volksglaube, dem auch ältere Chronisten sich zuneigten, die Entstehung der vereinzelt dort vorkommenden Hügel, die aus Wiesen und Feldern wie Erdwarzen sich erheben. Diese hielt man für Gräber verscharrter Rosse (Tombel da Chiavalls), vermuthlich weil an dem einen oder andern dieser Hügel Pferdegerippe gefunden wurden. Bei näherer Untersuchung dürfte sich ergeben, daß der Kern dieser Hügel aus geschlossenem Felsen bestehe.

Römische Münzen, Waffen und anderes Geräthe. Gegenstände dieser Art hat man eine beträchtliche Menge an verschiedenen Orten gefunden.

Bei Burwein, unweit Conters im Oberhalbstein, entdeckte 1786 ein Landmann unfern der Landstraße zwei in einander liegende Kupferkessel. Der innere enthielt goldene und silberne Armringe von verschiedener Größe; etliche goldene und viele silberne römische Münzen; Würfel, eine Art Brillen von gewundenem Draht mit einer kleinen Oeffnung in der Mitte, auch kleine Pfeifchen — letztere Stücke hielt man für Werkzeuge römischer Auguren. Die Münzen, welche auf der einen Seite das trojanische Pferd, auf der andern den Kopf der Venus trugen, sollen von der Republik Massilia herrühren. Auch fanden sich dabei Armbänder von Gold, welche Schlangen vorstellten; ein kleiner silberner Kessel, ein Weihrauchfaß mit silberner Kette ꝛc. Den größern Theil seines Fundes verkaufte der Mann nach Chiavenna; gerettet wurden wenige Stücke, darunter das kleine Rauchfaß von Silber, welches Carl Ulyss. von Salis-Marschlins erkaufte.

Auch im Unterengadin auf dem Hügel Caschinnas bei Süs, wo einst eine Burg gestanden, fand man zu Campells Zeit alte Waffen, Geräthschaften und römische Münzen. Eine Silbermünze war von Antoninus pius und trug ein Venusbild; eine von Erz mit Venus victrix, andere von Hadrian, Vergilius Maro ꝛc. Auch in andern Gegenden des Engadins und Oberhalbstein, im Domleschg und Prättigau, fand man römische Münzen aus verschiedener Zeit, meist kupferne oder von Erz. Zu Luzein im Prättigau fand man 1616 an der Stelle, wo das Schloß der Edlen von Stadion gestanden, römische Kupfermünzen mit des Constantius Bildniß; ähnliche wurden früher und nachher daselbst gefunden.

Die meisten römischen Münzen fand man bei Chur vor dem obern Thor, durchs ganze s. g. wälsche Dörfli, bei St. Margarethen, bei der Biene, St. Salvatore und Umgegend. In Gärten, Aeckern, bei Grabung von Fundamenten und Kellern, beim Straßenbau kamen häufig, fast immer solche Fündlinge zum Vorschein. Als man 1806 einen Keller im wälschen Dörfli grub, fand man 200 Münzstücke ohne Gefäß im Boden liegend und bei keinerlei Spur von Mauerwerk an dieser Stelle. Die Mehrzahl trug einen Genius mit Kranz, Schaale oder Füllhorn in den Händen, und die Umschrift: „Genio populi romani;" die andere Seite zeigte die Köpfe Maximians, Diocletians, Constantius Chlorus ꝛc., die schönste derselben trug den Kopf des Antoninus Pius und eine Victoria. Auch lagen dabei die Bruchstücke verschiedener Zierrathen, Geräthschaften und andere Stücke verarbeiteten Erzes.

Im Mai 1810 fand man auf einem Acker bei Chur eine dünne und kleine, aber unversehrte Goldmünze. Den Kopf umgab die Umschrift „Justinianus;" auf der andern Seite war eine geflügelte Figur, die einen Stab in der Rechte hielt, die Umschrift war Victoria Acudii. Im folgenden Jahre fand man wiederum im wälschen Dörfli mehrere römische Münzen. Eine fast unversehrte Silbermünze aus Augusti Zeitalter hatte 45 Gran Gewicht, und die Umschrift: Julia pia felix Aug. umgab einen weiblichen Kopf; auf der andern Seite trug sie eine bekleidete sitzende Figur, die einen Stab in der linken Hand hielt, auf dem Haupte das Zeichen eines halben Mondes und rings die Umschrift: Venus genetrix, — wahrscheinlich bei Anlaß einer Geburtsfeier im kaiserlichen Hause geschlagen. Eine andere Silbermünze von 48 Gran hatte auf der Kopfseite die Umschrift: Imp. Antoninus Aug. Die Kupfermünzen waren sehr verdorben und daher fast nichts auf ihnen zu unterscheiden. Ueberhaupt sind zu allen Zeiten, auch noch in den letzten Jahren, in diesem Gebiet mancherlei Geräthschaften und römische Münzen gefunden worden, wodurch die Annahme, daß dort Standlager ihre Stätte gehabt, sehr an Glaubwürdigkeit gewinnt, was jedoch auch soweit ausgedehnt worden, daß man behauptete, es habe daselbst eine, vom jetzigen Chur verschiedene, Römerstadt gestanden. Von den in neuester Zeit gefundenen Münzen verdienen zwei Stücke einer besondern Erwähnung. Eine von Kupfer, 1831 bei Misocco ausgegraben; um das Bildniß des Kaisers Augustus steht

die Umschrift: Divus Augustus pater; auf der andern Seite ein Altar mit der Aufschrift S. C. und Unterschrift provident. Das zweite Münzstück ist eine kleine goldene, so rein und gut erhalten, daß sie aus dem Kurs des täglichen Gebrauchs zu kommen scheint. Sie wurde vor einigen Jahren in einem Acker auf dem Heinzenberg gefunden. Um das Kaiserbild liest man die Umschrift: Imp. Caes. Domitianus Aug. P. M.; auf der andern Seite ein Minerva-Brustbild mit der Umschrift:

COS VIII DES IX PP.
TR. POT. IMP. II.

Noch erwähnen wir eines römischen Lar — ein Merkurbild von Bronze, fast 6 Zoll hoch, dem Caduceus und Flügel fehlen. Es wurde wahrscheinlich in Bünden gefunden, ist jetzt im Besitz eines Kunstfreundes zu Chur.

Es ist schwierig, über alle in Bünden gemachten Entdeckungen römischer Antiquitäten vollständige Kunde zu geben, da man früher theils wenig aufzeichnete, theils solche Gegenstände gewöhnlich nicht achtete oder sammelte.

3. Antiquitäten des Mittelalters.

a) Münzen. Ueber die bündnerischen Münzstätten und ihre Produkte sprechen wir später in einem eigenen Abschnitte; hier halten wir uns nur an Fündlinge, die zur Alterthumskunde gehören.

Im März 1811 wurden beim Schlosse Grüneck, unweit Ilanz, als man daselbst Felsen sprengte, zwei sonderbar gestaltete Hörner entdeckt, die unter einem Felsenstück verborgen und mit kleinen Silbermünzen aus der ersten Hälfte des Mittelalters angefüllt waren. Es waren über 50 wohl erhaltene Münzstücke, aber von geringer Mannigfaltigkeit, so daß nur 6 Arten unterschieden wurden. Die meisten rührten von den Prätendenten um die italische Krone her, als nach Karls des Dicken Tode zu König Arnulfs Zeit der Kronstreit Italien verwirrte, — von Lambert und Berengar. Andere stammen von Carolingischen Herrschern, alle aber scheinen in Italien geprägt worden zu seyn. Sie waren schüsselförmig und trugen auf der concaven Seite die Umschrift: „XPISTIANA RELIGIO." Ihr Gewicht war verschieden und stieg von 32 auf 35 u. 38 Gran; der Gehalt war feines Silber. Innerhalb der obgenannten Umschrift zeigte das Gepräge das Frontispiz eines Tempels mit vier Säulen nebst einem Kreuz in der Mitte und auf dem Giebel. Die Aufschriften enthielten die Namen: Carloman rex, Karolus rex, Berengarius R., letztere mit Angabe der Münzstätte PAPIA. CI (vitas), andere nannten Mediola (num). Die andern trugen die Namen Lambertus Imp. oder Hludowicus Imp. Wahrscheinlich wurden diese Münzen, vielleicht der Sold oder die Beute eines rhätischen Kriegsmannes, zur Zeit der Einfälle streifender Raubhorden, der Sarazenen und Ungarn, unter jenen Felsen in Sicherheit gebracht. Ueberhaupt findet man, wenn auch in geringerer Anzahl als römische Münzen, fast in allen Gegenden des

Landes silberne und kupferne Münzstücke aus dem Mittelalter, meist Solidi oder Bracteaten.

b) Hünengräber sind unsers Wissens im Umfang des Kantons keine entdeckt worden. Was Joh. Müller (Schweizergeschichte B. II. p. 336) von zwei Klafter langen Menschengerippen erzählt, die man 1550 zu Valendas ausgegraben und für Gebeine eines Abenteurers „des langen Kun" gehalten, ruht auf Campells Bericht, wofür derselbe als glaubwürdigen Gewährsmann und Augenzeugen seinen Zeitgenossen Martin Capol anführt. Dieser lange Kuhn, ein Abenteurer aus Schwyz, fiel 1351 in das bündnerische Oberland ein und wurde bei Tavanasa erschlagen. Es ist eine alte Sage, daß in der Domkirche auf dem bischöflichen Hofe überaus große Menschengebeine unbekannten Ursprungs in einem Hauptpfeiler — dem vordern linker Hand — eingemauert seyen. Vor 16 Jahren wurde, wie wir aus guter Quelle wissen, der Pfeiler zu Stillung der Neugier zweier durchreisender Prinzen geöffnet; Augenzeugen versichern, diese Gebeine überstiegen bei weitem jede normale Größe.

c) Waffen hat man, als Zeugen für Kriegsbegebenheiten im Mittelalter, hin und wieder gefunden. Guler erzählt: im Dischma-Thal, auf Davos, wo einst die Davoser unter Lucas Guler einen Streifhaufen aus dem bischöflichen Engadin geschlagen, habe man zu seiner Zeit, auf der s. g. Kriegsmatte, Streitkolben, Sturmhauben, Morgensterne und Spieße ausgegraben. Merkwürdig ist ein Fund in der neuesten Zeit. Als am 27. Aug. 1834 die verheerenden Regengüsse auch Gletscher und Schneefelder in Bewegung setzten, sind bei Wegspülung eines Gletscherarms an den Quellen des Hinterrheins etliche Waffenstücke aufgedeckt worden, welche man für spanische hielt. Vielleicht hat in den Kriegen zu Anfang des 17. sec. ein versprengter Flüchtling in dieser Eisgegend seinen Untergang gefunden.

d) Ritterburgen und Thürme. Die merkwürdigsten Alterthümer unsres Landes sind unstreitig die vielen Trümmer alter Vesten, Ritterburgen und Wartthürme, welche durch das ganze Gewebe bündnerischen Thallandes bis in die einsamen Hochgegenden ehemals bestanden haben oder noch dermalen in ihren Ruinen der Vernichtung entgegen wittern. Wie Leichensteine mahnen sie an eine Vorzeit, die mit der Eigenthümlichkeit ihrer Sitten, mit dem Glanz ritterlicher Geschlechter, mit ihren ruhmvollen und gewaltsamen Thaten längst entschwunden ist. Die kraftvollen Männer, so einst zu Prunk, Abwehr und Angriff diese Burgen und Thürme mit ihren dicken Mauern und hohen Thürmen erbauten, ahneten wohl schwerlich, daß schon etliche Jahrhunderte später die Namen ihrer Geschlechter so gänzlich verhallen würden, daß dann Geschichte und Sagen von vielen Burgen weder die Besitzer noch die Namen der Veste zu nennen wüßten.

Die dichtende Volkssage, mehr noch die genealogische Spitzfündigkeit mancher Historiker, knüpfte die Entstehungsgeschichte vieler Burgen an die Namen der ältesten Volks-

häupter, deren Wiege einst im alten Latium, Hetrurien und Kampanien gestanden haben soll. Eine zweite Reihe dieser Denkmäler der Vorzeit wird der Periode der Römerherrschaft zugeschrieben; dem gemäß suchten mehrere altrhätische Familien die Wurzeln ihrer Stammbäume in den berühmtesten Geschlechtern des alten Quiritenvolks. Allerdings mögen die Römer hin und wieder in diesem Gebirgslande feste Haltpunkte und Burgen für ihre Besatzungen und zum Schutz der Straßen erbaut haben; mehrere dieser Kastelle mögen dem unterworfenen Gebirgsvolke ein Dorn, ein kriegdrohendes Bollwerk (Spina und Mars in oculis) gewesen seyn; aber wenige dieser Römerwerke haben den Sturm der Völkerwanderung überlebt, und fast nirgends erkennt man an rhätischen Burgen die römische Bauart.

Viele derselben tragen aber sowohl in ihrem Bau, als in ihren lateinischen und rhäto-romanischen Namen das Gepräge hohen Alterthums; mit wenigen Ausnahmen wurden sie alle in verschiedenen Perioden des Mittelalters gegründet, theilweise später umgestaltet oder mehrmals aus ihrem Schutt neu aufgeführt.

Die Völkerwanderung, welche in ihrem Fortgange dem gesammten westlichen Europa bis in die Grundvesten der Staaten und Völker eine neue Gestaltung brachte, verlieh auch dem rhätischen Gebirgslande, wegen seiner Grenzlage als Vormauer Italiens, wie als südliche Schwelle des fränkisch-deutschen Reichs, eine solche militärische Wichtigkeit, daß nicht nur inländische, sondern auch fremde Dienstmannen der Könige sich daselbst ansiedelten und zu Angriff und Wehr feste Burgen und Thürme erbauten. Die Wichtigkeit der Bergpässe in den Kriegen merowingischer und karolingischer Fürsten wider die Lombarden, später dann die Heerzüge deutscher Könige nach Italien, die wiederholten Einfälle streifender Raubvölker, die Entlegenheit dieser Bergthäler vom schützenden oder strafenden Arme deutscher Königsgewalt, der alte Unabhängigkeitssinn und Trotz edler Geschlechter, die zahlreiche Ansiedlung fränkischen und schwäbischen Adels, der oft lebhafte Handelsverkehr zwischen den italienischen und deutschen Städten, die Willkühr des Faustrechts, die Zügellosigkeit innerer Fehden, die Feudalherrschaft über zerstückelte, oft sehr entlegene Thalgegenden und Ortschaften; alle diese Verhältnisse und Zeiterscheinungen wurden, jedes in seiner Periode, zu Reizmitteln und Veranlassungen, die große Menge von Burgen, Ritterhorste, Thalschlüssel, Wartthürme, Zufluchtsörter und Landwehren zu bauen, welche von jedem günstigen Hügel oder Berghang herab die Niederung schützten oder bedrohten.

Wer an der Hand der Geschichte oder erzählenden Volkssage das bündnerische Thalland durchwandert, findet solche Vesten, ihre Trümmer oder Burgställe nicht blos in den mildern Landestheilen, etwa nur am Zuge der Handelsstraßen, oder wo freundliche Aussicht und Genuß des Naturschmucks zu Anlage des Herrensitzes einluden; nein, auch in den wildesten und höchsten Wohngegenden, in einsamer Entlegenheit und finstern

Thalschluchten — hier auf abgerundeten Hügeln, dort auf schroffen Felsklippen oder an die steile Bergwand gelehnt, öfters unter dem Hang drohender Felsmassen versteckt — überall baute das rauhe Geschlecht einer eisernen Vorzeit seine Herrensitze, Zwinghöfe, Schirmburgen und Thürme.

Ihrer Lage und festen Mauern ungeachtet ist die Mehrheit derselben, manche bis auf die letzte Spur verschwunden. Wo dann noch einzelne Trümmer — ein Thurm, eine Halle, ein Vorwerk — ins Thal herniederblickt, da bröckeln sie immer mehr ihrem gänzlichen Untergange entgegen. Einst herrschte dort Hoffart und froher Lebensgenuß; jetzt waltet um die Trümmer berühmter Edelsitze die melancholische Stille der Vergessenheit und nur der immergrüne Epheu, das Sinnbild treuer Erinnerung, umzieht noch freundlich die gebrochenen Mauern und Pforten, die einst mit trotzender Festigkeit und stolzen Zinnen wie für die Ewigkeit gebaut schienen.

Auch in ihrem Verfall sind sie für den Geschichtsforscher, den Reisenden und den Landesbewohner noch immer merkwürdig. An diese Ruinen knüpft die Muse der Geschichte manchen historischen Faden an; der Wanderer bewundert die romantischen Denksäulen der Vorzeit, und die Volksphantasie träumt von Schätzen, welche im Umkreis des Gemäuers der neidische Burggeist als Geschenk für ein auserwähltes Glückskind bewache. Mit ganz andern Gefühlen blickt der freie Anwohner zu diesen Vesten auf; meist der Geschichte unkundig, sieht er sie als die Kettenhäuser der Vorzeit an, als die schuldbelasteten Horste gewaltthätiger Zwingherren, Weglagerer, Schnapphähne, Staudenreuter und Heckenfischer, vor deren Raublust und Fehdesucht einst weder Volk noch Kirche sich des Rechts und Besitzes habe erfreuen können. Das sinnige Gemüth vernimmt aus der Zerfallenheit und Oede dieser einst so mächtigen Vesten eine Stimme, so an die Vergänglichkeit aller menschlichen Kraftwerke und irdischen Machtfülle mahnt. Möge das nun freie Volk auch daher das warnende Wort beherzigen: daß nur da wahre und erquickliche Freiheit blühe, wo Gesetz und Recht über Alle gleichmäßig gebieten, und daß zu neuer Zwingherrschaft jede Machthabung einzelner Gewalthaber erwachse, die nicht im Geiste des Rechts, der Ordnung und gesetzlichen Entwickelung über das Volk und seine Interessen schaltet.

Indessen ist nicht anzunehmen, daß alle diese Burgen einst nur die Horste von Raubrittern und Volkspeinigern gewesen; manche Veste war der Sitz edeldenkender Herren, welche in Tagen der Bedrängniß und des Siegs, als Führer und Väter des Volkes walteten. Mancher Edle, so dem Volke nahe stand, baute sich im Umkreis seiner Landsleute ein schützendes Asyl, wohin auch der Landmann in Krieg und Ueberfall sich und seine Habe flüchtete. Mehrere wurden zum Schirm der zerstückelten Besitzungen und deshalb in der Nähe eines Dorfs, selbst in dessen Mitte erbaut; auch die Bischöfe kauften oder bauten solche Burgen zum Schutz ihres Volks; andere waren bestimmt, die Straße, den Verkehr und Waarenzug zu schir-

men. Wer hätte sonst im einsamen Hintergrunde hoher Thäler — wie im Tawetsch, Safien, Avers und Rheinwald — dergleichen Vesten erbaut, wäre nicht in jenen Zeiten die Landstraße über Höhen und Kämme gegangen, wo jetzt zum Theil nur beschwerliche Hirtenwege die Verbindung unterhalten!

Die Geschlechter, so vor Alters auf diesen Burgen und Thürmen gelebt und gewaltet haben, sind größtentheils erloschen, ausgewandert oder in die Mitte des Volks zurückgetreten, über welches einst ihre Ahnen mancherlei Herrenrechte ausübten. Wenige haben sich in der alten Heimath bis auf unsere Tage fortgepflanzt; manche, die im Auslande neue Wurzeln geschlagen, achten nicht mehr der zerfallenen Burgtrümmer, welche der Stammsitz ihrer Vorfahren gewesen. Es gab eine Zeit, wo auf allen Turnieren in Süddeutschland auch rhätische Ritter glänzten; als Kriegshelden, im geistlichen Hirtenamt, in Staatsgeschäften haben andere sich Ruhm und höhere Stellung erworben. Darüber sind vorzüglich die bessern Chronisten und zunächst Bucelini Stemmata und Johann Ardüsers Werk über bündnerische Geschlechter zu berathen; auch Campell, Sprecher und Guler haben uns viele interessante Notizen, aber auch manche spitzfündige Deutung und etymologische Künstelei geboten, wodurch die Aufhellung dunkler Vorzeit wenig gefördert wird. Daher findet der Alterthumsforscher hier noch ein weites Feld, besonnenen Scharfsinn, Takt und historische Kenntnisse zu beurkunden.

Ueber Zahl und Stelle, selbst über die Namen bündnerischer Burgen und Vesten stimmen die Chroniken und Schlösser-Verzeichnisse nicht überein. Von Einigen werden 136, von Andern 166, von noch Andern über 170 solcher Denkmale der Vorzeit aufgeführt. Spricht man blos von eigentlichen Burgen oder Schlössern, so möchten wir uns der kleinern Zahlangabe anschließen; rechnet man aber auch die Warthürme und Landwehren mit ein, so dürfte die Zahl 170 nicht übertrieben seyn. Ueber den Vorrang des Alterthums ist jede Entscheidung höchst schwierig; einer der vier Eckthürme des Schlosses Marschlins, die Burg von Hohentrins, der Thalschluß Porta im Bergell, die Schlösser Rhealta, Rhäzüns und einige andere dürfen wohl auf das höhere Alter der Anlage nicht unbegründeten Anspruch machen. Kenner wollen im Styl der Bauart einen Unterschied des Alters nachweisen; bedenklicher ist der Weg, das Alter der Anlage aus den romanischen, lateinischen und celtischen Namen erschließen zu wollen. Von der großen Menge werden, einige Thürme abgerechnet, nur noch wenige der mittelalterlichen Burgen bewohnt, nämlich Leuenberg, Rhäzüns, Reichenau, Unter-Tagstein, Ortenstein, Rietberg, Fürstenau, Baldenstein, Marschlins und Tarasp; die Mehrzahl der übrigen Namen haftet auf Ruinen oder Burgställen.

Da diese Ueberbleibsel zur topographischen Zeichnung des Landes gehören, so haben wir mit Sorgfalt die Angaben der Chronisten geprüft und nach Kräften gesichtet; ohne zu wähnen, hierüber ganz Zuverläßiges zu geben, bieten wir doch mit

einiger Zuversicht folgende Uebersicht nach der Reihenfolge der Hochgerichte mit Zufügung einiger historischen Notizen dar.

A. Im Obern oder Grauen Bund.

I. Hochgericht Disentis.

1) Pultmenga in der obersten Thalstufe des Vorderrheins, im Tawetsch; wahrscheinlich das Stammhaus der Bultringen oder Pultinger, die auch Pontaningen heißen. Der Ahorn bei Truns sah beim Bundesschwur 1424 den Abt Peter Pultinger an der Spitze des Volks.

2) Bruff }
3) Rigisch } in der Nähe von Disentis, sonst unbekannt.

4) Hohenbalken bei Sombix. Lange blühte das Geschlecht deren von Hohenbalken; Gregor Carli, Herr zu Haldenstein, Lichtenstein und Crottenstein, hat sich als Kriegsmann, Landvogt von Maienfeld und Hauptmann auf Fürstenburg großen Namen erworben. Uebrigens waren die Wappen der Hohenbalken und der Carli in den Farben verschieden.

5) Crestatsch
6) Freyberg
standen bei Truns; es gab Ritter von Frybergoder Freiberg bis gegen Ende des 15. Jahrh. Nach Guler sind sie, von einem von Sax verdrängt, in der Mitte des 11. sec. nach Schwaben ausgewandert; zwischen den Grafen v. Sargans und den Freiherrn von Rhäzüns entstand 1342 über die Erbschaft des Edlen von Freiberg eine Fehde, die 1343 durch Vergleich beigelegt wurde.

7) Phiesel, auch Passel und Pessel genannt, stand bei Rinkenberg, unterhalb Truns, und gilt als das Stammschloß der Rinken. Sie baueten nahe dabei

8) Rinkenberg oder Cingiacum; in der Geschichte kommen mehrere Ritter dieses Geschlechts vor. Die Familie der Ring- oder Rinken waren zu Wildenberg, Baldenstein und Rietberg seßhaft.

II. Hochgericht Waltensburg. Die Terrasse bei Obersaxen auf der rechten Thalseite mit ihren deutschredenden Einwohnern war mit mehrern Burgen besetzt, über welche die Freiherrn von Rhäzüns Herren waren. Ohne nähere Angabe über ihre Besitzer und Erbauer, zählen wir auf

9) Heidenberg }
10) Moreck } bei Obersaxen.
11) Schwarzenstein }

12) Saxenstein, auch Axenstein genannt.

Auf dem Berghang der linken Thalseite standen

13) Schlans beim Dörfchen dieses Namens.

14) Friedberg bei Seth.

15) **Grünfels**
16) **St. Georgenberg**
17) **Vogelberg**
18) **Kropfenstein**

bei und in der Nähe des Dorfes Waltensburg; sie scheinen Burgen der Aebte von Disentis ohne eigene Geschlechter gewesen zu seyn. Georgenberg gehörte 1539 der Familie de Rungs; die Sage von der Befreiung des Ritters Jörg von Jörgenberg ist eben nur eine Sage. (Bünd. Volksblatt Jahrg. 1829) Wo das Schloß Gyrs in dieser Gegend gewesen, ist unbekannt. Marquard v. Kropfenstein war 1445 Landrichter des Obern Bundes.

19) **Langenberg** bei dem Dorfe Laax, wahrscheinlich zum Schutz dieser alten **Freien** ob dem Flimser Wald.

III. **Hochgericht Lugnetz.** Im hintern **Lugnetz** oder Vrinthal rühmten sich, wie Campell berichtet, viele Geschlechter, obgleich Landleute und Hirten, der Abkunft von alttuskischem Adel. Dort stand

20) **Lombris** oder Lombarys, auch Lumbrein, beim Dorfe gleichen Namens. Die von Lombris gehören zu den ältesten Geschlechtern rhätischen Adels. Der erste Landrichter des Obern Bundes, 1424, war Johann Lombris; einer der Helden in der Malser Schlacht 1499, stammte aus diesem Hause.

21) **Surcasti** oder Obercastel (Surcastelg) bei der Thalspaltung zwischen dem Valserbach und Glenner. Die Castelberg sollen von den Herren von Obercastel abstammen, führten auch das gleiche Wappen.

22) **Blumenthal**
23) **Soloer**

bei Igels oder Dasen. Ein Peter von Blumenthal war Ritter des hl. Grabes zu Jerusalem.

Wo außerdem in dieser Gegend die Burgen **Mons** und **Pontinga** standen, deren Geschlechter noch zu Campells Zeiten lebten, ist uns unbekannt.

IV. **Hochgericht Gruob.** Rings auf Hügeln und Höhen um die kesselförmige Thaltiefe, welche bezeichnend la Foppa (Fovea) oder Gruob genannt wird, finden wir eine ansehnliche Zahl von Burgen. Auf der **rechten Thalseite** stand

24) **Mätsch** bei Pitasch, soll den Herrn von Mätsch gehört haben.

25) **Rigein** bei Riein, deren Besitzer nach Schwaben ausgewandert und dort unter dem Namen **vom Rhein** geblüht haben sollen.

26) **Montalta** bei Riein, dort wohnten Freiherren und Ritter. Simon von Montalta half 1339 den Frieden zwischen Disentis und den Waldstätten beschwören; als Landesvorsteher und Kriegsmänner rühmlich bekannt. Die jetzt

noch bestehende Familie der Montalta führt ein anderes Wappen.

27) Castelberg hütete den Eingang in's Lugnetzer-Thal; sie war Stammburg der Familie Castelberg (siehe Nr. 21), woher zwei Aebte von Disentis gewesen; mehrere haben sich als Volkshäupter und Kriegsmänner ausgezeichnet.

28) Bruneck
29) Löwenstein
30) Grüneck

bei Flond und Ilanz. Von Grüneck führten die Schmid das Prädicat von Grüneck, deren einer, Hans Jacob, von Kaiser Karl V. in den Adelstand erhoben wurde. Sie standen als Kriegsmänner und Landesvorsteher in Ehren. Auf der Burg Grüneck fand man 1811 merkwürdige Münzen aus dem 9. Jahrhundert (pag. 99).

31) Castrisch bei Cästris.

32) Engelberg ebendaselbst.

33) Valendau oder Valendas, beim Dorfe gleichen Namens, von Campell auch Valentian genannt, und zu seiner Zeit noch bewohnt, Stammschloß einer vor nicht vielen Jahren erloschenen verbauerten Familie.

Auf der linken Thalseite steht

34) Leuenberg oder Löwenberg, bei Schleuis, Eigenthum der Familie v. Mont seit 1592. Die v. Mont gehören zu den älteren Geschlechtern Bündens und haben die höchsten geistlichen und weltlichen Würden und Ehren getragen; einer war Bischof von Chur. Das Schloß ist noch bewohnt.

35) Schydberg bei Sagens.

36) Spillberg bei Schleuis.

37) Wildenberg ebendas. Von dieser Burg stammt Wilhelm Rink von Wildenberg, einer der Helden in der Malser Schlacht. Diese Rinken, Herren zu Wildenberg, Rietberg und Baldenstein, waren eines der angesehensten Geschlechter des rhätischen Adels, die auch außer Landes hohe Ehren und Würden bekleidet haben, und zu Basel, Schaffhausen, Freiburg rc. noch fortbestehen.

38) Falera bei Fellers.

39) Fronsberg oder Frundsberg bei Ruschein, die Trümmer von Wald überschattet. Sie soll Stammburg des berühmten Rittergeschlechts der Frundsberg gewesen seyn, die nachher zu Mindelheim in Schwaben wohnten. Ulrich v. Frundsberg war einer der Stifter des schwäbischen Ritterbundes vom St. Georgen Schild. Der Name Georgs von Frundsberg war zur Zeit der Pavier Schlacht durch ganz Europa berühmt; er nahm 1517 Rom, die Hauptstadt der Welt, mit stürmender Hand ein. Sein Sohn Caspar wetteiferte mit dem Vater in Kriegsruhm.

V. Hochgericht Flims.

40) **Belmont** bei Flims, Burg der Baronen und alten Dynasten, Herren über Flims, Ilanz, die Grub, Vals und Lugnez. Conrad, der Erbauer von Fürstenburg im Vingstgau, war Bischof zu Chur von 1272—82. Die deutsche Linie von **Schönberg** blühte auf den Bischofsstühlen von Trier und Worms; die rhätische Linie starb 1390 aus, und ihre Herrschaft fiel an die Grafen von Sax-Misox.

41) **Hohentrins**, welche Pipin, Vater Carls des Großen, erbaut haben soll. Sie hatte ein eigenes Herrengeschlecht, wechselte nach dessen Aussterben oft den Besitzer, gehörte zuletzt den Heuwen, verbrannte 1470. Sie stand in der Wartlinie mit vielen Burgen im Domleschg.

42) **Bowix** oder Bowis und noch **einige alte Thürme** standen bei Trins. Ardüser nennt einen Ritter Heinrich von Buwix. Sonst ist über diese Burg und jene Thürme alles unsicher.

43) **Reichenau** war eine Burg bei der Vereinigung des Vorder- und Hinterrheins, nachher Zollhaus und jetzt Gasthof.

44) **Ober-Ems** beim Dorfe Ems (Amedes) gehörte den Herren von Rhäzüns.

45) **Felsberg** (oder Fagun, Fagoing) beim Dorfe gleichen Namens. Vermuthlich hieß das Schloß Felsberg, das Dorf Fagoing; ob von dorther die Ritter von Buchberg stammen, welche später zu Lenz ihren Sitz hatten, liegt im Dunkeln.

46) **Wackenau** bei Bonaduz.

47) **Rhäzüns**, als Rhaetia ima gedeutet, wird in Urkunden des 10. und 11. sec. gewöhnlich Ruzunes oder Retiunno, in Chroniken Rhaetium genannt. Nach dem Volksglauben war Rhätus ihr Erbauer. Im 14. und 15. sec. gehörten Schloß und Herrschaft den Freiherren Brun, welche den Obern Bund schließen halfen. Als 1459 dieses Geschlecht erlosch, kamen Burg und Herrschaft erbweise an die Grafen von Zollern, und von ihnen an das Erzhaus Oestreich. Dieses belehnte damit die Herren von Marmels, Planta, später einen Travers; zu Anfang des 18. sec. in Oestreichs unmittelbaren Besitz zurückgekehrt, war es der Sitz östreichischer Gesandten und Verwalter der Herrschaft. Zu Ende des 18. sec. fiel es an Bayern und Frankreich, bei Napoleons Sturz wieder an Oestreich, wurde im Wiener Congreß an Graubünden abgetreten, und von demselben an Privatleute verkauft. Noch ist es in bewohnbarem Zustande.

VI. Hochgericht Tusis und Heinzenberg.

48) **Realta**, auch **Nieder-Realta**, beim Hofe Ruffrieu, unweit Realta, wird ebenfalls von den Chronisten Rhaetia ima genannt; die älteste Schreibart ist Rialt und erinnert an Rivalt, Ripalt und ripa alta.

49) Montera in Katzis.

50) Schauenstein, bei Summa Prada, Stammschloß der alten Freiherrlichen Familie von Schauenstein, die schon als Freiherren im Jahr 1080 vorkommen. Ein Bruno v. Schauenstein war 1179 Bischof von Chur, ein Albert von Schauenstein zweiter Stifter und Erbauer des Klosters Katzis. Sie führen auch das Prädicat von Ehrenfels und später auch: „Herren zu Haldenstein." Ursprünglich waren wohl die v. Schauenstein und Ehrenfels zwei verschiedene Familien, deren eine in die andere erloschen. Besondern Ruhm hatte sich Rudolf von Schauenstein in den Jahren 1585 — 89 als Landshauptmann im Veltlin wie in auswärtigen Kriegsdiensten erworben; sein Neffe war der noch bekanntere Thomas von Schauenstein, genannt Ehrenfels, Herr zu Haldenstein, Rektor der hohen Schule zu Padua rc., von welchem seit 1604 mehrere Münzsorten geschlagen wurden.

51) Heinzenberg, deren Trümmer unter dem Dorfe Präz auf dem Heinzenberge stehen; zwischen 1400 — 1454 vom Grafen Heinrich von Werdenberg erbaut.

52) Nieder-Tagstein bei Masein, ein noch bewohntes Schloß der Familie Salis-Tagstein.

53) Rosenburg
54) Zur Burg
} im hintern Thale von Safien, bei den deutschredenden Kolonisten, welche den alten Straßenzug über das dortige Gebirg hüteten.

VII. Hochgericht Schams und Rheinwald.

55) Ober-Tagstein unweit Tusis; die Trümmer dieses Felsensitzes werden vom verwitterten Felsen der Umgebung kaum unterschieden.

56) Haselstein bei Reischen in der Nähe von Zillis.

57) Bärenburg oberhalb Andeer hatte ein eigenes Geschlecht und noch 1277 kommt ein Bartholomeus de Berenburc vor. Nach einer Urkunde im Rheinwalder Archiv hätten sie aus dem Lande weichen müssen. Nachher gehörte das Schloß als bischöfliches Lehen den Grafen von Sargans, und wurde von Burgvögten bewohnt, bis das Volk in seinem Grimm über erlittene Gewaltthat dieses Schloß zerstörte, 1451.

Auf der linken oder nördlichen Thalseite standen

58) Oberstein, ein Thurm bei Mathon.

59) Fardün oder La Turr bei Donat; ein Vogt dieser Burg veranlaßte durch seine Tyrannei gegen das Volk die Zerstörung der Veste. Die Geschichte des Johann Caldar lebt in der allgemein bekannten Volkssage.

60) Bergenstein beim Dorfe gleichen Namens.

61) Rinkenstein, Casti genannt, beim Dörflein Casti, deren

romanische Namen die Abstammung von Castellum, Chastelg, verrathen.

62) Castellatsch bei Clugien. Die Mehrzahl dieser Schamser Burgen auf der linken Thalseite lag dem alten Strassenzug nahe, der über die Höhen nach dem Heinzenberg seine Richtung hatte, bevor die Klause der Viamala geöffnet wurde.

Im Gebiet der „Freien vom Rhyn," im Rheinwald, wo freie deutsche Leute, wahrscheinlich Kolonisten, wohnten, die unter dem selbsterwählten Schirm der Freiherren von Vaz standen, war wohl gegen Ueberfall zum Schutz des Thals

63) Zur Burg bei Splügen erbaut worden; sie wurde, wenn nicht 1277, wahrscheinlich 1526 vom Volke zerstört.

Auf dem Bergpaß des Splügner Berges steht noch ein alter Thurm und nahe dabei dickes Gemäuer, wahrscheinlich ein Wartthurm (Specula und davon Speluga), der aus der Lombarden Zeit herstammen könnte. Aeltere Chronisten suchen daselbst das in Antonins Itinerarium aufgeführte Tarvesede, und wollen also Römerwerke darin erkennen.

VIII. Hochgericht Misocco und Calanca.

64) Misox oder Monsax (auch Masaux und Misax) romantische Burgtrümmer beim Dorfe Misox. Sie war die Stammburg der Grafen von Sax, erboren zu Monsax, deren einer, Wolfgang von Saccs, schon im Ungarnkriege Heinrich des Finklers 933 genannt wird. Seit 1390 wurden sie auch im nördlichen Rhätien mächtig und spielten als Erben der Belmontischen Besitzungen, als Stifter des Trunser-Bundes (Hans v. Sax 1424) eine wichtige Rolle. Der letzte Dynast dieses Stammes, Peter v. Sax, der zu Vazerol die Vereinigung der Bünde mitbeschworen, verkaufte 1482 und 83 das Thal Misocco nebst Calanca an die Familie Trivulzi. Im Jahr 1526 wurde die Burg Misox auf Befehl gemeiner drei Bünde zerstört, und 1549 erkaufte sich das Volk des Thals die Freiheit von den Trivulzi.

65) Castell Sta. Lucia oder St. Lucii bei Norantula.

66) Florentina, ein fester Thurm bei Grono; nahe dabei eine Kapelle mit sehr alten Wandgemälden.

67) Trivulz, ein Schloß zu Roveredo, Pallast der Trivulzi, welche von 1483 bis 1549 dort ihre Statthalter hatten, bisweilen auch selbst auf diesem Schlosse wohnten.

68) Beffan und Tur del Ava, zwei Thürme bei Roveredo; letzterer wird auch Bogiagno genannt; er pflanzt die Wartlinie aller Thürme und Schlösser aufwärts und abwärts durchs Thal fort und hat diesem Umstande wahrscheinlich seine Erbauung zu verdanken. Zu dem Zwecke korrespondirt er mit dem folgenden

69) San Vittore, ein Thurm, bei San Vittore, und

70) Castellaccio, ebenfalls ein Thurm bei Monticello.

71) Castel Calanca bei Sta. Maria im Calanker-Thal.

B. Im Gotteshausbund.

I. Hochgericht Chur. Auf dem Hügel, um dessen Fuß die Stadt erbaut wurde, hatten schon die Römer feste Haltpunkte angelegt, woraus der Hof Chur entstand. Daselbst steht noch

72) Marsöl oder Marsoila, als Mars in oculis gedeutet. Der Thurm trägt die römische Bauart in seinem Gemäuer und macht jetzt einen Theil des bischöflichen Gebäudes aus. Im Jahr 1383 soll das alte Schloß, das zum Thurm gehörte, durch Feuersbrunst zerstört worden seyn.

73) Spinöl oder Spinoila; noch jetzt ein Privathaus in derselben Gegend, welches Spaniöl heißt.

74) Amburg ist der Thorthurm, in alten Chroniken „der Chorherren Trinkstube" genannt.

75) Imburg oder Plantär, auch Planaterra, stand an der Stelle des jetzigen Kaufhauses und war Besitzthum der adelichen Familie Plantär („curia et domus dicta Plantär intra muros Curienses"); die Stadt kaufte dieses Gebäude im 15. Jahrhundert und erbaute daraus ihr Kauf- und Rathhaus. Die Familie Plantär stand unter den angesehensten Geschlechtern; einer derselben war Bischof von Chur. Gegen das untere Thor hatten sie ein bethürmtes Haus, ebenfalls Planaterra genannt, und noch jetzt unter diesem Namen bewohnt.

II. Hochgericht der Fünf Dörfer.

76) Ober-Ruchenberg unweit Chur. Auf einem Felsenvorsprung zwischen grausenhaften Tobeln, worin nach der Volkssage Poltergeister ihr Wesen treiben, stehen noch die Trümmer des Sitzes der Edelknechte von Ruchenberg oder Ruchberg, die schon in der Mitte des 13. sec. genannt werden. Die Burg war bis zum Schwabenkrieg bewohnt; die Umgebung soll nach Campell „die Herrschaft Ruchenberg" geheißen haben (?). Nach dem Volksglauben ist dort unter dem Schutz des Burggeistes ein goldenes Kegelspiel vergraben (bünd. Volksblatt Jahrgang 1830).

77) Trimons, auch Castel Pedinat genannt, stand beim Dorfe Trimmis. Schon nach der Mitte des 8. sec. wird ein Paul de Tremine genannt, der wahrscheinlich ein Edler von Trimons war. Ums Jahr 1362 kam diese Veste an das Bisthum, nach der Mitte des 16. Jahrhunderts zerfiel sie so gänzlich, daß alle Spuren verschwunden sind. Sie stand auf dem Felsen oberhalb der reformirten Kirche.

78) Ruch-Aspermont ob der Molinäre, jetzt nur ein

Thurm mit wenigem Gemäuer auf dem eingestürzten Felsenkopf neben dem Aspermonter Tobel. Es wird schon in Urkunden ums Jahr 1258 aufgeführt und war seitdem ein Besitzthum des Bischofs von Chur, wurde aber oft verpfändet und einmal vom Gotteshausbund belagert und zur Uebergabe gezwungen, 1453. Ob die in frühern Zeiten öfters vorkommenden Edlen von Aspermont von diesem Schloß oder von dem gleichnamigen bei Jenins stammten, ist ungewiß. Seit dem Schwabenkriege war es bis 1526 Sitz des bischöflichen Landvogts in den 4 Dörfern und war 1572 noch in gutem Stande.

79) Friedau oder Fridnow bei Zizers, nun ein Gefängniß-Thurm, war vormals ein Schloß; seinen Bau hatte Bischof Volkard von Neuenburg 1246 begonnen, sein Nachfolger vollendet. Seit 1649 kauften es die drei Dörfer Zizers, Trimmis und Igis nebst andern Rechten vom Bisthum.

80) Facklenstein bei Igis, jetzt nur in wenigen Trümmern übrig, gehörte dem Bisthum. Seine frühern Besitzer scheinen zwei aufrechtstehende Fackeln im Wappen geführt zu haben.

81) Marschlins, in Urkunden Castrum Marsilinum genannt, steht unweit Igis in der Ebene mit 4 Eckthürmen, drei derselben verrathen hohes Alterthum, so daß nicht unwahrscheinlich ist, König Pipin der Kleine habe es 755 erbauen lassen. Als Erbauer wird Marsilius, ein alemannischer Fürst, genannt. Seit 1333 wechselte es oft den Pfandherrn oder Lehenbesitzer; im Jahr 1460 verbrannten die Wohngebäude, wodurch ein heftiger Streit über Besitzrecht und Entschädigung ausbrach, welcher durch den s. g. Marschlinser-Spruch vermittelt wurde. Als es 1633 an Ulysses von Salis kam, baute er die Wohngebäude neu auf; von 1770 bis 1777 war daselbst das berühmte Philantropin. Die Salis-Marschlins haben dem Schloß ehrenvolles Andenken gesichert.

Auf der linken Thalseite, am Fuß des Galanda, sehen wir eine Reihe anderer Schlösser, nämlich:

82) Haldenstein auf einem überhängenden Felsenblocke, oberhalb dem Dorfe Haldenstein. Wahrscheinlich im 12. sec. erbaut, blieb es bis zum Anfang des 18. sec. bewohnbar, und öfters hielten sich die Freiherrn von Schauenstein in den Wohnzimmern des siebenstöckigen Thurmgebäudes auf; im Jahr 1769 fing es an zu zerfallen und wurde in Folge eines Erdbebens 1787 theilweise zerstört. Burg und Herrschaft hatten ihr eigenes Geschlecht der Edlen von Haldenstein, wechselten dann oft den Besitzer, kamen 1604 an die Schauenstein und 1701 theilweise, 1729 ganz an die Familie Salis, welcher noch jetzt das neue Schloß beim Dorfe gehört. Nordwärts über Haldenstein lag

83) Lichtenstein, dessen Ruinen von ihrem erhabenen Vorsprunge das ganze Thal überschauen. Es wird behauptet,

die Fürsten von Lichtenstein haben es für ihre Stammburg erkannt, von wo ihre Vorfahren im 15. sec. nach dem Tyrol ausgewandert seyen. Dafür dürften sich die historischen Belege schwerlich aufbringen lassen.

84) Krottenstein liegt etwas höher an einer Felswand und scheint nur ein befestigter Zufluchtsort, kein eigentliches Schloß gewesen zu seyn. Von der Felsgrotte, in welcher ein Heilwasser entspringen soll, hat es unzweifelhaft seinen Namen; doch gab es im Mittelalter Edle v. Krottenstein.

85) Rappenstein bei Untervatz, eine vermauerte Berggrotte, die wie das vorhergenannte wohl nur ein fester Zufluchtsort in Kriegszeiten war. Zu dem Zweck mag es den Thummen von Neuenburg gehört haben. Es liegt ganz versteckt in einem Tobel und ist durch Einsturz der Felsen jetzt schwer zugänglich.

86) Neuenburg am Rhein oberhalb Untervatz, von ansehnlichem Umfang, stammt wahrscheinlich aus dem 9. oder 10. sec. und hatte ein eigenes Rittergeschlecht, von welchem Volkard 1237 den bischöflichen Stuhl bestieg. Nachher (seit 1345) heißen seine Besitzer die Thummen v. Neuenburg, welche sich in Bünden und andern Ländern verbreiteten, und in Krieg und Frieden öfters genannt werden. Anfangs des 16. Jahrhunderts war das Schloß Neuenburg schon gebrochen.

87) Friewis oder Früeaus, in einer Urkunde von 1230 auch Fridevis genannt, lag am Anfang des Strilserbergs, wo geringe Mauerüberreste noch zur Burg heißen. Die Edlen dieses Schlosses sollen nach Feldkirch gezogen und ihre Burg schon 1474 eine Ruine gewesen seyn. In seiner Nähe quillt ein Heilwasser, das früher benutzt und für eine Seitenquelle des Pfäverser Wassers gehalten wurde.

III. Hochgericht Domleschg. Diese drei Stunden lange Gegend auf der rechten Thalseite am Hinterrhein, war reich an Burgen und Thürmen, so früher als Lehen, Pfandschaft oder Eigengut denen von Vatz oder dem Bisthum gehört zu haben scheinen. Stromaufwärts eröffnen die Reihe

88) Nieder-Juvalta und

89) Ober-Juvalta, beide beim Dorfe Rothenbrunn. Sie gehörten den Herrn von Juvalta, deren Nachkommen noch in Bünden fortbestehen. Schon frühe werden die Juvalta nebst ihren Burgen in Urkunden genannt. Die Schlösser kamen an das Bisthum; Oberjuvalta durch Kauf an Bischof Ulrich v. Lenzberg; das andere, als die Burgherren nach dem Engadin gezogen waren. In Thaten des Kriegs und Künsten des Friedens mit Ruhm genannt, hat besonders Fortunatus v. Juvalta sich ausgezeichnet und in Denkwürdigkeiten seine Zeit beschrieben.

90) Ortenstein bei Tomils, auf einem freien Felsenvorsprung, gehörte den Grafen von Sargans, wurde 1450 oder 51

zerstört, aber von allen damals gebrochenen Domleschger-Burgen allein wieder aufgebaut. Im Thurme dieses Schlosses starb der letzte Werdenberger von Sargans, Graf Georg, 1501. Burg und Herrschaft kamen durch Kauf an Ludwig Tschudi, von dem 1527 das Volk sich freikaufte. Die Burg ging durch Heirath an Jakob Travers über. Die Familie Travers stammt aus Zuz. Berühmt als Staatsmann und Reformator war Johann Travers; Jakob von Travers blieb katholisch und pflanzte als Herr von Ortenstein das Geschlecht fort, welches nachher in den Grafenstand erhoben und durch viele ehrenvolle Thaten bis auf unsere Tage sich Ruhm erworben hat. Noch ist die Burg nebst großem Güterbesitz ein Eigenthum der daselbst wohnenden gräflichen Familie von Travers.

91) Alt Sins oder Paspels
92) Neu Sins oder Canova
} beide wurden im Schamserkriege zerstört und durften laut Vertrag auf ewige Zeiten nicht wieder aufgebaut werden.

93) Almens stand bei dem Dorfe gleichen Namens und soll in eine Bauernhütte verwandelt worden seyn.

94) Rietberg bei Almens, hatte ein eigenes Edelgeschlecht, und schon 1119 wird ein Graf Johann von Rietberg genannt. Später gehörte es den Ringken, und 1509 starb daselbst der Kriegsheld Wilhelm Ring von Wildenberg; ebendaselbst wurde zur Zeit der innern Parteiungen Pompejus Planta von seinem Gegner, Oberst Jenatsch, überfallen und in einem Kamine getödtet.

95) Hasensprung bei Pradval, dominirt den Rhein.

96) Scharane, ein Thurm bei Scharans.

97) Fürstenau, von Bischof Heinrich 1270 erbaut, gehört noch jetzt dem Bisthum. Ehedem war es fest und hatte einen Thurm; nach der Volkssage wurde derselbe vom Landvolk geschleift. So lange die Bischöfe politische Herrscherrechte daselbst besaßen, war es der Sitz eines Landvogts.

98) Hohenrhätien oder Hoch-Realta, zu Ende des 15. Jahrh. in Urkunden „die Hoch-Ryalt" genannt, stand hoch auf einer steil abgeschnittenen Felsenstufe und dominirte das ganze Thal, war mit Rhäzüns und Hohentrins in der Wartlinie. Durch Lage und Werke war sie die festeste Burg des Thals, ums Jahr 1450 noch bewohnbar, am Ende desselben Jahrhunderts gebrochen. Nach der Volkssage hat sich der letzte Burgvogt zu Pferd über die Felswand herab in den Rhein gestürzt. Ob sie von Rhätus erbaut worden, bleibt dahingestellt; schon im 11. Jahrhundert werden Edle von Hoch-Realta genannt, und einer derselben, Heinrich, bestieg 1213 den bischöflichen Stuhl. Die altadeliche Familie Jäcklin nennt sich von Hoch-Realt und zählt in ihrer Stammfolge berühmte Männer aus alter Zeit auf.

99) Ehrenfels nahe bei Sils, jetzt in Trümmern. Von dieser Burg führten die Schauensteine das Prädicat: von Ehrenfels (siehe Nr. 50). Einer der alten Herren von Ehrenfels, Egino, war Bischof von Chur, 1170, und erhielt von Friedrich dem Rothbart zuerst von allen Bischöfen den Titel „Fürst“ — „princeps noster.“

100) Baldenstein war durch seine Lage sehr fest. Wilhelm von Uebercastel erklärte 1349 diese Burg zu einem offenen Hause des Bisthums; 1452 besaßen es die Ringken von Baldenstein. Diese Familie Ringk wanderte aus, das Schloß kam an die Ruinelli, Rosenroll, Salis-Sils und ist seit 1782 Eigenthum der Familie Conrado und von derselben noch bewohnt.

101) Campell oder Campbell, die Stammburg der Familie Campell, die noch jetzt im Engadin fortbesteht, und aus welcher der Historiker und Reformator Ulrich Campell stammte. Die Burg wurde von einem der Freiherren v. Vatz zerstört, nachher wieder aufgebaut, gehörte dann mehreren Herren, den Schauenstein, Ringk, Jäcklin und Rosenroll. Ums Jahr 1570 war sie noch bewohnbar.

IV. Hochgericht Obervaz und Greifenstein.

102) Solas stand unter Mutten am linken Ufer der Albula. In der Umgegend fand man in neuerer Zeit räthselhaft in einer Felsenvertiefung verborgene Menschengerippe, die aus den zwingherrlichen Zeiten herrühren mögen. Die Burg war Vazisch und lag schon im 15. sec. zerstört.

103) Nivail oder Nivailg war ein Schloß beim Hofe Nivailg. Das eigentliche Schloß der freiherrlichen Dynastenfamilie von Vatz, die hier ihren Stammsitz hatte, ist bis auf die letzte Spur verschwunden. Seine Stelle war nahe beim Dorfe Obervatz, jetzt noch Donal genannt; vor einigen Decennien stand noch altes Gemäuer dort. Alle diese Burgen müssen vor dem 15. sec. zerstört worden seyn.

104) Castion soll eine vatzische Burg bei der Mühle zwischen Obervatz und Alvaschein gewesen seyn; Näheres ist nicht bekannt.

105) Greifenstein bei Filisur, noch stehen dort die Trümmer des Stammsitzes der Edlen von Greifenstein; Rudolf von Greifenstein erschlug 1233 zu Reams den Bischof Berthold von Chur und mußte zur Buße nach dem heil. Lande pilgern. Sie war schon 1334 ein Besitz des Bisthums, und es wohnten dort bischöfliche Verwalter oder Lehensträger, z. B. die Mätsch, die mit den Bischöfen deshalb in Streit geriethen.

V. Hochgericht Oberhalbstein. Längs dem alten Straßenzug durch dieses Thal finden wir schon aus der Römerzeit in Antonins Itinerarium einige Ortschaften angegeben. Dort erbaute man auch im Mittelalter mehrere Burgen und Thürme zu Schutz, Wehr und Angriff.

106) Chiastelg oder Ima castra. Zu Tiefenkasten, wo Thäler und Wege sich durchkreuzten und einten, hatten schon die Römer eine Veste, an der Stelle, wo jetzt die Kirche steht, und wo man zu Campells Zeit noch altes Gemäuer sah. Die steinerne Brücke mit ihrem Thorthurm an der Albula deutet auch auf mittelalterliche Befestigung dieses Orts; auch bei Alvaschein stand ein alter Thurm aus der Vorzeit.

107) Vallascha oder Vallaca war ein fester Thurm bei Dehl, unweit Salux; in letzterm stand auch ein alter Thurm, wo jetzt das Pfarrhaus ist.

108) Rauschenberg bei Präsanz, ebenfalls ein zerstörter Thurm; ein ähnlicher namenloser steht nicht weit davon.

109) Reams war eine große Burg beim Dorfe gleichen Namens, ihr Name wurde als Rhaetia ampla zu deuten gewagt. Die Bauart verräth das 11. oder 12. Jahrhundert; doch schon 904 Riamnas, noch jetzt romanisch Riom genennt. Nach der Volkssage war Rhätus ihr Erbauer. Im Mittelalter war sie Sitz der bischöflichen Landvögte; sie kam an das Bisthum in der Mitte des 13. Jahrhunderts. „Bei den Ziten, do Wonger (wahrscheinlich Räuber) ze Riams waren, als die Alten sagen, deren Wog man noch ze Riams hat.“ Das Schloß gehört nun der Landschaft und dient als Gefängniß.

110) Padnal oder Petnal, auf einer Anhöhe zwischen Tinzen und Schweiningen, scheint nur ein einzelner Thurm gewesen zu seyn. Irrthümlich hat man ebendahin das Schloß Unterwegen, welches im Schalfick stand, versetzen wollen.

111) Tinzen, hier zwei Thürme; einer unter dem Dorfe steht noch größerntheils; der andere oben im Dorfe, an dem Gebäude der Edlen von Marmels und diesen gehörig, brannte 1610 nebst einem Theil des Dorfes ab.

112) Splüdatsch, gewöhnlich Spliatsch, ein Thurm bei den Mühlen.

VI. Hochgericht Stalla und Remüß.

113) Marmels oder Marmorea, Stammburg der Edlen von Marmels, die sich in schwarze und weiße Marmels spalteten. Schon 1193 eine Raubburg, wo Andreas von Marmels die Reichsstraße unsicher machte. Nachher erscheinen sie als Lehensträger des Bisthums und Oestreichs, saßen zu Aspermont oder zu Castels als Landvögte. Noch giebt es Marmels in Oberhalbstein, die ihre Abkunft von jenem Herrengeschlecht herleiten.

In Avers, dem einsamen Sitz freier Walser, sollen ebenfalls einige Vesten gewesen seyn. Alterthumsforscher suchen dort nach einer Burg Wels, deren Name auf das Wort Walser deutet. In Madris tragen zwei Orte die Bezeichnungen „beim Thurm“ u. „bei der Burg.“

114) Remüß, bisweilen auch Canüff (Canities) genannt, hatte eigenen Adel, die von Remüß, welche die Burg und das Gericht vom Grafen v. Tyrol und Bisthum zum Leben trugen. Ob wegen eines Brudermordes, den Schwiker von Remüß an seinem Bruder Conrad verübte und deshalb landesflüchtig wurde, oder wegen Gewaltthaten gegen das Volk, im Jahr 1368 Hr. Zwanzinger v. Remüß alle Rechte seiner Familie auf Burg und Gericht verkaufen mußte, ist ungewiß. Im Hennenkrieg wurde sie zerstört, aber wieder aufgebaut. Nachher Sitz des bischöfl. Kastellans, welcher den vom Volk gewählten Landammann selbst auf den Trümmern der Burg zu beeidigen pflegte. Noch stehen Trümmer am Wrauncatobel.

115) Serviezel, so werden theils Schloßruinen unterhalb des Dorfes Remüß, theils eine Landwehr zwischen Schleins und Martinsbruck genannt. Chronisten wollen diese Werke dem Kaiser Vitellius zuschreiben. Die Landwehr, deren Gemäuer durch Gebüsch verdeckt wird, ist zum Schutz des Thals gegen Tyroler Einfälle im Jahr 1635 auf Befehl Rohans angelegt worden.

VII. Hochgericht Bergell.

116) Turratsch, ein Thurm bei Casaccia, sein Eigenname ist unbekannt.

117) Castellant oder Castel-sur bei Vicosoprano, wird für den Stammsitz der Familie Prevosti gehalten, welche auf ein wenig zuverlässiges Document (4. Mai 630) König Dagoberts des Großen gestützt, ihren Ursprung aus dem hochberühmten römischen Geschlecht der Fabier ableiten. Der älteste dieses Namens wird Ottmar de Prepositis genannt. In Bünden standen die Prevost in Ansehen und hohen Aemtern.

118) Castel sott, sub castellum genannt, im Walde ob Vicosoprano.

119) Senwelę-Thurm, häufiger in Urkunden „der runde Thurm zu Vespran“ genannt, der oft den Besitzer wechselte und sehr alten Ursprungs zu seyn scheint.

120) Sur Stampa, auch Faroela genannt, soll der Stammsitz des in Bündens Geschichte oft mit Ruhm und in hohen Würden genannten Geschlechts deren von Stampa gewesen seyn. Das Schloß soll bei Coltura gestanden haben.

121) Porta und Castelmur. Erstere war die Befestigung, welche als Thalschluß die Straße hütete und vielleicht aus den ältesten Zeiten stammte. Man will darin das in Antonins Itinerarium genannte Murum erkennen. Dabei soll das Schloß Castelmur gewesen seyn, „Castellum ad murum“ — der Stammsitz der Familie Castelmur, die das Alter ihres Geschlechts auf alte Urkunden stützen und in Bündens Geschichte ruhmvoll als Kriegsleute und

Würdeträger genannt werden. Noch ist diese Familie in Bünden verzweigt. Das Schloß Castelmur wurde wahrscheinlich 1453 zerstört.

122) Castellazzo, unweit Soglio auf einer tiefern Vorstufe, wo noch Rudera eines Thurmes und Hofes. Im Jahr 913 besaßen die Freien Rudolf und Andreas dieß Castellum Castellatium. Es war später der Herrensitz der Familie Salis, die lange Zeit bis auf unsere Tage, wo sie sehr verzweigt in Bünden leben, eine einflußreiche Rolle in der Geschichte des Landes und Volkes gespielt und in Künsten des Kriegs und Friedens sich großen Namen erworben haben. Nach Aussterben der eigentlichen Dynasten waren die Salis und Planta die vornehmsten Lenker der Landesangelegenheiten.

VIII. Hochgericht Ober-Engadin. Schon frühe, im Jahr 1139, kam dieses Hochthal durch Kauf an das Bisthum und wurde in dessen Namen und als Lehen von der Familie Planta verwaltet. Diesem Verhältnisse darf man es zuschreiben, daß daselbst kein Burgadel auf eigenen Schlössern sich ansiedelte. Alle Burgen und Thürme scheinen nur Schutzvesten gewesen zu seyn.

123) Castelmur, so heißen, ohne hinreichende historische Gewißheit, die Trümmer einer Burg auf der Landzunge, die sich bei Sils in den See streckt. Bei den Anwohnern heißt sie appellativ Castelg.

124) Caste hieß ein Thurm bei Campfeer, welcher wahrscheinlich den Eingang zur Julierstraße hütete.

125) Ponteresina, ein Thurm beim Dorfe gleichen Namens, wahrscheinlich auch nur zur Straßenhut (Propugnaculum von Campell genannt) am Bernina-Paß. Mit welchem Recht die Anwohner diesen Thurm Spaniola nennen, ist nicht bekannt. Ein ähnlicher Thurm stand im Walde von Celerina, wovon noch Trümmer übrig sind.

426) Guardavall bei Madulein, 1251 von Bischof Volkard, dem Schlösserfreund, als Thalwache über die bischöfliche Besitzung angelegt. Die Sage über ihre Zerstörung durch das über eine Gewaltthat des Burgvogts ergrimmte Volk hat wenig Stützpunkte in der Geschichte; die bekannte Sage von der That des Adam von Camogaschg hat sich jedoch so tief in den Volksglauben eingewurzelt, daß sie ohne die schlagendsten Gegenbeweise nicht geschwächt werden kann.

127) Planta, ein Thurm zu Zuz, kurzweg Tuor genannt, gilt als Stammsitz der Familie Planta, für deren Stammbaum die Genealogen bis in Trajans Zeit — zu einem Pompejus Planta, römischem Statthalter in Aegypten, zurückgegriffen haben. Gewiß und nachweisbar ist das hohe Alterthum der „Planten," welche seit 1139 mit der Verwaltung des Oberengadins belehnt und über Zölle und Erzgruben von Martinsbruck bis Pontalta Lehenbriefe

erhalten haben. Sie gehören zu den einflußreichsten Geschlechtern bündnerischen Adels und haben, wie die Salis, bis auf unsre Tage eine große Zahl ruhmvoller Männer hervorgebracht.

IX. Hochgericht Unter-Engadin. Die Grenzlage, die wunderbar sich durchkreuzenden Herrschafts- und Lehensrechte des Bisthums und der Grafen von Tyrol, die vielen daher veranlaßten Streitigkeiten und Einfälle tyrolischer Kriegshaufen nöthigten zu Anlage vieler Burgen und Thürme, deren wir bereits oben — bei Stalla und Remüß — einige aufgezählt haben.

128) Wildenberg in Zernez, ein bewohnter Thurm der Planta-Wildenberg.

129) „Thurm der Mooren" ebendaselbst. Außerdem noch zwei andere alte Thürme. Die Familie Mohr hat in bischöflichen Diensten sich ausgezeichnet, und Joseph Mohr wurde 1627 Bischof von Chur.

130) La Serra, eine Landwehr bei Zernez, als Schutzwehr gegen Ueberfälle aus dem Münsterthal und Livin, an der Mündung des Fuldera-Thals, vermuthlich zu Rohans Zeit im Jahr 1635 angelegt.

131) Ilg Clüs oder Clusium bei Süß, ebenfalls eine Landwehr im Sursura-Thal gegen Ueberfall aus Davos oder Prättigau.

132) Süs. Hier stand auf drei Hügeln noch zu Campells Zeit und theilweise auch jetzt noch Gemäuer von alten Schlössern und Thürmen. Auf dem Hügel

1) Caschinnas stand la fortezza sura, wahrscheinlich der Stammsitz der adelichen Familie Catzin, Ritter und Volkshäupter. Hier fand man die römischen Waffen und Münzen, deren wir oben erwähnt haben.

2) La fortezza suot, wahrscheinlich Vestungswerke, welche Rohan 1635 anlegen ließ.

3) Petnal und

4) Castlins oder Castlatsch, von letztern beiden keine sichtbare Spur mehr übrig.

Eine Volkssage erzählt: um diese Schloßhügel sängen keine Lerchen, weil das Volk die Burgtyrannen, welchen man freien Abzug zugestanden, treulos ermordet habe. Außerdem stehen noch daselbst

5) La Tuor, ein Thurm mit bewohnten Gemächern, der Familie Planta zu Süß Eigenthum.

6) Ein Thurm unter der Kirche, jetzt als Gefängniß benutzt.

133) Lavin, ein alter Thurm, dessen Name unbekannt ist; wurde zu Campells Zeit ganz niedergerissen.

134) Steinsberg beim Dorfe Ardez, hatte hohe, feste Mauern; noch steht darunter die Kapelle St. Luzi ohne Gewölbe und Dach. Das Schloß soll von der Familie Schegk als ein Lehen des Bisthums besessen worden seyn. Nachher gehörte es bis auf unsre Tage der Familie Planta-Steinsberg.

Außerdem ein Thurm, der noch als Gefängniß benutzt wird; und ein anderer, den Schegken gehörig, stürzte im März 1504 durch ein Erdbeben zusammen.

135) Tarasp beim Dorfe gleichen Namens, bewohnbar, aber wegen Vernachlässigung im Verfall. Es war Stammburg der Ritter von Tarasp, die anfangs zu Schuls ein Benediktiner Kloster gestiftet, dann 1146 dasselbe nach Marienberg ins Vingstgau verlegt haben. Das Schloß ward 1183 nach manchfachem Streit ein Lehen des Bisthums, 1239 kam die Lehensherrlichkeit von Schwicher von Reichenberg an die Grafen von Tyrol. Schloß und Herrschaft Tarasp blieben dem Hause Oestreich, bis es diese Besitzung im Wiener Frieden 1815 an den Kanton abtrat. Bekannt ist indessen, daß einst auch die Fürsten von Dietrichstein entweder als Lehen oder Eigengut dieses Tarasp besaßen, doch können wir darüber das Nähere nicht angeben.

136) Umbren, auch Ombrein und Ortveina genannt, stand auf dem Hügel Petnal bei Fettan; jetzt ist es spurlos untergegangen.

Im Dorfe ein Thurm der Familie a Porta, soll deren Stammburg seyn.

137) A Porta zu Schuls, ein bethürmtes Thor der a Porta, dessen Bild in ihrem Wappen vorkommt. Ardüser zählt Ritter dieses Geschlechts seit 1221 auf, welche, wie schon die Wappen beweisen, ein ganz anderes Geschlecht waren als die della Porta, so bei Brienz einen Thurm hatten. Bis auf die neuere Zeit haben sich mehrere a Porta als Geistliche, Gelehrte und Schriftsteller ausgezeichnet.

Ein ähnliches Thor steht ebenfalls zu Schuls bei der Innbrücke.

138) Nunsperg oder Petersburg bei Sins.

X. Hochgericht Poschiavo.

139) Olzate
140) Motta di Pedenale } zwei Vesten; in letzterm saß vor Zeiten bis 1486 der mailändische, bis 1537 der bischöfliche Podesta oder Landvogt.

141) Platta mala, an der Grenze zwischen Brusio und Tirano, von Herzog Ludowico Moro 1486 erbaut.

XI. Im Hochgericht Münsterthal finden sich keine Burgen, dagegen mehrere in dem abgerissenen Gebiet Unter-

Calven, wo ehemals die Bischöfe von Chur verschiedene Schlösser als Lehen vergaben.

C. Im Zehengerichten Bund.

I. Das Hochgericht Davos, von freien Walsern bewohnt, und anfangs unter dem Schirm der Freiherren v. Vatz, dann unter dem Schutz des Bundes, sah keine Herrenburg auf seinem Gebiete entstehen.

II. Hochgericht Klosters.

142) Badino, ein Schloß bei Mezza selva.

143) Ober-Sans oder Kapfenstein.

Unter-Sans oder Sansch bei Telfs, unweit Küblis. Ueber dieses Schloß sagt Joh. Ulrich v. Salis-Seevis: Lange Zeit habe man nach dem in Urkunden erwähnten Schlosse Kapfenstein vergeblich gesucht; es lag ob Küblis bei Telf, wohin andere Verzeichnisse ein Schloß Neuenburg setzen. Jetzt kennt man die dortigen Ruinen nur unter dem Namen „Ober- und Unter-Sansch.“ Daß es außerdem ein Schloß Küblis gegeben habe, ist sehr zu bezweifeln.

III. Hochgericht Castels.

144) Strahlegg zwischen Küblis und Fideris, wurde 1403 in einem Rechtsstreit dem Grafen Friedrich von Toggenburg zugesprochen. Sie ist die einzige Burg im Prättigau, so einen deutschen Namen führte. Einen noch wenig bekannten Sagenkreis ziehen um diese Burgtrümmer die Enthüllungen der Schänenna-Jungfer.

145) Valär oder Valer bei Fideris, Burg der angesehenen Familie Valär, die in ihren Nachkommen noch fortlebt.

146) Stadion stand zu Luzein, war der Stammsitz der Edlen von Stadion; Walther, 1352 östreichischer Vogt in Glarus, fiel in dem Treffen bei Näfels. Von diesem Geschlecht soll die freiherrliche Familie der Stadion stammen, die zu Augsburg und in der Reihe des deutschen Adels in weltlichen und geistlichen Ehren blühte. Ihr Stammschloß ist bis auf die letzten Spuren verschwunden.

147) Castels, Burg bei Puz, lange Zeit Sitz der östreichischen Landvögte über die 8 Gerichte. Zur Zeit des Prättigauer-Aufstandes wurde ihre Uebergabe an das Volk ertrotzt. Jetzt liegt es in Trümmern.

148) Castlins oberhalb Jenaz; die Stelle „auf der Feste“ genannt, ist jetzt mit einem Hause besetzt.

IV. Hochgericht Schiers und Seevis.

149) Montas, auch Montatsch genannt, stand bei Schiers; von ihr ist keine Spur mehr sichtbar.

150) Caschlun auf der linken Thalseite beim Eingange nach Valzeina.

151) **Solavers** bei Grüsch, war groß; hier wurde Friedrich, der letzte Graf von Toggenburg geboren. Von diesem Schlosse die gleiche Volkssage wie von Hohenrhätien: daß ihr Zwingherr, vom einstürmenden Volke bedrängt, auf seinem Schimmel sich in den Abgrund des Tobels, „val sunda," gestürzt habe.

152) **Fragstein** oder **Ferporta** in der Clus, welche als Thalpforte beim Eingang ins Prättigau wichtig war. Dort bergen sich unter einem Felsenüberhang die Trümmer dieses Schlosses, das kein Dach nöthig hatte. Eine Mauer, die zur Lanquart herablief und, wie noch altes Gemäuer andeutet, wahrscheinlich ein befestigtes Thor hatte, schloß als Landwehr den Paß. Nach der Volkssage wurde der letzte Schloßvogt wegen verübten Mädchenraubs mit einem Pfeil vom gegenüberliegenden Felsen her vom Bräutigam der Entführten erschossen.

V. Hochgericht Meienfeld.

153) **Grafenberg** bei der St. Lucisteig.

154) **Meienfeld** beim Städtchen dieses Namens, einst der Freiherren von Brandis Schloß, dann Sitz der bündnerischen Landvögte; nicht zerstört, sondern verfallen.

155) **Aspermont** ob Jenins, gab der Gegend von Jenins und Malans den Namen der „Herrschaft Aspermont." Es hatte in der Vorzeit seinen eigenen Adel; die Herren von Aspermont standen schon ums Jahr 1300 in großem Ansehen, und schon Friedrich der Rothbart sendet 1153 Schweikhard von Aspermont mit kaiserlichen Aufträgen nach Mailand. Ihnen gehörten die niederen Gerichte zu Jenins und Malans, vermuthlich auch Rauchaspermont ob der Molinäre, das 1258 an das Bisthum kam. Sie starben im 14. sec. aus. Später nannten sich auch die **Flugi** von Aspermont. Die Herrschaft Aspermont kam 1536 von Johann v. Marmels durch Kauf an den Freistaat der drei Bünde; der letzte Bewohner des Schlosses war ein Herr von **Molina**, am Ende des 17. sec., den sein Knecht eines Morgens als Leichnam im Bette fand.

156) **Wyneck** oder **Weineck**, durch Gulers Namen geehrt. Die Guler stammen von Davos; Peter und Johann Guler von Wyneck glänzen ruhmvoll in Bündens Geschichte.

157) **Klingenhorn** ob Malans.

158) **Unter-Ruchenberg** zu Malans.

VI. Hochgericht Belfort.

159) **Belfort**, zwischen Alveneu und Brienz die Trümmer des im Schwabenkriege zerstörten Schlosses, einst der freien Walser und der von Donat befreiten Landleute offenes Haus zur Kriegszeit. Die Beeli nannten sich daher „von Belfort" — ein Davoser Geschlecht, das 1436 den Zehngerichtenbund stiften half und bis auf die neuern

Zeiten angesehene und verdiente Männer dem Freistaat gegeben hat. Im März 1836 starb angeblich der letzte Beeli ab Belfort zu Chur.

160) Porta, ein Thurm der Linie a Porta, welche nach Ardüser zu Brienz wohnhaft war.

Auch bei Alveneu steht gebrochen ein Thurm, dessen Name, Ursprung und ehemalige Besitzer unbekannt sind.

161) Straßberg bei Malix, hatte ein eigenes Rittergeschlecht desselben Namens, die schon seit der Mitte des 13. sec. vorkommen. Später bezogen die Freiherren von Vatz bei ihrer Veste Straßberg einen Zoll. Sie wurde im Schwabenkriege zerstört.

VII. Hochgericht Schanfigg.

162) Unterwegen, sub via, lag bei Peist unter dem Thalwege, wo man noch jetzt eine Gegend zur Burg oder zum Thurm nennt und einiges Gemäuer wahrnimmt. Von dieser Burg nennen sich die Scarpatet von Unterwegen; ein Hans Jörg Scarpatet wurde 1350 in den Ritterstand erhoben; andere haben die höhern Landesämter bekleidet. Früher aber hatte die Burg ihr eigenes Geschlecht; Burkard von Unterwegen war 1431 Vogt auf Straßberg.

163) Summerau oder Summerow, Stammschloß der in Schwaben blühenden Familie der „Vögte von Summerau und Praßberg," wovon zwei die bischöfliche Insul von Constanz trugen. Albert von Praßberg, Vogt von Summerow, lebte 1230.

164) Chiastelg oder St. Jörgen war ein Schloß, wo jetzt Castiel steht; daher hat das Dorf seinen Namen.

165) Bernegg oder Berneck, noch eine Ruine bei Calfreisen, wonach sich eine Linie der Familie Sprecher v. Bernegg nennt. Diese Sprecher haben sich auf Gesandtschaften, als Kriegsleute, Landesvorsteher, Geschichtschreiber (Fortunat Sprecher) verdienten Ruhm erworben und bis auf unsere Tage behauptet.

166) Bramberg, ein Schloß bei Maladers, dessen Trümmer noch der Chronist Sprecher gesehen hat, ist jetzt spurlos verschwunden.

Mit Recht haben mehrere Chronisten, besonders Guler, im Hinblick auf die Namen der alten Burgen, Vesten und Thürme, auf den Umstand aufmerksam gemacht, daß mitten unter der ursprünglich und bis auf diesen Tag romanischen Bevölkerung weitaus der größere Theil der Burgen und Edelsitze deutsche Benennungen nicht blos habe, sondern auch von jeher hatte, denn auch in den ältesten lateinischen Urkunden dieses Landes findet man diese Burgnamen in deutschem Ausdruck, wenn schon die anliegenden Ortschaften, Berge, Gü-

ter ꝛc. romanisch benannt sind. Dieser Umstand bestätigt, was wir in der historischen Uebersicht der bündnerischen Landes- und Volksgeschichte berührt haben, daß seit dem 7. und 8. Jahrhundert allmälig eine ansehnliche Zahl deutscher Edlen im rhätischen Gebirgsland sich angesiedelt habe, die unter den Hohenstaufen noch durch deutsche Kolonisten vermehrt worden seyen. Verschiedene Anzeigen beurkunden einen freiern Zustand des deutschen als des romanischen Volks in Bünden, woraus zu entnehmen ist, daß nicht beide zugleich unter fränkische Herrschaft gekommen, sondern die deutschen erst während und nach der fränkischen Besitzergreifung mit Begünstigungen eingewandert seyen.

Was den bündnerischen Adel im Allgemeinen betrifft, so muß man die größern Dynastengeschlechter von dem zahlreichern Dienstadel unterscheiden, die meistentheils nur Dienstleute (ministeriales) und Lehensträger des Bisthums oder der Herzöge von Oestreich waren, auf Afterlehen und zu Lehensverpflichtung dargebotenem Eigengut (feudis oblatis) saßen, in Vogteien, Hauptmannsdiensten und militärischen Verpflichtungen ihrem Herrn mit Leib und Gut gewärtig seyn mußten. Viele Familien des bündnerischen Adels scheinen jedoch auch von alten rhätischen Edelfreien abzustammen, deren Burgen und Familien-Namen auch zu allen Zeiten den romanischen Charakter behauptet haben. In spätern Zeiten, als die fremden Kriegsdienste begannen, entstand, etwa seit Anfang des 16. Jahrhunderts, eine neue Klasse von Ritteradel, als die fremden Fürsten — der Kaiser, Frankreich, der Papst ꝛc. — Ritterbriefe und adeliche Prädikate für geleistete Dienste ertheilten. Der hohe Dynastenadel war allmälig erloschen; die Geschlechter des niedern Adels oder jener spätern Wappenbriefe haben sich größtentheils bis auf unsere Tage erhalten, und machen, je nach ihrem äußern Glücksstand, die Ehren ihrer Vorfahren geltend oder nicht.

e) Kirchliche Alterthümer. Beinahe in jedem Hauptthale Bündens wird in der Volkssage eine Kirche als die älteste und als in entfernten Jahrhunderten die einzige derselben Landschaft bezeichnet; die Erbauung der einen und andern wird bis in die ersten christlichen Jahrhunderte versetzt. Die Klöster, wenn auch in ihrer Stiftung alt, gehören nicht zu den ältern Baudenkmalen, da die wenigen noch bestehenden in Folge erlittener Feuersbrünste in ihrer zweiten oder dritten Erneuerung auf uns gekommen sind.

Das merkwürdigste kirchliche Baudenkmal der Vorzeit ist unstreitig die Kathedrale auf dem Hofe Chur. Ihre Erbauung wird, doch ohne urkundlichen Beweis, dem Bischof Tello aus dem Geschlechte der Victoriden zugeschrieben. Er starb 773. Die Bauart, in der Grundanlage die vorgothische, läßt auf hohes Alterthum schließen, obgleich einzelne Theile den Charakter späterer Jahrhunderte an sich tragen. Auf derselben Stelle soll in der Römerzeit ein heidnischer Tempel gestanden, dann im 3. Jahrhundert einer christlichen Kirche Platz gemacht haben. Daß der Kirchenbau 30 Jahre gedauert, daß

mehrere Steinhauerarbeiten von den Römern herstammen, gehört ins Gebiet der Sagen.

Die Kirche hat, wie gewöhnlich, den Chor gegen Morgen, den Haupteingang gegen Abend, eine Nebenpforte auf der Nordseite. Dort, wo der seit 1830 erneuerte Thurm steht, stand auch der alte Thurm, nach dem System derjenigen Kirchen, die nicht zugleich befestigte Orte waren, da der Hof durch andere Thürme und Ringmauern gedeckt war. Wo die Kirchen wegen ihrer höhern Lage und ihres Steinbaues feste Plätze bildeten, erbaute das Mittelalter die Thürme an den Haupteingang im Westen.

Das Innere der Kirche zerfällt in den Chor, die Gruft, das Mittelschiff und in die beiden Seitenschiffe nebst der Lorenzkapelle und Sakristei auf der Mittagsseite.

Der Chor, Kirche der Kanonici, ist etwa 60 Fuß lang und 44 Fuß breit; die Gruft, Kirche der Kapuziner, ist sehr geräumig und mit alten Säulen geziert. Das Schiff ist die eigentliche Pfarrkirche; das Mittelschiff, 60 Fuß hoch und 110 Fuß lang, wird von sehr dicken zusammengesetzten Pfeilern getragen, die Seitenschiffe sind weit niedriger. Die ganze innere Kirche vom Portal bis hinter den Hauptaltar hat eine Länge von 170 Fuß. Die Kapitale der Säulen an den Hauptpfeilern sind mit alterthümlichem Bildwerke und Figuren geziert. Im ersten Pfeiler linker Hand sollen die Riesengebeine aufbewahrt werden, deren wir oben Erwähnung gethan haben. Das Portal der Hauptpforte hat die runde byzantinische Form, mit einer Säulenreihe verziert, die niedlich gearbeitete Kapitale tragen. Die Fenster haben weder die Gestalt einer Rose, noch die spitzige Form gothischer Fenster, scheinen überhaupt jüngern Ursprungs zu seyn. Nirgends ein Ueberbleibsel von Glasmalerei, obgleich das Fenster oberhalb des Hochaltars bunte Glasscheiben erwarten läßt und vielleicht früher auch hatte. Im Allgemeinen ist die Ausschmückung sehr einfach.

Die Kathedrale hat manche sehenswerthe Alterthümer. Unstreitig das älteste Bildwerk im ganzen Umfang der Kirche und älter als die Domkirche selbst, sind die Statüen der vier Evangelisten, welche auf Löwen stehend das Vorthor der Kirche bilden. Aehnliche Säulen mit Sculpturarbeiten finden sich auch in der Kapuzinergruft; überall dient das Bild des Löwen zur Verzierung. Diese vier Bildsäulen am Vorthor sollen Ueberbleibsel der ältern Kirche und aus dem 4. sec. seyn. Ihre Kopfform mit langgedehnten Gesichtern, die abgeschnittenen Seitenumrisse, die Kürze des übrigen Leibes deuten auf die altfränkische Zeit; menschliche und thierbildliche Figuren in der Gruft tragen denselben Kunst- und Zeitcharakter an sich. Sie verdienten von einem Kunstkenner genauer untersucht und beurtheilt zu werden. Die Stellung der Evangelisten-Bilder in den Propyläen, beurkundet das mystische Element im Kirchenbau und seiner mittelalterlichen Verzierung. Demgemäß sind, wie Beda lehrt, die Evangelisten die sinnbildlichen Vorpforten zum Heiland; die Hauptpforte ist das Symbol Christi, durch ihn der Weg zum Vater und zur Gemeinschaft aller Heiligen

(Joh. X, 7.) — „Ostium templi est dominus." Die Bildnisse der Heiligen und Apostel an den Kapitalen der Pfeiler und Säulen gelten als Träger der Kirche.

Merkwürdig durch ihre Kunstverzierung sind: der Hochaltar mit Holzschnitzwerk altdeutscher Schule; die Mensa mit Säulen, welche aus dem 4. sec. stammen sollen; ein altes steinernes Tabernakel mit kunstreicher Verzierung, das vergrößerte Bild der Monstranz, den Baum des Lebens in sich enthaltend. In der Sakristei zeigt man die Reliquien vom heil. Lucius und seiner Schwester Emerita; ein Meßgewand aus dem 8., eine Monstranz aus dem 14. sec. und älter als beides einen Bischofsstab. Daß alle diese Zeitangaben aus der Tradition der Kirche geschöpft worden, ist eine Bemerkung, die unsrerseits weder Glauben noch Zweifel daran verrathen soll. Für den Geschichtsforscher enthält der Dom viele Grabdenkmäler, theils liegende Grabsteine, theils aufgerichtete Tafeln, Wappen, Inschriften, von Bischöfen, Domherren, weltlichen Großen zeugend. Sehenswerth ist insbesondere der schöne Sarkophag von röthlichem Marmor mit dem Bildniß des Bischofs Ortlieb von Brandis. Nahe dabei zeigt eine Platte den Eingang in die enge Grabesgruft mit der Aufschrift „ad libitum Episcoporum" MDCLII. Sie ließ Bischof Joh. Flugi VI. erbauen und nahm die erste Stelle in ihr ein. Die Särge der Bischöfe stehen aufeinander geschichtet und sind zum Theil zerfallen; in unsern Tagen wurde die Aschenhülle des letzten Fürst-Bischofs, Karl Rudolf, daselbst beigesetzt.

Ferner enthält die Kirche an ihren Altären nebst zierlichem Schnitzwerk altdeutscher Kunst, auch einige treffliche Gemälde. Wir, in diesem Kunstfache unerfahren, folgen der Angabe eines Kunstkenners; nach dessen öffentlicher Versicherung finden sich vor:

1) Ein Original des berühmten Alb. Dürer, auf dem zweiten Altar linker Hand, die Kreuzfallung Christi vorstellend, auf Holz mit vielen Figuren. 2) Auf dem ersten Altar rechts ein Stück von Stumm, einem Schüler Rubens, die Mutter Gottes darstellend. 3) In der St. Lorenz Kapelle ein Stück von Holbein, den heil. Lorenz darstellend, wie er auf dem Rost gebraten wird; zugleich sechs Seitenbilder von Keller von Luzern. 4) Zwei Stücke in der Kapuziner-Gruft von Tissoni Calvari, den heil. Antonius mit dem Heiland und den heil. Franziscus darstellend. 5) Auf dem Hochaltar zwei Stücke vom jüngern Holbein, auf der Rückseite; zugleich ist die schöne Bildhauerarbeit von Holbein, dem Vater, sehr bemerkenswerth. 6) Ein Stück in der Sakristei, auf Agat gemalt, den Schiffbruch Petri darstellend, wovon man aber den Meister nicht erkennen konnte.

f) Grabdenkmäler. Noch gehört zu den Antiquitäten eine Darstellung der Rhaetia sepulta, und es giebt eine inhaltreiche Sammlung von Grabinschriften, aber theils führte uns dieser Abschnitt in ein zu weitläuftiges Feld, theils hätte sie nur Interesse für die ernste Geschichtsforschung. Wir erwähnen deshalb nur einiger Grabsteine. In den Chroniken

wird der Grabstein des Bischofs Valentian nebst seiner Inschrift genannt, welcher noch zu Gulers Zeit in der Klosterkirche St. Luci vorhanden gewesen. Schon 1793 fand man von diesem Grabstein keine Spur, und auch eine neuere Nachfrage konnte darüber nichts ausmitteln; dieses Verschwinden beweiset jedoch nichts gegen die ehemalige Existenz. Im Kloster Katzis war der Grabstein zu Ehren des Stifters: „Victor Episcopus Cur.“ — Und nahe dabei die Inschrift: „die heil. Petronella, Tochter des heil. Apostels Petrus.“ — Von demselben Victor ein Grabstein in der Klosterkirche St. Luci (Gulers Chronik, fol. 66, 87, 88). Der Grabstein des Hrn. Ulrich von Tarasp und seiner Gemahlin Utha steht in dem von ihnen gestifteten Kloster Mariaberg im Vinstgau. — Die meisten merkwürdigen Grabinschriften finden sich in der Domkirche zu Chur, wo die geistlichen Würdeträger und ein ansehnlicher Theil des rhätischen Adels begraben liegen.

A.

Das Land.

Lage und Umfang des Kantons.

Der Kanton Graubünden, an das Gerippe des rhätischen Alpengebirgs gelehnt, bildet den südöstlichen Theil des Schweizerlandes, und berührt in seiner Grenzlage theils das Gebiet mehrerer eidgenössischen Mitstände, theils die gebirgigen Vorländer Italiens und Deutschlands. Zwischen den Völkern und Staaten haben Zufall, Verträge und Gewalt theils natürliche, theils willkührliche Grenzen festgestellt. Graubünden hat, mit Ausnahme seiner gegen Außen mündenden Thalöffnungen, rings um Naturgrenzen, sofern in einem Gebirgslande die Höhenzüge natürliche Grenzscheiden genannt werden können.

Solche Höhenzüge trennen den bündnerischen Freistaat von den Kantonen Uri, Glarus, St. Gallen und Tessin, ferner vom Fürstenthum Lichtenstein und den zur östreichischen Monarchie gehörigen Landschaften Bludenz, Montafun, Tyrol, Bormio, Veltlin und Cleven. Früher nannte der Freistaat der drei Bünde auch die letztgenannten drei südlichen Vorländer Bormio, Veltlin und Cleven sein Gebiet; der Machtspruch Bonaparte's aber verengerte die Grenze des Bündnergebiets durch Wegnahme dieser Unterthanenländer. Auf mehreren Punkten ist gegen das Ausland die Grenzlinie streitig, betrifft aber nur auf Einem Punkte eine Strecke von Bedeutung, nämlich zwischen dem Inn bei Martinsbruck und dem Schergenbach.

Im Allgemeinen stößt der Kanton gegen Morgen an das Innthal und Vinstgau im Tyrol. Auf dem rechten Inn-Ufer ist der Grenzpunkt bei Martinsbruck; auf dem linken Ufer jenseits Finstermünz, wo der aus Samnaun kommende Schergenbach (Ilg Tscheri), auch Schatkelbach genannt, in den Inn fällt. Das waldige Gebirgsrevier zwischen dem

Inn und dem Rinnsal des Schergenbachs wird seit Jahrhunderten von Oestreich und Bünden als Gebietstheil angesprochen und inzwischen vom Stärkern besessen. Südlich der Rescher-Heide steht zwischen Münster und Taufers ein Marchkreuz als Grenzscheide zwischen dem Kanton und dem östreichischen Vinstgau; auch hier dauert über den Zug der Grenzlinie ein alter Zwiespalt.

Gegen Mitternacht scheidet den Kanton Graubünden von Uri der Kamm des Crispalts, von Glarus die Dödikette, von dem zu St. Gallen gehörigen Thale Wättis und der Landschaft Sargans theils der Gebirgsgrat des Calanda, theils der Rhein. Vom Fürstenthum Lichtenstein, von Bludenz und dem Montafun trennt der Höhenzug des Rhäticon. Der nördlichste Grenzpunkt im Gebirg liegt auf der Guscha-Alp am Würznerhorn; im Thal aber jenseits der St. Lucisteig. Dort quillt unter der Landstraße, nahe bei Balzers, der St. Katharinenbrunnen hervor; bei demselben trägt eine Steinplatte auf ihrer Nordseite das Lichtensteinische, auf der Südseite das bündnerische Wappen mit der ehrwürdigen Umschrift: „Alt fry Rhätien."

Gegen Mittag wird das Kantonsgebiet von Osten nach Westen durch Hochgebirge von den nun zum lombardisch-venetianischen Königreiche gehörigen Landschaften Bormio, Veltlin und Cleven geschieden. Auch auf dem Bergpaß des Splügen ist eine kleine Landstrecke zwischen Oestreich und Bünden streitig. Von der Grafschaft Cleven scheidet bis zum Monte Giori, als dem südlichsten Grenzpunkt des Kantons, eine lange Bergreihe das Thal Misocco.

Gegen Abend ist bei Monticello in Misox die Thal-Grenzscheide; von dort trennt der Höhenzug bis zum Adula und Gotthard die tessinischen Thäler Bellinzona, Bollenz (Blegnothal) und Oberlivinen. Der äußerste Westpunkt ist nahe bei dem Oberalpsee, wo in der Meereshöhe von 6174 Fuß ein Marchkreuz die Land- und Wasserscheide zwischen Tawetsch und Ursern bezeichnet.

Die Lage und Ausdehnung des Kantons nach geographischen Bestimmungen der Länge und Breite zeichnen wir nach den Berechnungen des Magister Rösch, die er 1806 zum Theil auf einer Reise mit Conrad Escher und Ul. v. Salis-Marschlins ausmittelte. Demzufolge dehnt sich das bündnerische Gebiet vom 46° 13′ 53″ bis 47° 4′ 18″ der nördlichen Breite, und vom 26° 19′ 16″ bis zum 28° 4′ 10″ der Länge. Hiebei ist zu bemerken, daß diese Angaben sich westlich, südlich und östlich an berechnete Punkte knüpfen, die nicht auf der äußersten Grenze liegen.

Im Süden haben wir die Himmelslage von drei Ortschaften nahe an der Grenze 1) Monticello im Misox 46° 13′ 53″, der Monte Giori und der Hintergrund des Camathals liegen noch südlicher. 2) Von Castasegna im Bergell, 46° 22′ 11″; und 3) Brusio in Poschiavo, 46° 19′ 23″. Im Norden liegt das Dorf Fläsch unter 47° 1′ 50″, aber

die Spitze der Scesaplana 47° 3′ 45″, und das Würznerhorn ob der Guscha-Alp als äußerster Nordpunkt unter 47° 4′ 18″. Im Osten liegt Martinsbruck am Inn unter 28° 4′ 10″; im Westen das Dörflein Chiamut am Fuß des Badus, 26° 19′ 16″.

Demzufolge berechnen wir die geographische Ausdehnung des Kantons (den Längengrad zu $10\frac{5}{12}$ d. Meilen angenommen) auf 18 geogr. Meilen in der Länge, und 12 geogr. M. in der Breite. Damit stimmt die sonst nicht sehr zuverlässige Berechnung vermittelst gerader Linien, über Kellers neueste Reisekarte gezogen, ziemlich zusammen; nämlich vom südlichsten bis zum nördlichsten Punkt in gerader Linie 14 d. Meilen und von Martinsbruck bis zum Marchkreuz ob Chiamut 20 deutsche Meilen. Ungefähr in die Mitte dieser Längenlinie fällt die Lage von Chur. Es bedarf kaum der Erwähnung, daß in einem Gebirgslande mit gewundenen Thälern die Berechnung nach Straßenlängen wieder ganz andere Ergebnisse darbiete.

Der Flächeninhalt des Kantons ist bei dem Mangel an trigonometrischen Messungen sehr schwer zu bestimmen. Die Aufnahme des Landes zu Entwerfung der Meyerschen Karten haben, wie Rösch nachgewiesen, nicht das Zuverlässigste geliefert. Daher die Angaben so schwankend, daß von Einigen das Areal auf 113, von Andern auf 140 Quadratmeilen berechnet wird. Welche dieser Angaben den Vorzug verdiene, müssen wir unentschieden lassen; erst von den durch die eidgenössische Militärbehörde angeordneten, bis dahin von Herrn Oberstl. Buchwalder ausgeführten Vermessungsarbeiten darf man sich solche Ergebnisse versprechen, auf welche eine zuverlässige Arealbestimmung und richtige Landkarte gegründet werden kann.

Das rhätische Alpengebirg.

a. Lage, Aufbau und vergleichende Uebersicht.

Das rhätische Hochgebirg ist ein Glied des gesammten Alpenzugs, der als die mächtigste Gebirgsgestaltung in unserm Erdtheil, zwischen dem 44sten und 48sten Breitengrad gelagert, in seiner Längenerstreckung im Allgemeinen die Richtung von W. S. W. nach O. N. O. bewahrt, den Meridian unter einem Winkel von 67 Graden durchschneidet, und in seinem langen Zuge von der Meeresküste bei Nizza bis zur ödenburger Ebene den erhabenen Scheidewall zwischen Italien, Frankreich und Deutschland aufthürmt.

In diesem Gebirgsgürtel bildet das schweizerische Alpengebirg vom Montblanc über die Gotthardsgruppe bis zum Orteles den eigentlichen Leib des großen Gebirgsganges. In demselben lehnt sich an die Ostseite der Gotthardsgruppe das rhätische Alpengebirg an und durchzieht mit gewaltigen Gebirgsstöcken und vielverzweigten Bergketten den Kanton Graubünden.

Zu einer richtigen Auffassung dieser Alpennatur muß man sich von einigen beliebten, aber nichts desto minder irrigen Vorstellungen lossagen. So wenig als überhaupt die Alpen, ist das rhätische Gebirg eine geschlossene Kette, die wie ein Gebirgsstrahl von einem gemeinschaftlichen Mittelpunkte — vom St. Gotthard — ausläuft, der nach einer irrigen Vorstellung alle schweizerische Alpenzüge wie Radien aussendend gedacht wird; noch stellen sich überhaupt die rhätischen Alpen als ein Kettengebirg dar, d. h. als eine einzige, geradlinigte Centralkette, in deren gemeinsamem, undurchbrochenem Kamme, ähnlich der Rückenwirbelsäule in einem Thierleib, alle höchsten Berggipfel eine regelrechte, lückenlose Gebirgsfirste bilden und gleichmäßig nach beiden Seiten, wie Rippen, ihre Nebenketten aussenden.

Das rhätische Gebirg ist in seinem horizontalen und verticalen Aufbau ein gegliedertes Gebirgsganzes, d. h. eine Verbindung von Gebirgsstöcken und Ketten, welche einzeln gewissermaßen als Individuen zu betrachten sind, weil jeder Gebirgsstock auf eigenthümliche Weise seine Ketten aussendet, seine Glieder gruppirt, seine Thäler und Gewässer niedersendet, und dadurch sowohl der Wasserscheidungslinie, als der Thalverzweigung die individuelle Richtung und Gestalt vorzeichnet. Die Bergstöcke sind demnach die Hauptpfeiler im Aufbau der rhätischen Centralalpen; von ihnen laufen theils in der Längenrichtung, theils quer und in vielfältiger Beugung oder Verzweigung die kettenartigen Bergreihen aus, welche da, wo sie ähnlichen Armen und Nebenketten anderer Centralstöcke begegnen, fortlaufende Kämme und Wälle bilden. Lassen sie in ihrer Begegnungsrichtung eine Lücke, schießen sie zu eingesenkten Niederungen ab, so entstehen zwischen zwei Hauptzügen trennende Thäler, Querdurchbrüche, Rinnsäle der Gewässer oder Niederungen für bequeme Alpenpässe. Mannigfaltig ist diese Gestaltung, wie die Bildkraft der Natur in allen ihren Werken. Viele der von Gebirgsstöcken auslaufenden Bergäste und Zweige ziehen auch in der Querrichtung durchs Land und erfüllen es mit Berg- und Thalrevieren. Denn vorherrschend bei den Stöcken, seltener von den Kämmen kettenartiger Bergreihen, entspinnen sich die Thalsenkungen und bilden theils größere Längenthäler, theils stufen sie zwischen den Nebenarmen als Querthäler ab; beide Thalformen, obschon in ihrem Bau verschieden, bedingen gleichwohl eben so den Zug der flüssigen Elemente, der Luft und des Wassers, als sie die Zugänglichkeit, Bewohnbarkeit und Anbaufähigkeit des Alpenlandes erleichtern.

Dieß alles gilt mehr oder minder vom gesammten Alpengebiet; um so eher trägt seine Beachtung zu einer richtigen Auffassung einzelner Alpenglieder bei. Dem rhätischen Alpengebirg ist das eigenthümlich, daß sein verticaler Aufbau, mehr als das Hochgebirg der Westalpen, dem Gesetz der Massenbildung folgte. In den Alpenzügen westlich vom Gotthard waltete die Neigung zur Cirkelbildung vor, dort finden sich daher neben ausgezeichneten Höhen auch die tiefsten Einschnitte in die Erdrinde oder die s. g. Tiefthäler. Anders im

Osten, wo von der Gotthardsgruppe weg, gegen Morgen die Erdrinde mit der ganzen Summe ihrer Land- und Bergmasse außerordentlich gehoben ist. Dies tritt am deutlichsten in der geringen relativen Erhebung der Gebirgshöhen über die anliegenden Thalgründe hervor, obgleich beides, Berg und Thal, eine ansehnliche absolute Erhebung behaupten. Dieses Bildungsgesetz schuf in den rhätischen Alpen die vielen Hochthäler, welche in der Nähe der Bergstöcke noch fruchtbare und bewohnte Kulturländer darstellen, obgleich sie, wie namentlich das Oberengadin, Avers, Rheinwald, Tawetsch u. a., an absoluter Höhenlage die kahlen Gipfel des Riesengebirgs, des Harzes und Schwarzwaldes theils erreichen, theils um mehr als tausend Fuß überbieten.

Weit tiefer sind dagegen die Einschnitte oder Thaltiefen in den westlichen Alpen, wo namentlich der Montblanc in seiner relativen Gipfelerhebung über die Allée-blanche sogar die des Chimboraço über das Thal von Quito übertrifft. Im rhätischen Alpengebiet ist verhältnißmäßig nirgends ein Unterschied von solcher Beträchtlichkeit; überhaupt wird die Zusammenstellung einiger Vergleichungspunkte unsere Behauptung am besten erläutern. Wenn Martinach an der Rhone 1480′ über M. liegt, so entspricht ihm Chur am Rhein mit 1837′. Wo die Rhone den Lemansee verläßt, zeigt die Lage von Genf nur 1150′, dagegen hat der östliche Grenzpunkt, Martinsbruck am Inn eine Höhenlage von 3840′ über M. Die Thaltiefen der Aare gegen den Thalgrund am obern Inn gehalten, zeigen uns Meyringen nur 1904′, den Thunersee nur 1760′, selbst Lauterbrunnen nur 2450′ und Grindelwald blos 3150′ über M., während die mittlere Erhebung des Oberengadins mit seinem Getreidebau und den großen Dörfern schon 5300′ absol. Höhe ansteigt, und doch wird es darin vom Feetthal und von Avers noch bedeutend übertroffen.

Diese merkwürdige Höhenlage des bündnerischen Thallandes bietet das auffallende Phänomen dar, daß es ungeachtet seiner Erhebung in Vergleich mit den Thalgründen im westlichen Alpengebiet doch eine ungleich wärmere Temperatur und demzufolge auch höher ansteigenden Pflanzenwuchs hat. Auch Kasthofer macht auf dieses Verhältniß aufmerksam. In den westlichen Gebirgsstrichen, sagt derselbe, z. B. im Berner-Oberland sind alle Hauptthäler und zum Theil auch die Seitenthäler ungleich tiefer, aber auch ihre Vegetationsgrenze hebt sich weniger hoch als in den bündnerischen Alpen. Aus diesem folgt, daß die durch die Sonnenstrahlen in den Thaltiefen erwärmten Luftschichten sich von unten aufwärts bis auf größere Höhen ausdehnen und bis dorthin das Pflanzenleben befördern. Ueberdieß sind die Abhänge der bündnerischen Alpen viel sanfter abgerundet als die Gebirgshänge im westlichen Alpengebiet, welche mit mehr Felsenwänden und weit jäher sich gegen die Thaltiefen niedersenken. — — —

Ungeachtet nun die angedeutete Massenerhebung im rhätischen Alpenaufbau vorwaltete, so schuf sie einerseits doch kein geschlossenes Plateau, d. h. hohe, kalte Felsenbuckel, son-

dern in seiner ganzen Ausdehnung ein aufgeschlossenes Gebirgsland mit einem reichen Wechsel von Höhen und Niederungen; anderseits heben nichts desto minder die meisten rhätischen Alpenstöcke sehr ansehnliche Gipfel empor, deren Mehrzahl noch von keinem Naturforscher erstiegen und gemessen, ja nicht einmal mit einem gemein bekannten Namen benannt sind. Gewiß ist, eine ansehnliche Zahl erreicht die Höhe von 10,000 Fuß über M.; fast gewiß, daß die Hörner in der Berninagruppe an Höhe mit den ausgezeichnetsten schweizerischen Bergkuppen, selbst mit der Jungfrau und dem Finsteraarhorn sich messen.

b. Orographische Darstellung des bündnerischen Alpenlandes *).

An die Ostseite der Gotthardsgruppe lehnen sich zwei Gebirgsstöcke an, nördlich der Krispalt, südlich der Lukmanier, welche gleichsam die Flügelmänner derjenigen Gebirgsreihen sind, so Graubünden von Westen nach Osten durchziehen. Zwischen jenen Stöcken drängen sich in ein wildes Gebirgsrevier einsame Hochthäler, in deren Hintergrund auf zerrissenen Bergkämmen und zackigten Höhen der vordere Strom des Rheins erzeugt wird.

Im Vordergrund, durch das Val Canaria und Unteralpthal vom eigentlichen Gotthard getrennt, zieht sich mit erhabenen Höhen ein Bergkamm, welchem der Roßbodenstock, der Cuspis, Magis, und die bekanntern Hörner des Cima del Badus und Sixmadun entsteigen. Im Grunde bezeichnen diese Namen nur verschiedene Hörner des gleichen Bergkammes, und selbst die nächsten Anwohner schwanken in diesen und noch andern Bergnamen ungewiß umher. Sprachforscher leiten den Namen Badus aus dem Celtischen als „steile Quelle." Nichts scheint fest zu stehen, als der Körper dieser Felsenmassen, deren Kuppen und Scheitel sich übrigens gleich beweglich in wachsende Trümmerhalden auflösen. Gegen den Roßbodenstock ziehen sich von Ursern her durch das Unteralpthal gute Alptriften aufwärts und auf seinem abgestumpften Kegel fand Wahlenberg noch 28 vollkommene Pflanzenarten. Höher ist der Cima del Badus, nach Rösch 9165'; er wird bei heiterm Wetter zu Chur, fast 20 Stunden weit, deutlich gesehen. Auf seiner Ostseite ruht in stiller Einsamkeit am Fuß steiler Wände und zwischen kahlen Steintrümmern der kleine Toma-See, der durch die Gletscherbäche aua de Toma, del Prōlat, del Badus und von verschiedenen zackigten Höhen her sein eiskaltes Wasser sammelt. Sein Abfluß ist der vornehmste Arm des jungen Vorderrheins, der als ein starker Bach über den Bergabhang gegen das Dörflein Chiamut niederbraust, und theils durch den Ursärarhein von der Scheidecke am Oberalpsee, theils vom Krispalt her, anderseits von Südwest durch den Bach Darvun, den Curneren- und Nalpsbach, sämmtlich Rhein genannt, verstärkt, sogleich als junger Strom durch das Tawetsch gegen Nordosten davon eilt.

*) Die Höhenangaben in Pariser Fuß über Mittelmeer.

Ueber die zackigten Höhen des Cornero, Pontenara und Skalgs beugt sich die Wasserscheidungslinie scharf gegen Süden zum Lukmanier hin. Dieser Bergstock lagert zwischen dem Medelser-, Liviner- und Zurathal. „Lukmanier“ ist eigentlich nur des Bergpasses Name; ihn umstehen aber sehr hohe und vergletscherte Bergmassen, die niemals ein Naturforscher bestiegen oder nach Höhe, Namen und Eigenthümlichkeit wissenschaftlich beschrieben hat. Wo das hintere Val Medels sich dem Lukmanier nähert, verzweigt es sich in hohe Bergthäler, die gegen Westen als Val Cadelin, und südostwärts als Val Cristallino in das Gewirr der Bergwelt sich eindrängen. Im Hintergrunde des Val Cadelin oder Kurlim (Cadlin von Cad Haupt und lin ein fließendes Wasser) sammeln sich aus Gletscherbächen mehrere kleine Seen, der Laco Scuro, Fozero, Dim und Insla, deren vereinter Abfluß von St. Maria weg, verstärkt durch den Cristallinerbach, als Medelser-Rhein, schon vor Alters auch Mittelrhein genannt, durch tiefe Thaleinschnitte dem Stromthal des Vorderrheins zueilt. Die Bergbewohner des bündnerischen Hochlandes, sowohl die deutsch- als romanischredenden diesseits der Centralalpen, nennen fast allenthalben ihre Thalwasser Rhyn oder Rein, so die in Somvix, Vals, Lugnez, Flims, Savien, Oberhalbstein, Avers und Rheinwald. Es ist ein Naturlaut aus der geheimen Werkstätte des Geistes; im Laut des Worts malt sich sein Sinn — fließendes Bergwasser. Daher seine Aehnlichkeit mit Wurzelwörtern verschiedener Sprachen!

Auf der Ostseite des Medelser-Thals ragt die Pyramide der Scopi empor, 8300 Fuß. Höher ist der Gipfel des Piz Filaut, auch Piz Val Kamadra genannt; er steht nördlich des Kristallinerthals und sendet den s. g. Medelser-Gletscher in die obersten Schluchten und Terrassen mehrerer Thäler. Wo der eigentliche Lukmanier sich zum Joch des Mariabergs niedersenkt, bietet er zu Anlegung einer der bequemsten Alpenstraßen über den Kamm dieses Gebirgszuges die günstigste Gelegenheit dar. Seit alter Zeit führen auch gebrauchte Wege aus Medels theils in das Val Zura oder Casaccia nach Olivone, theils über vergletscherte Höhen einerseits über Cassino del Uomo (6722′) durch die Alp Piora nach Airolo, anderseits nach Faido in Mittellivinen. Ueber den Mariaberg führt der bündnerische Oberländer sein Vieh den italienischen Märkten zu und bringt Wein, Reis und andere Lebensmittel auf diesem Wege zurück. Ob dieser Lukmanierberg von den tuskischen Volkshäuptern Lucumones den Namen Mons lucumonius erhalten und ob auf ihm die Uranwohner einst der Sonne religiöse Feste gefeiert haben, lassen wir als unausgemacht dahingestellt. Deutlicher sprechen historische Ueberlieferungen, daß schon in ältern Zeiten der Paß durch das Medelserthal auch von Ausländern gebraucht worden sey. Es ist freilich nicht der nächste Weg aus Deutschland über die Alpen nach Italien, aber doch scheint schon der Glaubensbote Columban nebst seinen Schülern diese Straße gewählt zu haben, und im 8. sec. (725, 754 — 55) sollen karolingische Fürsten mit Heerhausen hier durchgezogen seyn. Später, im Jahr 1374,

gründete auf der Höhe des Passes — 5654′ über M. — der Abt Johann III. von Disentis ein Kirchlein nebst einem Hospiz zu Ehren der heil. Maria, und eine Stunde nördlicher das Hospiz des heil. Gallus. Dorthin wurden gemeinschaftlich von den Umwohnern in Olivone, Medels und Tawetsch s. g. Kreuzgänge oder Bittgänge unternommen, die als religiöse Volksfeste bis gegen die neuern Zeiten fortdauerten. Abwechselnd dann zog die Prozession zum Bergthal des St. Gotthards, und so wurden hier und dort die Quellen der Flüsse zu heil. Punkten, wie wir in Asiens Hochgegenden, im afrikanischen Sudan und in Amerika's Nordgegenden die Wasserscheiden und Seen, welchen Flüsse entströmen, als heilige Vereinigungspunkte, Wallfahrtsorte und Tauschplätze der Völker ringsumher besucht sehen. Bekannt ist überhaupt der celtischen Völker heilige Scheu vor stillen, hochgelegenen Wassern; daher auf dem Mons Peninus, auf dem Got-ard und anderswo uralte Gottesverehrung. Dorthin baute später die christliche Zeit ihre Kapellen und Hospize, und die Bittgänge knüpften sich an jene Stiftungen.

Vom Lukmanier gegen Nordosten hebt sich in vergletscherten Kämmen und Gipfeln ein hohes, wildes Bergrevier, aus dessen Schluchten sich fächerartig gegen Norden und Süden die Bergthäler entspinnen, welche bündnerischer Seits in das Medelser- und Somwixerthal, südwärts in dem Blegnothal sich sammeln. Das bündnerische Somwixer- oder Tenigerthal zieht sich bis zum Joch des La Greina, über dessen Einsenkungen verschiedene Alpwege nach Campo und Olivone führen. Ein Felsenkamm mit mehrern hohen Piz scheidet Val Somwix vom Val Vrin und breitet sich gegen Nordosten in eine Bergterrasse aus, auf welcher Obersaxen und mehrere Dörfer des Hochgerichts Grub und Lugnez liegen. Oestlich vom Vrin- oder Lugnezerthal zieht sich das St. Peter- oder Valserthal gegen einsame, triftreiche Höhen, über welche mehrere Alpwege nach dem La Greina ins Camper- und Polenzerthal führen.

Bis dahin, vom Simplon (Cima plana) an gerechnet, nannte man einst die Gebirge westlich und östlich vom Gotthard: die lepontischen Alpen; daß am Adula um die Wiege des Hinterrheins ein neues Alpengebiet beginne, weil aus selbstständigen Centralstöcken neue Gebirgszüge sich aufthürmen, fühlte man schon früher, ließ sich aber gleichwohl durch die irrige Vorstellung von einer Centralkette zu Annahmen verleiten, welche nicht aus der Anschauung der Natur aufgefaßt waren. Vom Adula weg bis zum Dreiherrnspiz rechnet man alles Gebirg zu den rhätischen Alpen.

Die Adula-Gruppe erhebt sich um die hohen Quellen des Hinterrheins unterm 26° 45′ 20″ der Länge und 46° 29′ der Breite als ein selbständiger Centralstock. Dieses hohe und eisbelastete Gebirg, welches die Anwohner von Altersher mit dem unbestimmten Namen Adula und Vogelberg bezeichneten, ist eines der Gebirgsindividuen, welche die Grundpfeiler des Alpengebäudes bilden. Wie in einem Halbkreis

um die Wiege des jungen Rheins überbieten sich an Höhe, Wildheit, Gletscherlast und Schneemassen die Hörner und Kuppen dieses Centralstocks. Den nordwestlichen Eckpfeiler dieser Gruppe bildet das Rheinwaldhorn oder Piz val Rhein; seine niemals gemessene Höhe wird auf 10,280 Fuß angegeben. Auf ihm lasten in einer absoluten Höhe von 5 und 6000 bis zu 8000 Fuß aufwärts, der Obere und Untere Rheingletscher, aus dessen veränderlichen Eisgewölben der junge Strom hervorrauscht. Aus den unbekannten Eingeweiden dieses Eismeeres, gleichsam aus dem geheimen Schatz der Elfen, wälzt seit alter Zeit der Strom Schwefelkies und Goldblättchen hervor; früher auch einmal das Horn eines Steinbocks, jüngst etliche fremdartige Waffen (s. Alterthümer). Ihm zur Seite nordöstlich ragt das Guferhorn und noch mehr in östlicher Stellung das 10,220′ hohe Zaporthorn über die Thäler von Vals und Rheinwald. Den Hintergrund des Halbkreises südlich vom Pizvalrhein füllt der wilde Stock mit langgestrecktem Kamm, welcher theils Vogelsberg (Avicula) theils Adula im engern Sinne genannt wird. Wie überall in den rhätischen Alpen, so stoßen wir auch hier auf das Schwankende und häufig Namenlose in der Gebirgsbezeichnung. Jenen zur Seite gegen S. S. O. heben sich die Gipfel des Moschelhorns, 9410 Fuß, und tragen schwere Eislasten, den vordern, hintern und obern Moschelgletscher welche in 12 Bächen dem anwachsenden Rhein ihren Tribut zusenden. So wälzt sich verstärkt der brausende Strom unter Schneegewölben, durch Felsenmassen, durch den Schlund der Hölle, dem aber tröstend die Paradiesalp sich zur Seite lagert, aus dem hohen Felsenkranz der Adulagebirge in die freundlichere Thalterrasse des Rheinwalds hervor, um den reichen Wasserschatz der ihn begleitenden Gebirge und ihrer Gletscher nach mildern Niederungen zu tragen.

Diese Adulagruppe ist überaus gletscherreich. Der eigentliche Bergkranz um die Quelle des Rheins sendet in die nächsten Thalgehänge sieben Gletscher gegen Süden, sieben gegen Norden, sechs gegen Nordosten, fünf nach Osten und einige Arme auch nach Südwesten, so daß man im Umkreis von fünf Stunden gegen 40 größere Gletscher zählt. Von allen Seiten stufen gegen diesen Mittelpunkt acht Thäler aufwärts; neun Felsenketten und eine ansehnliche Zahl brausender Bergströme gehen wie Radien von ihm aus. Ihn umwohnen Völker verschiedener Sprachen und Sitten; in jedem Thale ist für den Felsenkoloß ein anderer Name in Brauch, da sich auf jeder Seite eines der vielen Hörner als die alles beherrschende Wolkensäule darstellt. Der Misoxer spricht aus diesem Grunde vom Piz d'Ucello, der Kalanker vom Piz Stabbio, der Bewohner der hintern Valserthäler vom Lentahorn, der Rheinwalder vom Vogelberg ꝛc. und alle diese Namen bezeichnen verschiedene Hörner derselben Gruppe.

In der Nähe der Rheinquellen, welche im Dunkel der Vorzeit die Nantuaten umwohnten, stand das Heiligthum der Nymphen, später eine christliche Kapelle, wo (nach Sererhard) bis zur Reformation zwei Einsiedler lebten, die man

im Herbst mit allen Bedürfnissen versah, um den langen Hochgebirgswinter, der sie und ihre Hütte von der übrigen Welt abschloß, bestehen zu können. Das Glöcklein jener Kapelle klingt noch vom Kirchthurm des Dorfes Hinterrhein herab; um großen Preis wollten es die katholischen Gemeinden der Umgegend von den Hinterrheinern kaufen, als diese sich zur reformirten Kirche gewendet hatten, ein Fingerzeig, daß jene Kapelle den Ruf einer besondern Heiligkeit genoß. Doch ist weiter keine historische Ueberlieferung auf uns gekommen, ob auch zu diesen Quellen des Rheins fromme Bittgänge stattgefunden; aber den Celten mag auch dieser stolze Gebirgskranz als Sonnensäule gegolten haben, denn darauf scheint sein Name Atjula — Vater oder Herr Sonne — zu deuten; doch auch die Herleitung von „Ad" Vogel und „Dula" Spitze als Vogelspitze hat ihre Anhänger. Nun ists einsam um die Wiege des Hinterrheins; nur Bergamasker Schäfer wandern im hohen Sommer nomadisch zu den Triften am Saum der ewigen Gletscher.

Ueber die auslaufenden Felsengräte, welche das Innere des Landes mit Höhen und Thalscheiden erfüllen, herrscht eine Ungewißheit, die jede richtige Zeichnung erschwert. Pater Placidus a Specha, der diese Gebirgsmassen mehrmals durchwanderte und zum Theil bestiegen haben soll, war trotz seines eifrigen Bemühens, aus Mangel an wissenschaftlichen Vorkenntnissen und technischen Hülfsmitteln, nicht im Stande, aufhellendes Licht über Gliederung und Aufbau dieser Gebirgsgruppe zu bringen.

Vom Zapporthorn zieht sich in nördlicher Richtung ein vergletscherter Felsenkamm als Scheidemauer zwischen Rheinwald und den Valsthälern hin; demselben entsteigt zuerst das Gurletschhorn, welches die Gegend von Zavreila beherrscht, dann das Fallerhorn (7925′), auf dessen Ostseite der Grat sich zum Uebergangspaß des Valserbergs, Cuolm de Val (7000′ über M.) niedersenkt. Dann hebt sich das Gebirg wieder im Piz Tomil und Calendari. Aus dem Knoten dieser Bergmassen läuft fast in nördlicher Richtung ein Felsenkamm aus, welcher das Valser- und Lugnezerthal von Safien scheidet, zuletzt dann von einigen stolzen Gipfeln (Piz Gargietatsch und Piz Signin) gegen das Stromthal des Vorderrheins niederschießt. Der Hauptkamm selbst beharrt in der Nordostrichtung; neben dem Löchliberg (7920′), über dessen Einsattlungen Alpwege aus Safen nach dem Rheinwald führen, hebt sich der Piz Tschons über Sufers, und von ihm beugt sich in fast nördlicher Richtung der Höhenzug zum scharfzugespitzten Piz Beverin, der mit seinem 8435′ hohen Gipfel weithin gesehen wird. Auf dessen Nordseite senkt sich der Kamm zu der Schlucht, aus welcher der schlammführende Nolla niederfließt; es beginnt jenseits der grasreiche Heinzenberg mit seinen freundlichen Dörfern, Feldern und Bergwiesen, einst durch Rohan vorzugsweise gepriesen, und endet mit sanftneigendem Rücken den Höhenzug. Dieß die nördliche Gebirgsmauer, welche auf der linken Thalseite den Hinterrhein bis zu seiner Vereinigung mit dem Vorderrhein begleitet.

Der südliche Höhenzug, welcher vom Adula und zunächst vom Moschelhorn in der Hauptrichtung der Alpen gegen Nordosten ausläuft und den Vogelberg bis gegen den Septmer hin fortsetzt, — senkt sich zum Bernhardino, dessen Scheidecke nach trigonometrischen Messungen 6584 Fuß über M. liegt. Auf der Höhe des Passes ruht ein kleiner Bergsee, der von benachbarten Gletscherbächen genährt, die Moesa durch Misocco nach dem Tessin sendet. Ueber diese Einsattlung führte nach historischen Zeugnissen schon in alter Zeit ein vielgebrauchter Alpenpaß. Allgemein hieß dieser Berg „Vogelberg," sein jetziger Name stammt von dem Kirchlein, südlich von der Paßhöhe bei einem trefflichen Sauerbrunnen zu Ehren des heil. Bernhardin von Siena gestiftet, welcher in den Jahren 1432—36 am südlichen Fuß der Alpen umherzog, um die Fehden jener Zeit durch das Wort des Friedens zu bekämpfen. Schon im Jahr 940 floh über diesen Paß die übelberufene Markgräfin Willa von Jvrea, und gleichzeitig sollen die Sarazenen in dessen Nähe ihren Raubsitz aufgeschlagen und damals Rhätien bis nach St. Gallen hin geplündert und verheert haben. Im Jahr 1413 scheint seine Straße nicht unbequem gewesen zu seyn, da Kaiser Sigmund mit stattlichem Gefolge über ihn nach Italien zog. In der Mitte des 18. Jahrhunderts leitete der Hof von Turin den größten Theil des Transits über diesen Paß, doch wußte Oestreich den Splügnerpaß als Nebenbuhler des erstern in obsiegende Aufnahme zu bringen. Durch den Kunstbau der Bernhardinerstraße seit 1823 trat sie in die Reihe der vollkommnern Alpenstraßen ein. Mit dem Splügen hat er das gemein, daß sie als die südlichsten Marksteine germanischer Volksthümlichkeit dastehen. Im Rheinwald kündet sich in Gesichtsbildung, Sprache und Sitte der deutsche, im Misocco der italienische Charakter an, und auf dieser Seite reicht bis an den Fuß dieser Pässe am weitesten südwärts das Gebiet der reformirten Kirche.

Auf der Ostseite des Bernhardino thürmen sich dann in der Fortsetzung des Alpenzugs das Schwarzhorn, das Spitz- oder Mittagshorn, der Kurkenill oder Carnella, dann alle Nachbarn überragend und bis Mailand sichtbar das Tambo- oder Schneehorn zu stolzen Pyramiden auf. Zwischen Mittagshorn und Kurkenill drängt sich von Norden gegen Süden ein Alpenthal hinein, durch welches ehedem über die Rheua-Alp ein oft gebrauchter Alpenweg führte. Dort stand vor dem 13. sec. ein Berghaus, welches sammt dem Uebergangspunkt unter dem vorrückenden Tambogletscher begraben wurde. Das Eis stieß nachher die Glocke jenes Hauses hervor und sie hängt noch auf dem Kirchthurm zu Jsola. Jetzt gebrauchen nur die Bergamasker Schafhirten, Schmuggler und rüstige Bergwandrer diesen vergletscherten Alpweg. Von diesem Bergknoten läuft gegen Süden ein hoher Bergkamm mit vielen Spitzhörnern zwischen Misocco und der Grafschaft Cleven hinab, und erhebt an Bündens südlichstem Grenzpunkte den Monte St. Giori.

Das Tambohorn, auch Schneehorn genannt, hebt sich aus seinem Gletscherkamm zu einer stolzen Pyramide 9845'

über M.; sein Gipfel bietet eine prachtvolle Fernsicht über die lombardische Ebene dar. Wo er sich ostwärts niedersenkt, ist die Einsattlung des Splügnerbergs (Speluga, Ursler und Colm del orso); östlich vom Paß der begletscherte Soretto oder das Surethorn. Schon in alter Zeit scheint der Splügnerpaß viel gebraucht worden zu seyn; den Römern diente er als Alpenübergang, die Lombarden haben wahrscheinlich auf seiner Bergebene die Thürme erbaut, deren Trümmer noch daselbst gesehen werden. Vielleicht stammt von diesem Wartthurm (Speculum) der Name des Bergs. Ueber das alte Cunnus aureus und Tarvesede, wie über den Ort Lapidaria, welche zur Zeit des Kaisers Antonin auf diesem Passe oder in seiner Nähe gelegen, giebt die peutingerische Karte nicht befriedigenden Aufschluß, doch geht daraus hervor, daß die Römer diesen Paß gebrauchten. Im Mittelalter diente der Splügner als Heerstraße, zu Anfang des 17. sec. (Guler 1616) war die Straße durch den Cardinell schon bekannt; die in Felsen eingehauene Jahrszahl 1643 deutet wohl nur auf eine spätere Verbesserungsarbeit. Die jetzige Commerzialstraße ward 1818 begonnen und 1820 vollendet. Der höchste Punkt des Passes liegt etwa 1900 Fuß über dem Thalgrund des Rheinwalds bei Splügen, und 6430 oder 6450′ über M. Nicht fern von der Paßhöhe auf der Nordseite bricht ein schöner weißer Marmor und weiter ostwärts Alabaster. Noch größere Marmor- und Alabasterlager finden sich gegenüber im Gebirg auf der Nordseite des Thals. Auf der Bergfläche bewacht die östreichische Mauth den Waarentransit; mehrere Berghäuser dienen als Waarensusten und Zufluchtsstätten für Reisende. Einst war die Bergfläche bewaldet, dafür zeugen ausgegrabene Wurzelstöcke von Bäumen; nun weiden bergamasker Hirten jährlich bei 1000 Schafe und etwa 150 Pferde auf den Triften dieser Höhe. Im Herbste wandern in zahlreichen Schwärmen die Zugvögel über die Einsattlung des Septmer und Splügen nach Italien.

Vom Splügnerberg und Surethorn gegen Südosten setzt sich der Zug der Gebirge in starker südöstlicher Beugung über ein Gewirr von Bergkämmen fort, in welches sich von Norden her das enge Ferrerathal, von Südwesten das Val de Madesimo einwärts zieht. Im Innern dieses Bergreviers liegen meist über dem Holzwuchs die hohen Bergthäler Emet, Val de Lei und Avers mit seinen Zuthälern Madris und Bergalga; obwohl 6300′ über M. sind sie noch bewohnt und angebaut, wahrscheinlich die höchsten bewohnten Thäler unsers Erdtheils. Von Bergell trennt sie eine Reihe wilder Gebirge, unter denen sich der Piz Doan, etwa 9000′ hoch, durch Höhe und Stellung auszeichnet.

Der Septmer, in der Landessprache Settmer oder Sett genannt, bildet mit seinem Nachbar, dem Julier, im rhätischen Alpengebäude einen der Grundpfeiler, welche das weitläuftige Gebirgsganze tragen und seinem Aufbau die gegliederte Gestalt geben. So wird auch der Septmer zu einem Centralpunkt, an dem eine vielfache Verzweigung von Bergästen, Thälern und Gewässern beginnt. Schon der Chronist Otto von Freysingen nennt ihn als einen Wasservertheiler, bei

dem Rhein und Inn ihren Ursprung hätten. In der That sendet er seine Gewässer im Oberhalbsteiner und Averser Landwasser dem Rhein, in dem Mairader Po, in dem Inn der Donau zu. In der Gebirgseintheilung der Alten wird diese Alpenkette öfters Pyreneum genannt; über seinen Eigennamen Mons Septimus hat man ohne glücklichen Erfolg bald hier, bald dort die Reihenfolge, in welcher der Septmer oder sein Paß der siebente und folglich am Scaletta, wo das Dischma-Thal zum vallis decima wird, der zehnte Alpenpaß seyn sollte, zu zählen begonnen. Die Höhen dieses Bergstockes sind schwerlich jemals gemessen worden. Das höchste Horn hebt sich auf der Westseite des Bergpasses und dürfte 9000 Fuß überragen, der Longino auf der Ostseite bei den zwei Seen wird von Scheuchzer auf 8778 Fuß angegeben. Aber schon der Bergpaß zwischen den weit höhern Seitenwänden steigt auf 7000 Fuß an. Es ist allgemeine Annahme, daß die alte Römerstraße von Clavenna über Tinnetone nach Curia über diesen Septmer gegangen, und im Jahr 913 sollen die zwei Freien von Soglio den Erzbischof Hatto von Mainz auf der Höhe des Septmers empfangen haben; aber noch ist nachzuweisen, ob nicht öfters der Septmer mit dem Paß des Juliers verwechselt worden sey. In spätern Zeiten bis auf diesen Tag diente dieser Paß als Handelsstraße, gehört aber wegen seiner steilen Südseite zu den wenig bequemen. Vom Septmer zieht eine felsigte Nebenkette zwischen Avers und Oberhalbstein gen Norden und scheidet letztere Landschaft von Ferrera und Schams. Sie endigt westwärts und nördlich bei tiefen Thalschluchten — hier bei dem tiefen Einschnitt unter Tiefenkasten, dort bei der Via mala. Diese Thalschluchten überragt das hohe Muttnerhorn, dessen Vorsprung gegen das Domleschg die Trümmer von Rhaetia alta trägt.

Am Septmer steht der Geognost nnd Orograph des rhätischen Alpenzugs sinnend und zweifelhaft still, welchen der beiden parallelen Höhenzüge, die sich ihm ostwärts darstellen, er als die eigentliche Fortsetzung der Centralalpen anerkennen solle. Beide Gebirgsreihen, die nördliche über Julier, Albula, Scaletta, Flüela und Selvretta streitet mit der südlichen, die sich vom Muretto über Bernina, Ofen, Piz Pisoc und Umbrail zum Orteles hinzieht, in Höhe und Ausdehnung um den ersten Rang. Wenn auch nach dem Felsengehalt sich die südliche als die wahre Fortsetzung der Urgebirgsaxe ankündet, und der Geognost (L. v. Buch und andere) sich für diese entscheidet, so muß doch hier wenigstens die ganze theoretische Annahme von einer Centralkette, welche als eine Principalkette durch das Labyrinth der Alpengebirge hinziehe, zusammenstürzen, da beide Parallelreihen nicht zugleich dafür gelten können. Bei näherer Anschauung des Gebirgszusammenhangs dürfte sich indessen überzeugend herausstellen, daß hier von einer eigentlichen Verzweigung einer und derselben Centralalpenreihe gar nicht die Rede seyn könne, daß vielmehr der südliche Höhenzug eine selbständige parallele Gebirgsgestaltung sey, die nach dem vorherrschenden Aufbaugesetz die allgemeine Richtung der Alpenaxe bewahrt.

Im Allgemeinen ist vom Septmer weg das Alpenland ganz vorzüglich gehoben. Westlich finden sich, wie L. v. Buch bemerkt, viele Alpenpässe, welche nicht 6000′ übersteigen, ja die meisten und bekanntesten sind unter dieser Höhe. Erst vom Septmer gegen Osten giebt es nirgends mehr im schweizerischen Alpengebirg ein Quereinschnitt zwischen den höhern Bergen, der unter 7000 Fuß herabsänke. Der Septmerpaß hat 7000′, der Julier 7621′, der Albula 7238′, der Scaletta 8067′ und der Paß über den Bernina (7181 par. Fuß) ist schon so hoch, als der Weg über den großen St. Bernhard.

Der nördliche Höhenzug zieht vom Septmer über den Piz Pulaschin zur Einsattlung des Julierpasses. Unter allen Alpenpässen im rhätischen Gebirg ist der über den Julier im Frühling zuerst vom Schnee befreit, theils wegen seiner sonnigen Lage, theils weil der Luftzug ungebrochen und die Südwinde ungehemmt ihn bestreichen. Von Gletschern und Lawinen ist er nirgends bedroht, deshalb zu allen Jahrszeiten der gefahrloseste. Schon in uralter Zeit gangbar, und wie alte Wagengeleise in Felsenboden und alterthümliche Spuren einer gepflasterten Straße beweisen, auch schon frühe befahren, scheint er die eigentliche Römerstraße gewesen zu seyn, welche Clavenna und Curia Rhaetorum verband. Im Mittelalter nahm auch der venetianische Handel durch das Vinstgau und Engadin seinen Weg über die Julierstraße. Aber auch schon Carl der Kahle zog dieses Wegs und im Jahr 1212 der jugendliche Kaiser Friedrich II., um den deutschen Königsthron seinem Nebenbuhler abzukämpfen. Auf seiner 7621′ hohen Scheidecke stehen die beiden merkwürdigen Säulen, welche wegen ihres Alters und dunkeln Ursprungs von jeher die Aufmerksamkeit der Geschichtsforscher auf sich gelenkt haben. Die jetzige Landstraße ist erst in neuern Zeiten erbaut worden und wird nun vermittelst fortgesetzten Kunstbaues einerseits durchs Oberhalbstein, anderseits durchs Oberengadin und Bergell zu einer Kommerzialstraße erhoben.

Von diesem Passe östlich erhebt sich jählings das Gebirg und thürmt zwischen Stalla und Oberhalbstein, der Landschaft Bergün und dem Oberengadin, gegenüber der Gruppe des Bernina, die äußerst wilde Masse hoher Felsen auf, aus deren Mitte die merkwürdigen Kuppen hervorragen, die unter den schwankenden Namen Piz d'Err, Cimolt und Piz da Flex, die fast gleich hohen Felsnadeln des Tinzenhorns, Piz Laiets und Rugnitz überragen. Bisher wurden sie wegen ihrer eigenthümlichen Gestalt und Höhe mehr angestaunt, als erstiegen. Der Cimolt (Cima alta), ist die wohl 10,000 Fuß hohe, kegelförmige und freistehende Felsnadel, welche auch Cinuols und Piz d'Err genannt wird. Der Piz da Flex hebt sich aus dem breiten Eisgebirge Valdretg da Flex im Hintergrunde des Flexthales, das sich von Tinzen her in diese Gruppe hineinwindet; mächtige Gletscher auf hohen Kämmen trennen es vom rauhen Beversthal. Im Celtischen heißt er Schnee, vielleicht hat daher der Piz d'Err den Namen „Schneeberg.“ Auf der Ostseite dieser Gruppe senkt sich der Gebirgskamm zum Bergthal des Albula, dessen westliche Höhen aus

Granit, die östlichen aus weißem Kalkstein bestehen, deren herabgerollte Trümmer im Bergthal sich mischen. Den Namen des Berges will man vom weißen Aussehen der Kalkhörner herleiten. Von allen innern Bergpässen Bündens ist der über den Albula am meisten gebraucht, obgleich er nur mit kleinen Bergwägelchen befahren werden kann. Von Bergün (4264′ über M.) steigt der Weg zum Berghaus am Weißenstein (6282′), in dessen Nähe die Albula aus dem Felsen als ein starker Bach hervorbricht; mehrere Seen nähren schmackhafte Forellen. Die Paßhöhe beim Kreuz liegt 7238′ über M.; von ihr führt der Weg zum Thalboden des Oberengadins. Auf der Ostseite hebt sich die Lerchengrenze bis 6785′, westlich fast 7000 Fuß aufwärts. Vom östlichen Stock des Albula breitet sich eine Gebirgsverzweigung mit ansehnlichen Höhen gegen Norden aus, umzieht das Kesselthal von Bergün, schließt im hohen Val Thuorz zwei kleine Seen ein, und hebt zwischen Filisur und Monstein den hohen Gipfel, an dessen Abhang die silber- und zinkhaltigen Bleierze brechen.

Der Höhenzug selbst streicht immer in nordöstlicher Richtung zum rauhen Scaletta, über dessen vergletscherten Kamm (7820, nach L. v. Buch 8067′) ein beschwerlicher Alpweg von Davos nach dem Engadin führt. Von eben dieser Landschaft Davos ziehen das weidenreiche Sertig- und Dischma-Thal, beide von den hohen Kuppen des Thälihorn, Mittagshorn und Schwarzhorn beherrscht, gegen den Höhenzug einwärts. Der Flüela lehnt sich ostwärts an und gestattet durch sein Bergthal über den 7400′ hohen Kamm eine Verbindung mit dem Unterengadin. Ostwärts dann die Veraina-Alpen und das wilde Felsenrevier des Selvretta mit seiner weitläuftigen Eiswüste, welche, durch schwarze und graue Felszacken unterbrochen, die Schauerlichkeit der Hochgebirgsnatur vielleicht stärker als irgend eine andere Gegend des schweizerischen Hochlandes dem Menschen enthüllt. Die Eismassen des Selvretta- und Sardaskagletschers bedecken den Kamm der Alpenkette, welche zwischen dem Engadin, dem Prättigau und Montafun von S. S W. gegen O. N. O. streicht und am Albuin einen Grenzstock aufthürmt. Sein Mittelpunkt ist am Selvretta; von da streckt er seine Arme gegen Westen in die Nebenthäler des Veraina-Gebirgs, gegen Süden in die Nebenthäler des Unterengadins, in Val Lavinuoz, Val Thoy und Val Tasna; gegen Osten in die zum Tyrol gehörigen Jamthäler und das Pielthal; gegen Norden in das Ochsenthal, wo die Ill entspringt; in das Klosterthal; in das Cromer- und Gannerathal, die sich mit dem Montafunerthal vereinigen; ferner in das Valcalder- und Valzavensthal, die in das Gargellathal auslaufen, und gegen das Prättigau in das Sardaska- und Slavinerthal. Hieraus ergiebt sich die große Ausdehnung dieser Eislasten, über welche ungeachtet ihrer Spalten verschiedene, von Menschen und Heerden betretene Wege führen.

Aeltere Landkarten und Geographen versetzen in dieses Höhenrevier „die nie bestiegene oder gemessene“ Pyramide des Fermunt, dessen krystallinisches Gestein und eisenartiges Aussehen dem Centralstock den Namen Fermont (mons ferreus)

sollen erworben haben. Sonderbar, daß uns überall der Name Fermunt und Vermond in jener Gebirgsregion entgegentritt, ohne sich an ein Gebirgsindividuum anzuschließen, das von jeher unter dem Eigennamen Fermunt daselbst gesucht wurde. C. U. v. Salis-Marschlins sucht ihn ostwärts jenseits der Radtspitz in den Gebirgen, wo die Vermuntthäler beginnen; Pol und L. v. Buch versetzen ihn in die Gruppe, aus welcher die Lanquart, Ill und Lawinuoz hervorströmen.

Dagegen entsteigen der erhabenen Bergwelt, östlich vom Selvretta, drei Hochgipfel, deren höchster im Hintergrunde des Lavinuoz unter dem Namen Piz Linard bekannt ist. Ihn bestieg schon in älterer Zeit ein Pfarrer Zodrell und fand auf seinem Gipfel ein paar Fußeisen, wogegen er die seinigen tauschte und daselbst zurückließ. Seither galt gleichwohl der stolze, auf Lavin herabschauende Piz Linard für unersteiglich; doch erstieg ihn im Sommer 1835 Dr. Oswald Heer, pflückte auf der schneefreien Spitze, die nach seiner Messung sich 10,580′ über M. erhebt, die Aretia glacialis Schl. und genoß auf die schauerliche Umgebung eine weite und ergreifende Aussicht.

Die östliche Fortsetzung des Grenzgebirgs zwischen dem Tyrol und bündnerischen Gebiet des Unterengadins und Thales Samnaun hebt, ostwärts vom hohen Gletscher am Albuin-Kopf, die Jamthaler-Spitz, die Fötschiol- und Fimber-Spitz, den Bürkel-, Gribelle- und Flixner-Kopf über die nördlichen Zuthäler von Samnaun empor, über sie alle haben wir keine nähere Angaben.

Zwei Nebengebirge schließen sich an die Selvretta-Gruppe an, östlich der Rhätikon und westlich eine Gebirgsverzweigung, welche im Innern des Kantons eine Gebirgsinsel mit ansehnlichen Höhen und Thälern gestaltet. Zwischen dem Fluela- und Verainathal zieht sich namlich ein Gebirgskamm kettenartig gegen Nordwesten zur Einsenkung, die wie eine Querschwelle bei Oberlaret (4936′ über M.) die Landschaft Davos vom hintern Prättigau scheidet. Nördlich dieser Querschwelle und dem Dörfli am Davoser See hebt sich mit seinem ansehnlichen Scheyenhorn der Strelaberg, von dem eine hohe Bergwand über den Kummerberg zum Altein gen S. S. W. ausläuft und nördlich vom Valbellahorn das 8900′ hohe Parpaner Rothhorn aufthürmt. Auf der Nordwestseite dieses Höhenzuges entspinnt sich aus dem Sapüner-, Fondey-, Eroser- und Urtenthal das zerrissenste aller bündnerischen Thäler — das Schaufigg, durch dessen tiefe Einschnitte die Plessur dem Rheine zueilt. Jenseits der Parpanerhöhe und dem Rothhorn westlich gegenüber, hebt sich zwischen dem Albula- und Domleschgerthal eine neue Gebirgsinsel, die rings auf ihren Gehängen gute Alpweiden, fruchtbare Felder und einige Bergdörfer trägt; ihr höchster Punkt ist der Malixerberg, dabei der Dreibündenstein, 7537′ über M., als Marchstein des Gebiets der drei Bünde, die hier zusammenstoßen.

Vom Strela zieht sich gegen W. W. N. ein anderer Gebirgskamm über die kahlen Höhen der Casanner-Alpen zu der

Gebirgsinsel des **Hochwang** zwischen dem Schanfigg, Prättigau und dem Rheinthal. Als ihr Mittelpunkt hebt sich dort die Spitze des **Hochwang** 6535' über M.; gegen denselben ziehen sich mehrere hohe Alpth[illegible] in die Gruppe aufwärts, namentlich das weidenreiche Valzeina (Val saina), ferner das Val Davo und das steinige Fideriserthal, in beiden letztern die wohlbekannten Mineralquellen von Fideris und Jenaz.

Der **Rhäticon**, den schon Pompon. Mela unter dem Namen „Rhaetico mons" kannte, geht am Gebirgsknoten des Selvretta von der Alpenkette aus und wird zum Scheidewall zwischen dem Prättigau und Montafun. Bis zum **Madrishorn** streicht er gen W. N. W., von dort bis zur **Sulzfluh** gen Norden, dann bis zum **Grattenspitz** im Hintergrund des Gauyerthals gen Nordwest, und vertheilt sich hier in die Nebenkette, die sich gegen Feldkirch wendet und in diejenige, welche den **Falkniß** bildet. Von seinem gewundenen Kamm senken sich theils triftenreiche, theils felsigte, schluchtenartige Thäler mit reißenden Wildbächen nach den beiden anliegenden Hauptthälern. Die erhabensten Gipfel dieser Nebenkette wetteifern in ihrer Höhe mit den Stöcken des Hauptkammes. Wo der nördlichste Ausläufer des Sardaskagletschers sich in den Hintergrund des Slapinerthals (silva pina) senkt, entsteigt die **Litznerspitz**; weiter nordwestlich die **Schildfluh**, von den Montafunern die **Kübliser-Spitz** genannt, neben ihm die **Rothbühel-Spitz** und dann das schwarze **Madrishorn** (Madrisa). Auf dem Kamm südöstlich der Madrisa erblickt man noch Trümmer alter Landwehren aus den Zeiten des 30 jährigen Kriegs, wo die Heerbanden Baldirons mehrmals über diese Höhen ins Prättigau einfielen. Um die fächerartig getheilten Zuthäler von St. Antönien, aus welchen mehrere Alpwege nach dem Montafun führen, zieht sich der Kamm des Rhätikon bogenförmig herum, theils hohe Spitzen, theils mauerartige Felsenwände bildend; am Blaßeggenjoch die jähe Felsenmauer **Weißfluhe**, und von vier ausgezeichneten Bergkegeln am höchsten die **Sulzfluhe** ob Patnaun, wo eines der schönsten Echo im Alpengebirg bewundert wird. In diesem Gebirg fallen die vielen Spalten, Löcher und Höhlen auf, deren Mehrzahl unzugänglich ist, die übrigen nur schwer und theilweise mit Gefahr zu erklimmen. Nach dem Bericht des Dekan Pol, der sie untersuchte, bilden sie labyrinthische Gänge, die bald zu hohen Domen sich aufwölben, bald zu niedrigen und engen Schlupflöchern zusammenziehen und höchst vielfältig verzweigt sich tief in den Felsenleib einwärts fortsetzen. Ihre Wände und Decken sind mit Mondmilch und Tropfstein besetzt, ihr Boden bildet kleine, im Hintergrunde vermuthlich auch tiefere Wassersammler. Auffallend sind die daselbst gefundenen Rollsteine wie Flußgeschiebe, deren Daseyn auf die Periode uralter Erdrevolutionen hindeutet. Der nordwestliche Nachbar der Sulzfluhe ist das **Schwarzhorn**, das wie die vorigen Höhen, dem Rhätikon eigenthümlich, mit riesenmäßigen Mauern im Hintergrunde des Druserthals jählings aufsteigt. Zwei Einschnitte in den Kamm des Höhenzugs: das s. g. **Druser-** und **Schweizerthor**, eigentlich nur Spalten mit hohen Kalkfelsen ummauert, getrennt durch andere

mauerartige Gebirge, führen aus den einsamen Höhen von Schuders hinüber nach dem Montafun, die Wege der Anwohner, um zu Einschwärzung von Salz, Fabrik- und Kolonialwaaren die Mauthwachen zu umgehen. Weiter nordwestlich der Gafall-Paß, der zum Lüner-See führt. In wiefern die Benennungen: Druser-Alp, Druserthor und Val Druschauna, wie das Montafun in alten kirchlichen Urkunden genannt wird, auf den römischen Drusus hindeuten, ist schwer zu sagen.

Der mächtigste Stock in Rhätikon ist unstreitig die Scesaplana (Saxa plana, Cenciaplana etc.), welche von den Montafunern Senkopf, auch Schilan und nach ihrem Gletscher auch der Brandner-Ferner genannt wird. Ihre Lage ist, nach Magisters Rösch Messungen, unter 27° 17′ 12″ der Länge und 47° 3′ 45″ nördl. Breite; ihr kegelförmiger Gipfel hebt sich aus zerrissenen, mauerartigen Wänden, Schneelagern und Gletschern zur Höhe von 9207 Fuß empor. Ihre Ersteigung ist zwar mühevoll, doch lohnt sie mit reichlicher Fernsicht die Mühe, denn was rechts und links die hohe Bergwelt der Schweiz und des Tyrols darbietet, liegt frei und in überraschendem Kontrast mit der Hochfläche von Oberschwaben, letztere bis Ulm hin, aufgedeckt vor dem Blick. Ostwärts schweift das Auge bis zum Dreiherrnspitz und wahrscheinlich bis zum Großglockner, südlich über die Eiswüste am Selvretta und Piz Linard, weiter bis zum Orteles und über hohe Ketten bis zu den Höhen in der Berninagruppe; westwärts dann die Bergwelt am Gotthard bis zu den Berneroberalpen.

Auf der nordöstlichen Seite des Bergrückens ruht in tiefem Kessel, von einem Felsenwall umschlossen, der Lüner-See, der fast eine Stunde im Umkreis hat. Bei Gewitterstürmen, die hier sehr häufig sind, soll er heftig rauschen. Tiefer noch einerseits das offene Montafun mit seiner Menge von Dörfern und Höfen, anderseits das triftenreiche Prättigau. Auf dem verwitterten Gipfel selbst, wo alles Pflanzenleben erstorben, zeugen versteinerte Muscheln vom Kampf der Elemente in der Jugendperiode unsrer Erde. Von der Scesaplana zieht sich der Kamm entschieden westwärts über die Hornspitz oder Schwarzen Kopf zum hohen Tschingel mit seiner begrasten Spitze und seinen Kalksteinbändern, die ihn umgürten, oberhalb des verlassenen Ganper-Bades; in weiter Beugung setzt sich der Höhenzug um das Gaunerthal und seine drei Seen über den Naafkopf und die Grattenspitz zu dem Knoten, wo sich die Kette theilt. Die streng gegen Westen und Südwest laufende Nebenkette hebt einerseits den Vilan oder Augstenberg 7356 Fuß, den Falkniß 7605; anderseits den Mayenfelder Kamm 7834, und wendet sich zum nördlichsten Höhenpunkt des Kantons über der Guscha-Alp zum Würznerhorn, wo sich Bündens Gebiet von dem Lichtensteinischen scheidet.

Am Septmer warfen wir einen Blick über die Querschwelle des Majola, auf dessen Südseite die höchste Gebirgsgruppe des gesammten rhätischen Hochlandes, mächtig durch ihre Massen, schauerlich durch ihre Gletscher, sich aufthürmt. Der Geognost findet in ihr die Fortsetzung der Uralpenaxe, der denkende Beobachter der Natur wundert sich, am Saume Italiens die ergiebigste Werkstätte des Hochgebirgs-Eises zu finden. Diese Gruppe ist aber keineswegs eine vereinzelte Erscheinung, sondern Glied eines selbständigen Höhenzugs, der mit der oben gezeichneten rhätischen Alpenkette parallel bis zum Orteles hinzieht.

Der ganze Aufbau dieses Höhenzuges ist im Fachwerk und Grundplan des gesammten Alpengebäudes eine seltene Erscheinung. Nicht mehr als Vorberge oder als Strebepfeiler in Querketten zu Unterstützung des Hauptkammes angelehnt, sondern als selbständiger Höhenzug streicht er von W. S. W. nach O. N. O. mit Hochgipfeln, die in Erhabenheit und Ergiebigkeit der Eisbildung mit der Gruppe am Finsteraarhorn sich messen. In seiner Längenerstreckung schafft er das eben so merkwürdige Hochland des Innthales, welches zwischen der nördlichen und südlichen Parallelkette, vom Maloja bis Martinsbruck, fast 19 Stunden lang in der absoluten Meereserhebung zwischen 5800 bis 3800′ sich behauptet und von der Natur bestimmt zu seyn scheint, zwischen dem östlichen Süddeutschland und der Lombardie die leichteste und kürzeste Straßenverbindung zu öffnen. Von Inspruck bis Chiavenna — eine Entfernung von 55 Stunden — bietet sich nirgends eine bergartige Querschwelle dar, da der Maloja zwischen dem Quellenbezirk des Inns und der Maira kaum als eine Berghöhe zu betrachten ist.

Diese Reihe von Längenthälern, welche am Clevner-See beginnt und durch das Bergell, über Maloja und das Hochthal des Engadins bis ins Tyrol hinstreicht, wird vom Hauptthal der Adda, d. h. vom Veltlin und der Grafschaft Worms, durch den fast 36 Stunden langen Alpenzug getrennt, welcher am Clevner-See rasch zu den hohen, innerlich zerklüfteten Felsen aufsteigt, deren eingestürzte Hörner einst (1618) den Flecken Plurs begruben. Er streicht zwischen dem Bergell, und anderseits den Thälern Codera, Valmasino und Valle di Mello über die Hörner des Mt. Droso, Ligoncio, Piz Zocca, Sissone und Torrone, zum Mt. Muretto und Mt. dell' Oro, wo die hohe Bernina-Gruppe beginnt. Kaum ist ein andrer Gebirgswall im ganzen Alpengebiet zu finden, der an wilder Zerrissenheit der Höhen, an innerlicher Zerklüftung und gewaltiger Belastung der Kämme und Hochthäler mit Gletschereis diesem Bergrevier zu vergleichen wäre.

Vom Bergell aus betrachtet, beherrscht der hohe Piz sur Stampa den Vordergrund; aus dem schauervollen Eiskamm aber, welcher im Hintergrund der Thäler Bondasca und Albigna sich gegen den Muretto hinwindet, ragen die Spitzsäulen und Kuppen des Piz Codera und Ligoncio weit über ihre sehr hohen Nachbarn empor, und obgleich die Cima Ligon-

cio, nach Weldens Messung, die Höhe von 10,221 Fuß erreicht, so überbietet ihn doch um 500 bis 800 Fuß die Furcula di Mezzodi; alle aber übertrifft das noch ungemessene, von unzugänglichem Eise umpanzerte Horn in der Nähe der Albigna-Alp, welches als Cima del Monte Sissone mit seinem Nachbar Pizzo Torrone zu den höchsten Alpengipfeln der südöstlichen Schweiz gerechnet werden darf. Weniger zerklüftet, aber gleich erhaben und vergletschert ist die gewaltige Berggruppe vom Muret bis zum Mt. dell' Oro, deren tiefste Einsattlung den Uebergangspunkt des Passo del Muret, 8050 Fuß über M., gestattet. Nicht weniger hoch sind die Alpwege über die westlichen Joche, die Pässe del Val Codera, di Bondo, di Zocca. In diese Gebirgsmassen ziehen sich von der Süd- und Nordseite mehrere Thäler aufwärts zu den von Gletscherlasten umlagerten Bergjochen; von Süden her das hohe und unter Trümmermassen eingestürzter Bergkämme fast vergrabene Val Codera, das Masiner und stark bewohnte Malenkerthal mit ihren Verzweigungen; von Nordwesten vorzüglich Val Bondaska und Albigna, nebst einigen andern Alpthälern, die bei Stampa oder von Maloja aus nach den ragenden Hochgebirgen aufstufen.

Oestlich vom Monte dell Oro beginnt dann die merkwürdige Bernina-Gruppe, welche an Höhe und Gletschereis Alles übertrifft, was die übrige bündnerische Gebirgswelt in dieser Hinsicht aufzuweisen hat, und deren höchsten Hörner dem Orteles und Finsteraarhorn den Vorrang streitig machen. Dieses Berninagebirg gruppirt sich in zwei Massen: 1) die westliche Gruppe hebt im Hintergrund des Feetthals den Mt. dell Oro und den Mt. Fora, dann den hohen Mt. Tremoggia in der Mitte des Thalhintergrundes, und östlich das Thal schliessend, den Mt. Caspoggio. Von ihnen senken sich die großen Eismassen nieder, welche theils den Rand steiler Felsenwände mit Gletscherzinnen bekränzen, theils in gedrungener Masse den Hintergrund des Feetthales ausfüllen. 2) Oestlicher dann die Gruppe des eigentlichen Bernina; sie umzieht die Thäler Roseg und Mortaracci und senkt sich zu der Einsattlung nieder, wo am Lago Nero und Bianco der Berninapaß das Poschiaverthal mit dem Oberengadin verbindet. In dieser östlichen Gruppe heben sich viele der erhabensten Alpenhörner aus der grausenhaften Eiswelt, welche diese Gruppe auszeichnet; aber der bündnerische Anwohner hat für diese ragenden Wolkenstühle keine Eigennamen. Auf der vom östreichischen Generalstab herausgegebenen Karte der Lombardie werden diese Hörner alle unter dem Namen Monte Rosso di Dentro und di Scerscen aufgeführt. Der letztere Gebirgsriese, mit seinem gabelförmigen Horn im Hintergrunde des Rosegthales, dürfte nicht unpassend Roseghorn genannt werden; von den drei Hörnern im Hintergrund des Val Mortaracci, welche auf erwähnter Karte Mte. Rosso di Dentro heißen, erreicht das östliche mit seinem breiten Rücken eine Höhe von 13,000 Fuß. Bis zu einer Höhe von 11,000 Fuß wurde dasselbe von Dr. Osw. Heer erstiegen, aber sein Gipfel nicht erreicht; vermuthlich sind es diese Gipfel, welche L. v. Buch mit dem Namen Munterasch und Mte. Cdretta bezeichnete; der

erstere dieser Namen ist sicher aus dem Munde des Volks geschöpft. Ueber die Menge der ringsum sich erhebenden Bergsäulen ist noch Alles, was Namen und Höhe betrifft, ganz ungewiß.

In diese Berninagruppe ziehen sich von der Nordseite zuerst westlich das Val Muretto, Val Vtuoz und das triftenreiche Val Feet mit seinem circa 6000 Fuß hoch gelegenen Bergdörflein; ferner das Thal von Ponteresina mit seinen vergletscherten Seitenarmen, dem Roseg- und Mortoracci-Thal aufwärts. Von der Südseite sind es die Ausläufer des Val Malenco, welches in die grausenhafte Gletscherwelt am südlichen Abhang der Berninahörner sich verzweigt. Der rauhe, aber viel betretene Berninapaß, dessen Scheidecke 7181 Fuß hoch liegt und die beiden Seen Lag. Nero und Bianco trägt, bildet die tiefste Einsattlung in diese hohe Gebirgsreihe; die gefährlichen Gletscherwege durch Feet nach Malenco werden nur von den kühnsten Anwohnern im Sommer betreten. Wo sich der Berninapaß gen Poschiavo niedersenkt, heben sich auf der Südwestseite zwei eisbepanzerte Kuppen, der über 10,000 Fuß hohe Pizzo Scalino und Fontana; nördlicher auf der Ostseite eine Reihe von gewaltigen Gipfeln, unter welchen der Mte. Minur und Corno di Dosde sich auszeichnen. Auch sie scheinen die Höhe von 10,000 Fuß zu übersteigen.

Merkwürdiger als die Hochgipfel dieses Gebirgwalls, ist der weithin verzweigte Berninagletscher, den man in übertriebener Schilderung als ein zusammenhängendes Eismeer von mehr als 16 Stunden im Umfang darzustellen beliebt hat. Derselbe hat allerdings eine bedeutende Ausdehnung, wird aber hin und wieder durch nackte schwarze Hörner und Felsenkämme unterbrochen, so daß die gesammte Gletscherreihe in drei Hauptgruppen sich scheidet.

Die erste Gruppe hat ihren Mittelpunkt auf den Höhen im Hintergrund des Bondascathals, auf den Abhängen am Cima Ligoncio, und Pizzo Zocca; von dort streichen die Eisarme gegen die Thäler Codera, Bondasca, Masino, und die westlichen Zweige des Val Malenco und nordwärts gegen die Alp Albigna und das Ordlegnothal am Muretto. — Die zweite Gruppe hat ihren Mittelpunkt auf dem hohen Kamm, welcher das Feetthal von Malenco trennt, dagegen die Gebirgsstöcke des Mt. dell' Oro und Tremoggio unter sich verbindet. Dieses größte Gletschermeer gießt seine gewaltigen Eismassen (den untern und obern Berninagletscher) in die Thäler Feet, Roseg, Morraracci (Munterasch), prachtvoll gegen den Laco Bianco, und in die höchsten Bergthäler der Landschaft Poschiavo, hauptsächlich aber südwärts in die obern Malencothäler und deren Gebirgsschluchten; die Gletscher di Scerscen und Fellaria, die Palüdgletscher und andere lasten in weiter Verzweigung auf den südlichen Kämmen und Terrassen. — Die dritte Gruppe umlagert die Höhen östlich vom Berninapaß, die Stöcke Pizzo di Dosde und einige Kämme am Mte. Minur; sie ist die kleinere und tritt nur in vereinzelten Eislagern auf. Eine besondere Erscheinung bietet der Rosegletscher dar, auf dessen

Eisfeld seit mehrern Jahrhunderten eine Grunddecke ruht, welche mit Vegetation bekleidet als Viehtrift abgeweidet wird. Wie in Libyens Sandmeeren, so hat hier die allschaffende Naturkraft auf uraltem Eisgrund und rings vom Gletscher umschlossen eine beblümte Oase hervorgebracht. Diese außerordentliche Werkstätte des Hochgebirgseises läßt sich weniger aus der Höhe der Bergmassen erklären, als aus dem ungemeinen Kampfe des Föhns (Südwind) mit den Nordostwinden, die einen ungewöhnlichen Niederschlag der vom Föhn in die Atmosphäre gegossenen Dunstmasse in raschem Temperaturwechsel dort zu Gletschereis binden.

Die Gebirge östlich von der Berninagruppe bieten weithin keine ähnlichen Schneegipfel und Eisfelder dar, wie die so eben gezeichneten. Wohl lagern kleinere Eislasten in Schluchten und auf Abhängen an mehrern hohen Felsenhäuptern, am Cima Buoi, im Hintergrunde des Scarlthals, am Piz Pizzoc, dessen Gipfel eine Höhe von 10,880 Fuß erreicht, ferner am Follien und andern hohen Firsten; aber Italien und das Engadin sind gegen Bormio hin nicht mehr durch Eisfelder geschieden. Ueberhaupt bietet die östliche Fortsetzung dieses Alpenzugs zwar hohe Berge, aber wenig Merkwürdiges an ihnen dar. Ueber den Ofen und Buffalora führt ein vielgebrauchter Paß nach dem Münsterthal, und in dem wilden Revier um den Piz Pizzoc ist noch die ungestörte Zufluchtsstätte der Bären, welche öfter die Heerden bedrohen als anfallen. Im Allgemeinen ist die Gebirgsgruppe zwischen Unterengadin, Münsterthal und Rescher Heide, aus denen der Follien, der Katzenkopf und andere sich auszeichnen, noch wenig bekannt. Zwischen dem Münsterthal und der Grafschaft Bormio zieht sich ein hoher Bergkamm über den Umbrail (9170′) zum Wormser- und Stilfserjoch, in dessen Nähe mitten aus einem Gletschermeer der selbst mit Eis bepanzerte Stock des Orteles über 12,000′ (nach ältern Berechnungen über 14,400 Fuß) sich erhebt. Dieser Koloß gehört schon nicht mehr zum bündnerischen Gebirgslande, und wir können unsre Wanderung in dieser Richtung um so mehr am Wormserjoch (7680′ über M.) schließen, als dasselbe vom hohen Orteles durch einen vergletscherten Kamm geschieden wird, welcher das „Ende der Welt“ genannt wird.

Noch bleibt uns der Höhenzug übrig, den man in neuerer Zeit nicht unpassend die Tödikette benannt hat. Fast parallel mit den Centralalpen des rhätischen Gebirgs zieht sich von der Gotthardsgruppe über den Stock des Krispalts eine Gebirgsreihe gegen O. N. O., trennt das bündnerische Thalland des Vorderrheins zuerst von den Linththälern im Kanton Glarus, und wird dann Scheidemauer zwischen Bünden und einigen St. Gallischen Thälern. In ihr gebietet der Tödistock, daher ihre Bezeichnung als Tödikette. Sie erhebt sich aus dem Vorderrheinthal wie eine Mauer, ohne Nebenäste und beträchtliche Thaleinsenkung; dagegen sendet sie

auf ihrer Nordseite mehrere Nebenketten aus, die den Kanton Glarus theils durchziehen, theils von Uri und St. Gallen scheiden. Der Krispalt (Crispa alta) ist in seinem Namen treffend als hoher Kamm bezeichnet, er steht zwischen Uri und dem bündnerischen Hochland Tawetsch, und sendet sowohl dem Vorderrhein als der Reuß seine Gewässer zu. In der Niederung zwischen ihm und dem Badus ruht, von jäh aufsteigenden Felsmauern eingeengt, der kleine Oberalpsee, in dessen Nähe, 6174 Fuß über M., das Marchkreuz steht, welches die Grenz- und Wasserscheide zwischen Bünden und Ursern bezeichnet. Wo der Krispalt sich gegen N. N. O. zum Kreuzberg niedersenkt, führt ein sehr beschwerlicher und oft nicht ohne Gefahren gangbarer Weg über Gletscher durch die 8400 Fuß hohe Bündnerlucke von Sedrun ins Maderanerthal. Nördlich, im Hintergrunde des Stremthals, steht der 10,200′ hohe Oberalpstock, nächst dem Tödi einer der höchsten Gipfel in dieser Kette.

Wie ein Centralstock tritt dann der Tödi (oder Dödi) auf; aus gewaltigen Gletschern und Schneelagern hebt er sein Doppelhorn zu einer Höhe von 11 und 12,000 Fuß. Er bildet eine Gruppe mit mehrern sehr ansehnlichen Kuppen. Zwischen den höchsten Hörnern, dem eigentlichen Tödihorn, dem Piz Rosein, dem Bifertenstock, dem Piz Urlaun und andern Felskuppen lagern mächtige Gletscher; wilde Trümmerhaufen auf dem Grat des Bergzugs bezeugen die fortschreitende Zerstörung, welche auch an diesem Gebirgsfürsten und seinen Gliedern mit Erfolg arbeitet. Schauerlich aber ist vor allem der Anblick der grauen Felsenzwillinge selbst, die unter dem Namen Tödi und Piz Rosein (oder Rusein) die ganze nordöstliche Gebirgswelt überschauen. Noch sind die höchsten Gipfel unerstiegen, da es den Anstrengungen Dr. Hegetschweilers nicht gelang, den Scheitel des Stammhalters zu erklimmen. Schon der Grat, welcher den Tödi mit den Clariden verbindet, erreicht in seiner tiefsten Einsattlung eine Höhe von fast 9000′. Die Gletscher zwischen dem Tödihorn und Biferten, den die Bündner Mt. Durgin und Platalva nennen, liegen bei 10,000 Fuß über M., und von diesem Standpunkt erscheint das höchste Horn noch immer als ein ansehnlicher Berg, dessen Kegel sich mit Gewißheit auf 12,000 Fuß Meerhöhe anschlagen läßt.

Die Schneelinie läßt sich am Tödi im Durchschnitt auf 7—8000′ ansetzen, obgleich in düstern Schluchten noch ziemlich weiter herab sowohl Schnee als Eis die Sommerhitze bestehen. Ueber den Grat östlich und westlich der Tödihörner führen Alpwege; westlich über den Sandfirn aus dem hintern Linththal nach Disentis, östlich über die Muttenalp am Kistenberg und Mot de Röbi durch Alpen und wilde Tobel nach Brigels. Auf dem Grat, wo der Grenzstein steht, ist alles Pflanzenleben erstorben, ringsumher nur Trümmer und ödes Gestein. Eben so hoch, nämlich 8650′, ist auch auf der Westseite des Bergstocks der Sandgrat und doch wird dort noch einige Spur von Vegetation gefunden; beide Alpwege sind oft gefahrvoll, wenn trügender Schnee oder beweglicher Felsenschutt

die klaffenden Spalten der Gletscher deckt. Kein Ohr vernimmt mehr auf jenen einsamen Höhen die wundersüße Musik in den Lüften („suavissimus sonorum musicorum concentus in aëre"), welche — wie Scheuchzer als Volkssage berichtet — von den Hirten bisweilen gehört wurde.

Von jener Grathöhe hebt sich die weithin sichtbare Pyramide des Brigelser-Horns, welche irrthümlich öfters Piz Rusein genannt wird. In der Fortsetzung der Kette gegen N. O. zeichnet sich der 9710′ hohe Hausstock aus, dem zur Seite die begletscherten Hörner des Jäzstocks und Vorabs liegen. Ueber deren Einsattlung führt der Panixer-Paß von Panix nach Elm, durch den s. g. gehauenen Weg; so heißt eine Strecke durchbrochener Felsen, welche nach dem Volksglauben von den Römern geöffnet wurden. Die Grathöhe steigt nicht über 7349′ an, und doch ist daselbst alles Pflanzenleben erstorben, und schon mit 5000′ hört aller Holzwuchs auf. Ueber diese wilden Gebirgspfade zog mit großem Verlust an Menschen und Train 1799 eine Abtheilung der russischen Armee unter Suwarow. — Oestlich entsteigt dem Felsengrat der stets mit Schnee bedeckte Piz da Sengias, auch Segnes oder Tschingelspitz genannt, dessen Höhe nach Meyer 8950′; hier liegen die zwei großen Flimser-Gletscher Sengias sura und Sengias sut. Ueber den letztern führt ein beschwerlicher Alpweg; auf der Westseite ist die große runde Oeffnung im kahlen Felsen, welche das Martinsloch genannt wird. Oestlicher hebt sich als Grenzstock dreier Kantone die Scheibe — etwa 9380 oder 9535′ über M. — sie sendet den Sardona-Gletscher und die Tamina in das Calfeuserthal. Weiter südöstlich dann der Ringelspitz oder Glaserberg, in bündnerischen Urkunden auch Tristols genannt (9730′ über M.); von ihm senkt sich der Kamm zum Gunkelspaß 4260′. Jenseits dieser Einsattlung hebt sich aufs Neue das Gebirg in den langgestreckten Calanda (oder Galanda), der mit seinen zwei Hörnern (Männer- und Weibersattel genannt) das Rheinthal bei Chur und die Umgegend beherrscht. Seine südwestliche Spitze oder der Churer-Galanda hebt sich 7877′; die nördliche Spitze bei den s. g. Zeichen steigt 8253 Fuß über M. Merkwürdig, aber der Kalksteinformation eigenthümlich, sind auf der östlichen Seite die mauerartigen Felsenbänder, welche hoch im Berge beginnen und in einer Schlangenlinie, unter sich fast parallel, öfters in einer senkrechten Höhe von mehr als hundert Fuß, bis ins Thal zum Rhein herunterlaufen. Das nördliche Felsenband heißt Scalaripp, das südliche trägt die Ruinen der alten Burg Lichtenstein, und weiter aufwärts die Räume der Veste Grottenstein. Sie sind dem Beobachter der Gebirgsbildung sehr willkommen, da er vermittelst derselben das Profil, die Senkungslinie und die Mächtigkeit der Schichten untersuchen kann. Die höchste Spitze des Galanda, welche leicht zugängig ist und von der Thalebene in 7 bis 8 Stunden erstiegen werden kann, verdient von jedem Freunde erhabener Aussichten besucht zu werden. Das Auge übersieht zwar gegen Norden nicht einen so unbegränzten Horizont, wie auf der Scesa plana, welche fast 1000 Fuß höher ist, allein der Anblick des majestätischen Kranzes der hohen

Alpenfirsten in ihrem blendenden Schnee- und Eisgewand ist überraschend.

Die Fortsetzung des Galanda-Gebirgs gegen Norden ist der Mastrilserberg (mons sterilis) mit seinen grünen Matten. Einer der höchsten Punkte desselben über St. Margaretha, ist Matton (5534′ über M.), von wo eine schöne Aussicht. Der Endpunkt dieses Höhenzugs sind dann nördlicher die zwei nackten Felsenköpfe Pizilon oder die zwei Brüder (4479 Fuß über M.), die wie bündnerische Grenzwächter auf die beiden Zollbrücken herabschauen.

Ueberblick der geognostischen Verhältnisse.

Die Gebirgsnatur im Kanton Graubünden, obgleich im Allgemeinen und einzelnen von verschiedenen Geognosten untersucht, bietet noch immer, wie vielleicht kein andrer Kanton, Gelegenheit zu Lösung einer Menge sowohl für die Wissenschaft überhaupt, als namentlich für die Geologie der Alpen wichtiger Fragen. In neuester Zeit haben, nächst Leopold v. Buch und Conrad Escher, die beiden Geognosten Prof. Bernhard Studer und Arnold Escher von der Linth sich die größten Verdienste um die nähere Kenntniß dieses Alpengebiets erworben. Aus dem reichen Schatze ihrer Beobachtungen und vergleichenden Zusammenstellungen theilte uns mit freundschaftlicher Güte Hr. A. Escher v. d. Linth nachstehende übersichtliche Zeichnung der geognostischen Verhältnisse Bündens mit, welche für jeden Naturforscher um so interessanter seyn wird, als sie einige bisher wenig bekannte Gebirgsreviere in ihrer Eigenthümlichkeit beleuchtet.

Bei der Betrachtung der geognostischen Beschaffenheit des bündnerischen Alpengebiets ist vor Allem auffallend, daß dieses Land — zufolge der allgemeinen Scheidungslinie der Kalkgebirge von den krystallinisch-schieferigen und körnigen Gebirgen (dem s. g. Urgebirge) östlich und westlich von Bünden — innerhalb des Gebiets der Urgebirgsarten liegt, und dennoch großentheils, namentlich in seinem nördlichen Theil, aus Thonschiefer, grauwackenartigem Sandstein und Kalkstein besteht, welche früher zur Urgebirgsformation gerechnet wurden, jetzt aber zufolge der neuern Untersuchungen zu den jüngsten Flözbildungen gezählt werden müssen. Mehr noch, dieser Thonschiefer und grauwackenartiger Sandstein sind nicht scharf abgeschnitten von den krystallinisch-schieferigen und körnigen Felsarten (dem Urgebirge), sondern sie gehen im Gegentheil auf die manchfachste Weise in die letztern über und bilden namentlich im Westen, in der Gegend des Lukmaniers, mächtige weit ausgedehnte Zwischenlagen zwischen Gneis und Glimmerschiefer.

Speciellere Betrachtung des Thonschiefer- und Grauwacken-Gebiets.

Der Thonschiefer Bündens ist von manchfach wechselnder Beschaffenheit; bald reiner Thonschiefer; bald glänzend quarzreich, dem Glimmerschiefer nahe verwandt, bald nähert er sich dem Mergelschiefer. Alle diese Abänderungen finden sich in kleinen Entfernungen. Sehr häufig ist er auch mit Kalkstein gemischt, überdieß bildet der Kalkstein in ihm oft dicke und dünne Zwischenlagen, in diesem Falle ist er meist dunkelfarbig, theils dicht, theils körnig. Eben so mannichfaltig sind die mit dem Thonschiefer wechselnden Sandsteine, bald fein- bald grobkörnig; die Geschiebe derselben sind kalksteinartige, quarzige Kieselschiefer 2c.; oft sind sie schieferig und in diesem Fall meist sehr glimmerreich auf den Ablösungen, — kurz sie haben die größte Aehnlichkeit mit dem in einigen Theilen der Kantone Bern, Luzern, Schwyz 2c. herrschenden Flyschsandsteine. Sehr bemerkenswerth sind die im Thonschiefer an vielen Stellen — namentlich in den Trinser-Alpen, Prättigau, Schalfiggthal vorkommenden Pflanzen-Abdrücke, Fucoiden-Arten zugehörig, die bis jetzt in andern Ländern nur in der Kreide- und Grünsandformation gefunden worden sind.

Verbreitung der Thonschiefer-Gruppe. Der Thonschiefer mit seinen angeführten untergeordneten Gliedern bildet einen großen Theil des Nordabhangs des Vorder-Rheinthals, vom Döđiberg an bis zum Galanda. Eben so besteht aus ihm der größte Theil der südlichen Seitenthäler des Vorder-Rheinthals und selbst des Hinterrheins. So ist das ganze Lugnez-Thal beinahe ausschließlich in Thonschiefer eingeschnitten und eben so das Valserthal bis in die Nähe des Dorfes Vals, das Safienthal liegt ganz in seinem Gebiet und das Hinterrheinthal bis Zillis; auch die höhern westlichen und nördlichen Abhänge bis oberhalb Sufers bestehen noch aus diesem Schiefer. Eben so dringt er tief ins Oberhalbsteiner-Thal hinein bis in die Gegend von Marmels. Vom Hinterrhein und der Albula zieht sich dann diese mächtige Bildung gegen Nordosten hin, bildet das Gebirg zwischen Domleschg und Parpan, eben so den größten Theil des Schalfiggerthals und dehnt sich von diesem ununterbrochen quer durchs ganze Prättigau bis zur Kette des Rhätikon aus.

Wie eine Insel aber erhebt sich mitten aus dem Thonschiefer-Gebiet zwischen dem Churwalder- und Schalfiggerthal die aus krystallinischen Gebirgsarten (Glimmerschiefer, Hornblendeschiefer, körnigem Dolomit, aber auch Versteinerungen führenden Kalkstein) bestehenden wildzerrissenen Ketten des Gebirgsstocks des Rothhorns hervor, an deren Ostseite bei Erosa Serpentin in bedeutender Mächtigkeit auftritt. Zugleich erscheint dieser Gebirgsstock für die umliegenden Gebirge als ein Mittelpunkt, von welchem sie alle nach Außen — nach der Peripherie hin abfallen. Während nämlich im größten Theil des Thonschiefer-Gebiets, am ganzen nördlichen Abhang des Vorderrheinthals und ebenso in dessen südlichen Gebirgen vom Lugnez bis zum Domleschgerthal, die Schichten von W S. W.

nach O. N. O. streichen und gegen S. und S. S. O. unter stärkerer oder schwächerer Neigung einfallen, so zeigt hingegen die Kette zwischen Domleschg und dem Thal von Churwalden und Parpan, welche zunächst westlich vom Rothhornstock liegt, mehr das Streichen von S. nach N. oder von S. O. nach N. W. und die Schichten fallen gegen W. und S. W. Die Schieferkette aber zunächst N. O. vom Rothhornstock, welche das Schalfigg-Thal vom Prättigau trennt, weicht um wenige Grade gegen S. von der Richtung von O. gegen W. ab; ihre Schichten aber fallen südöstlich, also gegen die krystallinischen Gebirgsarten des Rothhornstocks hin, ein Verhältniß, welches sehr häufig zwischen den aus Sedimentgesteinen bestehenden Ketten und den krystallinischen Gebirgsarten stattfindet. Die Kette endlich, welche in S. O. dem merkwürdigen Gebirgsstock des Rothhorns vorliegt, fällt ebenfalls von diesem Mittelpunkt nach Außen hin mit südöstlicher Einsenkung ab.

Sie besteht indessen nicht, wie die beiden andern diesen Gebirgsstock einschließenden Ketten aus kalkreichem Thonschiefer und Sandstein, sondern theils aus hellfarbigem mauerförmigem Kalk und Dolomit, zum Theil aus einem rothen, dem Porphyr nahe verwandten und selbst in solchen übergehenden Sandsteine. Dieser bildet theilweise die Höhe des Kammes, aber auch die tiefern Abhänge zwischen Frauenkirch und Schmitten, und der Kalk liegt zum Theil auf ihm. Ein ganz ähnlicher Sandstein findet sich auch in bedeutender Ausdehnung zwischen Filisur und Bergün, der Zusammenhang zwischen beiden ist aber noch nicht genügend nachgewiesen.

Ein ähnlicher Kalk, oft dicht, oft körnig, theils massig, theils auch schieferig und dann meist mit Thon gemischt und dunkelfarbig, zum Theil dem Dolomit angenähert oder selbst in Dolomit übergehend, tritt aber auch im eigentlichen Gebiet des Thonschiefers auf, bildet dort meistentheils die höchsten Kämme und senkt sich nicht selten bis in die Thäler hinab.

So besteht der Gipfel des Dödi und des Piz Rosein aus solchem Kalkstein und Kalkschiefer, der in eine Höhe von 9000 Fuß am Piz Gron in der Rosein-Alp noch Petrefakten und andere deutliche Belenniten enthält. Ebenfalls an der Nordseite des Vorderrheinthals senken sich von dem mit mächtigen Gletschern bedeckten Rücken des Sardon gewaltige Massen mauerförmigen Sandsteins mit südlichem und südöstlichem Fall gegen das Rheinthal hinab und bilden den durch seine Mauerform so ausgezeichneten Flimserstein (Crap de Flemms). In fast ununterbrochener Reihe setzt dann diese mächtige Kalkbildung gegen Osten durch die Kette des Ringelkopfs fort in den Calanda, dessen ganzer südliche und östliche Abfall aus S. und S. O. fallendem Kalkstein besteht, und zwar sind seine tiefern Lager meist dolomitisch zerklüftet und massig, die oberen dagegen mehr schieferig mit Thon und Kiesel gemengt und dunkelfarbig.

Ein ähnlicher schiefriger unreiner Kalkstein bildet die Felswände an der Ostseite des Rheinthals zwischen Chur und Mayenfeld. Im Falknis aber erhebt sich wieder der massige

mauerförmige Kalkstein, hier meist dunkelfarbig, durch Verwitterung an der Oberfläche aber gebleicht.

Gegen Osten hin bildet er dann die schroffen Hörner und Wände des Rhäticon-Gebirgs, aus dem vor Allen sich die Scesa plana auszeichnet, und endigt erst beim Madrisa-Horn. Das nackte, aus Dolomit bestehende Madrisahorn gehört nicht mehr zur Kette des Rhäticon, sondern erhebt sich als ein isolirter Stock zwischen dem Thale St. Antönien und dem Hintergrund des Prättigau's.

Im Falknis fallen die Schichten gegen Osten, an der Scesa plana, auf deren Gipfel sich mannichfaltig versteinerte Korallen, auch zweischaalige Muscheln, Corbula ähnlich, finden, eher gegen Norden. Die Lagerungsverhältnisse dieser Kalkmassen zu dem Schiefer des Prättigau's sind aber noch nicht genauer bekannt.

An der Südseite des Vorderrheinthals ist namentlich der Hintergrund des Savien-Thals eingefaßt zwischen mächtigen Mauern ähnlichen Kalksteins, unter dem namentlich die östliche Kette des Piz Beverins sehr ausgezeichnet ist und ihre Schichten gegen S. O. dem Hinterrhein-Thal zusenkt. Diese Kalkkette des Savierstocks und des Piz Beverins nimmt ihren Anfang schon in den herrschend aus Glimmerschiefer bestehenden Gebirgen von Vals, setzt mit östlicher Richtung, vom Hinterrheinthal unterbrochen, durch die Kalkberge ob Pignieu und Zillis fort nach Oberhalbstein und schließt sich dort der an Eisenschiefer (Eisenglanz) reichen Kalkkette des Schwarzhorns und der südlichern Stöcke an. Der Kalkstein dieser Ketten läßt sich sowohl westlich durchs Ferrera-Thal bis in die Gegend oberhalb Splügen, als östlich durch die Kette des von ewigen Gletschern umlagerten und noch von keinem Naturforscher betretenen Piz d'Err, des Tinzenhorns und durch die nördlichen Hörner des Albula bis ins Thal von Camogask verfolgen. In den noch wenig untersuchten Ketten zwischen Oberhalbstein, Ferrera und Avers greift die Kalkformation in das Gebiet der krystallinischen Gebirgsart (Urgebirg) ein, geht auch theilweise in schönen, theils dichten, theils körnigen weißen Marmor über, welcher unbeachtet und von keines Künstlers Hand verarbeitet, im Ferrerathal in großen Massen lagert. An die nördlichen Hörner des Albulathales reihen sich die Kalkgebirge, welche sich nordwärts bis zu den nun verlassenen Blei- und Silbergruben auf Davos erstrecken. Dem Kalkstein und auch dem Dolomit als untergeordnet, findet sich an vielen Orten Gyps. So im Gebiet des Thonschiefers und Kalksteins am Falknis ob Mayenfeld; im Prättigau am Madris; in der Alp Casanna (Davoser-Stock); ausgezeichnet bei Tiefenkasten, bei Tschappina am Heinzenberg; ferner in den dem Urgebirge untergeordneten Kalksteinlagen in der Kette des Rothhorns; beim Weißenstein auf dem Albulapasse; in der Alp Despiu mit Bleiglanz verbunden; im Engadin bei Fettan, bei Samaden und von da aufwärts bis oberhalb St. Moriz.

Krystallinisch-schiefrige und körnige Gebirgsarten (Urgebirge). Der größte Theil des westlichen, süd-

lichen und östlichen Bündens liegt im Gebiete des s. g. Urgebirgs, welches das Hauptgerippe der Alpen bildet. Seine Grenzverhältnisse indeß sowohl als seine Lagerungsverhältnisse zu den im Norden ihm vorliegenden, für jünger gehaltenen Schiefer- und Kalkbildungen weichen bedeutend ab von denjenigen, welche sich westlich von Bünden beobachten lassen. In diesen letztern Gegenden wird die Grenze durch eine ziemlich gerade von S. S. W. nach O. N. O. laufende Linie gebildet; ferner liegen die Kalksteine und andere Flözbildungen deutlich ungleichförmig auf dem Urgebirge auf, indem dort die nördlich fallenden Schichten der erstern die steil südlich sich einsenkenden der letztern deutlich bedecken und scharf von ihm gesondert sind. In Bünden dagegen, wie bereits angedeutet, ist diese Grenzlinie bedeutend (wohl 12 Stunden) weiter gegen Süden gedrängt und überhaupt sehr unregelmäßig, indem nicht nur das Urgebirg stellenweise (Hintergrund des St. Petersthal und Hinterrheinthal) in das Gebiet des Thonschiefers vordringt, sondern sogar im Vorderrheinthal sich in der ganzen Längenerstreckung des Thals zwischen dem Thonschiefer und Kalkstein eindrängt. Auf ähnliche Weise drängt sich auf der andern Seite der Thonschiefer in bedeutender Mächtigkeit zwischen dem Gneis und Glimmerschiefer des Peters- und Medelser-Thales bis jenseits des Lukmaniers hinein.

Während in Uri das Urgebirg schon durch die übergreifende Lagerung vom Flözgebirge scharf getrennt ist, fallen hingegen in Bünden die Schichten beider Bildungen herrschend gegen Süden ein, so daß das Urgebirg auf dem Thonschiefer aufzuliegen scheint, und nicht blos dieses, sondern die Gesteine gehen wirklich an den Grenzen durch die allmäligsten Uebergänge völlig in einander über, so daß keine bestimmte Grenze angegeben werden kann.

In der Nähe des Thonschiefers herrscht gewöhnlich quarzreicher und talkiger Glimmerschiefer; dieser ist überhaupt in Bünden sehr vorwaltend.

Gneis ist bei weitem nicht so häufig; in der größten Ausdehnung findet er sich noch im Tawetsch- und Medelser-Thal, in Misox, im untern Theil des Ferrera-Thales und im Hintergrunde des Prättigau's.

Granit ist ebenfalls nicht sehr verbreitet, doch bildet er in den südlichen Seitenthälern des Vorderrheinthals zwischen Gneis einen nicht unbedeutenden Streifen, welcher sich vom Gotthard durchs Medelserthal bis ungefähr in die Mitte des Somvixthales verfolgen läßt, dort aber aufhört und mit ihm zugleich der Gneis; an der Stelle dieser Gebirgsarten erscheint in der Fortsetzung ihrer Streichungslinie nun Thonschiefer.

Ferner tritt der Granit in besonders schönen röthlichen und grünen Abänderungen in den Gebirgsstöcken des Juliers auf und setzt mit Unterbrechungen fort bis zu den Hörnern südlich vom Albula-Passe.

Eine zum Theil in Sienit übergehende, zum Theil durch bläulichen Feldspath ausgezeichnete Abänderung findet sich zwi-

schen Ponteresina und den Höhen des Bernina, eben so am untern Ende des Poschiaver-See's. Im Bergell endlich im Tobel der Bondasca findet sich ein sehr schöner, durch 2 — 3 Zoll lange Krystalle weißen Feldspaths ausgezeichneter Granit.

Im Gebiet des Urgebirgs und namentlich an dessen Grenzen gegen den nördlich ihm vorliegenden Thonschiefer tritt ferner der Serpentin an mehrern Stellen in großer Mächtigkeit auf. So vorzüglich an den südlichen Gehängen des obern Theils des Oberhalbstein-Thales, von wo er sich über den Septmer und gegen den Silser-See hin erstreckt. In der Nähe von Marmels hauptsächlich geht er in ausgezeichnet schönen Diallag-reichen Gabbro über; besonders merkwürdig und mannichfaltig sind seine Uebergänge in Thonschiefer und Glimmerschiefer im Hintergrund von Oberhalbstein.

In bedeutender Mächtigkeit findet sich, nebst der Julier- und Septimer-Gruppe, der Serpentin ferner auf den durchaus kahlen, ganz vegetationslosen Höhen zwischen Conters, Klosters und Davos; die mit vollem Recht ihren Namen tragende Todte-Alp liegt ganz auf ihm.

Ganz besonders merkwürdig aber sind noch die mitten im Urgebirge auftretenden Kalkgebirge, welche an der Südseite des Unterengadins von Fettan bis Martinsbrugg in der Breite von mehrern Stunden herrschen und in ungefähr gleicher Mächtigkeit sich durchs Münsterthal bis nach Bormio hin ausdehnen. Der Kalkstein daselbst ist in der Regel nicht, wie man es mitten in diesen krystallinischen Gebilden erwarten sollte, körnig, weißlich und marmorartig, sondern im Gegentheil oft beinahe ganz dicht und dem gewöhnlichen Alpenkalk im höchsten Grade ähnlich. Beinahe überraschender aber noch, als das Auftreten dieser großen Massen, ist die Erscheinung von kleinern Streifen bald körnigen, bald dichten, bald dolomitischen Kalksteins, welche an vielen Stellen dem Glimmerschiefer mit gleichmäßigem Streichen und Fall regelmäßig eingelagert sind, und gewiß wird kein Naturforscher ohne das höchste Erstaunen auf den Höhen des Bernina mitten in der Centralkette, wenn überhaupt in diesem Theile Bündens noch eine Centralkette anzunehmen ist, in einem solchen Kalksteinlager Versteinerungen (Pentacriniten) finden, welche er sonst nur in jüngern Flözgebirgen zu sehen gewohnt ist.

Alle diese nur flüchtig bezeichneten Erscheinungen: das Auftreten von dichten, neue Versteinerungen führenden Kalksteinen mitten in den krystallinisch-schiefrigen Gebirgsarten; die unzähligen gegenseitigen Uebergänge beinahe aller vorkommenden Gebirgsarten in einander; die Zurückdrängung des Urgebirgs gegen Süd, so wie das damit in enger Verbindung stehende unregelmäßige Ineinandergreifen der Formationen (des Urgebirgs, des Thonschiefers und Kalksteins); die scheinbare Auflagerung des s. g. Urgebirgs auf das Thonschiefer- und Kalkgebilde; die hier wegen Mangel an Raum nicht näher berührten so häufigen Abweichungen der Streichungslinie der Ketten und Schichten von ihrer normalen S. W. — N. O. Richtung; das so mächtige Auftreten von Serpentin-Gesteinen

und das Vorherrschen des Talkes in den meisten krystallinischen Schiefern, — diese Erscheinungen zeichnen Bündens geognostische Beschaffenheit im hohen Grade aus vor derjenigen der meisten übrigen Schweizerkantone, und machen es in Verbindung mit den in andern Ländern gemachten Entdeckungen wahrscheinlich, daß der größte Theil, wo nicht das ganze s. g. Urgebirg nicht von seinem Ursprung an den jetzigen krystallinischen Charakter und Gestalt gehabt, sondern dieselbe erst später durch Umwandlung von Sediment-Gestein in Folge der Einwirkung vulkanischer Kräfte erlangt habe. Ist diese Annahme richtig, so erscheinen uns die jetzt so auffallenden im Urgebirge eingeschlossenen Petrefakten führenden Kalkschichten und andere ähnliche als einzelne von der Umwandlung verschont gebliebene Ueberreste der ursprünglichen Gesteine.

Die zu Anfang dieser Uebersicht geäußerte Bemerkung, daß die Thonschiefer Bündens wohl zu den jüngern Flözbildungen gezählt werden müssen, stützt sich hauptsächlich 1) auf das Vorkommen von Fucoiden-Arten, welche bis jetzt in andern Gegenden nur in jüngern Flözbildungen (der Kreide- und Grünsand-Formation) gefunden worden sind. 2) Auf das häufige Vorkommen von Nummuliten in den Schiefern an der Nordseite des Rheinthals (am Kistenpasse, Panixer-Paß und am Martinsloch) Versteinerungen, welche zufolge aller gegenwärtig bekannten Thatsachen ebenfalls ausschließlich den jüngsten Flöz- und selbst tertiären Bildungen angehören. 3) Auf die unmittelbare Verbindung und Auflagerung dieser Schiefer auf die Dachschiefer von Glarus (Matt), welche zufolge ihrem zoologischen Charakter, namentlich demjenigen ihrer Fische, wohl unzweifelhaft ebenfalls zur Kreide- oder Grünsand-Formation gehören. Die Schiefer des Nordabhangs im Vorderrheinthal sind aber denjenigen des übrigen Bündens so nahe verwandt und stehen mit denselben in so inniger Verbindung, daß eine Trennung der letztern von den erstern für jetzt wenigstens als durchaus unzuläßig erscheint.

Ueber die Streichungs- und Einsenkungsverhältnisse der Schichten fügen wir noch einige allgemeine Bemerkungen hier bei.

Im westlichen Bünden herrscht das den Alpen im Allgemeinen zukommende Streichen von W. S. W. nach O. N. O., das häufig in beinahe reines O. — W. Streichen übergeht. Die so ausgezeichnete und merkwürdige fächerförmige Stellung der Schichten, welche am Gotthard so schön sich beobachten läßt, daß nämlich die Schichten an der Nordseite des Passes gegen Süd, die auf der Südseite gegen Nord einfallen, — läßt sich auch noch im westlichen Bünden nachweisen, namentlich in den nördlichen Ausläufern der Scopi-Kette und im Valser-Thal, aber mit dem bedeutenden Unterschied, daß hier die gegen Süd einfallenden Schichten der nördlichen Hälfte aus Thonschiefer, und nicht wie am Gotthard aus Gneis und Glimmerschiefer bestehen. Weiter östlich aber, wo der Hauptkamm, die Centralkette, ganz undeutlich geworden ist, und sich — man möchte fast sagen — zersplittert hat, läßt sich diese Fä-

cherstellung der Schichten nicht mehr nachweisen und zugleich treten hier die der Alpenkette sonst fremdartigen Streichungslinien von N. nach S. und selbst von N. W. nach S. O., also gerade rechtwinklig auf die Längenerstreckung der ganzen Kette, häufig auf, — namentlich so am Valserberg, in den Umgebungen der Paßhöhe auf dem Bernhardin, in einem großen Theile der Gebirge des Oberhalbsteiner-Thals, und in den Umgebungen des Maloja.

Höhenbilder und Profile aus dem rhätischen Alpengebirg.

Die Erhebungsform des rhätischen Gebirgs ist, wie überhaupt im gesammten Alpenzug, von der Südseite rascher und steiler, als auf der Nordseite. Die lombardische Ebene hebt sich nur 3—400 Fuß über das Mittelmeer, und selbst die Seen am Südsaum der Alpen, gegen welche mehrere bündnerische Thäler sich münden, der Comersee und Lago maggiore zeigen nur eine Höhenlage von 640 — 650 Fuß.

Von diesen Seebecken aber stuft gegen Norden das Alpengebirg der östlichen Schweiz mit der ganzen Masse seines Landes aufwärts über bewaldete Rücken und Vorberge zu den erhabenen Berggräten und Hochgipfeln, und senkt sich dann allmälig gegen die nördlichen Vorländer, an deren Saum der Spiegel des Bodensee's immer noch eine Höhenlage von 1200 Fuß behauptet.

In dieser Aufstufung und Senkung stellt sich in verticalaufsteigenden Naturzonen ein mannichfaltiger Wechsel in der Gestaltung sämmtlicher Naturverhältnisse dar, vorzüglich im Klima, Wasserbewegung, Pflanzen- und Thierleben. Ganz anders ist in jeder dieser Zonen die Temperatur der Luft und des Wassers, in andrer Gestalt schlagen die Dünste nieder, und auf andere Weise wirken Winde und Sonne; nach eigenthümlichen Gesetzen bewegt sich in jeder Höhenstufe das Alpengewässer und die Jahreszeiten sind verschieden in Zeit und Gaben. Jede dieser Zonen stellt, wie in der physikalischen Gestaltung, auch in der organischen Schöpfung einen andern Schauplatz des Lebens und Seins dar, so daß du in einer Wanderung vom südlichen Alpensaum über die ewig beschneiten Gipfel der höchsten Gebirge fast alle die klimatischen Erscheinungen und Lebensformen triffst, welche von der Südspitze Europa's bis zur Polar-Physiognomie Finnmarkens dir begegnen. Und jede dieser successiv-aufsteigenden Alpenzonen zeigt eine andere Einwirkung der Naturverhältnisse auf den Menschen und umgekehrt des Menschen auf die Natur.

Als in den Tagen der Schöpfung die Naturgewalten durch den Felsenleib der Alpen die Längen- und Querthäler zogen, sey es nun, daß die mächtigen Feuerskräfte (vulkanistisches Erhebungssystem) aus den innersten Tiefen des Erdballs die Höhen aufthürmten; sey es, daß Sturmfluthen des Alles

überwogenden Erdozeans die Berge aus seinem Niederschlag aufbauten (neptunistisches System) oder in den geschlossenen Felsenbuckel (Plateau) durch zerstörende Stromgewalt die Tiefen und Thäler einfurchten; oder sey es, daß im uranfänglichen Grundplan des Felsengezimmers, in ihren Schichtungs-, Streichungs- und Lagerungsverhältnissen, der Grund zu diesem Wechsel von Höhen und Tiefen gelegt worden, worauf dann im langdauernden Streit der Elemente die jetzige Gestaltung im Großen und Allgemeinen vollendet wurde: so viel ist gewiß, daß hierdurch die Grundlinien zur Geschichte des Alpenlandes vorgezeichnet wurden, indem ohne diesen Wechsel von Höhen und Niederungen das Alpenland entweder eine einförmige Ebene geblieben wäre, oder ein geschlossener Gebirgsbuckel — kalt, unzugänglich, unbewohnbar.

Wie ganz anders ist nun die Physiognomie des Alpengebirgs! Von den Wasserbecken einerseits des Bodensee's, anderseits des Comer- und Langensee's ziehen die Thalländer in allmäliger Aufstufung und vielfältig sich verzweigend gegen die Hochgebirgsstöcke und zwischen den Bergzügen und Ketten aufwärts. Aus diesen Thalgründen erheben sich die Gebirgshänge und bieten in jeder größern Erhebungsstufe eine andere Naturzone und eine reiche Mannigfaltigkeit von Höhenbildern dar. Die bündnerischen Thäler heben ihre Sohlen und Gründe aus einer absoluten Höhenlage von 1000 bis 5000 Fuß empor. Was sich dann in diesen verticalen Streifen als Berggehänge über die Thalgründe erhebt, trägt schon den alpinischen Charakter an sich. Auf der Nord- und Südseite des gesammten Alpenzugs liegen in der Höhe von 2000 — 5500′ die sogenannten Voralpen; im rhätischen Alpenlande müssen wir dieß die Region der Niederalpen nennen. In diesen Niederungen wohnt der Mensch; hier liegen theils im Thale, theils auf sonnigen Berghängen und Terrassen seine zerstreuten Wohnungen, seine Höfe, Dörfer und Städte; hier ist die Stätte seines heimischen, gewerblichen und feldwirthschaftlichen Lebens. Und so wie die Thalgründe aufwärts stufen, hebt sich auch sein Haus, sein Fruchtgarten, sein Ackerland, seine Wiese — und höher als dort die Voralpen-Region, wohnt und erntet der Bewohner der bündnerischen Alpenthäler. Vergebens suchst du indeß um viele dieser Dörfer das Ackerfeld oder den Fruchtgarten, woher er seinen Unterhalt ziehe; seine einträglichste Nahrungsquelle liegt im Mittelgebirg, oft hoch über Wald und Thaltiefe, in der Nähe des ewigen Schnee's und Eises: dort sein Holzwuchs, seine Bergtriften, seine Sennereien, sein Jagdrevier und der Schauplatz des sommerlichen Hirtenlebens. Hoch aber im Gebiet der Wolkenregion ist die große schauervolle Werkstätte der flüssigen Elemente, von wo dem Thalbewohner und seinen Gefilden ebensowohl Fruchtbarkeit und Befeuchtung niederfließt, als die Schreckensgestalten einer wilden Hochgebirgsnatur in Windstürmen, Wildbächen, Lawinen, Gletscherbewegung und Bergstürzen ihn vielfältig bedrohen und schädigen, aber eben dadurch auch seine gesammte Körper- und Geisteskraft zum Kampfe aufregen und befähigen. Dieses Verhältniß des Menschen zu seiner Hochgebirgsnatur ist die große Erziehungsschule dieser Alpenvölker. Der Streit mit den ge-

waltigen Naturkräften verleiht ihnen den Geist des Muthes, weckt ihre Erfindungsgabe und lehrt sie die schöne Kunst — sich selbst zu helfen. Innerhalb des Höhenstreifs der Nieder-alpen von 2 — 5000 und mehr Fuß, höher noch auf dem süd-lichen Abfall oder in geschützten Lagen auf der Sonnenseite, wachsen über den Dorfschaften die stolzen Bergwälder mit den schlanken, kernfesten Tannen, Lerchen, Fichten und Arven. Im Frühjahr wird diese Region zuerst vom winterlichen Schnee befreit und bietet den Viehheerden die erste Frühlingsweide dar.

Wo dann aber der hohe Baumwuchs in den eigentlichen Bergwaldungen seine Höhengrenze erreicht, wo das Gebiet der Krüppelbäume, der Stauden und eigentlichen Alpenkräuter be-ginnt, da steigst du in die Region der Mittelalpen, welche mit ihren ganz eigenthümlichen Naturbildern bis zur Höhe von 8000 bis 8200′ sich hinaufzieht. Diese Region enthält schon viele Felsenwände und nacktes Gestein, schon ausgedehnte Schutthalden, öde und pflanzenarme Gegenden. Die Gewässer stürzen dort als Wildbäche und tosende Alpenströme in tiefen eingefressenen Schluchten, oder fallen in gedrungener Masse senkrecht mit Getöse und Wuth, oft auch schleierartig in Was-serstaub aufgelöst; sie bringen Bewegung und Schall in die sonst starre und lautlose Einsamkeit. Neben diesen schauerlichen Bildern der hohen Bergnatur breitet sich aber auch vor deinen Blicken das wahre Gebiet der eigentlichen Alpenfloren und Faunen aus, wo auf reichen Alptriften und hohen Sommer-weiden die gewürzigen Alpenkräuter und die bunten hochfar-bigen Töchter der Blumenwelt in reiner Bergluft so anmu-thige Teppiche wirken und über jeden Hügel, selbst über die verwitterten Trümmer eingestürzter Kuppen wohlriechende Ra-sendecken ziehen. Hin und wieder steigen auch noch Waldstrei-fen in diese Region aufwärts; niedrige Legfohren, das Ge-sträuch der Alpenrosen und Heidelbeeren decken ganze Abhänge und bedingen den Sommeraufenthalt einer ganzen Reihe von Thiergeschlechtern. Aber in demselben Maße, als das Belebte gleichsam erobernd aufwärts streift, ziehen sich durch düstre und kühle Schluchten größere oder kleinere Gletscherarme in tiefere Thalgegenden abwärts und beurkunden den ewig dauernden Wechselstreit der Natur, in welchem der erstarrende Tod mit kalter Hand mitten in die lebenvolle üppige Blüthenwelt der Niederungen greift, um über Dasein und Grenzen mit dem Geiste des Lebens zu kämpfen. In diesem Höhenstreif ist die eigentliche Bildungsstätte des Gletscher-Eises und daselbst la-gern die unerschöpflichen Magazine der Bewässerung für die Tiefländer. Was die Natur in der Polarzone durch die Ne-bel, in den Tropenländern durch die periodischen Regen er-zweckt — Befeuchtung des Landes, ebendasselbe hat sie durch diese Magazine großer Gletscher und Schneelager in unsern Himmelsstrichen zu erreichen gesucht, damit sie je nach Bedürf-niß und Jahreszeit in stillem Abfluß die Quellen speisen, den schiffbaren Flüssen genugsame Nahrung, dem Tieflande die nö-thige Bewässerung zuführen könne.

Im Revier dieser Mittelalpen herrscht zur Winterszeit völlige Verlassenheit von Seiten der animalischen Welt; außer

dem Sturz überhangenden Gletschereises und dem Donner der Lawinen, ohne die Schneestürme und den Streit der Orkane wäre in jenen Hochgegenden keine Bewegung, kein Kampf, sondern tiefe und einsame Todesstille. Sobald aber der Frühling auch zu diesen Höhen aufsteigt und der Sommer zu Bewegung und Leben dort die Winterfesseln abnimmt, ersteht in raschem Erwachen die belebte Natur; dann ziehen aus den schützenden Bergwaldungen die Alpenthiere aufwärts, oder verlassen die Winterschläfer ihre unterirdischen Kammern, und alsobald beginnt daselbst munteres Leben und Streit um Daseyn, Wohnplatz und Nahrung. Mit Ausnahme einiger Berghäuser an den höhern Alpenpässen, wählt der Mensch in dieser Region seine dauernde Wohnstätte nicht; aber gerade diese Mittelalpen sind das eigentliche Gebiet des sommerlichen Hirtenlebens. Dorthin treibt dann der Senn seine Heerden, und einzig im mittlern Europa treten hier die Alpenvölker in Kampf mit der Hochgebirgsnatur, und der verwegene Wildheuer rechtet mit den scheuen Gemsen und Murmelthieren um die spärliche Nahrung auf isolirten Felsenvorsprüngen und kleinen Rasenböden, die jenen höchsten Alpenthieren angewiesen zu seyn scheint.

Viele von den Alpengewächsen dieser Höhen sind zugleich Bürger der nördlichen Polarregion. Die größte Wärme und Kälte des Polarsommers und Winters treffen in Zeit und Stärke mit den Jahreszeiten und der Temperatur jener Alpenhöhen gleichartig zusammen. Hier wie dort fast keine Uebergangsperiode zwischen Winter und Sommer; kaum hat die rückkehrende Sonne den Schneemantel von diesen Höhen gezogen, so herrscht der Sommer mit all seiner Macht, und wie derselbe weicht, spreitet auch der Winter in raschem Uebergang seine Decke über Triften und Höhen. Daher die wunderbare Aehnlichkeit zwischen dem hohen Norden und diesen Berghöhen sowohl im Pflanzenleben als in den Faunen, und hier ist das wahre Lebensgebiet der Gemsen, Murmelthiere, Berghasen, Schneehühner, Wurzelmäuse und andrer Thiere die durch dichten Pelz oder schützenden Winterschlaf für diese Hochgebirgsnatur geschaffen sind. Der Lappländer und andere Polarvölker würden hier ein Seitenbild zu ihrer Heimat finden, denn die Natur wiederholt sich in ihren Formen und Bildungen polwärts und himmelwärts.

Alle Felsenmassen und Höhen aber, welche über die Schneelinie emporsteigen, die also über die Höhenstufe von 8000 Fuß sich erheben, machen das Gebiet der Hochalpen aus, deren stolze Kuppen oder zackigte Felsenkronen mit ihrem blendenden Schneemantel weit hinaus über Berg und Thal erglänzen. Hier ist nun allerdings das Reich des dauernden Winters und ewigen Schnee's, der allerwärts, wo er haften mag, weite und tiefe Lagerstätten einnimmt, oder wo ihn warme Lüfte und heiße Sonnenstrahlen noch auflösen können, in erstarrte Eismassen übergeht, die in langgestreckten Armen durch Schluchten und Bergthäler bis in die Region der Mittelalpen, hie und da auch noch tiefer bis in die blühende Vegetation der Niederalpen niederstreifen. Der größere Theil dieser Hochgebirgs-

region besteht aus nackten zerrissenen Felshörnern oder verwitterten Felswänden, die meist zu steil sind, als daß der Schnee oder einige Erddecke darauf haften und sie gegen die Verwitterung schützen könnte; daher in hohen Thälern die großen Trümmerhaufen zerstörter Bergkuppen, und die oft weithin gedehnten Schutthalden, welche der stürzende Schnee, selbst der Tritt des Jägers oder Gewildes leicht in rollende Bewegung bringt.

Die eigentliche Eiszone erreicht die höchsten Hörner nicht, denn ihre günstige Werkstätte findet sie im Allgemeinen in dem Höhenstreif von 8 und 9000′ über M., der jedoch auf dem südlichen Gebirgsabfall auch um tausend und mehr Fuß höher ansteigen mag; dennoch thront ein ewiger Winter auf diesen ragenden Wolkenstühlen und die Dünste schlagen sich meist als Nebel oder Schnee nieder, und selbst Regen bei warmem Föhn oder zu hoher Sommerszeit vermögen diesen Schnee nur wenig zu durchdringen. Denn auf diesen Höhen erstarrt selbst das Gewässer, und wie schön auch die Strahlen der Sonne diese Schneekuppen vergolden und im Frühlicht oder Abendschein mit Purpur umsäumen, — sie zu schmelzen oder zu erwärmen gebricht es auf dieser Höhe an Kraft und Wirkung. Solche Hochgipfel umstürmen oft wilde Orkane, doch auch umweht sie eine reinere Luft, und wo gegen kalte Lüfte geschützt noch einige Erddecke Halt findet, wie in Klüften und auf umschlossenen Terrassen, überziehen sich noch ganze Flächen bis zur Höhe von 10,500 Fuß mit einzelnen Alpenpflanzen und Moos; bunte Steinflechten steigen zu den höchsten Gipfeln an, und selbst zwischen Schnee und Eis brechen noch kleine Alpenblümlein hervor, zeugen Flechten und einsam lebende oder vom Sturm hinaufgewehte Insekten, der Schneefloh in ganzen Schwärmen, vom Geiste des Lebens und von Lebensgenuß. Nicht die Gemse oder der Lämmergeier ist für jene Hochgipfel geschaffen, aber die versteinerten Muscheln auf dem Gipfel der Scesa plana predigen die Geschichte der Alpen in der Urzeit unsrer Erde. Wo dann auf tieferm Standpunkte die Gewächse beginnen, da leben auch schon zahlreicher kleine Insekten, und wo Leben, da ist auch Kampf und Streit.

Die höchsten Alpengipfel unsres Kantons sind in dem vielverzweigten Gebirg auf keine Kette ausschließlich beschränkt. Ihre Mehrzahl erreicht nicht die absolute Höhe von 10,000 Fuß, aber eine ansehnliche Menge hebt sich zu 9000 Fuß Meerhöhe. Die Fürsten des rhätischen Hochgebirgs, 10,000 Fuß übersteigend, sind die Hörner um die Quellen des Hinterrheins, der Kegel des Cimolts, der Selvretta und Piz Linard, der Ligoncio, der Piz Mezzodi, der Munteratsch und einige namenlose Bergriesen mit noch ungemessenen Hörnern in der Bernina-Gruppe, die benachbarten Stöcke des Monte Scalino und Dosde, der Piz Pizzoc im Oberengadin, und in der Dödikette sowohl die Felsenzwillinge des Dödihorns und Piz Rusein, als der hohe Oberalpstock, — im Ganzen dürften 20 bis 25 Hochgipfel über zehntausend Fuß gen Himmel emporragen. Diesen Kuppeln und Zinken gab der romanische Anwohner die Bezeichnung Piz, der Deutschredende erblickte darin Hörner,

gegen Italien zu herrscht die Bezeichnung Cima und Monte vor; aber nach ihrem Aussehen oder nach Zeitverhältnissen heißen sie bald Schwarz- oder Weißhorn, bald Mittagshörner, oder wie der Bergeller die Gipfel über Bondasca nach dem Sonnenstand bezeichnet: Piz delle nove, P. delle dieci, Furcula di Mezzodi. Nach der Höhe wurde der Crispalt, Crispa alta, der Cimolt, Cima alta genannt; auch die Bezeichnung Munt mit der Endsylbe atsch, die auf Größe und spitzige Höhe deutet, bildet hin und wieder vorkommende Bergnamen, wie Munteratsch, Muntatscha und andere derselben Art. Im Allgemeinen haben viele Bergspitzen ihre Namen von den Viehalpen erhalten, die auf dem Gehänge ihres Stocks oder in ansteigenden Thälern liegen; noch häufiger kommt die auffallende Erscheinung vor, daß von den stolzesten Gebirgshörnern kein Anwohner, weder Jäger noch Aelpler, einen Eigennamen kennt.

Doch nicht blos in der Höhe der Bergstöcke und ihrer Kuppen, auch nicht einzig in den verschiedenen Naturzonen und Höhenbildern spricht sich der Charakter des Landes aus; der Naturforscher und Geograph verlangen auch die Erhebungsform des Thallandes in bestimmte Zahlen gefaßt. Zu dem Zweck geben wir ein Höhenprofil sowohl im Querdurchschnitt von Süden nach Norden, als in der Längenerstreckung der beiden vornehmsten Längenthäler, welche im rhätischen Gebirg als die Stammthäler des bewohnten Landes gelten können, nämlich von Osten nach Westen in den Stromthälern des Inns und Vorderrheins. Zu Zeichnung des Querprofils folgen wir den Angaben Leopolds v. Buch, zu Darstellung des Längenprofils stützen wir uns vornämlich auf Kasthofers Höhenmessungen, hin und wieder auch andere Quellen benutzend.

Höhenprofil.

1. Im Querdurchschnitt von Süden nach Norden.

	Par. F üb. M.
Tirano an der Adda	1381
Madonna di Tirano	1441
Ponte del Diavolo über die Viamala	2434
Brusio, erstes bündnerisches Dorf	2648
(Weinbau, Kastanienkultur.)	
Lago di Poschiavo	2962
Poschiavo, Flecken	3094
(nach Kellers Karte 3970.)	
La Rosa	5775
La Motta	6138
Lerchengrenze	6927
Bernina, Scheideck des Wegs	7181
Lago Bianco (Leg alv)	6799
Bernina-Wirthshäuser	6205
Lerchengrenze über Bernina	6970

	Par. F. üb. M.
An der Brücke des Flaty-Bachs	5675
Lerchengrenze am Munteratsch	7108
Ponteresina, Kirche	5400
Cresta, im Oberengadin	5231
St. Moritz (untere Flugi)	5571
Brücke über den Inn nach dem Sauerbrunnen	5391
Lerchengrenze an der Südseite des Thals über dem Sauerbrunnen	6983

a) Ueber den Albula.

Samaden (nach Kasthofer) (Getreidekultur, kein Obst.)	5300
Schon tief unter der Lerchengrenze über Ponte (L. v. Buch.)	6688
Albula, Scheideck beim Kreuz	7238
Etwas über der Lerchengrenze	6785
Weißenstein	6282
Sennhütten-Dörflein	5459
Brücke oberhalb Bergün	4876
Bergün	4264
Filisur	3173
Alveneuer-Bad, an der Albula	2768

b) Ueber den Julier.

Silvaplana, im Oberengadin am See (Bei dem nahen Campfeer, ehedem die höchsten Kornfelder.)	5409
Juliersäulen, Scheideck des Passes	7631
Bivio, Julierbrücke	5357
Brücke oberhalb Mühlen (als Molins)	4758
Tinzen, bei der Brücke und Mündung des Vall d'Err	3826
Conters	3634
Tiefenkasten, Brücke über Albula	2612
Höhe von Brienz	3483
Lenz	3909
Auf der Heide	4621
Scheideck oberhalb Parpan	4592
Parpan (nach L. v. Buch) (kein Getreide.)	4585
Parpan (nach Salis-Marschlins)	4485
Tannengrenze östlich von Parpan	5669
Churwalden (Außer etwas Kirschen kein Obst.)	3767
Churwalden (nach Prof. Planta)	3964
Malix	3435
Chur (Weinbau, Mais.)	1837
Zizers (nach Dr. Amstein)	1765
Schloß Marschlins (nach Rösch)	1712
Mündung der Lanquart in den Rhein	1550

2. Höhen-Profil in der Längenerstreckung von Osten nach Westen.

An der Felsenschlucht, welche der Inn durchbricht, um aus dem Unterengadin ins Tyrol einzutreten, liegt als der östlichste Ort des Schweizerlandes Martinsbruck. Von da zieht, im Allgemeinen die Hauptrichtung des Alpenzugs von W. S. W. bewahrend, das 19 Stunden lange Thal Engadin aufwärts bis zur Höhe des Maloja-Passes, von wo das Thal Bergell, von der Maira durchflossen, etwa 7 Stunden lang, gegen Chiavenna niederstuft.

In diesem 26 Stunden langen Thalzug zeigt sich bei ansehnlicher Höhenlage das ungewöhnlich hohe Aufsteigen der Vegetation und besonders der Kulturgewächse in bündnerischen Thälern. Anderswo in den Alpen würde man in einer Meerhöhe von 3000 — 5850 Fuß kaum etwas anderes als Nadelholz und Sennhütten erwarten; hier aber steigt der Getreidebau bis zur Höhe von 5600 Fuß über M. Gartengewächse und Flachs gedeihen noch über dieser Höhe bis zum Dörfchen im Feetthal, wenig unter 6000 Fuß. Das Unterengadin würde auch für Obstkultur nicht ungünstig seyn, aber bisher ist wenig dafür gethan worden. Der Höhenwechsel in diesem Thalzug ist folgender:

1) Engadin.

	Par. F. üb. M.
Martinsbruck (nach Ebel)	3234
Martinsbruck (nach Salis-Marschlins)	3155
Martinsbruck (nach Kellers Karte von 1832)	3840
Schuls (nach Salis-Marsch.)	3731
Fettan, in erhöhter Lage über dem Inn	4953
Guarda (nach Salis-Marsch.)	5140
— (nach Kasthofer)	5200
Süß (nach Kasthofer)	4300
Cernez (nach Kasthofer)	4440
— (nach Salis-Marsch.) bei der Innbrücke	4485
— (nach Kellers Karte von 1833)	4470
Cinuscel (nach Salis-Marsch.)	4927
Zuz (nach Kasthofer)	5300
In der Au, zwischen Ponte und Bevers (Kasth.)	5270
Samaden	5300
(Getreide noch einige hundert Fuß über dem Dorfe.)	
St. Moritz (Kasthofer)	5500
— (L. v. Buch) Untere Flugi	5571
Campfeer	5600
(Höchster Getreidebau.)	
Silvaplana (L. v. Buch)	5409
Sils (Früher auch hier noch etwas Getreidebau)	5630
(Flachs, noch Weißrüben in Gärten.)	
Maloja, Wirthshaus (Kasthofer)	5730
— (Kellers Karte von 1833)	5850

2) Bergell.

	Par. F. üb. M.
Casaccia, zu oberst im Thal (Kasth.)	4600
— (Kellers Karte)	4730
— (Scheuchzer)	4776
Vicosoprano (alle gewöhnliche Getreidearten) (Kast.) (Bei Stampa beginnt der Maisbau.)	3380
Porta (Kasth.) . . . . (Thalscheide, scheidet auch die nördliche und südliche Vegetation; unter derselben Kastanien, Nußbaum, Feigenkultur.)	2810
Castasegna, Grenzort gegen Cläven (Kasth.) . . (Kastanienwald.)	2300
Chiavenna (Kellers Karte)	1080

3) Die Rheinthäler von Osten nach Westen.

Das Längenthal des Vorderrheins nimmt von Chur weg entschieden die südwestliche Richtung bis zum Dörflein Chiamut am Fuß des Badus, etwa 18 Stunden lang. Bei Chur viel Weinbau und Maiskultur; von da aufwärts bis Disentis mehr oder weniger Obstzucht, im Tawetsch nebst Flachs, Hanf, Erbsen noch viel Getreide, bei Chiamut 5270′ über M. noch Gerste und Erbsen, auch hier Beweise für die in bündnerischen Thälern ungewöhnlich hoch ansteigende Vegetation der Kulturgewächse.

Bei Reichenau, zwei Stunden oberhalb Chur, zieht sich zuerst stracks gegen Süden, dann von Thusis weg in südwestlicher Beugung bis zum Adula hin das aufstufende Stromthal des Hinterrheins; seine beiden obern Thalstufen, Schams und Rheinwald, liegen in der Längenrichtung des Alpenzugs. Bis zum Dorfe Hinterrhein reift Getreide und gedeiht Flachs, die Obstkultur findet sich spärlich noch bei Andeer. Jenseits der beiden Alpenpässe, des Splügnerbergs und St. Bernhardino, beginnt die südliche Vegetation.

a) Thal des Vorderrheins.

	Par. F. üb. M.
Chur (nach Rösch und L. v. Buch) . . . . . . (Weinbau, Mais, Obst, Nußbaum ꝛc.)	1837
Mündung der Plessur in den Rhein	1698
Reichenau, Rheinvereinigung (Kellers Karte) . .	1850
— (nach Ebel)	1878
Flims (Scheuchzer) . . . . (Obgleich hoch im Gebirg noch Obst u. Getreide.)	3363
Ilanz, bei der Glenner-Einmündung (L. v. Buch und Keller)	2210
Tavanasa (Kasthofer) . . . . (Höchste Nußbaumkultur.)	2400
Trons (Kasthofer) . . . . (Trauben an Spalieren werden reif, aber klein.)	2749
— (nach Kellers Karte)	2650
Disentis (nach Keller 3550, nach Kasth.) . . . (Obst, Hanf, Flachs, Hirsen, Kartoffeln.)	3648

	Par. F. üb. M.
Sedrun, im Tawetsch (nach Kasth. 4360) derselbe .	4400
Selva (Kasth.)	4790
(Getreide, einzelne Kirschbäume, noch Kartoffeln.)	
Chiamut (Kasth.)	4890
(noch Erbsen, Gerste, Flachs.)	
— (nach andern Angaben)	5270
Oberalp-See, dabei das Marchkreuz zwischen Bünden und Uri	6171

b) Thalzug des Hinterrheins.

Reichenau (nach Keller)	1850
— (nach Ebel)	1878
Mündung der Albula in den Rhein (Anonymus)	2240
Thusis (Scheuchzer und Ebel)	2300
(Ehemals Weinbau.)	
— (nach Keller)	2320
Andeer, in Schams (nach Horner)	3042
(Einzelne Obstbäume.)	
Vereinigung des Averser Landwassers mit dem Rhein (Anonym)	3220
Splügen, das Dorf (Horner)	4642
(Wenig Getreide und Laubholz.)	
— der Berg, Paßhöhe	6450
Hinterrhein, das Dorf (nach Ebel)	4800
(Gerste und Flachs.)	
— die bündnerischen Straßen rc. (Ebel) . . .	4770
— (Meyers Atlas)	4820
Ursprung des Hinterrheins, Alp zur Port (Scheuchz.)	6780
Bernhardiner-Berg, Paßhöhe (nach Ebel) . . .	6584
— (nach Keller)	6390

c) Das Moesathal — Abstufung im Querprofil durch Misocco.

Dorf Bernhardin (nach Ebel)	5108
— (nach Keller)	4990
Misox, Dorf (nach Ebel)	2298
— (nach Keller)	2420
(Getreide, Nußbaum, Kastanienkultur.)	
Soazza (nach Keller)	1830
(Obgleich gegen Süden und gleich hoch als Chur, kein Weinbau.)	
Gabiolo	1280
(Höchster Weinbau.)	
Cama	1136
(Höchste Maulbeerkultur.)	
Roveredo (nach Ebel)	927
(Feigenbaum.)	
St. Vittore, an der Grenze (nach Ebel)	828
Belinzona (nach Ebel)	744
— (nach Saussure)	696
— (nach Keller)	720
Lago maggiore (Keller)	640

Das bündnerische Thalland.

Die tausendfache Verzweigung der rhätischen Alpen webt das labyrinthische Gebirgsnetz, in dem jede Falte und jede Masche ein Thal ist.

So viele solcher Thäler, fast eben so viele eigenthümlich gestaltete Landschaften fasset der Name Graubünden in einen Rahmen zusammen. Fast kein Thal gleicht dem andern, und der Wandrer, der diesen Irrgarten durchläuft, tritt, so oft er seinen Fuß in ein neues Thal setzt, auch in einen andern Himmelsstrich, in einen Kreis andrer Naturbilder, in die Mitte eines andern Völkleins. So wird das vielgestaltete Land zu einem Sammelbild des mannigfaltigsten Wechsels, der — wie in einem Kaleidoskop — vor dem Blicke des Wandrers in jedem Einzelbild mit einer neuen Physiognomie entgegentritt.

Es ist unmöglich, jedenfalls ziemlich werthlos, alle die Gebirgseinsenkungen und Rinnbette der Alpengewässer aufzuzählen, welche von den Bergstöcken und Ketten sich in Thalgestalt niedersenken, da nach Ebels Behauptung schon die Summe der namhaften Haupt- und Nebenthäler sich auf 150 bis 160 beläuft; aber das ist zu beachten, daß weitaus die Mehrzahl dieser Thäler sich im Innern des Kantons zu zwei größern Stromthälern sammelt, wo dann der reiche Schatz der rinnenden Gewässer zu kräftigen Strömen anwächst. Dies sind die Stromthäler des Rheins und des Inns. Beide streichen in der Längenrichtung gen O. N. O. und bilden dadurch einen Gegensatz zu den Thälern, die auf der Westseite der Gotthardgruppe die südwestliche Richtung einschlagen.

Die Stromthäler des Rheins bilden in Graubünden einen nördlichen Thälerzug, der Flußweg des Inns eben so einen südlichen; das untergeordnete Längenthal, welches von der Hochlandschaft Davos zum Thalweg des Rheins niederzieht und demselben das Davoser Landwasser und die Albula zuführt, kann im bündnerischen Thalsystem kaum als eine beachtungswerthe Zwischengestaltung auftreten. Dagegen brechen vier Thäler auf der Südseite des rhätischen Alpenwalls die Bande der Abhängigkeit, und senden ihre Gewässer in andere Stromgebiete; so die Thäler Misocco und Calanca; ferner Bergell und Poschiavo, welche dem Po angehören, und ostwärts das Münsterthal, welches gegen das Vinstgau geöffnet, mit seinem Flüßchen die junge Etsch verstärkt.

Im Allgemeinen hebt sich das bündnerische Thalland von Nordosten gegen Südwesten zu, und gewinnt in seiner Annäherung gegen die Bergstöcke jene beträchtliche Höhenlage, wo die obern Thalgründe zu wahrem Hochlande werden. Was ist gegen sie die Erhebung der lombardischen Ebene, oder der Seen am Südsaum der Alpen! Selbst das schweizerische Binnenland zwischen Jura und Hochalpen erreicht die gleiche Höhenstufe nicht. Mit Ausnahme des untern Misocco, liegen alle bewohnte Thäler Bündens über der Höhenlinie von 1550 Fuß über Meer, und stufen als Kulturfeld und Wohnland aufwärts bis 5000 und sogar bis 6000 Fuß. Sehr richtig ist dem-

nach, was Ebel hierüber sagt: „Es giebt in der ganzen Alpenkette kein Land, wo so viele Menschen über der Höhe von 2000, 3000, 4000 und 5000 Fuß in Dorfschaften wohnen, und wo man ein 18 Stunden langes und so bevölkertes Thal, wie das Engadin, fände, welches in seinem niedrigsten Theil, zu Martinsbruck, noch 3234 Fuß, und dessen höchst gelegenes Dorf 5600 Fuß Meerhöhe hat."

Die Thäler des Landes theilen sich in zwei Klassen: in Hochgebirgsthäler und Kulturthäler. Aus der Klasse der erstern sind uns vorzugsweise diejenigen Bergthäler wichtig, welche über der Höhe von 5500 Fuß als Joche, Einsattlungen und Alpenpässe den Gebirgskamm durchsetzen und die Uebergänge in jenseitige Stromgebiete, Vegetationszonen und Völkersitze bilden. An diese Hochgebirgsthäler knüpft sich die Geschichte der Alpenstraßen, denn nur wenige Bergstraßen führen, wie auf dem Splügen oder Bernhardin, über offene Bergrücken, die Mehrzahl windet sich durch wilde Hochthäler zwischen hohen Seitenmauern durch. Wie überhaupt im Hintergrunde hoher Bergthäler, so bilden fast überall auf solchen Uebergängen unbedeutende Seen die Sammelpunkte der Bergwasser, aus deren Abfluß die größern und kleinern Alpenströme entstehen. In der Regel sind nur wenige Monate im Jahr die Päße dieser Bergthäler ganz offen und gefahrlos; darum baute schon die Vorzeit auf jenen Höhen eigene Zufluchtshäuser und Hospize zum Besten verirrter, verspäteter, oder von den Schrecknissen der Hochgebirgsnatur überraschter Wandrer. Zu dem Zweck die Hospize auf dem Mariaberg am Lukmanier und bei der Sauerquelle auf dem Bernhardin, ferner die Bergwirthshäuser auf dem Splügen, Septmer, Flüela, Maloja, Bernina und Ofen. Eben dahin gehörte auch das vom Gletscher vergrabene Haus auf der Rheua-Alp, und vielleicht auch die Einsiedlerhütte nebst der Kapelle an der Quelle des Hinterrheins und andere; denn wie anderswo häufig im schweizerischen Alpenlande, so erzählen auch hier alte Volkssagen, daß in frühern Zeiten diese und jene Verbindungswege in Brauch, und manche Thäler gangbar gewesen, die jetzt unter ewigem Gletschereis vergraben liegen.

Weit wichtiger für die Kenntniß des Landes ist die Zeichnung der andern Klasse von Thälern, welche sich als das eigentliche Kulturfeld und Wohnland in den Vordergrund unsers Gemäldes drängen. Wir folgen derjenigen Eintheilung, welche wir oben angedeutet haben.

A. Nördlicher Thälerzug oder die Rheinthäler.

Vom Gotthard und seinem Ostflügel strömt der junge Vorderrhein stets am südlichen Fuß der Tödikette gegen Morgen. Bei Reichenau stößt er auf den an Gewalt und Größe ihm überlegenen Hinterrhein. Sobald beide Rheine unter den Brücken von Reichenau ihre Fluthen zu einem Stromlauf vereinigt haben, lösen sich auch beide Thäler, durch welche sie bis dahin gezogen, in ein einziges weites Hauptthal auf, das zwischen Hochgebirgen sich gegen Deutschland öffnet,

wohin auch der nun vereinigte Rheinstrom eilet, um seine trübe Fluthen im Bodensee zu reinigen. Dieser Thalweg des vereinigten Rheins ist gleichsam der Stamm jener weitläuftigen Thalverzweigung, die zum Geäder des Rheins gehört, und mit diesem Stromthal beginnen wir.

1) Thal von Chur und Mayenfeld.

Wenn der Wandrer von Norden her, sey es über die St. Luzisteig oder die Tardisbrücke in Graubünden eingetreten ist, so steht er im fruchtbarsten Thalgefilde diesseits der höchsten Alpen. Dieses Thal, welches keinen besondern Eigennamen führt, dehnt sich von Norden gegen Süden etwa vier Stunden in die Länge und eine halbe Stunde in die Breite. Dann wendet es sich bei Chur in rascher Beugung gegen Westen, bis bei Reichenau die größte Thalverzweigung im Gebiet des Rheinstroms beginnt. Gegen Norden liegt diesem Thalgelände die St. Luzisteig als Querschwelle vor; gegen Süden scheint der Dreibündenberg mit dem bewaldeten Pizokel das Thalland zu schließen; auf beiden Seiten östlich und westlich begleiten es ansehnliche Gebirgshöhen; westlich der langgestreckte Galanda; östlich zuerst der Falkniß und dann der Zug des Hochwang.

Im Grunde dieses offenen Thalgefildes hat sich der Rheinstrom sein Bett mehrentheils dicht am Fuß des Galanda gegraben, doch schweift er hin und wieder in weitere Reviere aus und bezeichnet das Gebiet, so er bei hohem Wasserstand überfluthet, mit öden Steinflächen und Sandbänken. Diese Verheerungen, so wie die Riedwiesen und unfruchtbaren Allmenden, so hie und da an seinem Ufer liegen, dienen zum Beweis, daß die Willkühr des Stroms über den Erwerbfleiß seiner Anwohner die Oberhand behaupte. Erfreulicher sind die freundlichen Wiesenfluren und Ackerfelder, die im Schutz der Gebirgsbeugung auf dem linken Ufer um die Ortschaften erblickt werden. Weitaus der größere Theil der östlichen Thalseite besteht aus Halden, die gegen die Lenden desselben Gebirgs sich anlehnen, aus dessen Tobeln und zerrissenen Buchten sie als Schutthalden oder Rüfigrund aufgeschüttet wurden. Diese Hügel und Halden sind mit der Anmuth und allen edlern Früchten des süddeutschen Himmels geschmückt. Die Obstbäume tragen die feinsten und gewürzigern Sorten, und die Rebhügel einen so trefflichen Wein, wie in der östlichen Schweiz kein besserer reift. Einen großen Theil seiner Fruchtbarkeit und Mildigkeit verdankt dieses Thalgelände dem Föhn oder Südostwind, der die Zeitigung aller Erdgewächse befördert; aber eben derselbe bringt auch den raschen Wechsel der Temperatur, der in diesem Thalland besonders fühlbar ist. Im Allgemeinen behauptet dasselbe von Fläsch bis Reichenau eine Höhenlage von 1550 bis 1850 Fuß über M.

In diesem Thalland liegen dreizehn Ortschaften mit ihren Nachbarschaften und Höfen; die beiden Städte Chur und Mayenfeld, und die Dörfer Fläsch, Jenins und Malans, Igis, Zizers und Trimmis, Untervaz, Hal-

denstein und Masans, dann noch Ems und Felsberg. In allen Gemeinden zusammen leben (nach der neuern Volkszählung), 15,250 Seelen, die mit Ausnahme von Ems zum deutschen Sprachgebiet und auch mehrentheils zur reformirten Kirche gehören. Im Durchschnitt fallen hier 4600 Seelen auf die Quadratmeile, — eine für Bünden auffallend starke Bevölkerung, indem auf einem so kleinen Raum, welcher etwa vier Quadratmeilen, also nur den 35sten Theil des Areals von Bünden ausmacht, fast der sechste Theil der gesammten Bevölkerungssumme wohnt.

Drei Seitenthäler mit ihrem Landwasser öffnen sich in dieses Hauptthal: von Süden her die Landschaft Churwalden, von Südosten das Thal Schanfigg und unfern Malans das Prättigau.

2) Das Prättigau.

Gegenüber der Tardisbrücke öffnet sich ostwärts eine enge, fast düstere Felsenpforte, durch welche der Blick auf freundliche Heuberge und hochgelegene Wohnungen am Gehänge der stolzen Scesaplana schweift. Diese Felsenpforte, die Klus genannt, etwa eine halbe Stunde lang und nur so breit, daß die wilde Lanquart ihre oft verheerende Fluthen durchwälzen kann, führt in das triftenreiche Prättigau ein, welches zwischen der Kette des Rhätikon und dem Bergstock des Hochwang etwa 8 bis 9 Stunden lang von Westen nach Südosten gebeugt, bis zu den vergletscherten Schluchten des wilden Selvretta sich hineinzieht. Aus den Gletschern des Sardaska- und Veraina-Thals entspringt die Lanquart, welche das Thal durchströmt und innerhalb wie außerhalb der Klus schon oft und weitgreifend den Thalboden verwüstete; bei Klosters liegt sie 3700′, bei ihrer Einmündung in den Rhein nur 1550 Fuß über M. Dieses fruchtbare und zum Theil romantische Thalland heißt mit Recht das Wiesenthal, Pratigovia, wofür auch der romanische Landesname Val Partenz spricht, denn es ist reich an herrlichen Alptriften und Heubergen. Ueberhaupt ist diese Landschaft sehr mannigfaltig gestaltet. Bald treten die Ausläufer der hohen Gebirge, welche als Alpenwall die östliche Grenze bilden, näher dem Hochwanggebirg und gestatten der Lanquart nur eine enge Thaltiefe; bald rücken die Gehänge auseinander und bilden eine mehr oder minder ansehnliche Thalfläche, wie bei Schiers und Klosters; bald bildet der Berghang hoch über dem Thalwasser die freundlichen Terrassen, wie bei Seewis, Luzein und Fideris, welche mit der fruchtbaren Gegend bei Jenaz um den Vorrang ländlicher Anmuth wetteifern.

Reich an Triften und Heerden, anmuthig im Wechsel schaffender Buchwaldung und Nadelhölzer mit grünen, am Berghang aufwärts streifenden Matten, geschmückt auch mit fruchtbarem Ackerland und Obstbäumen, mit 16 Kirchgemeinden und noch mehr kleinern Ortschaften, vielen zerstreuten Höfen und einzelstehenden Wohnungen oder Heuställen — gehört dieses Thal zu den anmuthigsten Landschaften des Kantons. Kein

anderes Thal nährt schönere Heerden. Bewohnt wird es von mehr als 10,000 Seelen, — ein starker, blondhaariger Schlag Menschen, welche sämmtlich deutsch reden, obgleich alle Güter-, Berg- und Ortsnamen im Thal romanischen Ursprungs sind. Sie sind sämmtlich protestantisch, mehr wohlhabend als reich, treiben nur Viehzucht und Landbau. Die Kirchgemeinden sind: Klosters, Serneus, Konters, Saas, Küblis, Luzein, St. Antönien, Fideris, Jenatz, Furna, Schiers, Schuders, Grüsch, Fanas, Seewis und Valzeina — nebst ihren vielen Nachbarschaften und Höfen.

In das Hauptthal senken sich von den Seitengebirgen mehrere, zum Theil schluchtenartige Nebenthäler aus einsamen, offenen und meist triftenreichen Höhen nieder.

Am vergletscherten Selvrettastock ziehen sich zwei felsige Alpenthäler herab, das Veraina- und Sardaskathal, und bilden den höchsten Hintergrund des Hauptthals. Sie vereinigen sich in der Ebene von Partenn zum Wiesengrund von Mombiel (Mont bell). Weiter außerhalb beginnt mit den freundlichen Matten bei Klosters das eigentliche Prättigau. Dort öffnet sich das Slapinerthal (Silva pina), welches in den Höhen am Rhäticon ein triftenreiches Hochthal, dann waldig und wild zum Hauptthal niedersteigt.

Wo dann bei Luzein das Bergwasser Schaniel der Lanquart zueilt, öffnet ostwärts ein düsteres Engthal den Eingang in das hoch gelegene Alpenthal St. Antönien, welches gegen den Rhätikon hin sich in mehrere Zuthäler verzweigt, die bis zum Kamm des Gebirgs Alpweiden tragen. Mehrere Bergwege führen hier durch nach dem Montafun. In diesem Hirtenland liegt die einsame Gemeinde St. Antönien, welche — wie das ganze Thal, häufig von Lawinen bedroht wird. Im Hintergrunde ruhen stille Bergseen; in den Wänden der höhlenreichen Bergstöcke (Weißflue, Sulzflue ꝛc.) antwortet dem Rufenden ein vielstimmiges Echo, wie es in Bünden nirgends schöner getroffen wird.

Das Druserthal, vom wilden Schrawbach durchtobt, spaltet sich aus finstern Schluchten aufwärts in drei waldige Tobelthäler. Durch das mittlere gelangt man zum Bergpaß — Drususthor, wie zur Felsenspalte im Bergkamm, welche das Schweizerthor genannt wird. In diesen triftenreichen Höhen liegt, von der übrigen Welt abgeschlossen, in heiterer Alpennatur die Berggemeinde Schuders.

Bei Grüsch stürzt aus einem Felsentobel (val sunda) der wilde Taschinesbach hervor. Diese Felsenschlucht öffnet sich aufwärts in das Seewiser- oder Ganeyerthal und verzweigt sich, näher den Stöcken des Rhätikon, in mehrere hohe Alpenthäler, welche theils ostwärts die Scesa plana umziehen, theils gegen Norden und westlich fächerartig sich ausbreiten und mehrere kleine Bergseen nähren. Verfallen ist das einst besuchte Ganeyerbad, und nur noch in der Volkssage lebt das Andenken des verschwundenen Bergdörfleins Sturvis.

Die Seitenthäler des Prättigau auf der Südwestseite sind weniger ausgedehnt und wild. Das Tobelthal bei Fideris ist nur merkwürdig durch die treffliche Sauerquelle und besuchte Badanstalt; bei Jenatz windet sich ebenfalls das Seitenthal Davo in den Stock des Hochwang. Auch dort ist eine geschätzte Heilquelle mit einer Badanstalt. Im Hintergrund der beiden Alpthäler Verneza und Veninn lebten einst, wie die Volkssage erzählt, die wilden Menschen oder Waldfänken. Weitläuftiger und freundlicher ist das triftenreiche Valzeina oder Valsaina (val sana), durchströmt vom Schrankenbach, eine anmuthige Alpenlandschaft mit ihrer zerstreuten Ortschaft.

3) Das Schanfigg, gewöhnlich Schalfick genannt, öffnet sich bei Chur gegen das Hauptthal. Von hier stuft es zwischen dem südlichen Kamm des Hochwang und den Ausläufern des Parpaner Rothhorns aufwärts gegen den Strelaberg, etwa 8 Stunden lang, und verzweigt sich bei der Langwies in die Thäler Fandey und Sapün. Auf dieser Höhenlage öffnet sich westwärts ein neues Seitenthal, die Hochlandschaft Erosa, mit ihren Seen. In der einsamen Alpgegend Urten ruht der kleine Urtensee, welcher — nach der Volkssage — in Folge arger Frevel an der Stelle schöner Viehtriften und Sennhütten entstanden ist; wie viele Seen im Hochgebirg, so soll auch dieser durch heftiges Rauschen und schauerliches Geheul bevorstehende Ungewitter und Naturstürme ankündigen (Bünd. Volksblatt 1829 p. 146). Freundlicher sind die fischreichen Seen unweit Erosa, deren Abfluß die Plessur verstärkt. Diese Plessur durchströmt die Thaltiefe des Schanfigg und reißt in ihren oft hoch angeschwollenen Fluthen eine schwere Masse Geschiebe zur Tiefe nieder, wodurch sie in frühern Zeiten bei Chur die Güter verheerte. Das Schanfigg ist das zerrissenste Thal im rhätischen Alpenlande; das Gewässer des Hochgebirgs hat eine Menge tiefer Tobelschluchten in das Gehänge der Landschaft gegraben. Durch diese Tobel geschieden, breiten sich hoch über dem Thalwasser auf beiden Seiten mehrere Kulturterrassen aus, die mit Wiesen, Kornfeldern und Ortschaften geschmückt sind. Erst im Hintergrunde bei der Langwies und noch mehr in der einsamen Hochstufe von Erosa (etwa 5700 Fuß über M.) wird die Gegend zur reinen Alpenwilde, wo nur Heu geerntet wird. Die deutschredenden Einwohner dieses Thalgebiets leben in sieben reformirten Kirchgemeinden. Auf der linken Thalseite liegen die Dörfer Prada und Tschiertschen; auf der rechten: Maladers, Calfreisen, Castiel, Luen, St. Peter, Pagig, Molines und Peist; im Hintergrunde dann Langwies und bei seinen Seen das Dörflein Erosa. Keines dieser Dörfer ist volkreich, und in der weitläuftigen Landschaft wohnen nicht mehr als 2000 Seelen, die einzig von Viehzucht und Landbau leben.

4) Das Churwaldner Thal. Nicht weit oberhalb den Stadt Chur fällt die Rabius (Rabiosa) in die Plessur. Diese Rabius ist das Thalwasser der Landschaft Churwalden, welche auf dem Gehänge des Malixer- und Dreibünden-

bergs der Morgensonne zugewendet liegt. In der Richtung von Süden gen Norden senkt sich diese Thallandschaft von der Parpaner Höhe, 4592 Fuß über M., zum Hauptthal des vereinigten Rheins nieder. Wald und Alptriften decken die Höhen, auf dem an Feldfrüchten fruchtbaren Gehänge der Sonnenseite liegen die Dörfer Malix und Churwalden, höher dann Parpan, wo weder Obst noch Getreide fortkommt. Die Bevölkerung dieser drei Kirchgemeinden beläuft sich auf 1150 Einwohner, welche sämmtlich deutsch reden und nur mit geringer Ausnahme reformirt sind. Sie treiben Viehzucht und Landbau, auch Fuhrgewerke auf der s. g. obern Straße, welche — nun durch Kunstbau erweitert — durch ihre Landschaft zieht.

5) Das Vorderrhein-Thal, gewöhnlich das Oberland, romanisch Sur selva d. i. ob dem Walde genannt — ist der Thalweg des Vorderrheins. Es zieht sich in der Richtung von W. S. W. nach O. N. O. in einer Länge von 16 Stunden bis zur Thalspaltung bei Reichenau nieder. Auf dieser Strecke stuft die Thalsohle vom Bergdörflein Chiamut (5270′ über M.) bis zur Vereinigung der Rheine (1850′ üb. M.) etwa 3420 Fuß abwärts.

Auf seiner Nordseite zieht wie eine Gebirgsmauer ohne Nebenäste und Seitenthäler die Dödikette vom hohen Krispalt bis zum Galanda als Scheidewand zwischen dem bündnerischen Oberland und den Kantonen Uri, Glarus und St. Gallen in nordöstlicher Richtung hin; auf der Südseite des Thalwegs wechseln die Gebirgsäste der rhätischen Hochalpen mit mehrern Thälern, die sammt ihren Bergströmen nordwärts zum Flußbett des Rheins niederziehen.

Von Reichenau bis gegen Truns treten mehrentheils die Füße der beidseitigen Gebirge so nahe zusammen, daß der Thalweg fast durchweg eng und felsig ist; nur bei Ilanz bildet sich eine kesselförmige Thalerweiterung, welche von dieser Gestalt den Namen la Foppa (fovea) oder die Gruob erhalten hat. Von Truns aufwärts wird die Landschaft offener, der Thalgrund breiter. Doch auch über den Thalengen bildet der mittlere Berghang recht freundliche Stufenlandschaften, und daselbst liegen die meisten Ortschaften von Fruchtfeldern und Obstkultur, oder von Alptriften und Bergwiesen umgeben. Die Richtung des Thals ist mehrentheils eine gestreckte ohne bedeutende Windungen; der Fall des Stroms ist stark, doch nur bei Hochgewittern, Hagelschlag und Schneeschmelze reißend.

Dieses Falls ungeachtet zieht im Sommer die Rheinlanke aus den Gewässern des Bodensee's bis in die höhern Thalstufen des Oberlandes und wird selbst noch bei Truns, manchmal 12 bis 18 Pfund schwer, gefangen.

Das Oberland ist reich an Gewächsen verschiedener Art. Der Weinstock fängt zwar schon bei Reichenau an zu verschwinden, und reift nur in guten Jahren zu Ilanz und Truns an Geländern seine Frucht, auch die Buche nähert sich dem Gotthardstock nicht, während doch bis Tavanasa der Nuß-

baum seine Früchte trägt; aber bis nach Truns gedeiht die Obstkultur, selbst in der Höhe von Disentis wachsen noch Aepfel und Birnen, und der Kirschenbaum steigt bis Sedrun im hohen Tawätsch (etwa 4600'). Unter den Waldbäumen gedeihen dort die Eschen sehr schön, und Rothtannen bilden den Hauptbestand der Wälder fast 2000 Fuß höher als die Thalfläche zwischen Disentis und Sedrun. Auch Weißellern, Haselsträuche und Traubenkirschen ziehen noch hoch aufwärts, und bis Chiamut (5270') gedeihen Gerste und Sommerroggen, selbst Erbsen mögen noch bei Selva zur Reife gelangen und sowohl Flachs als Hanf gerathen in dieser Höhenlage recht gut. So hoch steigt die Vegetation der Kulturgewächse im ganzen Oberland bis zu seiner höchsten Thalstufe; doch geschieht nicht selten, daß tückischer Spätfrost die Frühlingssaaten verdirbt oder der allzu frühe Winter den Landmann nöthigt, das Korn noch grün von den Aeckern zu schneiden, und es an eigends dafür errichteten Gerüsten zu trocknen. Doch das wichtigste Erzeugniß sowohl im obern Hauptthal als besonders in den südwärts ziehenden Nebenthälern ist der Heuwachs und Wald, denn die Viehzucht überwiegt dort an Ausdehnung und Wichtigkeit den eigentlichen Ackerbau, und der Viehhandel ist die ergiebigste Erwerbsquelle baaren Geldes für den Oberländer. An Mineralien, besonders an Eisen, fehlt es nicht, aber nur Ausländer lassen in Erzschachten arbeiten und zerstören zu dem Zweck die Waldungen des Hochlandes.

Das Längenthal des Vorderrheins giebt nordwärts in die Tödikette keine bewohnte Seitenthäler ab; nur jäh ansteigende Tobelthäler mit stürzenden Bergbächen, oder einige Triftthäler von den höhern Terrassen des nördlichen Gehänges winden sich zwischen den Stöcken gegen den Bergkamm, wie das Val Segnes bei Flims, Val Plaun oberhalb der Waldhäuser, Val Gula ob Schnaus, Val Ponteglias oberhalb Truns, Val Barkuns und Ilems ob Sombix, Val Strims oberhalb Sedrun und ähnliche Gebirgschluchten, zum Theil mit vergletschertem Hintergrunde.

Größere Nebenthäler mit Ortschaften, Fruchtfeldern, ausgedehnten Triftgegenden und starken Nebenflüssen des Vorderrheins ziehen sich aus dem Hauptthal nach Süden bis zur vielgewundenen Scheidelinie der Alpengewässer auf den rhätischen Centralalpen. Zunächst am Gotthardsstock finden wir:

6) Das Medelser-Thal (Val Medel) zieht sich aus dem Vorderrheinthal, wohin es bei Disentis sich öffnet, in einer Länge von 5 Stunden in südwestlicher Richtung bis zum Hospiz Sta. Maria am Lukmanier, beugt dann westwärts und verliert sich in die wilde Bergwelt des Val Caddim, wo der Medelser- oder Mittelrhein aus kleinen Eisseen entsteht. Seit alter Zeit führte durch dieses Hochthal eine Alpenstraße nach Italien, theils über den Mariaberg nach Olivone, theils westlich nach Livinen. Längs dieser Straße, welche hauptsächlich von der Abtei Disentis begünstigt wurde, wurden Kapellen und Hospize zu Mittelpunkten kleiner Ortschaften, unter denen Platta als die Hauptkirche gilt. Noch gedeihen in

mildern Lagen einige Ackerfrüchte, sonst ist Viehweide das wichtigste Erzeugniß, und Viehzucht das einzige Geschäft der Bewohner, deren Zahl sich auf 730 Seelen beläuft.

7) Das Sumvixer- oder Teniger-Thal (Val Sumvic oder Tenji) öffnet sich dem Dorfe Sumvix gegenüber beim Weiler Surrhein. Es zieht sich etwa 5 Stunden südwärts gegen den La Greina-Paß; von hohen Bergen eingeschlossen, die im vergletscherten Hintergrunde der Zuthäler von noch höhern Spitzen (Piz Miedsdi, Piz Nädils ꝛc.) überragt werden, gehört es zu den höchsten Heuthälern des Landes. Mehrere Bergwege führen aus seinem Hintergrunde am La Greina und Monterasca (Munteratsch) in die Blegnothäler. Obgleich an Triften und Waldung sehr reich, auch nicht rauher als andere bewohnte Alpenthäler, ist es doch das einsamste und nur sehr wenig bewohnt; um einzelne Kirchlein gruppiren sich etliche Häuser, und wahrscheinlich hat von der St. Antoni-Kapelle das Thal den Namen Val Tenji oder Tenijerthal erhalten.

8) Das Lugnetzer-Thal mit der Landschaft Vals. Beim Städtchen Jlanz zieht sich aus der kesselförmigen Thalgestalt der Gruob straks gegen Süden ein Seitenthal einwärts, das vom Glenner durchströmt und Lugnetz oder Lungnetz genannt wird. Die Sohle dieses Thals hebt sich in seinem untern Theile, etwa 3 Stunden weit, nur allmählig; wo aber bei Surcasti (2800′ über M.) die Thalarme und ihre Gewässer sich vereinigen, beginnt eine beträchtliche Erhebung der Landschaft, die sowohl im eigentlichen Lugnetzerthal, häufig auch das Vrinerthal genannt, wie in Vals oder St. Petersthal zur Hochlandschaft wird. Jn deren obern Zuthälern entsteht aus den Gletschern des Hochgebirgs auf der Nordseite des Adula, am Piz Valrhein und Läntahorn sowohl der Valserrhein als der Vrinerrhein; unterhalb Surcasti vereinigen sie sich und bilden den Glenner (Gliong), der nun als ansehnliches Nebenflüßchen, oft mit verheerender Stärke, nach einem zehn Stunden langen Lauf bei Jlanz (2240′ über M.) den Vorderrhein verstärkt.

Das Valser- oder St. Petersthal beginnt bei der Burgruine Surcasti mit einem engen Waldthale. Wo hie und da die Gehänge sich erweitern und grüne Terrassen bilden, sieht man um einsame Kapellen kleine Gruppen menschlicher Wohnungen, welche die Oede einer wilden Natur freundlich unterbrechen. Beim Dorfe Camps tritt man in die Landschaft Vals ein, wo in der Thalebene, 3800′ über M., um den Hauptort St. Peter oder Vals am Platz noch schönes Korn, Hanf, Flachs, Kartoffeln und selbst Sommerweizen gedeihen. Hohe Gebirge umstehen diese einsame Thalgegend: der Dachberg (9700′), der Piz Tomil, das vergletscherte Gurletschhorn und andere Kuppen im südwestlichen Hintergrunde. Südlich vom Hauptort, bei Valle spaltet sich das Thal; gegen S. S. O. hebt sich das Pfeilthal zum Kamm des Valserbergs, über den (etwa 7000′ über M.) der Paß nach dem Rheinwald führt, woher wahrscheinlich im Mittelalter die blonde, deutsch-

redende Bevölkerung der Valserthäler eingewandert ist. Der andere Thalast von Hintervals wendet sich nach W. S. W. und heißt Zavreila, das sich mit trefflichen Alptriften in die wildeste Hochgebirgsgegend des Läntathals aufwärts zieht. Im Hintergrunde dieser Thäler sollen noch in der Mitte des 17. Jahrhunderts die Steinböcke nicht selten gewesen seyn.

Das Val de Vrin zieht sich ungetheilt bis Vrin, etwa 3500' über M. Dort spaltet es sich in zwei enge Bergthäler; das eine Puzatsch wendet sich westwärts zum Kamm des Disrut, das andere Vanezza hebt sich den Valserthälern zu und hängt im Hintergrunde damit zusammen. Das eigentliche Vrinthal ist eine Stufenlandschaft hoch über dem Glenner, auf welcher die Dörfer und Weiler mit ihren Aeckern, Wiesen und Bergtriften zerstreut liegen. Die hintere Thalgegend hat Mangel an Wald und Brennholz, welches aus den niedern Gegenden geholt werden muß.

Die größern Ortschaften dieses Thalgebiets sind: Vrin, Lumbrein, Vigens, Igels, Pleif und Villa (Hauptort des Thals) Kumbels und Neukirch, Surcasti (Oberkastels), Tersnaus, Duwin, Camuns nebst ihren Nachbarschaften und Höfen, wie Romein, Vatiz, Peiden, Maurissen, Furth, Caminada, Buzatsch und mehrere andern; dann noch die Ortschaften in Vals, nämlich Camps, Platz, Valle ꝛc.

So weit historische Angaben sprechen, herrschte von jeher in der Landschaft Vals die deutsche, im eigentlichen Lugnetz ohne Ausnahme die romanische Sprache; aber sämmtliche Bevölkerung, deren Zahl sich nur auf 4515 Seelen beläuft, gehöret mit Ausnahme des reformirten Dorfes Duwin der katholischen Kirche an.

9) Savien, auch in ältern Schriften Stußavien genannt, zieht sich aus dem tiefen Tobel unterhalb Versam, wo das Savier Thalwasser, auch Rhein genannt, zum Vorderrhein eilt, zwischen hohen Seitenbergen etwa 7 Stunden weit bis zum Löchliberg gegen Süden aufwärts. Der Eingang in dieses Thal führt durch düstre Waldgehänge, in deren Tiefe das Thalwasser braust; in diesen uralten Wäldern vermodern die stolzesten Baumstämme ungenutzt und unbeachtet auf derselben Stelle, wo sie zu einer außerordentlichen Höhe und Stärke angewachsen. Wo die Thalgegend sich erweitert, weicht auch der Wald dem Anbau des Menschen. Auf freundlichen Halden bei Tenna und Areza gewähren die zerstreuten Höfe und Dorfgruppen, umgeben von Aeckern, Wiesen und Kirschbäumen, das Bild friedlicher Genügsamkeit. Das eigentliche Savien gehört zu den triftenreichsten Thälern des Landes; auf 25 großen Alpen weiden zahlreiche Heerden, des Bewohners wichtigste Nahrungsquelle. Nicht in Dörfern, sondern in altgermanischer Weise wohnt die deutsche Bevölkerung dieser Landschaft, die man zu den deutschen Kolonien aus der hohenstaufischen Periode zählt, auf mehr als 40 Höfen zerstreut, denen drei reformirte Pfarrkirchen als Mittelpunkte dienen. Ein alter Straßenzug mag durch die oberste Stufe dieses Thals

gegangen, die hinterste der drei Kirchen die älteste, die Bevölkerung, wie bei Vals, vom Rheinwald her eingewandert seyn. Im mildern Thalgrund gedeihen Roggen, Flachs und Kartoffeln, in den höhern Gehängen nur Gerste. Heu ist das wichtigste Erzeugniß dieses Hirtenthals, welches von etwas mehr denn 1000 Seelen bewohnt wird.

Dies sind die bewohnten Seitenthäler des Oberlandes. Das Hauptthal selbst als Wohnland betrachtet, vertheilt seine Ortschaften theils in den Flußweg des Rheins, theils auf die Terrassen der Seitengehänge. Es ist fast allen größern Dörfern eigenthümlich, sich in eine Menge von Höfen und Weilern zu zerspalten, wie uranfänglich eine Triftgegend, eine Quelle, ein Wald zur Ansiedlung einlud. Wir nennen die wichtigern Ortschaften. Im Tawätsch ist Sedrun der Hauptort, höher aufwärts liegen noch Ruäras, Selva und Chiamut. Bei der Stiftung des heil. Sigbert liegt dann Disentis und abwärts im Thal Sumvix und Truns, hoch im Gehänge Brigels. Auf der linken Thalseite liegen Waltenspurg, Ruis, Panix, Seth und Andest, ihnen gegenüber Obersaxen. In der Gruob bildet das Städtchen Ilanz den Mittelpunkt in einem Kranze von Dörfern, als Schnaus, Ladir, Ruschein, Fellers, Schleuis, Laax und Sagens; dann Valendas und Versam mit ihren Höfen; ferner Cästris, Riein, Pitasch, Luvis und Flond. Hoch auf der Sonnenseite des Thals Flims und Trins, und bei Reichenau das Dorf Tamins nebst Bonaduz und Rhäzüns.

Auf dem weitläuftigen Gebiet des Oberlandes und seiner Nebenthäler wohnt der vierte Theil der gesammten Bevölkerung, nämlich 24,328 Seelen, wovon fast ein Drittheil (7924 Seelen) zur reformirten Kirche gehört. Die romanische Sprache hat hier weitaus das Uebergewicht, obgleich die Landschaften Vals, Obersaxen, Savien nebst Versam und Valendas von Alters her Deutsch redeten.

Der Hinterrhein, an Wassermasse dem Strom des Vorderrheins überlegen, zieht bis zu seiner Mündung in den vereinigten Stromlauf durch eine Reihe von Landschaften, die fast parallel mit dem Flußweg des Vorderrheins anfangs die Längenrichtung einschlagen, dann allmälig in Richtung und Ausbau in sofern zur Natur der Querthäler übergehen, als sie in ihrer aufstufenden Höhenlage so wie in den sie trennenden Thalengen und Schwellen eine Folgenreihe von Stufenthäler darstellen. Sobald nämlich der junge Rheinstrom dem hohen Felsenkranz der Adulagebirge entflohen, eilt er durch die drei Terrassenthäler Rheinwald, Schams und Domleschg auf Reichenau los, und hat auf seinem 15 Stunden langen Laufe ein Gefälle von wenigstens 3800 bis fast 4000 Fuß. Diese beträchtliche Abstufung ist ziemlich gleichmäßig unter die drei Thallandschaften vertheilt. Die Höhenlage der Rheinquelle wird zu 5760 Fuß über M. angenommen; der

Rheinwald als oberste Thalstufe behauptet die Höhenlage von Ursern, von 4530 — 4800 Fuß über M. Schon um mehr als tausend Fuß tiefer liegt der Thalboden von Schams, bei Andeer 3100 Fuß. Durch den Schlund der Viamala und des verlorenen Lochs stuft der Flußweg abermals um tausend Fuß zum Domleschger-Thal nieder, denn wo die Albula in den Rhein mündet, liegt die Thalsohle nicht höher als 2240 Fuß über M. Diese drei Stufen stellen sich in ihrer gesammten Physiognomie als drei ganz verschiedene Thäler dar; das Domleschg mit seiner Obst- und Weinkultur ist wesentlich von der Alpenwilde des Rheinwalds verschieden, und die Landschaft Schams bildet den Uebergang von der einen zur andern. Wir zeichnen sie einzeln in der Eigenthümlichkeit ihrer Verhältnisse.

10) Der Rheinwald — Val Rhein — ist das Hochthal, welches vom Felsenkranz der Adulagebirge gegen Osten in der Längenrichtung der Alpenketten ausläuft. Auf allen Seiten ist es von hohen Gebirgen ummauert, die um 2 bis 5000 Fuß über den Thalboden sich erheben. Auf der Südseite hebt sich die Gebirgsreihe vom Suretto über das hohe Tambohorn bis zum Moschelhorn; die Nordseite bildet der Höhenzug vom Kalkerberg ob Suvers bis zum Zaporthorn an der Gletscherheimath des Hinterrheins. Etwa 5 — 6 Stunden lang streckt sich dieses Längenthal, und wo unterhalb Suvers beim Felsenthor der Sasaplana die Gebirge zusammenrücken, beginnt die wilde Thalschlucht der Roffla, und nur durch sie ist ein Thalweg aus dem Rheinwald gegeben. Dagegen führen mehrere Alpwege über ansehnliche Höhen in Nachbarthäler, wie nach Vals und Savien, ebenso zwei Gebirgspässe aus dem Hochthal nach Italien — die Straßen über den Splügner und Bernhardin.

Wenn der Wandrer durch die düstre Thalenge der Roffla nach der Hochlandschaft aufsteigt, so führt ihn zwei Stunden lang die wohl unterhaltene Landstraße durch wilde, oft grausenhaft zerrissene Felsengehänge, bald durch düstre Waldung oder nackte Schutthalden stets dem tosenden Rheinstrom entgegen, der in schluchtartiger Tiefe, häufig unsichtbar, von Sturz zu Sturz hinabdonnert und durch einige prachtvolle Wasserfälle die Oede der Umgebung verschönert. Fast unbenutzt schwingt sich in diesem Waldrevier nicht weit von Suvers in einer Meerhöhe von 4140 Fuß eine kühne Brücke über den schäumenden Rhein; ehemals führte der Straßenzug über sie nach dem jenseitigen Ufer. Höher aufwärts tritt man durch das Felsenthor der Sasaplana in das freundliche Gelände des Hochthals, wo die Alpenflora auf allen Wiesen sich entfaltet, aber auch noch Ceres und Sylvan, reichlicher als in Ursern, ihre Gaben spenden. Der eigentliche bewohnte Thalboden der Landschaft erstreckt sich von Suvers bis zum Dorfe Hinterrhein, etwa drei Stunden lang. Der Winter herrscht dort neun Monate im Jahr, doch gedeihen in dieser Höhenlage (4530 bis 4800′) Erdäpfel, Erbsen, Hanf, Flachs und Gerste. Immerhin ist das gewürzige Heu auf den Thalwiesen und Bergtriften für ein Hirtenvolk, das überdies für sein Fuhrgewerbe viele

Pferde unterhält, weitaus das wichtigste Erzeugniß. Noch bekleidet ein kräftiger Waldwuchs die Gehänge, und die Arve reift noch zahlreich ihre eßbaren Früchte. Aber auch hier ist das Klima rauher geworden. Es ist Thatsache, daß ehemals in dieser Hochlandschaft viele Elstern gebrütet und daß die Nester der gemeinen Schwalbe verlassen stehen, weil ihre ehemaligen Bewohner sie aufgegeben haben; aber alljährlich ist hier beim Beginn der herbstlichen Zeit einer der Sammelplätze, wo die wandernden Schaaren der Zugvögel bei Nacht, bei frühem Morgen oder zu später Abendzeit, bald hoch über die Alpenhörner, bald näher dem aufsteigenden Bergrücken über den Höhenzug nach dem Süden wandern.

Der blonde Menschenschlag dieser Landschaft, in die sechs Ortschaften, Suvers, Splügen, Medels, Ebi, Nufenen und Hinterrhein vertheilt, zusammen 1396 Seelen, gehört dem deutschen Stamme und der reformirten Kirche an. Für beide ist hier am weitesten südwärts die Grenzmarch, denn jenseits des Berggrats beginnt in Physiognomie, Sprache und Kirchenglauben das italische Wesen. Unverkennbar gehören die Bewohner des Rheinwalds zu jenen deutschen Kolonisten, welche hin und wieder in unserm Lande die höchsten und einsamsten Bergthäler bevölkert und angebaut haben. Der Reiz der Freiheit machte ihnen selbst die Wilde zur lieben Heimat; sie bewachten im Schutze deutscher Könige die Bergpässe, und traten schon im Jahr 1277 als „freie deutsche Leute" in Urkunden auf, da sie nach Conradins von Schwaben Untergang den Schirm des Freiherrn von Vatz suchten. Beim Bundesschwur zu Truns waren die Freien „vom Rhyn." Der Straßenzug durch diese Hochlandschaft mit dem Transit von Waaren und Reisenden über beide Bergpässe bringt Verkehr und mancherlei Gewinn zu einem Völkchen, das die Natur seines Landes zum einsamsten Hirtenleben bestimmt zu haben schien.

11) Die Landschaft Schams ist das mittlere Stufenthal im Flußweg des Hinterrheins. Den Namen dieses Querthals — vallis sexamniensis, auch sexamnium oder Schons — pflegt man von den sechs Bächen abzuleiten, welche aus den beidseitigen Gebirgen, bisweilen mit verheerender Wuth, dem Rheine zufließen. Die Gestalt dieses Thals und die engen Felsenklausen, die es von der übrigen Welt abschlossen, befestigten die Annahme, dasselbe habe in der Jugendperiode unserer Erde, bevor die tiefen Schlünde der Viamala durch die Macht der Elemente gebrochen worden, einen großen Bergsee gebildet. In der That sind die Zugänge dieser Landschaft aus dem höhern und tiefern Stufenthal gleich schauerlich. Der Wandrer, welcher von der Südseite durch die wilden Rofflen aus dem Rheinwald kommt, gewahrt nirgends einen Ausweg in heitere Gegenden, bis ihn am letzten Hause von Bärenburg fast die ganze Landschaft Schams mit ihren grünen Matten Heubergen und Dörfern überrascht. Wer anderseits von Norden her durch die Thalschlünde des verlorenen Lochs und der düstern Viamala aufwärts wandert, tritt erst jenseits der dritten Rheinbrücke auf einen Punkt, wo das freundliche Thal-

becken wie mit einem Zauberschlag sich vor ihm ausbreitet. Bevor die Felsenstraße durch die Viamala (1471) gebrochen worden, führten nur hohe Bergwege am Gehänge des Piz Beverin in die Landschaft Schams, und noch jetzt bezeichnen uns mancherlei Spuren den Zug jener alten Hochstraße durchs Gebirg.

Von Tusis bis zur Grenze des Rheinwalds erstreckt sich das Gebiet der Landschaft Schams von Norden nach Süden ungefähr 4½ Stunden lang; das bewohnte Gelände aber stellt ein ovales Thalbecken dar, kaum zwei Stunden lang und von hohen Gebirgen ummauert, aus welchen nördlich die Pyramide des Piz Beverins, südlich der Piz de Tschera wie Hochwächter auf die Thalgründe niederschauen.

Die Gebirgshöhen auf der Südostseite steigen wild und steil mit Bergwaldung aufwärts; auf mehrern Punkten sind sie erzreich und zu verschiedener Zeit wurde dort Bergbau auf Blei, Fahlerz und Silber getrieben. Wenn zu Anfang des 17. Jahrhunderts der unternehmende Thomas von Ehrenfels, Herr zu Haldenstein, aus dem dort gewonnenen Silber seine Münzen schlagen ließ, so hatte er besseres Glück als spätere Gewerkschaften. Das Gehänge der nordwestlichen Höhen zieht sich mit anmuthigen Heubergen und Dörfern zu einer beträchtlichen Höhe aufwärts, und so hoch der Mensch hier auf der Sonnenseite wohnt, belohnt der Acker mit nüzlicher Feldfrucht seinen Fleiß.

Der Thalboden, vom Rhein durchflossen und nicht selten von ihm verheert, liegt wenig über 3000 Fuß Meerhöhe; nur der Nord- und Südwind haben Zugang; fünf Monate lang deckt der Winterschnee die Thalwiesen. An Heu und Wald ist die Landschaft reich; nicht blos im Thalgrunde, auch im Gehänge auf der Sonnenseite wird von den Bergdörfern bis zum hochgelegenen Lohn noch ziemlich viel Gerste und Bohnen gepflanzt; auch Roggen, Hanf und Kartoffeln gerathen, aber die Obstzucht will sogar im Thale bei Andeer und Zillis nicht mehr recht gedeihen, obschon etwas Aepfel, Birnen, Pflaumen und Kirschen daselbst wachsen. Wie in vielen Gegenden Bündens, so hat auch hier die Obstkultur ihre schädlichsten Feinde fast weniger in der Ungunst des Klima's, als in der verkehrten Volksmoral, welche die Plünderung des reifen Obstes nur als Muthwillen, nicht als eine strafbare Handlung betrachtet.

In dem Thalbecken der Landschaft liegen eilf größere und kleinere Ortschaften, in ihrer Nähe auch die Ruinen von sieben alten Burgen, unter denen Bärenburg und Fardin an das übermüthige Regiment frecher Burgvögte erinnern. Die Bewohner des Thals gehören dem romanischen Sprachgebiet und der reformirten Kirche an; auf beide Thalseiten vertheilt, bilden die Dorfschaften sieben Pfarrgemeinden: rechts Zillis mit Raischen, Pignieu (Dorf und Bad), Andeer mit dem Hof Bärenburg; links Donat mit den Nachbarschaften Clugien, Pazen, Fardin und Casti, höher dann Mathon mit Bergenstein, und in luftiger Lage das Dörflein Lohn. Darin leben 2042 Seelen von Landbau, Vieh-

zucht und Alpenwirthschaft. Den Anwohnern am Straßenzug bringen das Fuhrgewerbe und der Durchpaß von Reisenden mancherlei Verdienst, auch im Ausland suchen viele Schamser ihr Glück, das jedoch in der Regel nur Wenigen sein Füllhorn öffnet.

12) Ferrera und Avers. Wo man aus Schams in die Rofflen eingeht, öffnet sich oberhalb der Bärenburg, etwa eine halbe Stunde von Andeer, von der Südseite her ein Seitenthal, welches zur Landschaft Schams gerechnet wird und Ferrera heißt.

Aus demselben tost das Averser Landwasser oder der Avner-Rhein in mühsamem Kampfe gegen mächtige Felsentrümmer hervor, und stürzt bei der ersten Roffla-Brücke in einer Meerhöhe von 3220 Fuß, an Wassermasse nicht geringer als der Hinterrhein, mit demselben in schäumenden Wasserfällen zusammen. Sehenswerth ist dieser Zusammensturz zweier Bergströme, denn nicht anders als wie hochgebäumte Unthiere schnauben sie gegen einander, kämpfen, und brausen dann nach versuchter Kraft in einem Strome weiter.

Das Ferrera zieht sich in der Querrichtung fast 5 Stunden gegen Süden und gehört zu den wildesten Thälern des Landes. Fast überall nichts als eine melancholische Gebirgsnatur, uralte Wälder, in finsterer Tiefe der tosende Alpenstrom, über Schwellen und Granitblöcke schäumende Wasserfälle bildend, ein Chaos zertrümmerter Felsmassen, und diese Oede blos von rauchschwarzen Schmelzhütten und kleinen einsamen Weilern unterbrochen. Marmorlager und reiche Erzminen am Berge Fianell scheinen die einzigen Gaben zu seyn, welche der Mensch hier suchen kann, und kaum wird der Fremdling begreifen, wovon diese Thalbewohner leben, da ihre Nahrungsquellen hoch im Gebirg in den Weiden und Alptriften liegen. Vom Eingang ¾ Stunden einwärts liegt das Dörfchen Außer-Ferrera und 1½ Stunden weiter Canicül oder Inner-Ferrera; beide gehören ins Gericht Schams. Bei Canicül mündet von Südwest her das zwei Stunden lange Alpthal Emmet, das seinen Bach in das Avner Landwasser gießt; noch 1½ Stunden weiter öffnet sich das weidenreiche, drei Stunden lange, mit Val Emmet parallel ziehende Val de Lei, das größtentheils zur Grafschaft Cläven gehört. Erst beim Hofe Campsutt tritt man aus dem Querthal in die Hochlandschaft Avers ein, die von Osten nach Westen zieht und ihren Rhein aus hohen Zuthälern und Gletscherbächen sammelt.

Die Landschaft Avers, in der Volkssprache auch das Avner- oder Afnerthal genannt, ist unstreitig eines der höchsten, wo nicht das höchste aller Thäler in Europa, wo der Mensch noch in Dörfern lebt; schon sein Hauptort Cresta liegt (nach Kellers Angabe) in einer Meerhöhe von mehr als 6300 Fuß, noch bedeutend höher (6730 Fuß) liegt der Weiler Juf oder Joff. Avers ist ein Längenthal und fast 5 Stunden lang; es verzweigt sich gegen Südosten und Süden in mehrere Gebirgsthäler, die unter den Namen Bregalga und

Madris in den Gebirgsstock des Septmer und das wilde Revier seiner westlichen Nachbarn aufstufen. Rauhe, oft verschlossene Bergwege führen von hier nach der Landschaft Stalla nach Oberhalbstein und dem Thale Bergell. Von der übrigen Welt durch ragende Felsgebirge und ewige Eismassen abgeschlossen, lebt hier auf einem freundlichen Wiesenplan, dessen zartes Grün bis auf die Höhen der Berge ausgebreitet, im obern Thalrevier weder durch Bäume noch Sträuche, kaum hin und wieder durch einen kahlen Stein unterbrochen ist, ein deutschredendes, protestantisches, von jeher freies Hirtenvolk, wahrscheinlich Walser, woher auch der in ältern Urkunden vorkommende Name Wels für diese einsame Landschaft stammen dürfte. Kaum irgend ein anderes Wohnland in den Alpen liegt so ganz über allem Holzwuchs, wie das Oberland von Avers; die untere Gegend hat noch etwas Waldung von Lerchen und Arven, die im Schutze des Waldbanns gerettet wurden. Diese Waldzerstörung schreibt man dem Bergbau zu, der vor Alters im Zuthal Bregalga getrieben wurde. Vergeblich warnte damals, wie eine Volkssage erzählt, ein Mann mit den Worten: es werde die Zeit kommen, wo man zwei Stunden weit thalabwärts werde laufen müssen, um die Ruthen zu einem Besen zu finden (Bünd. Volksblatt, Jahrg. 1829 p. 25 – 29) — Seine thöricht verlachte Drohung ist seither in Erfüllung gegangen. Der Holzmangel zwingt die Bewohner den Schaf- und Ziegenmist in kubische Formen zu kneten und nachdem er an der Sonne gedörrt worden, zur Feuerung zu benutzen. Doch holen sie auch Holz aus Ferrera und stechen Torf in den obern Thalwiesen.

Niemand wird in solcher Höhenlage ein mildes Klima erwarten; im obern Thal ist es in der That sehr rauh, etwas milder im untern Gebiet. Hier wechselt das Jahr nur in zwei Gestalten ab; Frühling und Herbst sind in Zeit und Gaben unbekannt. Im Winter rauschen häufig Lawinen von den Höhen und nöthigen in den wildern Thälern die Wohnungen mit Strebepfeilern zu schützen. Im Sommer nähren die Viehtriften über 2000 Stücke Rindvieh und fast 3000 bergamaskische Schafe weiden jährlich um hohes Miethgeld auf den Alpen. Getreide kommt dort nicht fort, nur etwas Gartengewächse und Kartoffeln werden mit Mühe und letztere nicht selten vergeblich gepflanzt. Die ganze Bevölkerung dieses Thals wohnt in 16 zerstreuten Häusergruppen oder Nachbarschaften, zusammen 337 Seelen, deren Hauptort das Pfarrdorf Cresta ist.

Viamala — so heißt die merkwürdige Felsenklause, welche die Landschaft Schams vom Domleschger-Thal scheidet. Hier sind die Felsen noch tiefer gespalten als in den Rofflen, und der Rhein stürzt sich in finstre Schlünde, um den alten Streit der Titanen in geheimnißvoller Tiefe auszukämpfen.

Ob in der Jugendzeit unsrer Erde die unterirdischen Feuerskräfte, ob die Kraft der Gewässer diese Thalschlucht gebrochen,

das mögen die Weisen uns sagen, welchen sich die Schale der Natur bis auf ihren Kern erschlossen hat. Unterhalb Zillis tritt der Wandrer auf der Landstraße in die gewundene Thalenge ein, wo Felsenwände und dunkle Waldgehänge ihn mit schauerlichem Dunkel umfangen. In der Mitte der Schlucht schwingen sich zwei kühne steinerne Brücken von einer Felsenwand zur andern, und von dieser wieder zu jener hinüber. Nur von diesen Brücken, über deren Erhebung ob dem Wasserspiegel die Angaben der Chorographen von 200 bis 480 Fuß Höhe schwanken, wird der Strom des Hinterrheins in seinem tiefen Bette sichtbar; bald dringt seine brausende Donnerstimme aus der finstern Tiefe empor, bald windet er sich wie eine Schlange glatt und schmeichelnd durch das Felsengeklüft dahin. Aus der Geschichte wissen wir, daß im Jahr 1471 diese Felsenklause durch Straßenbau geöffnet wurde; Tusis, Masein und Kazis hatten sich zu diesem Werke verbunden. Uebrigens ist kaum glaublich, daß nicht schon früher ein rauherer Weg und Steg durch diese Schluchten geführt habe, zumal beim südlichen Eingang in die Viamala eine Kapelle gestanden, die dem heil. Ambrosius geweiht, in der Volkssprache Sant Ambriesch oder la Baselgia genannt wurde. Die beiden erwähnten Brücken wurden 1738 und 1739 erbaut; der neuere Kunstbau hat sie unverändert in den Straßenzug eingeordnet. Der untere Theil der Thalschlucht heißt das verlorene Loch, durch welches die neue Straße breit und bequem, hier am Rande eines jähen Abhangs, dort durch eine künstlich in den Felsen gehauene, 200 Fuß lange Grotte oder Gallerie hinzieht. Wie du aus dieser Felsengallerie hervortrittst, so schweift dein Blick rechts auf die Trümmer von Hohenrhätien, links auf die grünen Weiden des sanft ansteigenden Heinzenbergs. Noch eine Strecke weiter, und das ganze Domleschger-Thal mit seinen malerischen Ansichten, seinem Kranz von Dörfern, Burgen, Kirchen und Höfen lacht dir entgegen.

---

13) Das Domleschger-Thal — vallis domestica oder vom alten Reichshofe Tumils auch Tomiliasca genannt — ist das unterste Stufenland im Flußweg des Hinterrheins. In einer Höhenlage von 1870 bis 2250 Fuß über Meer zieht es von Norden nach Süden als ein offenes und freundliches Thalgelände zwischen 7 bis 8000 Fuß hohen Gebirgen. Auf der Westseite hebt sich der sanft abgerundete Heinzenberg (Montagna) mit seinen Kulturstreifen zu heitern, waldlosen Alptriften aufwärts; ostwärts stufen höhere und meist rauhere Gebirge mit einigen tiefen Tobeln und fruchtbaren Terrassen zu jenem Scheitelpunkt empor, wo das Gebiet der drei Bünde zusammenstößt. Gegen Süden wird es vom hohen Muttnerberg, über welchen der erzreiche Despin aus dem Schamser Gebirg herüberschaut, und dem alles beherrschenden Piz Beverin geschlossen. Aber von eben dieser Seite stürmt aus dem tiefen Felsenbett des verlorenen Lochs der Hinterrhein in den erweiterten Thalboden ein, nimmt sogleich von der linken Thalseite den übelberufenen, schlammführenden Nolla, etwas tie-

ser die hellere Albula auf, welche alle Gewässer aus den Landschaften Davos, Bergün, Oberhalbstein und Stalla herabführt. Rechts und links ruhen höher und tiefer in den Abhängen des Gebirgs sechs kleine Seen, unter denen der Lüscher See in der Landschaft Tschappina wegen seines versumpfenden Wasserabzugs, und der Canovner-See bei Paspels wegen seiner fieberschwangern Ausdünstung besondrer Erwähnung werth sind. Von beiden Seiten rauschen wilde Bergbäche in dem Scharanser, Duscher, Tomilser, Feldiser und Purteiner Tobel zum Thalland nieder, die aber alle bei Hochgewittern und Schneeschmelze durch die zerstörende Wuth des austretenden Rietbachs übertroffen werden.

Das Domleschg, ein offenes, sonniges und mannigfaltiges Thalgelände, etwa zwei Stunden lang und in seiner größten Breitung fast 5/4 Stunden weit, ist voll der interessantesten Landschaften. Sehr fruchtbare Gefilde, Wiesen, Obstgärten und Aecker umkränzen einen öden, von Flußgeschiebe verheerten Thalboden, worin jetzt als stürmender See hochgeschwollen der Rhein mit trüben Wogen Alles überfluthet, dann bei niederm Wasserstande, in viele Arme getheilt, unstät und reizlos umherirrt. Einst waren hier fruchtbare Fluren, aber Rhein und Nolla haben seit der Mitte des 18. Jahrhunderts die herrliche, güterreiche Thalfläche in eine grausenhafte Steinwüste umgewandelt, öfters auch Ortschaften bedroht. Erst in unsern Tagen ist man bemüht, der Verheerung nicht blos Grenzen zu setzen, sondern auch erobernd zu neuen Pflanzungen ausgedehnte Flächen abzugewinnen.

Alles Land, was über die verheerte Thalfläche sich erhebt, ist reich an Schönheiten der Natur und an Denkmälern der Geschichte. Lachende Hügel und ein Kranz von Kirchen, Kapellen, Dörfern, Burgruinen, aufwärts dann zerstreute Weiler und Höfe im Wechsel mit romantischen Felsmassen, dunkeln Waldungen oder Matten, höher noch Alptriften oder das Gebiet kahler Höhen und Felsengräte. In diesem Rahmen, der wie ein groteskes Gemälde die seltsamsten Wechselbilder umschließt, zählt man 22 Dörfer und eben so viele alte Schlösser oder Burgställe, welche uns die ausgezeichnetsten Geschlechter, Kriegshelden und Staatslenker, die Schicksale des Volks in der Feudalzeit oder die politischen Verwirrungen in der langen Leidensperiode der Faktionen ins Gedächtniß rufen. Noch schauen ernst und bedeutsam die drei ältesten Herrensitze der Vorzeit über das freie Thalgelände; südlich die verwitternden Thürme von Hohenrhätien von ihrer 600 Fuß hohen Felsenwarte abwärts durchs Thal, aufwärts die graue Rhäzüns, aber Ortenstein aufwärts und abwärts und hinüber zum heitern, fruchtbaren Heinzenberg, den der Herzog von Rohan besungen, als er ihn den schönsten Berg nannte, so er jemals gesehen.

Das Klima dieses Thals gehört zu den mildesten im bündnerischen Alpenland, es ist zahm genug für Weinbau, Maulbeerzucht und Kastanienkultur. Wenn auch nicht Mandelbäume und Südfrüchte am Fuß des Heinzenbergs wachsen, so hat

doch die rechte Thalseite so milde Lagen, daß Pfirsische, Mandeln und Wein zur Reife kommen. Der Kastanienbaum wuchs ehedem häufig daselbst und auf beiden Rheinufern war der Weinbau verbreiteter als jetzt. Hier und dort reift ein treffliches Obst und Mais; Getreide, Buchweizen, Hanf, Kartoffeln wachsen in Fülle, und bis zu den höchsten Bergdörfern. Die Vegetation wird durch Südwinde (Föhn) im Frühling und Herbst beschleunigt, zuweilen aber durch den Nordost verspätet. Die niedern Berge, welche das Thal umgeben, gestatten der Sonne freien Zutritt und gewöhnlich schon in der Mitte März verschwindet der Schnee vom Thalgefilde. Im Allgemeinen ist die Luft gesund, nur in den Dörfern Almens, Rotels, Paspels und Kazis waren früher mehr als jetzt stockende Sümpfe und auch ungesundes Trinkwasser die Ursache von Kropfkrankheiten und mitunter cretinartigen Bildungen.

Daß die ältesten Bewohner des Landes, die flüchtigen Tusker, hier zuerst sich angesiedelt haben, ist eine Behauptung der alten Chronisten, die wir ohne historische Belege hinnehmen können; sie ist unschädlich und gewährt in einigen Localnamen doch etliche Anknüpfungspunkte. Die jezige Bevölkerung, zusammen 6850 Seelen, welche mit Ausnahme von Tusis, Masein und Tschappina, sämmtlich zum romanischen Sprachgebiet gehören, obgleich die deutsche Sprache bedeutende Fortschritte gemacht hat, lebt in eilf Ortschaften diesseits und eben so vielen jenseits des Rheins. Auf der rechten Thalseite liegen Sils, Fürstenau, Scharans, Tomils, Rotels, Paspels, Almens mit Dusch, Rothenbrunnen, und höher im Gebirg Trans, Feldis und Scheid mit Purz. Auf der linken Thalseite haben Tusis, Masein und Kazis ihre Lage im Thal, höher dann Tschappina, Urmein, Tartar, Flerden, Purtein, Sarn und Präz. Die Dörfer auf dem Heinzenberg liegen insgesammt fast auf der Mitte des Bergs und bezeichnen den Zug der alten Bergstraße, welche über die Schamser Alpen nach dem Rheinwald führte. Mehr als drei Viertheile der gesammten Bevölkerung dieses Gebiets ist reformirt. Landbau, Viehzucht und Alpenwirthschaft sind auch hier die wichtigsten Nahrungsquellen, doch finden auch viele Anwohner am lebhaften Straßenzug im Fuhrgewerbe und Handel reichlichen Verdienst.

Das Domleschg hat nur ein einziges Nebenthal, welches sich mit einer schmalen, schluchtartigen Oeffnung, durch welche die Albula hervorrauscht, in den Boden des Hauptthals niedersenkt. Ein schauerlicher Felsenweg, Schyn, romanisch Müras genannt, führt neben den tiefen Abgründen, worin die Albula sich dem Auge entzieht, zu der heitern Lage von Obervatz aufwärts, wo sich eine ganz neue Aussicht nach dem Oberhalbstein, in das obere Albula-Thal, auf die Gebirgshöhen von Davos öffnet. Wir treten in dieses Thälergebiet ein, sie gehören zum Revier des Hinterrheins, denn ihm führt die Albula sowohl das Davoser Landwasser, als den Oberhalbsteiner Rhein zu.

14) Die Landschaft Davos, ein offenes, sonniges und triftenreiches Hochthal, zieht etwa 5 Stunden lang von Nordost

nach Südwest zwischen hohen Gebirgsketten, die es einerseits vom Engadin, anderseits vom Schanfigg und Erosa trennen. Vom hintern Prättigau scheidet die waldbedeckte Querschwelle, die am Flüela nordwärts ausläuft; die untere Landschaft verengert sich zu einem 1200 Fuß tiefen Felsenschlunde, welcher dem Landwasser einen Ausweg zur Albula gestattet. Vom Kamm der rhätischen Hochalpen senken sich vier hohe Thäler, welche unter sich fast parallel laufen, zum Hauptthal der Landschaft nieder; zu oberst das Flüela- oder Flögiathal, dann das Dischma, grasreicher und schon mit Ackerfeld geziert das Sertiger- und fast am südlichen Ende der Landschaft das bewohnte Monsteiner-Thal. Durch das Flüela- und Dischmathal führen rauhe Gebirgspässe über den Kamm der Hochalpen nach dem Engadin. Mehrere fischreiche Seen liegen im Umkreis der Landschaft; der schwarze See bei Unterlaret sendet seinen Ausfluß der Lanquart zu; aus dem großen See im obern Theil des Hauptthals tritt das Landwasser hervor, welches durch die Zuflüsse aus den Nebenthälern verstärkt, als ein ansehnliches Flüßchen die fetten Wiesen, dann die enge Thalschlucht durchströmt und unweit Filisur in die Albula mündet.

Das fast ebene Gefilde dieses Hochlandes bietet im Sommer, wenn die Alpenflora ihre hochfarbigen Blumen auf den Wiesen im Thal und Gehänge entfaltet hat, ein äußerst anziehendes Landschaftsgemälde dar. Wie nachlässig hingesäet liegen zerstreut die Höfe und Ställe, und gruppenweise auf der Sonnenseite um die Kirchen St. Theodor, am Plaz, um die Frauenkirch und Glaris die kleinen Dörfer, welche zusammen den Collectivnamen Davos führen. Davo heißt „da hinten;" nach einer alten Volkssage wurde der Landschaft dieser Name gegeben, als die Jäger des Freiherrn von Vaz das bis dahin unbekannte Thal entdeckten und dem Herrn dessen Lage bezeichneten. Damals — entweder 1233 oder später — gab es der Freiherr dem „Ammann Wilhelm und seinen Gesellen," daß sie als freie Walser mit eigenen Rechten, doch um Zins und Lehendienst, in der Wildniß sich ansiedelten. So viel ist gewiß, daß von jeher, so weit die Geschichte darüber Zeugniß giebt, freie, deutsche Walserleute daselbst lebten, in deren Mitte kein Herrenschloß, kein fester Thurm zu Schutz oder Drohung erbaut wurde. Die festesten Burgen dieses Landes waren stets die stolzen Bergkuppen, das Schwarzhorn, das Scheyenhorn, der Altein und andere, welche im Jahr 1436 auf den Kreis von Männern blickten, die zu Davos den Bund der eilf Gerichte beschworen. Seitdem blieb Davos lange Zeit der Hauptort des Bundes; die Beeli, Guler, Sprecher, Buol, Jenatsch, Ardüser, welche im Freistaat als Volksführer, Kriegsmänner und Bundeshäupter sich Ruhm erwarben, stammen aus dieser Landschaft.

Der höchste Punkt des Hauptthals ist bei der Wasserscheide auf der Stütze oder bei St. Wolfgang, nach einigen Angaben 4600, nach andern 4936 Fuß über M. Die nördliche Senkung zieht über die beiden Weiler Laret nach Klosters

im hintern Prättigau; die andere südwestlich erweitert sich zum Hauptthal der Landschaft, senkt sich zum Dörfli (4756 nach Salis-Marschlins, nach andern 4440 Fuß Meerhöhe) zum Plaz bei der Hauptkirche (4400', nach S. M. 4738'), zum Dorf Glaris (4156, nach andern Angaben 3600 Fuß über M.) Tiefer dann die Thalschlucht, über welche die hohe hölzerne Brücke von Jennisberg führt; sie ist 40 Schuh lang und 206 Fuß über dem Spiegel des Landwassers.

Durch ihre hohe Lage wird die obere Landschaft zu einer Alpenwilde, womit der Sprachgebrauch eine Hochgegend bezeichnet, die nur Nadelholz und Heu erzeugt, wo weder Obstbäume noch Laubholz gedeihen und von Getreide nur hie und da Gerste als Sommerfrucht fortkommt. Die untere Hälfte dagegen ist dem Getreidebau, den Kartoffeln und andern Ackerfrüchten schon günstiger, doch für Obstzucht nicht mild genug.

Die offene Lage gestattet der Sonne freien Zutritt in den Thalboden und giebt ihr die heitere Physiognomie, die so freundlich zum Gemüth spricht. Fast sechs Monate im Jahr deckt der Winterschnee die Thalwiesen, aber auch mitten im Sommer streut bisweilen rauhe Witterung unerwartet eine Schneedecke über die ganze Landschaft. Der rauhe Nordwind, in der Volkssprache der kalte Wind genannt, trifft dann mit verderblichem Reif und Frost die Triften, Wiesen und Aecker; bei Ungewitter, noch mehr bei Hagelschlag, schwellen die Bergwasser in den Tobeln an und treten bisweilen verheerend über ihre Ufer.

Das Gebirg ist reich an Erzen; auf mehreren Punkten bricht Eisen, Kupfer, silberhaltiges Blei mit Zinkblende. Viele alte Gruben, von mährchenhaften Sagen umflattert, und historische Urkunden zeugen für Bergbau in der Vorzeit; auch in unsern Tagen wurde am Silberberg zwischen Monstein und Jennisberg viel Blei und Zink gewonnen. Die Voralpen sind mit schönen Bergwiesen und Wäldern bedeckt; schöne und zahlreiche Heerden, zwischen 6 — 7000 Stücke Vieh, weiden auf den Alpen. Ehemals hausten auch viele reißende Thiere im Gebirg und den dichtern Waldungen. Der Name Bärenthal, — das sehenswerthe Wolfsnetz auf dem Rathhause, die ebenfalls dort angeheftete Reihe von Bären- und Wolfsköpfen zeugen von dem Kampfe, den vor Zeiten der Mensch mit den Bestien des Hochgebirgs zu bestehen hatte. Die hochansteigenden und ehemals ausgedehntern Wälder boten diesen Raubthieren sichere Reviere und Schlupfwinkel dar. Einst stieg der Wald durch das Flüelathal bis zum Bergwirthshaus auf dem Tschuggen; noch stehen als Zeugen für Waldwuchs auf jenen Höhen etliche halbdürre Arven. Auch näher dem Hauptthal verschwindet allmälig der Wald. Von den 1652 vertheilten Loosen haben jetzt mehrere ganz und gar kein Stammholz mehr, und in vielen findet sich kein einziger zwei Schuh dicker Stamm mehr. Die gleiche drohliche Erscheinung tritt jenseits des Strela ob der Langwies bei Fundai uns entgegen.

Nebst den Gebirgspässen über den Strela, Flüela und Scaletta, die aber nur beschwerliche Säumerwege durch wilde Thäler und über noch wildere Höhen sind, steht die Landschaft mit ihren Nachbarthälern durch viele Sommerwege übers Gebirg, aber nur durch zwei fahrbare Thalwege oder Landstraßen in Verbindung, durch den Paß über die Stütze nach Klosters, und durch den übelberufenen Weg in den Zügen, welcher zwar am meisten gebraucht, aber gar oft durch Lawinen, Bergwasser und herabrollende Steine gefährdet wird. Ehemals war er sichrer im Schirm eines dichten Waldes, der im Jahr 1651 durch Schuld vagirender Zigeuner abbrannte.

Die Bevölkerung von Davos — in der Volkssprache gewöhnlich Dafaas genannt — zusammen 2300 deutschredende, protestantische Einwohner — ein meist wohlhabendes Alpenvolk, lebt vom Ertrag der Viehzucht; ehemals brachte der Handel mit Veltliner Wein und die zwar unvollkommene, aber doch einträgliche Holzschnitzerei etwelchen Verdienst. Beide Erwerbsquellen sind versiegt und auch der Bergbau stockt; wen daher das Hirtenleben nicht an die Heimath fesselt, der zieht als Pächter nach dem Engadin oder sucht sein Glück in der Fremde. Die Ortschaften der Landschaft, eigentlich nur Häusergruppen um zerstreute Kirchen, sind: Unter- und Ober-Laret, das Dörflein, der Plaz bei der Hauptkirche St. Johann, zur Frauenkirche, Glaris und Monstein.

14) Das Thalland der Albula. Aus den Höhen am nordwestlichen Abfall des Albula-Berges rauscht, in der Meerhöhe von 6340 Fuß, aus des Berges innerm Geklüft weißschäumend die Quelle Pulpugnia als starker Bach hervor und nährt beim Berghaus des Weißensteins (6282 Fuß nach Leop. v. Buch) die kleinen fischreichen Seen, welchen tosend die junge Albula entflieht. Das enge Bergthal, in welchem das bewegliche Alpenkind westwärts zur Tiefe niederbraust, erweitert sich in der Meerhöhe von 4264 Fuß zum kesselförmigen Thalbecken der Landschaft Bergün, welche von einem Kranze jäh aufsteigender Heuberge und Felsenhöhen umschlossen wird.

Wenn irgendwo im Alpengebirg sich der Gedanke aufdrängt, daß einst Bergseen hinter verschlossenen Felsenklausen gestanden, wo jetzt fruchtbare und bewohnte Thalgründe uns erfreuen, so geschieht es sicherlich hier in diesem Kesselthal, denn nirgends in seinem Umkreis bietet sich ein Thalweg dar, auf dem der junge Fluß entfliehen könnte. Doch gegen Westen winden sich Fluß und Straße durch eine enge Kluft, wo zwischen senkrechten Felswänden die Albula in einen noch tiefern Thalriß hinabstürzt, der fahrbare Weg aber unter einem durchbrochenen Felsenhang — der bergüner Stein genannt — am Rande des schauerlichen Abgrundes niederzieht. Diese Felsenklause wurde seit 1696 durch Straßenbau eröffnet; ihr Weg führt in die untere waldige Thalstufe, welche bei Filisur (3173 Fuß über M.) in das offene Längenthal übergeht. Die hier durch das Davoser Landwasser verstärkte Albula eilt im Wiesengrund, wo 2768 Fuß über M. das Bad Alveneu liegt,

abwärts nach Tiefenkasten (2612'), wo der Oberhalbsteiner-Rhein sie verstärkt, tritt dann in die düstern Schlünde ein, wo die 280 Fuß hohe Solisbrücke die Felsenufer verbindet, und mündet oberhalb Fürstenau in den Hinterrhein. Von der Höhe ihres Quellenreviers bis hieher hat sie ein Gefälle von 4100 Fuß. Dieses Albula-Thal zerfällt in eine obere und untere Hälfte.

Die obere Hälfte des Albulathals, wo Bergün und Filisur, hieß in der Vorzeit die Herrschaft Greifenstein, ein Besitz der Edeln dieses Namens, welche auf der Burg Greifenstein bei Filisur saßen. Nach ihrem Erlöschen kam die Herrschaft durch Kauf an das Bisthum Chur, von welchem es die von Mätsch als Pfandschaft inne hatten. Als die Reformation dort Aufnahme gefunden, lösten sich 1537 die Leute von des Bisthums höhern und niedern Herrscherrechten.

Das Gebirg bei Bergün und Filisur, diesseits und jenseits der Albula, auch bei Jennisberg und Schmitten ist ein erzreiches Revier, wo besonders Kupfer, Eisen und silberhaltiges Bleierz lagert. Eine Menge alter Gruben und Sagen, auch historische Nachrichten berichten von Bergbau in diesen Gegenden, ja Scheuchzer geht so weit, von den Silber- und Goldadern im Gebirg ob dem Schlosse Greifenstein den Ortsnamen Filisur, als aus vallis aurea entstanden, abzuleiten. Auch dermalen werden in den hohen Bergthälern Tuors und Tisch oberhalb Bergün ergiebige Eisenminen ausgebeutet.

Für den Ackerbau ist das Klima in der Umgegend von Bergün, Latsch und Stuls schon etwas rauh, doch werden Gerste, Roggen, Erbsen, Bohnen, Hanf und Kartoffeln dort gepflanzt. Rauhe Nordwinde, verderblicher Reif und Schneestürme machen die Ernte oft unsicher. Weit milder und fruchtbarer ist die Umgegend von Filisur, wo viele Feldfrüchte und Obst gedeihen. Die höhern Wälder und Alpen durchstreift nicht selten der Bär. Auf den weitläuftigen Viehalpen, Bergwiesen und Maiensäßen weidet viel Vieh. Die Bewohner der fünf Ortschaften Bergün, Latsch und Stuls, Filisur und Jennisberg, zusammen 1023 Seelen, sind alle reformirt und gehören, das deutsche Jennisberg ausgenommen, ins romanische Sprachgebiet. Sowohl Filisur als Bergün werden durch den starken Durchpaß über den Albula belebt; wenn auch etwas Transit und Fuhrgewerbe, der Holzverkauf und mitunter auch der Bergbau mancherlei Verdienst dorthin bringen, so bleiben doch immer Viehzucht und Landbau die ergiebigsten Nahrungsquellen für diese Gemeinden, Viele gehen auch auf Erwerb in das Ausland.

Das untere Thalland der Albula umfaßt die Gegenden bei Tiefenkasten und an der Sonnenseite die Gerichte Bellfort und Obervatz. Der Thalgrund, in welchem das besuchte Alveneuer Schwefelbad liegt, hat wenig Liebliches; die Gehänge welche zu beiden Seiten aufsteigen, sind auf der Südseite steil und mit Waldung bedeckt, auf der andern wechselt Wiesen und Ackerland mit steinigem Geklüft. Hier stehen auf einem fast unzugänglichen Felsen die Trümmer des Schlosses Bellfort,

wovon die Gegend ihren Namen hat. Die hohe steinerne Brücke beim Schlosse schied einst die Bezirke von Inner- und Außer-Bellfort, und damit die Sitze von Leibeigenen und freien Leuten. Freundlicher und fruchtbarer sind die unter sich getrennten Kulturterrassen von Obervatz, von Brienz und Alveneu, und wo das Dorf an den Wiesen liegt. Bei Schmitten und an den Wiesen zeugen viele verlassene Erzgruben von ehemaligem Bergbau. Nach dem Volksglauben haben die Wertemati-Franchi von Plurs auch hier Reichthümer gesammelt. Wenn auch Futterbau und Alpenwirthschaft vorwiegen, so ist der Feldbau in dem niedern Gehänge schon beträchtlich. Rauher aber ist die 2 Stunden lange Heide (Planuras) zwischen Lenz und Parpan, die zur Winterszeit durch Wind, Wetter und Schneestürme gleich wild und gefahrvoll ist, als irgend einer der fahrbaren Pässe über die Ketten des Hochgebirgs. Ihre Erhebung beträgt 4621 Fuß über M. Auf ihr sammeln sich die Bergwasser zum Vazer-See; hin und wieder findet man auch große Blöcke von Urfelsen, die in den anliegenden Höhen ihre Lagerstätten nicht hatten.

In diesem Gebiet, sowohl im Flußthal der Albula als auf den Terrassen, wohnt eine romanisch-redende und katholische Bevölkerung — nur die Dörfer Mutten und an den Wiesen machen sprachlich und kirchlich eine Ausnahme — zusammen 2800 Seelen in den Gemeinden Tiefenkasten, Alvaschein und Mons; Obervatz, Stürvis und Mutten; Lenz, Brienz, Surava, Alveneu, Schmitten und Wiesen.

15) Oberhalbstein und Stalla. Bei Tiefenkasten im Flußthal der Albula (2612 nach L. v. Buch, 3200 Fuß über M. nach Ebel) eröffnet sich ein Querthal, das südwärts bis zur 5357 Fuß über M. erhabenen Hochlandschaft Stalla am Fuß des Septmer und Julier mit der allen Querthälern eigenthümlichen Bildungsform aufstuft. Bergbäche vom Julier und Septmer vereinigen sich bei Bivio zum Landwasser, das unter dem Namen des Oberhalbsteiner Rheins zur Albula niederfließt.

Oberhalbstein — romanisch Sur Saissa (supra saxum) wird dieses 8 Stunden lange Thal genannt wegen seiner Lage oberhalb des Steins oder der Felsenkluft, die es von Tiefenkasten trennt. Dieser Stein, in dessen dunklen Klüften das Landwasser durchstürmt, hat im Kleinen viel Aehnliches mit der Viamala und gleicht ganz dem Bergüner Stein. Hochgethürmte, fast senkrechte Felsen mit schauerlichen Abgründen, durch welche die Straße fast eine Stunde lang hinzieht, schliessen den Eingang; oberhalb dieser düstern Kluft überrascht auf der Höhe von Conters eine liebliche, mit grünen Matten, Aeckern, Dörfern und Kirchen besäete, zu beiden Seiten sanft abneigende Alpenlandschaft, durch deren Mitte der junge Rhein in friedlichen Wellen spielt. Westwärts zieht sich diese freundliche Terrasse über Reams und Salux bis gen Stürvis hin, dem Heinzenberg ähnlich, doch weniger bevölkert und nicht so von Cerealien geschmückt.

Hat man das anderthalb Stunden lange anmuthige Gelände von Conters über Schweiningen bis Tinzen durchwandert, so treten die Berge wieder zusammen; dunkle, uralte Wälder überschatten die Straße, welche neben dem donnernden Fall des Landwassers bis Rofna aufsteigt, wo eine zweite Thalterrasse mit freundlichen Wiesen und Ackerland uns aufnimmt. Eine neue Thalenge beginnt; höher und immer höher führt die Straße durch Waldgehänge und neben grauen Trümmern verfallener Burgen aufwärts zur dritten Thalweite, bei Marmels, wo uns die Natur schon mit alpinischer Physiognomie entgegentritt. Die Höhen, selbst das niedere Gehänge entblößen sich allmälig ihres Baumwuchses, nur Heuberge und Alpenblumen schmücken diese Wilde, ganz über Holz öffnet sich die letzte Stufe des Querthals — die Hochlandschaft Stalla.

Stalla oder Bivio liegt in einem von grünen Halden umschlossenen Thalkessel, wo die Vereinigung dreier Alpenbäche den Oberhalbsteiner Rhein bilden. Am uralten Straßenzug erbaut, war es von jeher Ruhepunkt (Stabulum) für das Saumroß und den Wandrer, welche die Berge überschritten; hier spalten sich die Wege (Bivio oder Bivium) über den Julier nach dem Engadin, über den Septmer nach dem Bergell, über den westlichen Bergrücken nach dem Hof Juf im einsamen Avers. Die nun holzlosen Gehänge waren einst mit Wald bedeckt. Zwischen Stalla und Stalvedro am rechten Ufer, wo auch jetzt noch einige Bäume, stand, bei etwas mehr denn Mannsgedenken, dichte schöne Waldung. Auch auf der linken Thalseite zog der Wald aufwärts und soll, nach einer Volkssage, mit den Wäldern von Juf auf den Höhen zusammengeschlagen haben.

Auf den weitläuftigen Alptriften finden friedliche Heerden ihre gewürzige Nahrung. Schon im Oktober deckt der Winterschnee das Erdreich und erst zu Ende Juni erwacht die Natur und kleidet sich rasch in den Schmuck des kurzen Sommers.

Dieses rauhe winterliche Hochgebirgsklima erstreckt sich von Stalla abwärts bis fast gegen Rofna, erst von Tinzen an wird die Landschaft milder und fruchtbarer. Nicht allein die Höhenlage oder die Nähe der Gletscher, welche auf den wilden Höhen lagern, vielmehr die rauhen Nordwinde, welchen das Thal ganz offen steht, machen das Klima rauh und erzeugen im Kampf mit dem stürmenden Föhn jenen raschen Wechsel der Witterung, wo der heiterste Sommertag plötzlich vom Schneegewölke verhüllt wird. Nur die geschützte Thaltiefe unterhalb des Steins, wo Tiefenkasten und Alvaschein an der Albula, liegt außer dem Zug der Winde und genießt ein milderes Klima.

In die hohen Seitenberge, welche das Thal begleiten, ziehen sich triftenreiche Nebenthäler einwärts, links Val Nandro und Val Faller, rechts das Bergthal Err, aus dessen hintern Höhen die Felsennadel des Tinzenhorns und die so weithin sichtbaren Pyramiden des Piz da Flix, Piz d'Err oder Cinuols emporsteigen. Die Gebirge von Tinzen,

Sur und Marmels sind erzreich; Eisen, Kupfer und silberhaltiges Bleierz wurden in frühern und neuern Zeiten in Raubbau und regelrechtem Bergbau gegraben. Bedeutende Eisenlager scheinen in der Alp Schmoras zu liegen und dieselben mit den Erzlagern in Ferrera zusammenzuhängen, wo bekanntlich theils ein ausgezeichnet reichhaltiger Eisenglimmer, theils Spatheisenstein in Verbindung mit körnigem Kalkstein in dem dort herrschenden Glimmerschiefer ansehnliche Lager und Stöcke bildet. Seit dreißig Jahren beutet eine Gewerkschaft das Erzgebirg in Ferrera mit viel Erfolg aus, unterdessen die Oberhalbsteiner Erze zwar nicht unbeachtet geblieben, niemals aber mit genügender Kraft bebaut wurden.

Ergiebiger für die Landschaft sind die ausgedehnten Wälder und Alpen, wo jährlich gegen 2000 Stücke Hornvieh und etwa 2300 Schafe ihre Sommerweide finden. Im untern Thalgelände ist das Ackerfeld ergiebig an Getreide, Hanf, Hülsenfrucht und Kartoffeln; auch Obstzucht würde bis auf die mittlere Stufe des Thals gedeihen, ward aber bis jetzt wenig ernstlich versucht. Stalla ist jedoch über der Region des Getreidebau's.

Das Oberhalbstein enthält 12 Ortschaften und 8 größere Höfe, die Bevölkerung ist durchweg katholisch und romanisch; ehemals standen längs dem Straßenzug 13 Schlösser und Thürme, die nun alle gebrochen sind; einzig das Schloß Reambs wird noch als Gefängniß gebraucht. Zur Römerzeit führte eine Heerstraße durch dieses Thal, später eine der gebrauchtern Handelsstraßen zwischen Oberitalien und Deutschland; dieselbe wird erst in diesen Tagen zu einer fahrbaren Comerzialstraße durch Kunstbau erweitert. Ehemals wurde die hochgewachsene junge Mannschaft dieses Thals mit Vorliebe für den ausländischen Kriegsdienst gesucht. Die Einwohner der Landschaft Stalla, in zwei Pfarrdörfern und auf etlichen Höfen lebend, sprechen das italienische Patois der Berceller und sind kirchlich gemischter Konfession. Auf dem weit ausgedehnten Gebiet vom Stein bis Stalla hinauf lebt verhältnißmäßig eine geringe Bevölkerung, zusammen 2590 Seelen, vom Ertrag ihrer Heerden und Felder, ein Theil auch vom Fuhrgewerbe; die Werbtrommel und der Verdienst in Kaffeeläden locken nur Wenige noch ins Ausland.

Die Ortschaften im Hochgericht Oberhalbstein sind: 1) Schweiningen, 2) Tinzen, 3) Reams, 4) Salux, 5) Tiefenkasten, 6) Alvaschein, 7) Conters, 8) Mons, 9) Mühle, 10) Sur, 11) Rofna, 12) Präsanz mit den Höfen Burwein, Dehl, Salaschings, Prada, Sanain, Misteil, die Tinzner Mühle, Livizona. In der Landschaft Stalla liegen: 1) Stalla mit den Höfen Stallvedro, Allagho (auf dem Abhang des Julierbergs) und Cavreggia; 2) Marmels mit Cresta.

B. Südlicher Thälerzug, oder die Flußwege des Inns und der Maira.

Das Engadin ist das 18 bis 19 Stunden lange Hochland auf dem südöstlichen Abfall, unstreitig das größte Thal des Bündnerlandes, und nebst Avers wohl das höchste europäische Alpenthal, worin der Mensch noch in Dorfschaften wohnt. Mit dem sieben Stunden langen Thale Bergell zusammengefaßt, bilden sie, fast parallel mit den Flußwegen des Rheins, im rhätischen Alpenlande einen südlichen Zug von Längenthälern, in welchen die Querschwelle des Malogia zur Thal- und Wasserscheide wird. Hier fließt gegen Südwesten die Maira ab und eilt durch das Bergell nach dem Becken des Comersee's. In der Senkung ostwärts sammeln sich eine Menge Gletscherbäche zu mehrern Hochseen, aus welchen der Inn entsteht. So nähern sich im Umkreis des Maloja die Quellreviere des Rheins, des Po's und der Donau; die Abflüsse unbedeutender Bergseen oder Gletscherarme irren, ihres Weges gleichsam ungewiß, über die Halden herab, treten bei irgend einem Widerstand in verschiedene Senkungen ein, und von der gemeinsamen Heimath eilen die wachsenden Flüsse nach entfernten Meeren. Diese Wasserscheidung reihet das Engadin in das Stromgebiet der Donau, das Bergell in das Gebiet des Po's. Beginnen wir mit dem Engadin als dem größern.

1) Das Engadin, in der Landessprache Engiadina genannt, senkt sich vom Maloja gegen Osten und behauptet in seinem Zuge von Südwest nach Nordost die ausgezeichnete Höhenlage von 5730 bis 3234 Fuß über Meer (nach Kellers Karte von 5850 bis 3840 Fuß). Gegen das Tyrol geöffnet, wälzt sich durch die Felsenschlucht bei der Martinsbruck eben dahin der zweit größte Fluß des Bündnerlandes, das hohe Alpenkind aus 55 Gletschern, der Inn, il Eent, von welchem das Thal Engadin seinen Namen erhielt. Ueber die Abstammung des Thalnamens haben sich Chronisten und Chorographen in eine Menge etymologischer Spitzfündigkeiten eingelassen und zum Theil sehr gezwungene Erklärungen dargeboten. Einige halten sich an den lateinischen Flußnamen Oenus und bilden daraus en co d'Oen in dem Sinne: in capite Oeni; andern gefiel die Deutung Oeni gadina was im Gaden des Inns heißen soll; noch andere leiten von der Hofstätte Deng oder Degn nächst dem Maloja-Wirthshaus den Namen des Flusses Aqua Deng und den Thalnamen en ca Deng her. Schwieriger ist unter diesen Meinungen zu entscheiden, als über alle wegzugehen.

Zwei erhabene Gebirgszüge, welche nicht als Zweige einer gemeinschaftlichen Centralkette, sondern als selbständige Parallelzüge zu betrachten sind, begleiten das Thal in seiner ganzen Länge, und trennen es mit ihren gewaltigen Bergstöcken, vergletscherten Höhen und rauhen Gebirgspässen einerseits vom nördlichen Thalland des Kantons, — zunächst von den obern Stufen der Thäler Prättigau, Davos, Bergün und Oberhalbstein; anderseits von den südlich angelagerten Landschaften

Veltlin, Poschiavo, Worms, Münsterthal und Vinstgau. Auf ihrem Zuge treten sich diese parallelen Gebirgsreihen öfters näher und bilden daselbst Thalengen und Stromschwellen. Eine dieser Thalengen unterhalb Scanfs ward durch historische Verhältnisse zur Grenze zwischen dem Ober- und Unterengadin; jenes ist sieben, dieses eilf Stunden lang. Wo diese Thalhälften bei der Pont alta oder Pont-aut sich scheiden, soll in der Vorzeit eine Quermauer in der Länge von 500 Schritten das Thal durchschnitten haben. An der Landstraße stand ein Thurm von mäßiger Höhe und nahe dabei eine Kapelle des heil. Georgs. Von der Pont alta bis Pomartin (Pont Martin oder Pons Martini) erstreckt sich das Unterengadin. Daß das obere Thalbecken einen See gebildet habe, soll durch die Volkssage bestätigt werden: Madulein habe ehemals mitten in einem See gestanden und daher seinen Namen (in medio Oeno) erhalten. Das Oberengadin ist im Allgemeinen, wie gewöhnlich die obern Thalstufen, geöffneter und zu einem wiesenreichen Thalboden ausgebreitet; die untere Hälfte ist durchweg enger und öfter von Zusammenschnürungen unterbrochen. Hier findet man die Ortschaften öfter, als in der obern Hälfte, auf die Gehänge und ihre Terrassen vertheilt und der Inn fließt zwischen einsamen Ufern in der Tiefe des Thals.

Zu beiden Seiten ziehen sich Nebenthäler in die Höhenzüge der nördlichen und südlichen Gebirge, deren hintere Gründe meistentheils aus grasreichen Alptriften sich aufwärts in die Region der Gletscher und kahlen Felsenhöhen verlieren. Jedes dieser Thäler gießt seinen Bach in den Inn, und fast jeder dieser Bäche zieht als ein geharnischter Feind an der Grenze des Kultur- und Wohnlandes dahin, nöthigt die Anwohner zu Wachsamkeit und Errichtung schützender Wuhren, welche ihnen der Inn selbst, den seine meist hohen Felsenufer zügeln, erspart. Wenn auch die Mehrzahl der Nebenthäler bei ihren Eingängen entschieden die nördliche oder südliche Richtung einschlagen, so sind doch nur wenige, die in ihrem innern Fortgange diese Richtung behaupten. Die Meisten wenden sich in ihren höhern Gründen hier nordwestlich, dort südwestlich, so daß mehr oder weniger die Längenrichtung auch hier als die vorherrschende auftritt. Fast alle Bäche dieser Nebenthäler führen in der Volkssprache den Namen Oen, so daß sich der Landmann weit leichter orientirt, wenn man das Wasser, so bei Süs in den Inn fällt, den Oen da Susch nennt, als wenn man den Ausdruck Susaska gebraucht.

Die Menge der Seitenthäler im ganzen Innthale ist bedeutend, es mag genügen, nur die größern hier aufzuführen. Wir beginnen mit dem Oberengadin.

Auf der Südseite:

1) Das Mürettthal — Val Muretto, ein enges Bergthal, öffnet sich zunächst am Maloja und zieht südwärts zu den vergletscherten Höhen am Muret und Mte. dell Oro, wo im Sommer für Fußgänger, beschwerlicher für Saumpferde, ein Uebergang nach dem Malenkerthal sich öffnet. Dem Thale entfließt die Ordlegna, welche auf dem südwest-

lichen Abfall nach der Maira strömt. Unbedeutender ist das Heuthal Vtuoz, welches gegen den Silsersee mündet. Bei weitem interessanter ist

2) das Feet- oder Fexthal. Es mündet bei Maria, einem Theile von Sils, mit einer felsigen Schlucht, aus welcher der starke Fexbach — eine der vornehmsten Innquellen, nach dem Silvaplaner See eilt. Einwärts ist das Thal geöffnet; schöne Wiesen und Heuberge, ein Dörfchen mit Gartengewächsen und etwas Feldfrüchten, das hochgelegene Kirchlein zieren die vordere Gegend. Höher dann Alptriften und Sennhütten, auf dem Gehänge der Sonnenseite auch junger, aufschießender Wald. Oberhalb der Sennhütten bricht unbenutzt schöner Lawezstein. Im Hintergrunde des Thals starrt die gedrungene Gletschermasse, welche von den Höhen und eisbedeckten Zinnen der westlichen Berninagruppe herabzieht. Ueber diese Höhen führen gefährliche Bergwege, welche dessen ungeachtet die Nachbarn aus Malenko mit schweren Lasten betreten; der Druck der Mauth nöthigt das arme Bergvolk zu solch sauern Wegen.

3) Das Ponteresiner-Thal — breiter, tiefer, angebauter und bevölkerter als die vorigen, vom Flaz- oder Flatybach durchströmt, welcher billig als zweiter Hauptarm des anwachsenden Inns gelten kann, da er seine Wasserstärke verdoppelt. Auf seinem südlichen Zuge giebt dieses Thal zwei Bergthäler gegen Südwesten ab, die wegen ihrer Gletschermassen merkwürdig sind, zuerst Val Roseg oder Rosana, in dessen Hintergrund von Schnee und Eis bepanzert das stolze Roseghorn sich emporhebt. Das zweite Thal ist Val Mortaraccia, dessen Eisgefilde über eine Stunde als eine Masse aufwärts zieht, dann in höhern Lagerstätten sich verzweigt. Die Riesen des Mte. Rosso di Scerscen und Dentro nebst vielen namenlosen Schneehörnern umstehen diese reichhaltige Werkstätte des Gletschereises in stiller Majestät. In der Thaltiefe streichen Gletscherarme zwischen Alpungen und Wälder nieder, und die Arve (Pinus cembra) schüttelt ihre gereifte Frucht auf den Gletscher, an dessen Rand sie grünt. Das Hauptthal von Ponteresina hebt sich zum Bergpaß des Bernina, bei den Wirthshäusern (6205′ L. v. B.; 6428′ Osw. Heer) öffnet sich gegen Osten das triftenreiche Val da Fain oder Heuthal, das mit seinem Hintergrunde an Höhen stößt, wo die Grenzmarch zwischen Ponteresina, Luvin und Bormio steht. Auf der Ostseite des Passes hebt sich der Mte. Minur, der auf seiner Südseite grüne und bunte Alpenkräuter bis zum Gipfel (8923′), auf der Nordseite nur Schneefelder trägt. Das Bergthal des Passes steigt bis zur Scheidecke 7181 Fuß über M. Dort ruhen zwei Bergseen L. Nero und Bianco (Leg. nair und alv.). Durch zwei Bergthäler Cavaglia und Pisciadella führen Wege nach Poschiavo. Gewaltige Schneemassen, oft auch Lawinenzüge, machen dieses Bergjoch zu einem der rauhesten Alpenpässe.

4) Das Thal Camovera oder Chiamuera (in ältern Urkunden auch Chiamuguera genannt) mündet eng und düster

9*

gegen das Dorf Camogasch; hier braust der wilde Bach hervor der (27. Aug.) 1566 einen Theil des Dorfes wegriß, den andern versandete, und auch in unsern Tagen (27. Aug. 1834) großen Schaden anrichtete. Dieses Thal verzweigt sich mehrmals, erweitert seine hintern Gründe zu schönen Alptriften, durch welche Bergwege nach Livigno führen. In einem dieser Thalzweige, etwa 6000′ über M., überrascht die wohl eingerichtete Sennwirthschaft nebst einem stattlichen Sommerhaus in der Alp Prünnas, wo im Sommer 1834 ein Versuch mit Roggenbau gelang.

5) Das triftenreiche Casanner-Thal (Val Casanna oder Caschauna) zieht sich gegenüber von Scanfs in die Casanna-Alpen; auch hier führen Alpwege nach Federis und Livigno.

Auf der Nordseite im Oberengadin

6) durchsetzt das hohe und offene Bergthal des Juliers die Alpenkette; westlich vom Piz Pülaschin, östlich vom Munteratsch beherrscht, hebt es sich mit Schafalpen bis zu den uralten Säulen, 7631 Fuß über M. — Die obere Commerzialstraße hat durch dieses Thal ihren Zug. Wo jetzt bergamasker Heerden weiden, stand einst Arvenwaldung, wofür ausgegrabene Wurzelstöcke zeugen.

7) Das Beverser-Thal (Val Bever) ist eines der wildesten Seitenthäler in dieser Landesgegend. Es windet sich westwärts gegen die hohe Gebirgsgruppe zwischen den Pässen des Juliers und Albula, wo aus eisbedekten Gräten die Hörner des Piz d'Err und da Flex emporsteigen. Oft stoßen kalte Gletscherlüfte aus jenen Höhen in die Umgegend von Bevers, und der starke Thalbach strömt unweit dieses Dorfes hervor. Im Innern liegen weitläuftige Viehtriften; mehrere hohe und gefahrvolle Bergwege führen über Höhen einerseits durch das Val da Flex nach dem Oberhalbstein, anderseits nach Bergün.

8) Das Bergthal des Albula entsteigt dem Engadin in Tobelgestalt und erweitert sich erst auf den Höhen, wo es zwischen schroff aufsteigenden Seitenmauern in gewundener Richtung westwärts zur Landschaft Bergün hinzieht. Der Höhenpunkt dieses Thals, beim Kreuz, liegt 7238 Fuß über M. Auf seinem westlichen Abfall sieht es chaotisch aus. Ungeheure Felstrümmer von Granit und Kalkstein, wunderbar durcheinander geworfen, zeugen von der Verwitterung der beidseitigen Höhen.

9) Bei Scanfs mündet ein beträchtliches Bergthal, das sich bei Salzanna in mehrere Aeste theilt. Das Stammthal zieht als Val Fontana zum Schafboden und den wilden Höhen, über welche beschwerliche Bergwege, zum Theil über Gletscher und weite Schneefelder, ins Val Tuors und Sertig führen. Durch das östliche Bergthal führt der vielgebrauchte aber äußerst rauhe und wilde Alpenpaß über den Scaletta nach Dischma und Davos.

Im Unterengadin mehrt sich die Zahl der Seitenthäler, die hier mehr als im Oberengadin, aus tobelartigen Ein-

gängen nach Innen sich zu weitläuftigen Heubergen und Alptriften erweitern.

10) Zwischen Brail und Zernez senken sich von Norden her in das Innthal nieder die Thäler Barlasc und Pülschezza. Bei Zernez mündet südlich

11) das Val de Forn oder Fuldera, durch welches der viel gebrauchte Weg über den Berg Ofen (alg Fuorn) und die Höhe von Buffalora (6780′ über M.) nach dem bündnerischen Münsterthal führt. Mit dem Ofenthal vereinigt sich das Val Praspölg, welches den Eingang nach Luvin oder Val Livigno bildet. Das ansehnliche Nebenflüßchen Spöl, welches bei Zernez die Wassermenge des Inns beinahe verdoppelt, sammelt die Gewässer aus dem Val Cluoza, Val Praspölg, Val Federis, Val Livigno und Val del Forno.

12) Val Sursura mündet sich in der Thalenge unterhalb Zernez. Bedeutender ist

13) Das Süserthal, gewöhnlich Flüla, Fliöla oder Val da Susch genannt, zieht sich mit mehrern Zweigen gegen die Höhen am Füela und Verraina; die Susasca oder Oen da Susch durchströmt es. Es spaltet sich in das Val Fleß und Grielesch, durch letzteres führt ein saumbarer, viel gebrauchter Weg über den Flüelaberg nach Davos, weil die Davoser Wein, Getreide und Salz aus dem Unterengadin beziehen. Durch das östliche Nebenthal Fleß führt ein Alpweg über Verraina nach Klosters.

14) Zwischen Süs und Lavin öffnet sich nun das Val Sagliaints, auf dessen Alpen Bergamasker ihre Heerden weiden. Auch hier durch geht ein Weg über Verraina ins Prätigau. Größer ist

15) Val Lavinuoz, dessen Thalwasser durch Lavin zum Inn eilt. In seinem Hintergrunde steigt der Piz Linard als eine stolze Pyramide empor und bildet einen Theil jenes Gebirgsreviers, wo wir nach den Angaben mancher Orographen und Landkarten den Fermunt suchen sollten. Gegenüber von Lavin, auf der Südseite, drängt sich

16) das Thal Zezuina in ein waldiges Gebirg. Im Hintergrunde dieses Thals haust, nach der Volkssage, ein Drache in einem kleinen Bergsee. Etwas in diesen See zu werfen, galt bei den Vorfahren für eine Sünde; der See werde dann stürmisch. Es ist derselbe Glaube, der sich an mehrere hohe Alpseen knüpft, wie namentlich an den Calendari See auf den Schamser Alpen, an den Tomli-See auf dem Pilatus; an das Wetterloch auf dem Kamor.

17) Das Val Tuoi zieht zwischen Lavin und Guarda herab; es entspinnt sich an dem wilden Gebirgsstock, der unter dem Namen Fermunt aufgeführt wird. Weitgedehnte Schneefelder und Gletscher ziehen dort in mehrere Thalsenkungen nieder; darüber führen Triftwege nach dem jenseitigen Ochsenthal und den Vermund-Alpen.

18) Die Thäler Val Nuna und Sampuoir drängen sich auf der Südseite, dem Val Tuoi gegenüber, in die bewaldeten Gebirge, die das Münsterthal umziehen. Auf diesen Höhen, welche der Piz Pisoc überragt, schweift noch in selten gestörter Freiheit der Bär umher und bedroht bisweilen die Viehheerden.

19) Val Tasna zieht sich als tiefes Tobel in die nördlichen Gebirge aufwärts, öffnet sich dann zu einem ziemlich ebenen Weidethal, spaltet sich in zwei Arme, die gegen den Berg Futschöl (Förschiol) und die Jamthaler-Spitz aufstufen. Hohe Triftwege führen über weite Schneefelder und Gletscher in die jenseitigen Alpnngen. Das Thal mit seiner steinernen Brücke (Puntcrap) bildet die Grenzscheide zwischen den beiden Gerichten Ob- und Unter-Valtasna in civilgerichtlichen Dingen. Weiter abwärts mündet

20) Val Campatsch, ein heureiches, zwei Stunden langes und hochgelegenes Bergthal, dessen wilder Bach schon oft den Flecken Schuls geschädigt hat.

21) Das Scarlthal — Val Scarla (vermuthlich St. Carl) öffnet sich auf der Südseite. Enge, düster, die Gehänge mit Wald bedeckt, zieht es sich in die südlichen Gebirge zwischen Engadin und Münsterthal. Tiefer einwärts öffnet es sich zu einem freundlichen Thalboden, wo etwa 5580 Fuß über M. das Dörfchen Scarl, von Wiesen und Ackerfeld umgeben, den Wandrer überrascht. Hüttenwerke, Schmelzöfen, Schutthaufen und verlassene Erzgruben, ja die ganze Ansiedlung in dieser einsamen Thalwilde, erinnern an den seit alter Zeit dort betriebenen Bergbau. Das Hauptthal giebt in seinem Innern mehrere erzreiche und bewaldete Nebenthäler ab — Val Minger, Val Ferrata, Val de Poch, Val Taffry und Val Cisvena, deren obern Gehänge, bis zur Höhe von 7000 Fuß und mehr, noch mit einem kräftigen Baumwuchs bekleidet sind. In der fernern Vorzeit ließen die Grafen von Tyrol dort auf Silber arbeiten oder gaben die Minen zu Lehen. Auch in unsern Tagen (1827) hat Landammann Hiz in dem Zeitraum von zwei Jahren gegen 600 Mark Silber und 700 Centner Blei und Silberglätte dort gewonnen. Jetzt ruhen Fäustel und Schmelztiegel, obgleich die Erzadern für bauwürdig gehalten werden.

22) Das triftreiche Thal Uinna auf der Südseite hat zwei kleine Weiler, die fast nur im Sommer bewohnt werden.

23) Val Ramosch mündet als tiefes Tobel (Wraunca) oberhalb Remüß gegen das Hauptthal. Die Brücke (Punt Peidra) ist die Grenze des Gerichts Unter-Valtasna; abwärts folgt das halbe Hochgericht Remüß und Schleins. Dieses Thal spaltet sich nach Innen in zwei Hauptarme. Das westwärts ziehende Bergthal Val Laver enthält Sennhütten und Viehtriften, weiter aufwärts verliert es sich in die Schneelager und Eisfelder, die vom Fimber-Ferner herabziehen. Der östliche Thalarm, Val Chiöggias, hebt sich zu den Gräten, die es vom hintern Samnaun trennen.

24) Val d'Assa ist ein Thal auf der Südseite. In demselben, etwa zwei Stunden von Remüß, fließt die intermittirende Quelle, welche schon Campell 1562, und Prof. Saluz 1788 besuchten. Ihre Angaben stimmen im Wesentlichen zusammen. In einer Bergwand öffnet sich der enge Eingang einer Höhle, die etwa 300 Schritte tief eindringen mag. Dort springt das Wasser aus dem Kalkfelsen in ein geräumiges Becken, dessen Abfluß als ein starker Bach aus der Höhle flieht. Bald versiegt die Quelle, das Becken wird leer, es herrscht vollkommene Ruhe. Dreimal des Tags fließt in diesem periodischen Wechsel das Wasser, — Morgens um 9 Uhr, um Mittag und gegen Abend; die Dauer der Ebbe scheint drei Stunden zu betragen.

Gegen das Innthal steigen aus den beidseitigen Höhen noch mehrere kleine Bergthäler nieder, die jedoch als unwichtig übergangen werden. Dagegen liegt in den nordöstlichen Verzweigungen der Hochalpen, durch hohe Berggräte vom Engadin getrennt,

25) das Thal Samnaun, das gegen Osten geöffnet sein Thalwasser Schergenbach oder Schatkelbach bei Finstermünz in den Inn gießt. Nur die obern Stufen dieses Thallandes gehören zu Bünden, die untere Hälfte zu Tyrol. Ueber das waldige Revier zwischen dem Schergenbach und der Lage von Martinsbruck waltet seit langer Zeit ein Grenzstreit mit Oestreich. Wie eine abgesonderte Nebenkammer gehört dieses Thal in das Gericht Unter-Valtasna. Das Klima ist zu rauh, als daß dort viel Getreide wachsen könnte, dagegen hat es gute Viehtriften. Es spaltet sich in zwei Thalzweige: in das eigentliche Val Samnaun und Val Sampuoir. Die Einwohner sind meist katholisch und romanisch.

Das Engadin ist in mehrfacher Hinsicht eines der interessantesten Thäler des schweizerischen Alpenlandes, doch hat das Oberengadin viel Eigenthümliches und Seltenes vor der untern Thalhälfte voraus.

Die Thalfläche des Oberengadins sinkt vom Maloja sanft wie der Inn, der sie durchschlängelt, gegen Nordosten. Die Höhenzüge, welche gleich erhaben und nirgends mit steilem Abfall es begleiten, schieben nur hie und da einen Schuttkegel vor, wodurch die Thalebene unterbrochen wird. Vier Seen, durch den Stromfaden des anwachsenden Inns mit einander verbunden, ruhen in dem obern Thalbecken und geben der Alpenlandschaft das feierliche Aussehen, wenn die Umrisse der bewaldeten Ufer oder die schneebedeckten Gipfel der Hochgebirge sich darin abspiegeln. Auf diesen Hochgebirgen hat die Natur eine ihrer ergiebigsten Werkstätten zu Bildu..g des Gletschereises aufgeschlagen; sie übertreffen Alles, was die östlichen Schweizeralpen in dieser Hinsicht aufzuweisen haben. Aber auch an Höhe der Gipfel, an Höhe des Thallandes, seiner Vegetation, Anbaufähigkeit und Bewohnbarkeit steht es als eine

seltene Erscheinung da. Daß dieses Thal hoch liege, lehrt ohne künstliche Messung die einfache Anschauung; denn hier gelangt man fast ebenen Fußes zu den Eisfeldern, die vom Bernina herab in die Thäler starren; man erreicht, fast unbemerkt, die Bergpässe des Maloja und Bernina, welche doch für Alle, so aus Italien heraufsteigen, als beträchtliche Berghöhen sich fühlbar machen.

Diese Höhenlage giebt dem Oberengadin das Klima der Berge, mit welchen es den langen Winter, den Mangel an Laubholz, die Flora und Faunen der Alpinen Region gemein hat. Durch eisbedeckte Hochgebirge, auf denen selbst der glühende Sirocco sich abkühlt, vom belebenden Hauche der wärmern Südwinde abgeschlossen, den rauhen Nordostwinden geöffnet, in einer Meerhöhe, auf der anderswo unter gleicher Breite die Vegetation in Gesträuch und Moose übergeht; kein Wunder, wenn der Bewohner eines solchen Thals mit übertreibendem Spotte das Klima seiner Heimath in der Redensart schildert: „Neun Monate Winter und drei Monate kalt.“ Wer in schönen Sommertagen das Engadin kennen lernt, wird jener ungünstigen Zeichnung alle Wahrheit absprechen, denn die Sonnenstrahlen sind oft so brennend, daß sie auf den Thalwiesen und Gehängen alles Gras versengen und der Rasenfläche das röthliche Aussehen geben, welches so unangenehm gegen das helle Grün der geschützten Bergweiden absticht. Aber wunderbar rasch wechselt hier die Temperatur. Oft weht bei den brennenden Strahlen der Mittagssonne plötzlich ein schneidender Luftzug, und auf den wärmsten Julitag folgt eine Nacht mit Reif. Wie heiter und lieblich mitten in den Hundstagen das Alpengelände dich anlachte, es erfolgt ein kalter Morgen, über Thal und Gebirg, Wiesen und Dörfer streut der tükisch hereinbrechende Winter seine Schneedecke. Nicht mit Unrecht murmelt dann der Nachbar aus Italien seinen Spruch: „Engiadina, terra fina, se non fosse pruina!“ Im Allgemeinen weht im Frühjahr eine äußerst trocknende Luft, aber an heitern Sommertagen ist sie sehr angenehm. Die leichte Atmosphäre, der reine tiefblaue Himmel, die bunte Flora auf den Thalwiesen, das helle Berggrün der Alpweiden erheitern das Gemüth. Doch schnell ist der Uebergang vom Sommer zum Winter. In herbstlichem Reif glänzt das Thalgefilde, die Natur erstarrt, die Seen gefrieren, im Wintergewande schlummert die Erde, und abermals blickt der reinste Himmel auf sie nieder. Nun werden die Eisflächen der Seen zu glatten Straßen und das Schlittengeläut rasselt über sie hin. Noch am 4. Mai 1799 fuhr französische Artillerie über diese Eisspiegel. Eine zehnjährige Beobachtung zeigte auf dem Thermometer im Freien als höchsten Wärmegrad + 20, 3. als höchsten Kältegrad — 28, 1.

Meisterlich und mit der ganzen Frische lebendiger Anschauung zeichnet L. v. Buch das Bild des Oberengadins also:

„Das Thal zwischen beiden Ketten ist mit diesen Paßhöhen in Verhältniß. Wenn man es erreicht, glaubt man kaum vom Bernina heruntergestiegen zu seyn und würde sich nicht

verwundern, sich hier zwischen Sennhütten und Alpenwohnungen zu finden. Allein ein solches Thal, welches in jeder andern Lage selbst ein sehr hohes Gebirg sein würde, und zu dem man herauf zu steigen Tage lang Zeit gebraucht hat, so bewohnt, mit so großen und schönen Dörfern in seiner ganzen Ausdehnung besetzt zu finden, wird allemal sonderbar überraschen. Die Grenze der Bäume läuft wenig hoch über dem Grunde an den Abhängen des Thales fort; die Alpennatur ist auf den Wiesen entwickelt, und Schneegipfel steigen von beiden Seiten ganz nahe über den grünen Alpen hervor. Doch sind es hier nicht Alpenhütten, welche die Menschen bewohnen, sondern nicht selten möchte man sie für Palläste halten, — so groß, so ansehnlich und zierlich sind die Häuser gebaut. Balkons mit künstlichen eisernen Geländern, große Freitreppen, symmetrisch vertheilte Fenster über die weiße Fläche des Ganzen, lassen keine Alpenhirten hinter solchen Mauern erwarten. Noch weniger die Menge der schnell rollenden Wagen auf ebenen und trefflich erhaltenen Chausseen im Thale fort, auf einer Höhe, zu welcher man die Saumpferde und Bergwägelchen nur eben mit großer Mühe auf schmalen Fußwegen sich hat heraufarbeiten sehen. Ein solches Schauspiel bietet Europa schwerlich zweimal dar, und bei dieser Lebhaftigkeit und Kultur würde man die so nahe sichtliche Grenze des aufhörenden Lebens an den Bergen gern für Täuschung halten. Sie ist es aber nicht."

„Noch hat man in den Alpen nicht blos kein ähnliches, sondern überhaupt kaum ein höher bewohntes Thal gefunden; denn das Thal von Ursern am Gotthard, welches man oft für das Aeußerste der Bewohnung hält, weicht ihm an Höhe bedeutend, — es ist nur 4500 Fuß über der Oberfläche des Meeres; dagegen wohnt man z. B. in St. Moriz 5571' hoch, und in Cresta bei Celerina, welches ungefähr die Höhe der größern Hälfte des Oberengadins ist, immer noch 5231 Fuß hoch. Dem Klima verdankt das Thal wenig, aber alles der Anhänglichkeit an den väterlichen Boden, der Betriebsamkeit und der Freiheit seiner Bewohner."

Eine ganz andere Physiognomie hat das Unterengadin. Schon unter Scanfs verenget sich das Thal, die Füße der beidseitigen Gebirgsketten treten näher zusammen und wechseln dann bis nach Martinsbruck in einer Folgenreihe von Thalengen und Thalweiten. Die Gehänge der südlichen Gebirge sind fast durchgehends mit den dichtesten Waldungen besetzt, und dienen seit Jahrhunderten als Holzmagazine für die Salzpfannen zu Hall im Tyrol. Im Allgemeinen ist diese Schattenseite weniger fruchtbar und angebaut, als die Sonnenseite, und es ist ein charakteristischer Zug im Gemälde dieses Landes, daß in der ganzen Ausdehnung von 18 — 19 Stunden nur vier Pfarrdörfer auf dem rechten Ufer des Inns erbaut sind, und auch diese nur in den Thalweiten, nämlich Sils, Ponteresina, Cernez und Tarasp. Sonst sind es nur einzelne Weiler und Höfe, oder Sommerwohnungen und Bergdörflein wie Fex oder Scharl, wo der Mensch sich ansiedelte. Fast alle Ortschaften des Unterengadins liegen auf sonnigen Halden, die mehr oder weniger hoch über den Inn erhaben

sind. Nur Cernez, Süs, Lavin und Schuls liegen dem Fluß nahe, Brail, Guarda, Ardez, Fettan, Sins, Remüß und Schleins auf den Abhängen und Terrassen der sanftneigenden Sonnenseite. Und diesem Wechsel folgt die Thalstraße, bald auf und absteigend, durch die Tobelthäler von einer Kulturstufe zur andern.

Im Allgemeinen ist die Landschaft in Unter-Valtasna fruchtbarer als in Ob-Valtasna; aber im ganzen Thal herrscht eine unendliche Verschiedenheit der einzelnen Distrikte. Wie fast allenthalben in Bergthälern, so hat auch hier die kleinste Abweichung der Lokalität, eine Beugung des Thalzugs, ein schützender Hügel oder die Oeffnung eines Nebenthals, das von vergletscherten Höhen den Windzug fortleitet, die Schattung eines gegenüber stehenden Bergs, der die Mittagssonne abhält, oder irgend ein ähnliches Verhältniß den größten Einfluß auf das Klima und die Fruchtbarkeit der Gegend.

Das Unterengadin mit seinen vielen Nebenthälern umfaßt ein weitläuftiges Gebiet, sey es daß man seinen Flächeninhalt zu 12¾ oder zu 20 Quadratmeilen annimmt. Davon ist mehr als die Hälfte rauhes, unwirthliches und unbewohntes Gebirgsland — ausgedehnte Waldungen, über ihnen die Region der Alpweiden, höher dann die nackten Höhen oder Gletscherwüsten. In den Niederungen aber giebt es viele fruchtbare, kornreiche Halden, wo das Ackerfeld bis an die untern Säume der Wälder ansteigt. Der Graswuchs ist auf den Thalwiesen und Heubergen weniger üppig, als in den nördlichen Thälern des Landes; die blassere Farbe der Wiesen, welche unter dem Strahl der Juli-Sonne leicht röthlich werden, beurkundet die geringe Tiefe des guten Erdreichs auf dem Felsengrund. Bedeutend ist die Menge der Getreidefelder wo ein vortrefflicher Roggen und schöne Gerste gezogen wird; in keinem andern Thale Bündens wird so viel Korn gebaut. Früher trieb das Unterengadin mit seinen Feldfrüchten einen regelmäßigen Tauschhandel, und versah damit die benachbarten Landschaften Davos, Oberengadin, Puschlav und selbst in Tyrol. Auch der Obstbaum würde in geschützten Lagen seine Früchte reifen, wie hin und wieder Versuche gelehrt haben; aber so lange die Obstzucht nicht allgemein wird, kann sich der vereinzelt auftretende Unternehmungsgeist nicht der Früchte seines Fleißes erfreuen.

Je weiter aufwärts im Thale, desto mehr müssen die Cerealien dem Wald und der Weide das Feld räumen; doch wachsen Gerste und Roggen bis Samaden aufwärts, in Campfeer kommt die Gerste fort, bei Sils wurde sie ehedem gebaut. Um die Dörfer, selbst im hohen Fex, kommen alle Gartengewächse fort, bis Sils gedeiht noch Flachs. Auf der Höhe des Maloja aber ist alles kahl und erstorben; hier fehlt der Holzwuchs ganz, bald aber zeigen sich abwärts viele Legfohren; Lärchen und Arven (Pinus cembra) beginnen. Vielleicht sind in keiner Gegend Europa's so schöne und zahlreiche Arven zu sehen als im Oberengadin; zwischen Sils und Ponteresina und abwärts bis Salzanna bilden sie den Hauptbestandtheil der Wälder. Sie wachsen am Gehänge bei 1500'

über dem Thalboden. Um ihrer eßbaren Nüsse willen (Nuclei pini) werden viele der größten Stämme in ihrem Wachsthum gestört oder tödtlich verletzt.

Jedem Fremden wird das Volk, so das Engadin bewohnt, höchst interessant seyn, sowohl seiner Sitten, als seiner Kultur und Sprache wegen. Feldbau und Viehzucht ist das Geschäft derjenigen, so im Lande bleiben, und wo der Getreidebau zur Nebensache wird oder ganz aufhört, wie im Oberengadin, da wird die Heuernte zur frohen Zeit. Aber die Hauptquellen des Wohlstandes, der sich überall ankündet, fließen nicht im heimatlichen Thal, sondern im Auslande. Den Bienen ähnlich, wandert ein ansehnlicher Theil der männlichen Bevölkerung in alle Länder unsers Erdtheils, auch über den Ozean in die neue Welt, wo sie sich mit eben so unermüdlicher Betriebsamkeit als natürlicher Gewandtheit in Handelsgeschäften, mehr noch in Zuckerbäckerei und Kaffeewirthschaft ihren Unterhalt, häufig auch Wohlstand und Reichthum erwerben. Wem dann die Glücksgöttin Gunst erwiesen, den treibt eine tiefgewurzelte Anhänglichkeit an sein Hochland zu den heimatlichen Gebirgen, aus dem Gewühl der schönsten Städte in das menschenarme Vaterdorf, aus den reizenden Gefilden Hesperiens in die langen Winter seines Engadins zurück, um mit dem erworbenen Vermögen die übrigen Lebenstage das dolce far niente zu pflegen. Hier neben einer Menge unbewohnter Gebäude sich ein neues stattliches Haus zu bauen, ist eine Eigenheit, die bei den meisten Begüterten wie ein Naturtrieb hervortritt. Alle lebende Sprachen hört man im Kreise der aus dem Auslande zurückgekehrten Thalbewohner, die Volkssprache aber ist derjenige Dialekt des Romanischen, den man das Ladin nennt. Die gesammte Bevölkerung wohnt in 21 Pfarrdörfern ohne die Höfe und Weiler, die zu jenen gehören. Das Oberengadin hat 11 reformirte Kirchgemeinden; die 10 Dörfer im Unterengadin sind meist größer und haben auch mehr Weiler und Höfe als die erstern; auch hier ist die ganze Bevölkerung mit Ausnahme von Tarasp reformirt; aber in Samnaun ist die Mehrheit der Bevölkerung katholisch. Die an das Tyrol grenzenden Gemeinden sind mit der deutschen Sprache um so mehr vertraut, als fast alle Dienstboten und Arbeiter aus deutschen Gegenden stammen. Im Allgemeinen ist das Thal schwach bevölkert. Nimmt man den Flächeninhalt zu 22¾ Quadratmeilen an, so fallen kaum 448 Seelen auf die Quadratmeile. Bei der neueren Volkszählung betrug die Gesammtbevölkerung in beiden Engadinen nebst Samnaun 10,596 Seelen, wohnhaft in den Ortschaften: Sils, Silvaplana, St. Moriz, Cellerina, Pontresina, Samaden, Bevers, Ponte und Camogaschg, Madulein, Zuz, Scanfs mit Cinuskel und Sulzana; im Unterengadin Brail und Cernez, Süs, Lavin, Guarda, Ardez, (Steinsberg), Tarasp, Fettan, Schuls, Sins, Remüs, Schleins mit Martinsbruck, dann in abgesonderter Lage Samnaun nebst deren Höfe und Weiler.

Das Bergell — in der Landessprache Bregaglia, einst Vorland der römischen Gallia cisalpina und deshalb Praegallia *) genannt, ist der oberste Theil des Thals, in welchem die Maira zum Comersee niederzieht. Auf seinem südwestlichen Zuge — von Maloja bis Castasegna 6 Stunden lang, — wird es von sehr hohen Gebirgsketten eingeschlossen, die es südöstlich vom Veltlin, nördlich und nordwestlich von den Hochlandschaften Stalla und Avers trennen. Der südöstliche Höhenzug hebt eine Reihe erhabener Hörner, von Gletschern und Schneefeldern umlagert empor. In ihrem Innern sind diese Gebirge sehr zerklüftet und ihre rasch schreitende Auflösung droht diesseits und jenseits den Bergthälern Verderben. Mehrere hohe Seitenthäler — Val Muretto, Val Albigna, Val Bondasca winden sich aus diesem Höhenzug gegen das Hauptthal nieder.

Das Hauptthal lehnt sich mit seiner obern Sohle, wie das Oberengadin, an die Hochfläche des Maloja. Diese ganz ebene Querschwelle, vom hohen Piz della Margna und Longino eingeschlossen, trennt wie ein Damm das Becken des Silsersee's von der obersten Thalstufe des Bergells. Auf diesem westlichen Abfall ziehen durch tiefe Tobel von der Südseite die Ordlegna aus dem Val Muretto, von der Nordseite die Aqua de Malogino zur Ebene von Casaccia. Die Bergthäler des Septmer und das Val Moruzzo ziehen ebenso von Nordwest her, und wo sich die Gewässer dieser Hochthäler unterhalb Casaccia vereinigen, erhält der Thalfluß den Namen Maira oder Mera. Diese nimmt dann unter Vespran die Albigna auf, welche den ewigen Firnen im Hochgebirg entströmt, in ihrem triftenreichen Bergthal einen imposanten Fall bildet und bei schweren Ungewittern sehr gefährliche Ausbrüche ihrer wilden, mit Geschiebslasten erfüllten Fluthen androht. Bei Bondo fällt die Bondasca, unweit Castasegna der Grenzbach Luver oder Lovero in die Mera. Aus den beidseitigen Gehängen eilen ihr außerdem mehrere wilde Tobelwasser zu, die bei der fortschreitenden Waldzerstörung in den beweglichen Berghängen immer größere und gefährlichere Schuttmassen herabwälzen.

Das Bergell ist im Allgemeinen ein enges Thal, doch stuft es in einer Reihe von Terrassen ab, welche dann größere und kleinere Thalebenen bilden. Die Hochfläche des Maloja (5730′ über M.) senkt sich zuerst rasch in eine tiefere, Pian di Folla, und diese dann in die noch tiefere Ebene von Casaccia (4600′); eine dritte Stufe bildet die Ebene, wo die Dörfer Vespran, Borgonovo und Stampa stehen (3320′); und auf ähnliche Weise stuft das Thal bis zur Porta (2810′) und von Bondo bis Castasegna (2300′ über M.). Nur in den bezeichneten Ebenen hat das Thal eine erhebliche Breite, dagegen schließt es sich mehrmals zu Thalengen, am stärksten bei Promontogno, wo ein Ausläufer der südöstlichen Gebirge wie ein Vorgebirg (Promontorium) mit einem

*) Der Name Praejulia hat kein historisches Fundament.

steil abgeschnittenen Felsen so weit hervortritt, daß hier eine enge Thalklause entsteht, welche das Bergell in eine untere und obere Hälfte scheidet. Die Thalklause, einst mit Bestungswerken der Römer oder Longobarden versehen, wovon noch ein hoher Thurm und alte Mauern stehen (Castellum ad murum), war eine von Natur und Menschenhand geschaffene Porta, welche noch jetzt die politische Scheidegrenze zwischen den Gerichten Ob und Unter Porta (sopra et infra Porta) bildet. Im Mittelalter war sie auch kirchlicher Mittelpunkt, denn die Kirche auf dieser Felsenrippe war Hauptkirche des ganzen Thals, und ihre größere Glocke mag wohl aufwärts und abwärts durch alle Ortschaften gehört worden seyn. Die Porta ist auch Scheide der Erzeugnisse des nördlichen und südlichen Himmels. Die Streichungslinie des Bergells schließt das Hauptthal gegen den eigentlichen Nord- und Südwind, und verstattet dem Nordwind nur von den Scheiteln des Septmers herab den Zug auf die südöstlichen Alpen und Wälder. Der kalte Ostwind dringt vom Maloja nieder, auch der durch seine Heftigkeit bisweilen schädliche Südwest (Breva genannt) und die Westwinde begegnen keinem Hinderniße, sie befördern die Zeitigung der Gewächse. Mit Recht hat Scheuchzer den fast regelmäßigen, täglichen Wechsel des Windes in diesem Thale erwähnt, daß nämlich Morgens gewöhnlich der Ostwind, Nachmittags die aufheiternden Westwinde wehen. Die windstillen Gegenden des Thals leiden im Winter auch Mangel an Sonne; Bondo entbehrt sie drei Monate lang, während sie Soglio auf seiner Terrasse stets genießt.

In der obern Stufe ist das Thal ganz Alpenlandschaft. Bei Casaccia erblickt man weder Getreide noch Kartoffelbau; die Heuerzeugung für das Vieh, besonders für die Pferde, die wegen des Waarentransits in größerer Anzahl gehalten werden, verdrängt die Kultur jener Gewächse. Bei Vicosoprano aber beginnen alle gewöhnliche Getreidearten, Roggen und Gerste; auch der Weizen gedeiht und der Mais lohnt den Anbau; der Kartoffelbau ist allgemein und selbst das Korn muß hinter dem sehr ergiebigen Flachsbau zurückstehen.

Der plötzliche Wechsel des nördlichen und südlichen Klima's, welchen alle Nordländer im Thal des Tessins beim Austritt aus der Felsenenge oberhalb Faido bewundern, überrascht auch im Thal der Mera, sobald man bei der Porta in Unterbergell eintritt. Wie durch einen Zauber verwandelt sich die Physiognomie der Gewächse in dem nun entschieden westwärts ziehenden Thalgelände, und Alles überzeugt uns, daß wir auf der Schwelle von Italien stehen.

Dicht an dem Felsen der Porta tritt uns der Nußbaum und die Kastanienkultur entgegen. Ein Kastanienwald, wohl eine Stunde lang, schmückt das Gehänge bis nach Spino und selbst bis auf die hohe Terrasse, wo Soglio liegt. Bei diesem Orte begegnen sich die Repräsentanten zweier Regionen — eine Arve neben Kastanienbäumen, also der Baum der höchsten und der zahmsten Vegetationszone stehen hier beisammen

und reifen in dem gleichen Wärmestrich ihre Früchte. Im Thalgelände hebt der Feigenbaum seine Aeste über die Mauern der Gärten, der Weinstock und edlere Obstarten stehen ihm zur Seite. Auch in den Insekten und Reptilien erkennen wir schon das südliche Klima. Die Schlangen oberhalb Spino und Coltura sollen bösartig seyn; in besserm Ruf steht hingegen der Skorpion, der sich hier an Mauern und feuchten Orten, selbst in faulen Kastanienbäumen findet.

Auf der Brücke von Bondo — sagt Kasthofer in seinen Alpenreisen — ist der Ueberblick des Thales äußerst anziehend. An dem Flusse aufwärts schließt der Felsendamm von Castelmuro die Aussicht. Der alte hohe Thurm, so einsam zwischen der Ruine steht, wirft in das Lichtgemälde die Schatten der Vergangenheit. Auf der Höhe des Gebirgs glänzt der Gletscher der Bondasca, ein wasserreicher Strom entquillt den Eismassen, stürzt aus dem dunkeln Walde schäumend in den Thalgrund und tränkt Gewächse heißer Zonen.

Das Bergell ist von einem Volke bewohnt, das auf der Grenzscheide zweier Nationen an beider Eigenthümlichkeit Theil nimmt. Die Physiognomie, die Sprache, die Lebhaftigkeit des Temperaments gesellen es den Italienern zu; aber der protestantische Glaube und Vieles im sittlichen Volkscharakter beurkunden das schweizerische Element. Was ihre Sprache betrifft, so dürfte der toskanische Bewohner des Arnothales nur mit Mühe den Dialekt der Bergeller verstehen. Als politisches Gemeinwesen reicht das Bergell über den Maloja hinaus bis nach Isola auf seiner Halbinsel im Silsersee; einst (im 9. und 11. sec.) erstreckte sich das von reichsfreien Leuten bewohnte Bergell aufwärts bis zum Bach von Campfeer, und abwärts bis zum Clevnersee, denn auch Chiavenna gehörte zum Bergell.

Wie der Engadiner, so ist auch der Bergeller zu Auswanderungen geneigt und eine ansehnliche Anzahl siedelt sich zu Betreibung der nämlichen Industriezweige im Auslande an; aber auch ihn treibt die gleiche Liebe zur Heimat wieder in sein Gebirgsland zurück. Ehemals zogen auch viele junge Männer in ausländischen Kriegsdienst, denn wie die Oberhalbsteiner, so war die hochstämmige junge Mannschaft des Bergells für den holländischen Dienst vorzugsweise gesucht. In der Heimat ist nebst Landbau und Viehzucht, das Geschäft des Waarentransports für Viele die wichtigste Erwerbsquelle. Schon seit uralten Zeiten hatten die Gebirgsstraßen über Septmer und Julier ihren Zug durch das Merathal, und die s. g. obere Kommerzialstraße, welche dermalen nach einem durchgreifenden Verbesserungsplan neu erbaut wird, nimmt dieselbe Richtung. Es ist zu hoffen, daß sie vortheilhafter auf den Wohlstand und die Sitten der am Fuhrgewerbe betheiligten Gemeinden wirken werde, als das Säumerleben auf der alten Straße.

Die Ortschaften des Thales Bergell bilden 6 reformirte Pfarrgemeinden, und auf einem Flächeninhalt von 3¾ Quadratmeilen leben nach der neuern Volkszählung 1842 Seelen, was im Vergleich zu einer frühern Zählung (1809) eine Abnahme der Bevölkerung um 250 Seelen andeutet. Die Ortschaften des Hochgerichts sind: Casaccia mit Isola und

Maloja; Vespran oder Vicosoprano; Stampa mit Borgonovo, Coltura, Montaccio und Caccior; Bondo mit Spino und Promontogno; Castasegna und Soglio.

Das Münsterthal — Val Mustair, hat seinen Namen von dem Münster oder Monasterium, in alten Urkunden „Monasterium Tuberis" genannt — noch jetzt ein Frauenkloster Benediktiner Ordens, dessen Stiftung Karl dem Großen zugeschrieben wird.

Dieses Thal liegt ganz in den Umarmungen des Alpenzugs eingeschlossen, welcher das Unterengadin und die Grafschaft Worms vom Vinstgau trennt. Hohe, meist bewaldete zum Theil auch vergletscherte Gebirge, die am Piz Pisoc und am Umbrail (Mte. Braglio) die Meerhöhe von 10,000 Fuß erreichen, scheiden es vom Engadin, von Worms und vom Stilfser-Thal. In seiner südöstlichen Lage ist es vom übrigen Bünden gleichsam abgewendet, öffnet sich gegen das Vinstgau in das obere Etschland, und sendet eben dahin sein Thalwasser, das Flüßchen Rham, das bei Glurns die junge Etsch fast verdoppelt. Das waldige Gebirgsrevier vom Ofenberg bis zum Scharlthal ist erzreich und seit alter Zeit wurde dort Bergbau getrieben. Von den Schmelzöfen hat der Ofenberg (alg Fuorn) seinen Namen; auf seinem Passe bildet der fast ebene Rücken des Buffalora (6780 Fuß über M.) den Höhenpunkt. Auch aus dem Scharlthal führt ein Paß über die Bergjoche nach den höhern Zuthälern des Val Mustair. Viel gebrauchter ist der Paß über den Umbrail (Mte. Braglio oder Braulio), weil die Münsterthäler gegen Käs und Salz viel Wein, Reis und Mehl über Worms beziehen.

Das Münsterthal hat von Buffalora bis zur Grenze zwischen Münster und Taufers kaum 5 Stunden in der Länge. Bei Cierf ist es noch ganz Alpenlandschaft, obgleich etwas Gerste fortkommt; auch bei Fuldera herrscht noch das Wiesenland vor, aber bei Valcava beginnt der Getreidebau und wird in der Thalebene bei Sta. Maria und Münster allgemein. Auch alle gewöhnliche Feldfrüchte gedeihen hier, doch die Obstzucht bleibt auf den Kirschenbaum beschränkt.

Die ältere Geschichte dieser Landschaft schwebt noch sehr im Dunkeln. Seit den Zeiten Königs Arnulf (888) und Otto I. (967) gewann das Bisthum Chur daselbst Land und Leute; die Landeshoheit war den Grafen von Tyrol. In Civil- und Polizei bestand auch später ein Gotteshausstab, während der Blutbann, „hohes Bott oder Verbott" dem Herzog von Oestreich als Grafen von Tyrol gehörte. Ueber diese Verhältnisse, so wie über die Kastvogtei des Klosters Münster gab es viel Streit zwischen Oestreich und dem Bisthum. Von den Gotteshausleuten, damals in die Gerichte Ob und Unter Calva eingetheilt, wurde das im Vinstgau aus zerstreuten Gemeinden und Leuten bestehende Gericht Unter Calva sämmtlich, und von Ob Calva das Quartal Taufers dem Bisthum ent-

rissen, ohne daß man Zeit und Anlaß kennt. Seit 1645 gehören diese Bezirke nicht mehr dem Bisthum. Im Jahr 1727 wollte Bischof Ulrich Federspiel die damaligen Wirren im Freistaat benutzen, um auch alle übrigen Rechte und Lehen des Bisthums im eigentlichen Münsterthal an Oestreich zu verkaufen, aber die drei Bünde waren entschlossen ihre Bundesglieder nicht fahren zu lassen, sie machten das Zugrecht geltend und lösten 1733 das Münsterthal ein. Bis dahin hatten die Münsterthaler zu Bundeserneuerungen jedesmal die Einwilligung Oestreichs eingeholt, nun erloschen dessen hoheitlichen Rechte, das Münsterthal kaufte sich 1744 auch vom Freistaat los und bildet nach Verlust von Unter-Calva nur ein halbes Hochgericht im Gotteshausbunde.

Die Bewohner dieses Thals sprechen romansch, das mit dem Engadiner Dialekt nicht ganz übereinstimmt; gegen die Tyroler Grenze hin mischt sich das Deutsche unter. Mit Ausnahme der ganz katholischen Gemeinde Münster, sind alle Gemeinden reformirt, nur in Sta. Maria hält noch eine einzige Bürgerfamilie das Recht des katholischen Gottesdienstes aufrecht. Viele Einwohner gehen, wie die Engadiner, in das Ausland und betreiben daselbst die gleichen Industriezweige. Bei der neuen Volkszählung betrug die Bevölkerung 1675 Seelen, welche in den Ortschaften Münster, Sta. Maria, Valcava, Fuldera, Cierf, Lü, Lusai, Valpaschun, Craistas und mehrern Höfen wohnen.

Die Landschaft Puschlav — Valle di Poschiavo, ist eines der südlichen Vorländer, welche jenseits der rhätischen Hochalpen den wärmern Lüften sich zuwenden. Es zieht vom Bernina und dessen Gebirgsästen umfangen gegen Mittag nieder, erstreckt sich von der Paßhöhe bis zur Veltliner Grenze etwa 8 Stunden in der Länge, und sendet sein Thalwasser, il Poschiavino, der Adda zu.

Die drei Bergseen auf der rauhen und durchaus öden Hochgegend des Bernina-Passes vertheilen ihre Gewässer nach dem beidseitigen Abfall des Gebirgs. Die zwei kleinern Seen (Lago Nero) werden nur durch eine schmale Landrippe vom größern — Lago Bianco — geschieden. Jene fließen nach Norden ab in den Inn; dieser — etwa 24 Minuten lang und 6799 Fuß über M. — sendet seinen Bach südwärts, derselbe rauscht in einer tiefen Bergfurche der Cavagliasca zu.

Bei jenen Bergseen trennen sich die Wege nach dem Thalland von Puschlav. Der westliche zieht längs dem weißen See hin nach dem Bergdörflein Cavaglia; er ist der ältere und nähere, aber von Lawinenzügen auf mehrern Punkten bedroht. Seit etlichen Jahren ist er für Bergwägelchen fahrbar. Auf der Höhe dieses Straßenzugs genießt man im Sommer eine prachtvolle Aussicht auf die glänzenden Gletscher, welche von den hohen Firsten, die der Bernina gegen Mittag hat, theils über hohe Bergrücken, theils in tiefere Bergthäler nie-

verhängen. Weitaus am schönsten ist die mächtige Eismasse, welche wie ein erstarrter Strom in das Val Palu niederquillt und den starken Bach der Cavagliasca entsendet. Der andere Weg, für Fußgänger und Saumrosse geöffnet, länger aber sichrer als jener, wendet sich vom Lago Nero durch eine Halde südostwärts zur Scheidecke — beim Kreuz (a la Croce) nach L. v. Buch 7181 Fuß über M. Hier pflegen die Säumer umzuladen. Durch einen Schluchtweg — il Camino — zieht sich die Straße im Gehänge einer östlichen Thalsenkung steil hinab zu den Bauernhöfen la Motta, wo (6138′ über M.) hohe Alpen und Heuberge sich aufwärts zum Passo di Forcola ziehen, über dessen Joch man zu den Quellen des Spöl im Hintergrund von Livigno gelangt. Etwas tiefer liegt der Hof La Rosa. Erst bei der Häusergruppe Pisciadell kommt etwas Gerste fort, Wald und Weide sind hier vorherrschend, denn von den wärmern Lüften, so aus der Tiefe aufsteigen, hebt sich die Lärchengrenze bis 6927 Fuß abs. Höhe. So wie man aber Pisciadell im Rücken hat, blickt man auf einmal in die reizenden Fluren von Poschiavo. Die Thalebene beginnt bei St. Angelo, aber erst bei St. Carlo treten die Berge auseinander, die tiefern Gegenden mit lachenden Wiesen und Getreidefeldern geschmückt, und das ganze längliche Kesselthal bis zum See breitet sich mit reizender Anmuth vor dir aus. Durch den Flecken Poschiavo (3094′ über M.) und den lieblichen Wiesengrund eilt der Thalfluß seinem Seebecken zu. Dieses Flüßchen erwächst aus der Vereinigung der Cavagliasca mit dem Thalwasser, welches die Waldbäche theils aus dem Gehänge unter der Schlucht Camino, theils die weißschäumenden Bergbäche vom Passo di Forcola bei la Motta vorbei und aus den Alpthälern im hohen Valle di Campo unterhalb Pisciadell zusammengegossen haben; erst bei St. Carlo wird dem vereinigten Wasser der Name Poschiavino. In ihn fällt dann das Bergwasser aus dem Val di Verona, welches mit wilden Fluthen und Geschiebmassen schon öfters den Flecken und Thalgrund verheerte.

Das Thalbecken, worin der große, stattliche und meist protestantische Flecken Poschiavo liegt, ist zwar den rauhen Bergwinden ausgesetzt, welche fast das ganze Jahr hindurch des Abends und Morgens aus den vergletscherten Höhen des Bernina herabstoßen, aber doch ist die Gegend äußerst fruchtbar und von der fleißigen Hand der Bewohner verschönert. Auf der linken Thalseite herrscht der Getreidebau vor, und der hier wachsende Roggen ist von vorzüglicher Güte. Ueberhaupt finden sich hier alle gewöhnliche Feldfrüchte, nur die Obstzucht ist unbedeutend. Auf der rechten Thalseite breiten sich die schönsten Wiesenfluren aus und schmücken das sanft ansteigende Gehänge, bis höher aufwärts die Maiensässe beginnen, die mit ihren vielen Ställen und Häusern auf heureichen Terrassen ein überaus anmuthiges Berggelände darstellen. Der tiefe See mit seinem hohen Felsenufer auf der linken Seite, eine kleine Stunde lang und 15 bis 25 Minuten breit, ist schön; wo der Poschiavino ihn verläßt, treten die Gebirge sich näher und es beginnt das enge, meist steinige Brusasker-Thal, durch welches der Thalfluß mit starkem Gefälle

über Schwellen und im Kampf mit Felsblöcken hinabbraust. Dieses den Bergfällen sehr ausgesetzte Thal, in welchem eine Menge abgerissener Felsmassen die Güter bedecken, genießt schon den belebenden Hauch südlicher Lüfte, welche in dem steinigen Gehänge eine hohe Temperatur und überaus große Fruchtbarkeit erzeugen. Wie im untern Bergell, so tritt uns bei Brusio eine italische Natur, ein üppiger Pflanzenwuchs, der Nußbaum und die Kastanienkultur entgegen. Die Wiesen werden dreimal im Jahre gemäht, das Getreide ist vortrefflich, und bei Campo Cologna beginnt auch der Weinstock. Bald unterhalb aber schließt sich das Gebirg zu der Thalklause, wo an der bündnerischen Grenze Herzog Ludowico Moro durch eine Landwehr und die Veste Piatta mala den Eingang ins Veltlin verschließen wollte. So wie man durch den Engpaß hindurch gewandert, eröffnet sich bei der Madonna von Tirano eine entzückende Aussicht auf die gesegneten und weinreichen Hügel an der Adda.

Im ganzen Thal ist Viehzucht mit Alpenwirthschaft die vornehmste Erwerbsquelle, nächst diesem Landbau, der mit ausgezeichnetem Fleiße betrieben wird. Der Bewohner dieses Thals gleicht darin ganz seinen Nachbarn in Oberitalien, daß sie bei einfacher, fast dürftiger Nahrung und Lebensweise sehr ausdauernd in der Arbeit sind. Viele beschäftigen sich auch mit dem Säumer- und Fuhrgewerbe; Wohlhabendere treiben Handel mit Veltliner Wein. Auch aus der Contrebande wissen Manche etwas Gewinn zu ziehen. Vom reformirten Volkstheil gehen Viele nach Art der Engadiner ins Ausland, während aus den kleinen katholischen Ortschaften zur Winterszeit einige hundert Schuhmacher nach der Lombardie wandern, im Frühjahr aber zu Bestellung ihrer Felder wieder heimkehren. In Physiognomie, Sprache und Sitten gehört die Puschlaser Bevölkerung dem italischen Volksstamme an, doch ist ihr Dialekt nicht von der besten Art. Kirchlich sind sie gemischt. Von der Gesammtbevölkerung, die sich auf 4215 Seelen beläuft, gehören zwei Drittheile zum katholischen Glaubensbekenntniß, die unter dem Hirtenstab des Bischofs von Como stehen. Sie wohnen in den beiden Gemeinden Poschiavo und Brusio, zu denen aber eine Menge kleinerer Ortschaften mit und ohne Kirchen gehören.

Das Misoxer-Thal — Val di Misocco, lehnt sich mit seiner obersten Thalstufe an den mittäglichen Abfall des Bernhardiner-Bergs und zieht mit seinem Flüßchen Mösa, theilweise vom Seitenthal Calanca begleitet, gegen Süden. Hier öffnet es mit südwestlicher Beugung in das weitere Thalland, wo der Tessin dem Locarner Seebecken zueilt.

Im Norden liegt diesem Thale der Bernhardino vor und trennt es von der Landschaft Rheinwald. Er bildet die natürliche Grenzscheide zwischen dem nördlichen und südlichen Klima, zwischen dem deutschen und italienischen Volkscharakter, ihren Sprachen und Sitten, aber in Misocco und Calanca gehören Land und Leute zum bündnerischen Freistaat. Fast 10 Stunden zieht das Misoxerthal zwischen hohen Seitenbergen

nieder. Gegen Norden gedeckt, den Südwinden geöffnet, mit seinem untern Thalboden so tief geneigt, daß es bei Roveredo kaum 930 Fuß über Meer erhaben ist, vereinigen sich hier alle Bedingungen, die niedern Gegenden zu einem der mildesten und fruchtbarsten Thalgefilde zu machen. Dieser rasche Südabfall ist für den Naturforscher äußerst interessant. Der Höhenpunkt des Bernhardiner-Passes liegt (nach Ebel) 6584 Fuß über M., noch beim Dorfe Bernhardino, wo die treffliche Heilquelle sprudelt, steht man 5108 Fuß absol. Höhe, aber von hier ist der Abfall so rasch, daß man auf einer sehr gewundenen Wegstrecke von 3 Stunden bis zum Dorfe Misocco um 2800, und eine Stunde weiter bis zur Soazza-Brücke, wo die eigentliche Thalebene beginnt, nochmals 7—800 Fuß absol. Höhe hinabsteigt. Wer aus Italien kommt, muß demnach von jener Brücke bis auf die Paßhöhe in wenigen Stunden fast über 5000 Fuß absoluter Erhebung ansteigen.

Auf dieser Paßhöhe ruht ein kleiner Alpensee, höher im westlichen Gebirg sammelt sich aus den nahen Gletschern ein zweiter Bergsee; beide gießen ihre Bäche zusammen und erzeugen die Mösa oder Muesa, die in einer tiefen Bergfurche über den südlichen Abfall entflieht, hie und da mehrere hohe und sehenswerthe Wasserfälle bildet und erst unterhalb der Schloßruine von Misocco aus dem stürzenden Gefälle in die ruhig dahin strömende Bewegung übergeht. Von beiden Seiten rauschen ihr Bäche zu, deren etliche sehr schöne Wasserfälle bilden. Bei Grono mündet die Calancasca, welche durch das enge, bewaldete, sehr steinige, 6 Stunden lange Calanker-Thal niederzieht. Dieses Seitenthal wird durch beträchtliche Höhenzüge östlich von Misocco, westlich vom Val Blegno getrennt; es selbst ohne alle Thalebene hebt seine hintersten Gründe dem Adula-Gebirg entgegen, dessen Gletscherarme fast bis zum Dörflein Valbella niederziehen. Im Misocco-Thal bildet der vorspringende Felsenhügel, welcher die stattlichen Ruinen der Veste Misocco trägt, eine eben so merkwürdige Scheide im Charakter des Landes und seinen Erzeugnissen, wie die Porta im Bergeller-Thal. Vom Standpunkte dieses Hügels gewinnt man die schönste Uebersicht über das breite und offene Thalgelände, bis gegen Süden der Mte. St. Giori und der noch höhere Kopf des Camoghe die mannigfaltige Reihe landschaftlicher Gemälde schließen.

So wie man von der Terrasse des Dorfes Bernhardino auf den Windungen der Straße zur Brücke bei St. Giacomo niedersteigt, erblickt man die ersten Getreidefelder; der Buchweizen gedeiht hier vortrefflich und bis unterhalb des Dorfes Misocco herrschen die im Alpenlande gewöhnlichen Feldfrüchte vor. Am Fuße des Schloßhügels aber tritt dem Wandrer von Norden her zuerst die südliche Natur entgegen. Die Kastanienkultur, die fetten Maisfelder, der Buchs in Baumesgröße, ein voller Baumschlag und üppiger Graswuchs, die grünen Weiden auf den Seitengehängen bis zu ihren höchsten Staffeln: alles verkündet hier das Wehen wärmerer Lüfte. Treffender, als wir es vermöchten, hat Dr. Ebel diese Gegenden gezeichnet.

„Vom Dorfe Misocco an zeigen die Gebirge sehr malerische Formen und prächtige Wasserfälle, herrliche Wälder von Eichen, Buchen, Eschen, Ellern und Lärchtannen, schön gelegene Kirchen und Schlösser in Ruinen bilden eine höchst romantische Natur. Der südliche Himmel herrscht durch das ganze untere Misox, wo Kastanienwälder die Berghalden überziehen, Lauben von Weinreben über die Straße sich wölben, Feigen- und Maulbeerbäume Schatten geben, überall Maisfelder in üppiger Geilheit sich ausdehnen, die schöne Kermesstaude (phytolacca decandra), der Blasenstrauch (colutea arborescens) und der Cytisus an den Wegen wachsen, und die italienische Cicade zirpet. Man würde nicht vermuthen, daß in diesem Thale, wo die Seidenzucht schon getrieben wird, die Polarnatur der nördlichen Alpgebirge noch herrschen könnte, und doch zählt man nicht weniger als 9 bedeutende Gletscher, welche theils vom Piz Pombio, Piz Uccello und Marsol in die Alpweiden Moesola, Muccia, Corciusa, Roggio und Balnis herabhängen, theils auf den Alphöhen des Val Calanca, des Val Leggia, des Val St. Giacomo und auf der Alp Trescolina sich einige Stunden weit ausbreiten. Seit dem Jahr 1812 hat sich sogar in den Alpweiden von Vignun und Cavriola am Fuß des Piz Ucello ein ganz neuer Gletscher zu bilden angefangen, welcher jetzt schon eine Ausdehnung von 3/4 — 1 Stunde erhalten hat."

Jener Schloßhügel oder vielmehr die auf ihm erbaute Herrenburg spielte auch in der politischen Geschichte des Thallandes eine wichtige Rolle. Wie die Porta im Mairathal mit ihrem „Castellum ad muros," so war auch dieser Felsenvorsprung mit seiner Veste für das Misox ein schützendes Bollwerk, eine Thalwache gegen feindliche Einfälle von Norden her. Sie war aber auch Sitz der Beherrscher dieses Thals. Das Freiherrliche Geschlecht von Saccs oder Sax trug diese Landschaft, Stadt und Umgebung von Bellenz vom Reich zu Lehen. In der rhätischen Geschichte spielen diese Freiherren, nachher Grafen von Sax, „erboren zu Monsax" — oder Masax, auch Masaux ꝛc. — eine wichtige Rolle, besonders seitdem sie auch im Thale des Vorderrheins über Land und Leute Herrschaft gewinnen. Sie halfen die Bünde zu Truns und Vazerol schließen. Durch Verkauf (1482) kamen Burg und Thal Misocco nebst Calanca an die Edlen von Trivulzio, welche hier eine Besatzung, zu Roveredo einen Pallast hatten. Als Marschall Trivulzi es mit dem Abenteurer auf Musso hielt, wurde er den Bündnern verdächtig, sie brachen ihm 1526 die Burg Misocco, von welcher zunächst das Dorf Cremeo und das ganze Thal den Namen erhielt.

Die Einwohner beider Thäler sind in Gesichtsbildung, Sprache, Lebensweise, Bildungsstufe und Sitten ganz Italiener, alle bekennen sich zur katholischen Kirche, seitdem die dort eingedrungene Lehre der Reformation dem Feuereifer des heil. Borromeus unterlag. Viehzucht und Landbau sind die wichtigsten Erwerbswege des Volks, das Fuhrgewerbe nährt Wenige, seitdem der Waarentransit sich fast ganz der Splügener Straße zugewendet hat. Da das untere Misocco an

Alpen, Heubergen, Wiesen, gutem Ackerland und Fruchtbäumen reich ist, auch ziemlich viel Wein und Seide zieht, so fließen ihm hierin selten trügende Nährquellen, doch herrscht im Allgemeinen wenig Wohlstand, und Viele aus der obern Thalstufe suchen ihr Brod im Ausland. Dahin wandert fast die ganze männliche Bevölkerung aus dem armen Calanka. Wie der Frühling anbricht, eilen sie als periodische Arbeiter und Handlanger nach Italien; manche gehen auch als Glaser Kaminfeger und Flachmaler in entferntere Länder und betreiben diese Geschäfte mit lohnendem Erfolg.

Die Bevölkerung von Misocco wohnt in 8 Pfarreien und beläuft sich auf 3829, die von Calanca in 10 Pfarreien auf 2034 — zusammen auf 5863 Seelen, welche in folgenden Ortschaften wohnen: a) Misoxerthal: Misocco (oder Cremeo), Soazza, Gabbiolo, Lostallo, Cama, Leggia, Verdabbio, Grono, Roveredo und St. Vittore nebst ihren Nachbarschaften.

b) Im Val Calanca: St. Maria, Castaneta, Buseno, Arvigo, St. Domenica, Augio, Rossa, Cauco, Braggio, Landarenca und Selma.

Das Gewässer des bündnerischen Alpenlandes.

Quellen, Seen und Flüsse.

In unzähligen Rinnbetten fließt das bewegliche Element der Alpengewässer aus der Region ewig starrender Felsenhöhen zu den tiefern Flußwegen nieder. Die große Summe bündnerischer Bergbäche und Alpenströme wird in vier von einander geschiedene Wasserkessel aufgenommen, welche das vielverzweigte Land in eben so viele Stromgebiete vertheilen. Weitaus die Mehrzahl der rinnenden Gewässer sammelt sich im Kessel des Rheins, die andern eilen in die Kessel des Po, der Donau und Etsch. Mit Ausnahme des Rhonegebiets, dem Graubünden ganz fremd bleibt, hat die Schweiz keine größere Wasservertheilung aufzuweisen.

Die Wasserscheidungslinie zwischen den verschiedenen Flußgebieten windet sich äußerst regellos durch das bündnerische Alpengebirg; wie die Höhenzüge sich verzweigen, die Senkungen sich neigen, so entströmen am Gotthard, Adula, Septmer, Bernina und Selvretta die entstehenden Alpenflüsse. Der ganze nördliche Gebirgsabfall giebt dem Rheinfluß Entstehung, das Gebiet des Po lagert auf dem Südabfall, zwischen sie drängt sich von Osten her das Revier der Donau ein. Verschieden ist der Ursprung, Wassergehalt und Einfluß der bündnerischen Flußgewässer auf die Gegenden, welche sie durchziehen. Ein beträchtlicher Theil derselben entströmt den ungeheuren Ablagerungen von Gletschereis und Hochgebirgsschnee; eine nicht geringere Zahl entsteht aus hohen Bergseen oder entspringt aus Quellen, die hin und wieder in der Stärke was-

serreicher Bäche aus dem Boden hervorsprudeln. Noch andere entspinnen sich aus sumpfigen Wiesen, feuchten Wäldern und der Sammlung unaufhörlichen Bergschweißes. Nach Ebels Behauptung bilden die bündnerischen Alpenbäche an 56 Stellen des Landes theils hohe, theils sehr malerische Wasserfälle, woran vorzugsweise das Misoxerthal reich ist.

In der fast leblosen und starren Region der Hochalpen sind es die flüchtigen Gletscherbäche, welche dorthin Bewegung bringen; im Mittelgebirg stürzen sie als Wildbäche und tosende Ströme hier in tief eingefressenen Schluchten, dort über Felsenwände und jähe Gehänge rauschend zur Tiefe nieder; in den Niederungen der Hauptthäler gehen sie aus der stürzenden in die ruhig dahinfließende Bewegung über und ziehen als ansehnliche Flüsse den großen Seebecken zu, die am Saume des Hochgebirgs die Wuth der Hochgewässer bändigen und ihre Geschiebmasse aufnehmen. Anders ist jedoch der Gewässerlauf in den Längenthälern und anders in den Querthälern; dort ist im Allgemeinen ihr Zug sanfter und ruhiger, weil die Stromschwellen und Thalbänke seltener oder minder hoch und jäh sind, als in den Querthälern.

Der Wassergehalt ist je nach den Jahreszeiten und der Stärke atmosphärischer Niederschläge sehr verschieden. Wenn Hochgewitter im Gebirg sich entladen, wenn die Glut des Föhnwindes an die Gletscher und Schneelager anschlägt, dann wachsen auch sonst unscheinbare Bergbäche und Tobelwasser zu wüthenden Strömen an, verheerend brechen die wilden Rüfenen in das Kulturland der Niederungen ein, und was die Triebkraft der Natur in der Dauer von Jahrhunderten erzeugte oder die sinnig ordnende Hand des Menschen erschaffen hatte, das wird oft in wenigen Augenbliken der unbeschreiblichen Gewalt dieser Wildströme und ihrer Schuttmassen zum Raub. Noch hat kein Sterblicher die Wassermenge gemessen, welche stündlich oder jährlich aus den Hauptpforten des Landes enteilt; sie ist so ungeheuer, daß der Rhein zur Zeit der Schneeschmelze oder nach ungewöhnlichem Regenwetter den Wasserspiegel in dem 33 Quadratstunden großen Becken des Bodensees öfters um 8 bis 10, bisweilen, wie im Jahr 1770, um 16 bis 24 Fuß steigt. Wie groß auch diese Zahlangaben sind, so wird sich doch Niemand darüber wundern, der die unbeschreiblich große Summe der atmosphärischen Niederschläge auf den Alpen kennt.

Die ewige Schneegrenze zieht auf dem bündnerischen Hochgebirg zwischen 7800 und 8700 Fuß absol. Erhebung von einem Gebirgsstock zum andern. Ueber diese Höhenlinie hinaus lagern die ungeheuren Massen von Schnee und Gletschereis, welche auf dem kleinsten Raum die größten Wasserschätze enthalten. Sie sind die unerschöpflichen Vorrathskammern, welche zur Befeuchtung der nahen und fernen Niederungen ihren reichen Segen das ganze Jahr hindurch ausspenden und in einer ewigen Palingenesie des Werdens und Vergehens eine höchst einflußreiche Rolle in der wundervollen Haushaltung der Natur spielen. Der um die Kenntniß des schweizerischen Al-

penlandes fruchtbare Fleiß des Dr. Ebel hat berechnet, daß im bündnerischen Hochgebirg nicht weniger als 241 Gletscher starren, welche von den Schneefeldern sowohl in Ausdehnung und Zahl, als in Höhenlage bis zu den erhabensten Kuppen bei weitem übertroffen werden. Durch den Rhein senden 150 bündnerische Gletscher ihren reichen Abfluß dem Weltmeere zu, durch den Innstrom 66 Gletscher ihre Gewässer in die Donau und das schwarze Meer; 25 andere Gletscher gießen ihre Bäche durch den Rham in die Etsch, durch den Poschiavino und die Maira in die Adda, durch die Moesa in den Tessin, dann durch Tessin und Adda in den Po und das Becken des adriatischen Meeres.

a. Quellen.

Der gewöhnlichen Wasserquellen ist eine zahllose Menge; überall im Lande, in der Niederung wie auf den Höhen, aus Felsengrotten und im Schutz der Wälder treten sie, verschieden in Art und Wassergehalt, hin und wieder in der Stärke rauschender Bäche aus dem geheimen Schooß des Gebirgs hervor. Aber außer der periodischen Quelle im Val d'Assa, die wir (p. 199) beschrieben haben, und außer den vielen Mineralquellen, denen wir in den naturhistorischen Umrissen einen eigenen Abschnitt widmen werden, veranlassen sie uns zu keiner Detailzeichnung. Eben so wenig erwarten unsre Leser eine Aufzählung der tausend und tausend Alpenbäche, die von den bündnerischen Höhen herabfließen. Unaufhörlich nagt das rinnende und stürzende Alpengewässer am Felsenleib des Gebirgs und der alten Germanen fabelhafte Meerschlange aus Midgard kämpft gegen das Riesengebäude der Götter.

b. Seen.

Die Seen im bündnerischen Alpenlande sind sämmtlich klein und meistentheils Bergseen, doch nach den Höhenstufen ziemlich verschieden. Hoch im Gebirg in der Region über Holz, den Gletschern und Schneefeldern nahe, gemeinlich im Hintergrunde der erhabensten Bergthäler sammeln sich die rinnenden Gewässer zu den kleinen Alpenseen, die man sowohl wegen ihres Ursprungs und ihrer Temperatur, als auch weil sie den größten Theil des Jahres zugefroren sind, Eisseen oder Gletscherseen nennen darf. Nicht leicht findet man Fische oder andere Wasserthiere darin, weil sie bis zu einer beträchtlichen Tiefe, viele bis auf den Grund zufrieren. Ihre Ufer sind reizlos und meist ohne Vegetation. Wegen ihrer hohen Lage und Kleinheit ruhen sie namenlos in der Oede des Hochgebirgs und kaum der geringste Theil der Bewohner anliegender Thäler weiß um das Daseyn dieser Wassersammler. Aus der altceltischen Zeit haben sich von mehrern dieser Seen abergläubige Volkssagen erhalten und es scheint, daß hin und wieder die Urbewohner des Landes die stillen Seen des Hochgebirgs mit religiöser Ehrfurcht besucht haben. Schon bekannter, gewöhnlich auch größer, sind diejenigen Gebirgsseen, welche in der Mittelhöhe der Alpen entweder in Triftgegenden oder auf den Bergpässen liegen. Aus ihnen rauschen stärkere

oder kleinere Flüsse zur Tiefe nieder, und die meisten enthalten auch schon schmackhafte Fische. Einige derselben hat man vergeblich mit Fischen zu bevölkern gesucht. Ihre Ufer sind weniger einsam und öde, und wenn Gebirgsstraßen an ihnen vorüber führen, so sind gewöhnlich in ihrer Nähe die Berghäuser erbaut.

Die größern Seen liegen noch tiefer, nämlich auf den obern Stufen der bewohnten Thäler, wie im Oberengadin, auf Davos, in Poschiavo. Sie üben zum Theil denselben Einfluß auf die strömenden Thalwasser, wie die großen Seen des schweizerischen Niederlandes, daß sie die Wuth der Gebirgsströme bändigen und ihr Geschiebe aufnehmen. In ihrem Wasser spiegeln sich die grünen Hügel oder bewaldeten Höhen der Umgebung ab; wenn der Schlagschatten der Gebirge auf ihnen ruht, geben sie der Landschaft ein melancholisches Aussehen; glänzt aber auf ihnen die volle Sonnenheiterkeit, so verbreiten sie auf ihre Umgebung den Ausdruck der feierlichen Ruhe und Stille, die so überaus angenehm zum Gemüth spricht. Sie sind fischreich, öfters auch von Wassergeflügel besucht, doch verirrt sich nur selten ein nordischer Wandervogel, welcher in den lombardischen Seen zu überwintern gedenkt, in unsre Seen, wie 1804 ein Schwan oder im Jahr 1830 der Colymbus glacialis, der im St. Moritzer See geschossen wurde.

Nach den Flußgebieten vertheilt, finden sich in Bünden folgende Seen, die wir zum Theil gruppenweise zusammenstellen.

A. Rheingebiet.

Die Seen im Thal des Vorderrheins vertheilen sich in 3 Gruppen Es sind:

1) Der Toma-See auf dem Badus, klein, dunkelgrün und klar, 400 Schritte lang und 200 breit, etwa 20 Fuß tief, genährt von den Gletscherbächen der steil aufsteigenden Felsengipfel. In seiner Nähe liegen noch einige Wasserkessel, die aber mehr Teiche als Seen sind.

2) Die kleinen Seen Lago Dim, Scur, Fozero und Insla im Val Curlim oder Cadlin; sie geben dem Mittelrhein Entstehung, sind eigentliche Gletscherseen und ruhen den größten Theil des Jahres unter ihrer Eisdecke verschlossen. So auch der Eissee im Hintergrund des Cristallinerthals, im Val Ilems am Oberalpstock, in der Alp Barkuns und andern Bergthälern der Umgegend.

3) Die kleinen Seen bei Laax, Flims und Trins. Bei Laax sind drei Seen; der größere beim Dorfe enthält viele treffliche Hechte. Der Trinser See, eine halbe Stunde im Umfang, gefriert des Winters zu, nährt wenige, aber sehr schmackhafte Hechte. Der Cauma-See bei Flims ist von einer Menge kleiner Fische bewohnt, welche man Bammeli (Cyprinus phoxinus oder Ellritzen) nennt.

4) Im Gebiet des Hinterrheins liegen auf der Alp Heidig oberhalb Splügen, etwa 2 Stunden vom Dorfe,

drei kleine Seen nahe beisammen, darin fängt man viele Lachs- und Goldforellen, die aber selten mehr als 16 Loth wiegen. Der Calendari-See auf den Schamser-Alpen, etwa 150 Fuß lang und 80 Fuß breit, soll nach der Erzählung des Volks bevorstehende Ungewitter durch dumpfes Brüllen ankündigen. Auf der Alp Durnaun, rechts oberhalb der Roflen, liegt ein kleiner See.

5) Der Lüscher-See, welcher oberhalb Tschappina auf dem breiten Rücken des Gebirgs zwischen Domleschg und Savien liegt, hat eine halbe Stunde im Umkreis und wurde ehedem für außerordentlich tief gehalten. In neuerer Zeit hat man seine Tiefe gemessen und fand sie überall ziemlich übereinstimmend zwischen 37 und 38 Fuß. Er hat keinen sichtbaren Zufluß oder Abfluß; sein Wachsen und Abnehmen, sein Getöse zu gewissen Zeiten und die Wirbel, so oft mitten darin entstehen sollen, haben dem Volksglauben zu allerlei Mährchen Stoff geboten. Mit größerm Recht steht er im Verdacht, daß er im Gehänge des obern Nolla-Thales durch unterirdische Abflüsse sehr viel zur Durchlockerung des Bodens und dessen Beweglichkeit beitrage, wodurch die dem Dorfe Tschappina drohenden Erdschlipfe erzeugt werden. — Unbedeutender sind die kleinen Seen auf dem Heinzenberg, wie der Pascominer-See bei Urmein, und der Bischoler-See bei Flerda, welcher — wie der Calendari-See — durch Brausen bevorstehendes böses Wetter ankündigen soll; ferner der kleine See Alpetta ob Sarn. Auf der rechten Thalseite im Domleschg liegt der Paspelser- oder Canover-See, klein aber tief, hält kaum 20 Minuten im Umfang, nährt Fische und Krebse. In neuerer Zeit wurde er der fieberhaften Ausdünstung verdächtig, welche in der Umgegend mehrmals Krankheiten erzeugte.

6) Im Gebiet der Albula finden wir einen kleinen fischreichen See auf dem Julier ob Gravasalvas, der sein Wasser in den Oberhalbsteiner-Rhein sendet. Ferner giebt es im Oberhalbstein auf dem Rücken hoher Berge, als zu Tigiel und Igls Laicts ob Tinzen, auf Sur Carungas ob Präsanz und in der Reamser-Alp Schmoris mehrere kleine Seen, davon die meisten keine Fische nähren.

Die Albula entsteht aus zwei Seen beim Bergwirthshaus zum Weißenstein, deren schmackhafte Forellen in Bünden vorzugsweise gerühmt werden. Keiner dieser Seen hat mehr als eine halbe Stunde im Umfang und beide sind nicht tief. Im hohen Bergthal Tuorz, oberhalb Bergün, liegen zwei Gletscherseen. Auch der Vazer-See auf der Lenzer Haide, an welchem die neue Straße vorbeiführt, sendet seinen Abfluß in die Albula; er enthält Fische und gehört dem Bisthum.

Vor allen gehören hieher die Seen auf der Landschaft Davos. Sowohl im Hintergrunde des Bergthals auf dem Flüela, als auf dem Scaletta gegen Dischma zu, ruhen kleine Seen, die über 6 Monate lang unter ihrer Eisdecke liegen. Der große See in der Landschaft Davos ist etwa eine halbe Stunde lang und fast eine Viertelstunde breit, ist sehr

reich an schönen Gold- und Silberforellen. Von jeher wurde in diesem See gefischt. Nach alten Urkunden (1298) mußte der Inhaber dieses See's dem Landesherrn (den Freiherrn von Vatz und ihren Erben) an jeder Faßnacht 1000 Fische als Lehenzins oder dafür Geld liefern. Der schwarze See in Unterlaret, etwa ¼ Stunde im Umfang, enthält vortreffliche Trütten oder Trüschen und etwas Forellen.

7) Im Plessurgebiet finden wir die zwei kleinen Seen in der Landschaft Erosa, deren Bäche sich in der Ebene, die Insel genannt, mit den Eroserbächen vereinigen und durch den Furkenbach verstärkt, der Plessur zueilen. Die Eroser-Seen oberhalb des Dorfes sind fischreich; in ihrem krystallhellen Wasser spiegeln sich die weidereichen Höhen der Umgebung ab. Unter dem Dorfe in den Churer Alpen, in Unterpretsch, liegen von Nadelholz beschattet zwei andere kleine Seen, so gute Forellen nähren. Einen derselben („lacum supra Pretsch") schenkte wahrscheinlich Graf Friedrich von Toggenburg (17. Juli 1398) dem Kloster St. Luci, um sich damit eine Jahrzeit zu stiften. — In dem einsamen Triftthal Urten liegt der kleine Alpsee, von welchem uns schauerliche Sagen aufbehalten sind. (Bündn. Volksblatt, Jahrgang 1829, pag. 146.)

8) Im Gebiet der Lanquart erwähnen wir im Vorübergehen der kleinen Bergseen in der Fläscher-Alp hinter dem Falkniß; aus demselben entsteht der Ganeyer-Bach. Merkwürdiger ist der Lüner-See auf dem Gehänge der Scesaplana, liegt aber nicht auf bündnerischem Gebiet. Im einsamen Hirtenthal St. Antönien am Fuß der Sulzfluh liegt der Patnauner-See; er hat eine beträchtliche Tiefe, etwa ¾ Stunden im Umfang, nährt eine Menge kleiner Fische, die man in Bünden Bammeli nennt. Auch Groppen (Cottus gobio) sollen darin leben. Im Jahr 1799 wollte man ihn mit Forellen bevölkern, was nicht gelang. Der Caffier- und Kaschinner-See sind klein und fischlos.

B. Inngebiet.

9) Auf der obersten Thalstufe des Engadins liegen vier größere Seen, welche durch den Stromfaden des entstehenden Inns — in alten Urkunden nicht Inn, sondern la Sala oder Sela genannt — verbunden werden. Dieses obere Thalland war vermuthlich in der Urzeit ganz mit Wasser bedeckt, bis Bergstürze von beiden Seiten die Schutthalden herabgossen, welche bei Silvaplana und Campfeer die Gewässer eingeengt und den einen Wasserspiegel in mehrere Seebecken gesondert haben.

a) Der Silser-See (Leg di Seglio) ist der oberste im Thal und der größte. Er füllt einen tiefen Kessel, den die Querschwelle des Maloja vom Bergell scheidet, ist 1½ Stunden lang und ¾ breit. Sein Wasser erhält er von mehrern Bächen, unter denen man den Ausfluß eines kleinen See's auf der südöstlichen Seite des Septmers schon in alten Zeiten als die eigentliche Quelle des Inns ansah. Fäsi und

Ebel nennen diesen Bergsee Lago di Lungin; daß sein Ausfluß Aqua Degn heiße und daher der Name Inn und Oen stamme, scheint uns nicht so ausgemacht zu seyn, als gemeinlich angenommen wird. Das Flußwasser, welches die Seen verbindet, heist Sala oder Sela, und selbst der Name Lagiazöl für den Ausfluß des Silser-See's scheint daher zu stammen. Zwei Erdzungen treten in dem Silsersee vor; die eine bei Isola ist Anschwemmungsland durch den Bach aus dem Thal Vtuoz, die andere eine felsige Halbinsel bei Sils, auf der die Burg Castelmur gestanden. Dr. Castberg fand in diesem See die Temperatur in einer Tiefe von 128 Fuß unverändert 9° R., während die Temperatur der Atmosphäre an denselben Tagen von 14° bis 6° abwechselte.

b) Der Silvaplaner-See nimmt die Lagiazöl und den noch stärkern Feetbach auf, auch vom Julier und andern Bergen strömen ihm Bäche zu. Er ist 36 Minuten lang und 210 pariser Fuß tief. Durch die Halde, auf welcher das Dorf Silvaplana liegt, wird der Wasserspiegel in zwei ungleiche Theile — in den obern und größern, etwa ½ Stunde lang, und den untern, ungefähr 6 Minuten langen See getheilt. Ueber die See-Enge führt die 80 Schritt lange Seebrücke nach dem Dörfchen Surleg.

c) Abermals tritt unterhalb dem Silvaplaner-See ein mit Arvenbäumen malerisch beschatteter Hügel wie eine Erdzunge (Pitz) vor und verengert das Seewasser zu einem 40 Fuß breiten und 45 bis 50 Fuß tiefen Durchpaß (la stretta del Pitz), der niemals zufriert. Dann folgt der Campfeerer-See, ¼ Stunde lang und 104 Fuß tief. Sein Ausfluß heist Sela; nach einem Lauf von 20 Minuten ergießt sich dieselbe

d) in den St. Morizer-See, dessen klarer Wasserspiegel das Bild der grünen Hügel und weißen Firnen zauberisch zurückwirft. In ihn fällt der Ausfluß des kleinen, aber tiefen und fischreichen Stazer-See's (lei da Staz). Wo die Sela (bei der Punt Sela) den St. Morizer-See verläßt und jäh über eine Felsenschwelle in eine tiefe Schlucht (Chiarnaduras) fällt, bildet sie einen Wasserfall und unter demselben tritt wieder der Name Eent oder Inn auf. Bei diesem Wasserfall soll, wie Guler erzählt, ein Drache gehaust haben; als Joh. Malett ihn sah, fiel er vor Schrecken in eine schwere Krankheit.

Die mannigfaltige Gestalt dieser Seen, und die weit in das Wasser hineintretenden Erdzungen und Hügel mit Baumgruppen, die Dörfer am Fuß der Berge und die Gletscher auf ihren Gipfeln, überwölbt vom tiefblauen Alpenhimmel, gewähren eine Ansicht, die man in diesem Hochthal nicht so lieblich erwartet. In diesen Seen, wie in der sie verbindenden Sela, leben viele und sehr schmackhafte Forellen, deren Gewicht bei einzelnen bis auf 45 Pfund ansteigt. In der Umgegend liegen noch mehrere kleine Seen. Der lei alf in den Celeriner Bergen ist klein und fischlos, friert im Winter zu, giebt dem wilden Schlatteinbach (Selatanum) Ursprung; vier andere

kleine Seen (leg falcum, marsch, nair und uvischel) liegen in Wald und Gebirg auf der rechten Thalseite. Auch der schwarze See (leg nair) auf dem Bernina, im Unterengadin der Tarasper- und der als Drachenwohnung ehemals berüchtigte Alpsee im Val Zeznina liegen im Inngebiet.

10) Im Gebiet der Maira führen wir den kleinen See Cavlotsch (lago Cavloccio) im Mürettthal auf. Er ist mehr Teich als See, doch lebt der Salmo alpinus zahlreich darin. Im Gebiet des Poschiavino liegt der Puschlaver-See, 1 Stunde lang und $1/2$ breit, dunkelblau und rein, mit hohem steilaufsteigendem Felsenufer auf der Ostseite, auf dem rechten Ufer quillt eine starke Schwefelquelle. Heftige Windstürme toben auf ihm; an einigen Stellen wird er für außerordentlich tief gehalten. Der weiße See (leg alv) auf dem Südabfall des Bernina-Passes hat $3/4$ Stunden im Umfang; kleinere Wassersammler liegen noch höher im Gebirg.

Im Gebiet der Mösa sind noch die drei Seen auf dem Bernhardino zu nennen, die wir schon früher näher gezeichnet haben.

c. Flüsse.

Im Revier der rhätischen Alpen gießen tausend und tausend Bäche ihren Wasserschatz zusammen und senden den Rhein und Inn, die Mösa und Maira, den Poschiavino und Rham nach verschiedenen Himmelsgegenden in entlegene Meere aus. Ueber Ursprung, Namen und Verzweigung des Flußgeäders können wir uns hier um so kürzer fassen, als wir schon in der orographischen Zeichnung des Landes, besonders aber im Abschnitt über die Thäler das Wesentliche gegeben haben. Der Bach und Fluß als das bewegliche Element in der starren Natur der Felsen und Berge, als die Seele des Thals, konnten in jenen Einzelgemälden nicht fehlen, und auf jene Angaben verweisen wir nun unsere Leser.

Der Rhein.

Auf den eisbedeckten Höhen der wildesten Gebirge sitzt altersgrau der dreigehörnte Flußgott des Rheins und gießt aus geräumigen Urnen die Alpenflüsse aus, welche den stolzen Strom erzeugen, der auf seinem 190 Meilen langen Lauf bis zum Ozean 12,283 Flüsse und Bäche aufnimmt.

Ueber den Namen dieses Flusses haben die Wortforscher mehr oder minder kühne Streifzüge in das Gebiet der griechischen, celtischen und altgermanischen Wurzelwörter gewagt. Rhein, Rhyn oder Rein ist, wie wir bereits früher (pag. 132) gesagt haben, ein Naturlaut aus der geheimen Werkstätte des Geistes, und bedeutet ein fließendes Bergwasser. Von jeher pflegte man unter den vielen Bergbächen, die dem Rhein Ursprung und Anwachs geben, drei Hauptarme unter den Benennungen Vorder-, Mittel- und Hinterrhein als Stammhalter des entstehenden Stroms auszuzeichnen. Der Vorder- und Hinterrhein ziehen durch Längenthäler von Südwest gen Nordost und empfangen ihre größten Zuflüsse aus

Querthälern, die von Süden oder Südosten gegen die Stammthäler sich öffnen, da auf der nordwestlichen Seite die begleitenden Höhenzüge zu nahe sind, als daß von daher größere Bäche oder Nebenflüsse herabströmen könnten.

Der Vorderrhein entsteht aus den kleinen Bergseen und Bächen, welche auf der Nordostseite des Gotthardsstock am Badus und Krispalt zusammenfließen. Jeder Arm führt in der Landessprache seinen eigenen Namen; der oberste Flußlauf heist Rhein di Ciamot und d'Ursera, dann herrscht der Name Tawetscher-Rhein (Rin Tujetsch) vor, bis der Medelser-Rhein, schon seit Campells Zeit auch Mittelrhein genannt, in den Vorderrhein sich ergießt und nun den Rin Surselva, d. h. Rhein des Oberlandes erzeugt. Auf dem 15 Stunden langen Lauf bis Reichenau fallen der Somwixer, der Lugnetzer oder Glenner und der Savier Rhein in den Fluß des Hauptthals.

Bei Reichenau tritt, stärker an Wassermasse, der Hinterrhein hinzu. Er entströmt dem Gebirgskranz der Adulagebirge, nimmt den Avner-Rhein, die Nolla und die Albula auf. Der nun vereinigte Rhein nimmt unterhalb Chur die Plessur, drei Stunden nordwärts die Lanquart auf und verläßt den Kanton Graubünden, um mit trüben Fluthen in das Becken des Bodensee's zu strömen.

Der Vorderrhein ist nicht schiffbar; der Hinterrhein wird von der Fürstenauer Zollbrücke weg bisweilen mit Flötzen befahren, die bei Reichenau zu größern Holzflotten vereinigt, nach dem Bodensee geführt werden. Sonst erblickt man auf den bündnerischen Flußgewässern keine andern Fahrzeuge, weil der Flußschwellen und Untiefen zu viele, die Strömung zu stark, für Waaren und Reisende die Landstraßen sicherer sind.

Der Rheinlauf in Graubünden vom Marchkreuz beim Oberalp-See, wo der Ursära-Rhein beginnt, bis zum Fläscherberg an der Nordgrenze des Kantons, hat eine Länge von 23½ Wegstunden, deren 3 — jede zu 5000 Meter — ziemlich genau 2 deutsche Meilen ausmachen. Auf dieser Strecke hat die Strombahn ein bedeutendes Gefälle, ist in Breite und Tiefe sehr verschieden. Von den Quellseen auf dem Badus und Lukmanier wie vom Rheinwaldsgletscher bis zur Tardisbrücke macht der Rhein einen Fall von 5100 bis 5700 Fuß. Die Angaben darüber weichen jedoch unter einander so bedeutend ab, daß sich wenig Zuverlässiges aufstellen läßt; aus diesem Grunde nennen wir, so weit möglich, bei jeder unsrer Angaben den Gewährsmann und überlassen der Zukunft die berichtigende Feststellung.

In einer Beilage der Augsburger Allgemeinen Zeitung (Jahrg. 1825 Nr. 313) ist über Fall und Breite des Rheins eine tabellarische Uebersicht gegeben, mit welcher auch K. F. V. Hoffmann in seinem neuern Werke: „Europa und seine Bewohner" größtentheils zusammenstimmt, von denen aber Wahlenbergs und Andrer Messungen abweichen. Ohne für die eine oder andere dieser Angaben zu bürgen, theilen wir jene tabellarische Ubersicht mit:

Ueber Fall und Breite des Rheins.

	Höhe üb. Meer. Pariser Fuß.	Entfern. eines Punktes zum andern. Franz. Toisen.	Mittlere Breite Paris. Fuß.
Quellen des Vorderrheins			
a. Toma-See und sein Ausfluß	7240		3
b. Cornära-Rhein	6890		4
c. Gämer-Rhein am Krispalt	6710		2
Vereinigung der Rheinarme bei Chiamut	5270	8560	
(nach Hoffmann)			7
(nach Wahlenberg)	4800		
Quellen des Mittelrheins (Froda) am Scur-See	6670		2
Vereinigung des **Mittelrheins** mit dem **Vorderrhein**		17050	
bei Disentis	3420	8670	16
(nach Wahlenberg)	3557		
Einmündung des **Glenners** bei Ilanz	2210	19540	80
(nach Hoffmann)			50
Quelle des Hinterrheins am Rheinwaldsgletscher	5760		4
Einmündung des Avner-Rheins in den Rofflen	3220	22880	18
Einmündung der **Albula** bei Sils	2240	8490	120
Vereinigung des Vorderrheins u. Hinterrheins bei Reichenau	1830		140
(nach Wahlenberg)	1850		
a. Vorderrhein		10380	
b. Hinterrhein		7650	
Einmündung der **Plessur** unterhalb Chur	1760	6850	130
(nach andern Messungen)	1698		
Einmündung der **Lanquart** bei der Tardisbrücke	1550	8370	160
Höhe des Rheins bei Ragaz, nach Wahlenberg	1545		

A. Die Nebenflüsse des Vorderrheins sind:

1) Der Sumvixer-Rhein entfließt den hoch ansteigenden Gebirgen des Val Sumvic oder Val Tenji und fällt nach einem 5 Stunden langen Laufe beim Dörfchen Surrhein, gegenüber von Sumvix, in den Hauptfluß.

2) Der Glenner (Gliong), auch Lugnetzer-Rhein, entsteht auf dem nördlichen Abfall der Rheinwaldsgebirge, durch Vereinigung des Valser- und Vriner-Rheins, die bei Surcasti ihre Gewässer zusammengießen. Nach einem 10 Stunden langen Laufe aus dem Hintergrund der Valserthäler und des Läntathals fällt er beim Städtchen Ilanz, in dessen Nähe er den Thalgrund übersandet, in den Vorderrhein (2240 Fuß über M.)

3) Der Savier-Rhein entströmt der Landschaft Savien und tritt nach einem 7 Stunden langen Laufe durch das tiefe Versamer-Tobel unterhalb Versam in den Rhein. Daß dieses Thalwasser auch Rabiusa oder Wütherich heiße, wissen nur die Gelehrten, welche diesen Namen ohne Prüfung einander nachschreiben.

Ueberhaupt soll der Vorderrhein auf seinem 15 Stunden langen Laufe bis Reichenau etwa 60 Bäche aufnehmen.

B. In den Hinterrhein fallen:

1) Der Avner-Rhein oder das Averser-Landwasser; dasselbe sammelt sich aus den hohen Thälern der Landschaft Avers, nimmt die Bäche aus dem Val de Lei und Emmet auf, tost über Schwellen und durch Felsenblöcke aus dem Ferrerathal hervor und stürzt nach einem 10 Stunden langen Laufe bei der Roffla-Brücke in der Meerhöhe von 3220 Fuß mit dem Hinterrhein in einem tosenden Wasserfall zusammen.

2) Der Nolla, ein wilder Bergbach, der aus den Höhen am Piz Beverin herabfällt, beim Masügerberg, auch der Hohe Bühl genannt, seine Arme vereinigt und aus der obern Enge oft als kleiner Bach, oft als dickschwarzer Bergstrom mit 40 Fuß hoher verheerender Schlammfluth große Steinblöcke, Geschiebe und Buschwerk mit sich führt und nach einem 3 Stunden langen Laufe unweit Tusis in den Hinterrhein fällt. Schon der Chronist Sprecher nennt ihn das „wüthende Wässerle,“ denn seit ältern Zeiten bedrohte oder verwüstete er den Flecken und die Gegend von Tusis, wurde aber erst seit der Mitte des 18. Jahrhunderts der furchtbare Zerstörer des schönen Thalbodens im Domleschg.

3) Die Albula entströmt den Bergseen auf dem Albula, stürzt am Bergüner Stein über eine hohe Thalschwelle, nimmt unterhalb Filisur das Davoser Landwasser, bei Tiefenkasten den Oberhalbsteiner-Rhein auf, geht durch den tiefen Thalschlund im Schyn und fällt bei der Fürstenauer Zollbrücke in den Rhein — 2240 Fuß über Meer. Von da an ist der Hinterrhein flößbar.

Auf seinem 15 Stunden langen Laufe nimmt der Hinterrhein bei dreißig Hauptbäche auf.

C. Nebenflüsse des vereinigten Rheins:

1) Die Plessur entsteht in den obern Zuthälern des Schanfigg am Strela, nimmt den Eroserbach auf, durchströmt die tiefe Thalschlucht der Landschaft Schanfigg, nimmt die Rabios auf, und eilt in ihrem geraden, wohleingedämmten Flußbett bei der Stadt Chur vorbei in den Rhein.

2) Die Lanquart (Langarus) entsteht im Hintergrund des Prättigau's, in der Parteunner-Alp, wo die Sardaska vom Selvretta-Gletscher und der Ferrainabach vom Gletscher Farnela sich zu einem Fluß vereinigen. Sie nimmt auf ihrem Laufe acht wilde Tobelwasser auf, verwüstet den Thalboden bei Schiers und läßt, jetzt seltener denn zuvor, auch außerhalb der Klus ihre Wuth an den Wiesengründen der Herrschaft und Vier-Dörfer aus.

Wie groß die Wassermenge sey, deren Zusammenfluß der Rheinstrom stündlich, täglich oder jährlich über die bündnerische Grenze führt, ist von keinem Sterblichen bisher erforscht worden. Auch über die relative Geschwindigkeit und die Temperatur der Rheingewässer in den verschiedenen Jahreszeiten fehlt es uns gänzlich an genauen Beobachtungen. Sein niedrigster Wasserstand fällt in die Monate December und Jänner, sein höchster in den Mai und Juni, aber da seine Hauptquellen und Nebenflüsse weitläuftigen Schneelagern und Gletschern entrinnen, so ist er niemals wasserarm, am wenigsten in den Sommermonaten, wo die fortdauernde Schneeschmelze oder der Niederschlag schwerer Ungewitter und Hagelentladungen eine reichhaltige Summe rinnenden Gewässers erzeugen. Durch kein Niveau von Seegewässern gebändigt und gereinigt, tritt der jugendlich rasche Strom oft mit ungeheuren Geschieblasten in die offenen Thalgründe ein und schafft sowohl im Domleschg, als im Thalgrund zwischen Chur und Mayenfeld die weitläuftigen Geschiebwüsten, die in den fruchtbaren Umgebungen einen traurigen Anblick gewähren. Wo der Rhein unsern Kanton verläßt, bricht er, gegen Nordosten gewendet, quer durch eine Bergkette, trennt den Fläscherberg vom Schollberg, und eilt dem Bodensee zu. Daß er einst in den Wallenstadter- und Zürcher-See geströmt, mag von Zeiten gelten, wo er nicht ein Fluß, sondern eine Strömung des erdüberfluthenden Ozeans war. Inzwischen fehlt es jener Annahme nicht an geognostischen Belegen. Nicht blos neuere, auch ältere Beobachter scheinen die Besorgniß gehegt zu haben, der Rhein möchte bei ungewöhnlichen Naturereignissen jene nordwestliche Bahn wieder einschlagen. Im Gericht Mayenfeld herrschte ehedem die Sage: Zürich trage bei zur Erhaltung der Rheinwehre zwischen Ragaz und Sargans, — in alten Spruchbriefen die Landwuhr genannt. Ein alter Wuhrbrief von 1495 deutet auf gemeinsame Vorsorge gegen einen möglichen Durchbruch über die Höhe von Mels.

Der Inn.

Die Quelle des Inns wird gewöhnlich in dem Abfluß eines kleinen See's auf dem Septmer gesucht, der am Maloja in den Silser-See fällt. Natürlicher ist, den Ursprung dieses Stroms in den Seen des Oberengadins zu suchen, deren Ausfluß Sela in der Vereinigung mit dem Flaty oder Flazbach, so aus dem Ponteresiner- und Rosana-Thal herströmt, den Innfluß bilden. Der Name Ent oder Oen tritt jedenfalls erst beim Ausfluß des St. Morizer-See's auf, und wenn irgend ein Bergbach weiter oberhalb als Innquelle gelten soll, so hat der Feetbach darauf den größten Anspruch. Der Inn wurde früher durch den geschiebführenden Flaz unterhalb Celerina so enge gegen den Felsen (Suot Sass) zusammengedrängt, daß ein Baumstamm von 30 Schuh Länge hinreichte, um einen Brückensteg darüber anzulegen. Das ganze Dorf Celerina lief Gefahr durch Aufstauchung des Inns in einen See versetzt zu werden; man gab dem Flaz (1731) einen schiefern Einmündungswinkel, aber dafür wurden die schönen Wiesenfluren von Samaden (die Campagna genannt) den Verwüstungen des Gletscherstroms blos gestellt. Der Inn selbst ist in dem 18 Stunden lange Thal Engadin weniger verheerend, als mehrere seiner Zuflüsse, unter denen die Chiamuera, welche durch das Dorf Campogaschg fließt, weitaus am gefährlichsten ist. Der bedeutendste Nebenfluß ist das dem Livinerthal entfließende Landwasser Spöl, so sich bei Zernez in den Inn ergießt. Die übrigen Bäche des Unterengadins rauschen meist in tiefen Tobeln dem Thalstrom zu und dieser geht in seinem Felsenbett unschädlich durch die Schlucht bei Finstermünz als ein beträchtlicher Alpenstrom nach dem Tyrol, um bei Passau sein helles Bergwasser an die trübere Donau abzugeben. Daß er Goldsand führe, wird behauptet; fischreich ist er auf allen Punkten im Engadin; im untern Thal wird er zum Holzflößen benutzt. Weil er bei Passau 110 Schritte breiter als die Donau ist, wollte man für ihn die ziemlich werthlose Ehre des Donau-Ursprungs geltend machen.

Der Rham ist ein kleiner Bergfluß, welcher im Halbkreis der Gebirge entspringt, so das Münsterthal umziehen. Bei Glurns im Vintsgau fällt er nach 6 Stunden langem Lauf in die Etsch.

Der Poschiavino fließt aus mehreren Bergbächen auf dem südlichen Abfall des Bernina-Passes zusammen, fällt in den Puschlaver-See, eilt durch die Landschaft Brusio und tritt bei Platta mala durch eine Thalenge in das Veltlin, um nach einem 7 Stunden langen Lauf in die Adda zu münden.

Die Mera oder Maira entsteht auf dem Septmer und sammelt sich bei der Maruzzerhütte, wo drei Bäche von drei verschiedenen Seiten zusammenkommen. Unter Casaccia vereint sich dieses Bergwasser mit der viel stärkern Ordlegna, die aus dem Mürettthal herabfällt und durch den Maloggino (Canaletta) vergrößert wird. Das vereinigte Thalwasser des Bergells heist nun Mera, nimmt die Albigna, Bondasca und mehrere starke Bergbäche auf, vereint sich

unter Cläven mit dem Liro, welcher das St. Jacobsthal durchrauscht, und fällt in den Comer-See.

Die Mösa oder Muesa, das Thalwasser von Val Misocco, entsteht theils aus dem kleinen Gletscher-See auf den westlichen Höhen am Bernhardino-Paß, theils aus dem Bergsee auf der Paßhöhe, stürzt in vielen Wasserfällen nach dem tiefern Thalgrunde von Misox, wird bei Grono durch die Calancaska fast verdoppelt, verläßt den Kanton unter St. Vittore und fällt oberhalb Bellinzona in den Tessin. Vom Bernhardin bis zum Tessin hat sie eine Länge von 10 bis 11 Stunden.

Brücken in Graubünden.

Hier, nachdem wir von den Thälern und Flüssen gesprochen, ist der geeignete Ort, über die Brücken in unserm Kanton das Wichtigste zusammen zu stellen. Es ist aber schwierig hierin Vollständiges zu liefern, da die Zahl der Brücken über Flüsse und Thäler, Bäche und Tobel sehr groß, die Grenzlinien zwischen wichtigern und unwichtigern Brücken nicht leicht bestimmbar, und über alles dieses die vorhandenen Angaben so schwankend und mangelhaft sind. Was wir hier anbieten, ist ein erster Versuch; der geneigte Leser möge die Berichtigung unsrer Angabe von der Zukunft erwarten oder, was noch rathsamer ist, zu ihrer Vervollständigung mitzuwirken bemüht seyn.

Der verdienstvolle Dr. Ebel zählte (in seinem Werke: „die neuen Straßen durch den Kanton Graubünden“) auf der Bernhardiner Straße zusammen 54 Brücken, welche, mit Ausnahme von zwei hölzernen, sämmtlich von Stein erbaut, und in ihrer Bogenweite von 9 bis auf 71 Fuß aufsteigen. In Betreff dieser Zahlangaben haben wir kein Urtheil, weil wir nicht bestimmt wissen, welche Brücken er in seine Zählung aufgenommen hat.

Nach den Notizen, welche uns der Kantons-Ingenieur Richard Lanicca mitgetheilt, wurden auf der Bernhardiner Straße, nebst der steinernen Brücke über die Plessur bei Chur, 44 Brücken neu erbaut, und auf der Straßenstrecke, welche vom Dorfe Splügen auf die Paßhöhe des Splügnerbergs führt, ebenfalls 4 Brücken. Zu dieser kommen noch die Communikationsbrücken über den Rhein und die Mösa zur Verbindung der beidseitigen Dörfer und Landschaften — nämlich

a) über den vereinigten Rhein 5 Hauptbrücken (bei Reichenau, Feldsberg, Haldenstein, Untervatz und die Tardisbrücke).

b) über den Vorderrhein von der Einmündung des Medelser Rheins bis zur kleinern bei Reichenau zusammen 9 Hauptbrücken.

c) über den Hinterrhein die 3 alten Brücken in der Viamala, 2 im Domleschg, 3 im Rheinwald, 3 in Schams.

d) über die Mösa im Thal Misocco 4 Hauptbrücken.

Auf dem noch nicht vollendeten Straßenbau (Obere Straße) über den Julier und durch Bergell (von Chur bis Castasegna) dürften etwa 30 Brücken theils neu erbaut, theils ältere in den Straßenzug eingeordnet werden. Doch ist hierüber einstweilen noch keine bestimmte Zahlangabe möglich.

Ueber die Albula führen, je nach dem man rechnet, 5 bis 7 Hauptbrücken. Ueber das Davoser Landwasser zählen wir nur 2 Hauptbrücken.

Ueber die Plessur führt, nebst der steinernen, noch eine hölzerne bei Chur — die Mezgerbrücke genannt.

Ueber die Lanquart bestehen von der obern Zollbrücke bis nach Klosters im hintern Prättigau 8 hölzerne Brücken. Ueber den Inn rechnen wir wenigstens 25, über den Poschiavino 6 Hauptbrücken. Auch die Mera, die Calancaska und der Rham haben mehr oder minder wichtige Communikationsbrücken.

Demnach dürfte die Annahme von 150 Brücken — eine große Menge von Tobelbrücken über Bäche und Thalschlünde ungerechnet — durchaus nicht der Uebertreibung verdächtig seyn. Unter den kleinern Brücken sind einige als Grenzbrücken, andere als Scheidepunkte der innern politischen Bezirke beachtenswerth. Dahin rechnen wir: 1) die hohe steinerne Brücke beim Schlosse Bellfort, 2) die Pontalta (Pont aut) im Oberengadin, 3) die Puntcrap über die Tasna, 4) die Punt Peidra oberhalb Remüß, 5) die Martinsbrücke (Pommartin) an der östlichen Landesgrenze, und 6) die Brücke über den Luver (Lovero) im untern Bergell.

Eine besondere Hervorhebung verdienen theils wegen ihrer Sehenswürdigkeit und Höhe, theils aus andern Gründen, nachfolgende 12 Brücken:

1) Die Victor Emanuels-Brücke über die Mösa auf dem Südabfall des Bernhardinerbergs, etwa eine halbe Stunde unter der Paßhöhe. Ihren Namen erhielt sie zu Ehren des Königs von Sardinien, welcher bedeutende Beiträge zu diesem Straßenbau bewilligt hatte. Zuerst hatte Pocobelli eine Brücke daselbst erbaut; diese drohte wegen fehlerhafter Construktion den Einsturz, deshalb wurde sie abgebrochen und das jetzige Werk von Richard Lanicca ganz neu aufgeführt. Sie hat einen Bogen von 70 Fuß Oeffnung, ist 190 Fuß lang und 100 Fuß über der Mösa. Nicht weit oberhalb der Brücke bildet die Mösa einen schönen Wasserfall, und wenn man am Fuß der Brücke steht, so fällt der Blick aufwärts durch den Bogen gerade auf das Moschelhorn.

2) Die steinerne Brücke beim Dorfe Hinterrhein, etwa 4770 Fuß über M., verdient hier genannt zu werden, weil sie die erste steinerne Brücke ist, die der junge Rheinstrom dulden muß. Sie hat drei Bogen, jeden zu 36 Fuß Weite; über sie führt die Straße.

3) Die Pigneuer Brücke, unweit Andeer in Schams, ist zwar klein, aber wegen ihrer sinnvollen Inschrift erwäh-

nenswerth. Als Denkmal des vollendeten Straßenbau's durch die Felsenklausen des verlorenen Lochs trägt sie nebst dem durchschossenen Tells-Apfel die Worte:

Jam via patet
hostibus et amicis.
Cavete Rhaeti!
Simplicitas morum
et unio
servabunt avitam
libertatem.

4) Die Viamala-Brücken gehören zu den merkwürdigern im Schweizerland. Ehemals gab es deren nur drei, die man als die vordere, mittlere und hintere unterschied.

Statt der ehemaligen hintern oder dritten, die noch jetzt steht, wurde 1836, wo man der Straße eine etwas veränderte Richtung gab, von Richard Lanicca eine andere ganz aus Stein erbaut, mit einem Bogen von 84 Fuß Weite; in der Länge hat sie 300 Fuß und ist 57 über den Rhein, der unter ihr weg in die tiefe Felsenschlucht der Viamala rauscht.

5) Die ehemalige dritte oder hintere hat eine Höhe von 160 Fuß über dem Rhein. Merkwürdiger sind die beiden andern.

6) Die mittlere hat (nach Ebel) eine Höhe von 480 Fuß. Nach der Messung des Hrn. Decan Leonh. Truog beträgt ihre Höhe nur 160 Fuß. Der Landschreiber Johann Meißer maß sie mit Davoser Werkschuhen und fand sie 399 Fuß über dem Rhein.

7) Die vordere oder nördlichere soll nach ältern Angaben ebenfalls 480 Fuß über den Rheinspiegel sich erheben. Als Hr. Decan Truog sie messen ließ, erreichte seine Meßschnur von 190 Schuh Länge den Wasserspiegel nicht. Nach andern Angaben fließt unter ihr der Rhein in einer Tiefe von 129 Fuß. Auch sie hat Joh. Meißer nach Davoser Werkschuhen gemessen und fand ihre Höhe nur 172 Fuß über dem Rhein.

Die erste oder vordere (2622 Fuß über M.) wurde, wie ihre Jahrzahl zeigt, im Jahr 1738, die zweite, welche 350 Schritte weiter südlich die Rheinkluft überspannt, ward 1739 erbaut. Beide Brücken bilden ein starkes, steinernes Gewölbe, dessen Füße auf den beidseitigen, sehr nahe stehenden Felswänden ruhen, sich durch den Druck sperren und eben dadurch eine vorzügliche Festigkeit erhalten. An Breite sind sie den gewöhnlichen Brücken gleich und auf beiden Seiten mit Brustmauern versehen. Unter ihnen gähnt der dunkle Schlund in dessen Tiefe der zusammengepreßte Strom kaum sichtbar ist.

8) Die Versamer-Brücke über das Savier Landwasser ist sehenswerth. Sie wurde von Rich. Lanicca erbaut, hat eine Oeffnung von 200 und eine Höhe von 232 Fuß, und ist nicht nur deshalb bemerkenswerth, sondern weil sie wahr-

scheinlich die weiteste Spannung hat, die nach der s. g. Bogenhängwerks-Construktion ausgeführt worden — eine Bauart, die in neuern Zeiten in Bayern erfunden wurde.

9) Die Reichenauer Brücke über den vereinigten Rheinstrom, ganz von Holz und mit einem Dach versehen, wurde von Stiefenhofer 1819 erbaut, nachdem das frühere schöne Werk von Grubenmann 1799 durch Brand zerstört worden. Sie hat eine Längenspannung von 220, und eine Höhe von 80 Fuß über dem Stromspiegel, ist durch leichten Schwung und solides Bogengefüge sehenswerth.

10) Die Jennisberger Brücke, zwischen dem Dörflein Jennisberg und Wiesen, wurde von Ebel und andern Chorographen zu den sehenswerthesten gezählt. Sie ist von Holz, mit einem Dach versehen, und überspannt die 200 Klafter breite Thalschlucht, in deren Tiefe das Davoser Landwasser rauscht. Nach Lutz hat sie eine Höhe von 200, und nach der Messung des Joh. Meißer von 216 Davoser Werkschuhen. Im Jahr 1807 wurde sie von C. U. von Salis-Marschlins und Rudolf Amstein gemessen; diese bestimmten ihre Länge zu 40 Schritt, ihre Höhe über Wasser zu 206 pariser Fuß.

11) Höher ist die Solisbrücke über eine Thalschlucht der wildrauschenden Albula. Früher wurde sie als die höchste Brücke in Europa bewundert und deshalb besonders vom Herzog von Rohan gepriesen. Nach ältern Angaben (im Neuen Sammler) soll sie 360 Fuß hoch seyn; Joh. Meißer fand nur 246 Davoser Werkschuhe. Nach der Messung, welche Decan Truog im Oktober 1813 durch Meister Stephan Etthofer ausführen ließ, beträgt ihre Höhe 280, ihre Länge 75 Fuß. Salis-Marschlins und Amstein maßen sie 1807, und bestimmten ihre Höhe zu 368 par. Fuß.

12) Die Tardisbrücke, gewöhnlich die Untere Zollbrücke genannt, führt unterhalb der Lanquart-Einmündung über den Rhein. Vor Beginn des 16. Jahrhunderts war die Straße über den Gunkels durch das Vättiser-Thal in starkem Gebrauch und wurde durch die Grafen von Werdenberg besonders begünstigt. Der Name Tardisbrücke stammt von ihrem Erbauer, Medardus Heinzenberger, der sie im Jahr 1529 erbaute; mit welchem Recht Guler sie Gothards-Brücke (pons Gothardi) nennt, ist uns unbekannt. Ein kaiserliches Edikt von Carl IV. (Anno 1359), zu Gunsten der Grafen von Werdenberg gegeben, wollte den Waarenzug von Chur ablenken und ausschließlich über den Gunkels leiten; als aber Rhätien frei wurde, erbaute Medardus die nach ihm benannte Rheinbrücke, und die drei Bünde erwirkten in einem Vertrag mit dem Kloster Pfävers und der Stadt Mayenfeld, sowohl den Waarenzug über diese Brücke nach Chur, als das diesfällige Verbot der Gunkelsstraße. Im Jahr 1613 wurde die Brücke an die Gemeinde Malans und erst in den letzten Jahren von dieser an den Kanton abgetreten. Sie ist weder durch Höhe noch andere Eigenschaften ausgezeichnet,

aber als Communikationsbrücke auf einem der gebrauchtesten Straßenzüge am Eingang des Landes sehr wichtig.

Klimatische und Witterungs-Verhältnisse.

Wie in so mancher andern Beziehung, so bietet der Kanton Graubünden auch in dieser eine solche Verschiedenheit dar, wie man sie oft in Landstrichen von ungleich größerer Ausdehnung nicht antrifft. Die Ursache dieser Erscheinung liegt in der so großen Ungleichheit derjenigen örtlichen Umstände und Einwirkungen, durch welche in Gebirgsländern überhaupt die klimatischen und Witterungs-Zustände bedungen werden. Es sind diese:

a) die geographische Lage (Breitengrad und Gebirgsseite);

b) die absolute Höhe über der Meeresfläche;

c) die relative Höhenlage und die Gestaltung der Thaleinsenkung;

d) die Richtung der Thalzüge und der Bergscheitel;

e) die mehr oder mindere Nähe der Gletscher.

Alle diese Umstände zeigen sich in den mehr als 150 Haupt- und Nebenthälern Graubündens auf engerm Raum in sehr ungleichen Verhältnissen und Kombinationen, und dadurch erhalten dann oft Thalschaften, denen man ihrer Lage nach die nämliche klimatische Beschaffenheit beimessen möchte, gleichwohl in dieser Beziehung einen auffallend verschiedenen Charakter.

Eine solche Ungleichheit gestattet keine umfassende, durchgängig gültige Angaben. Anderntheils findet sich dann auch in der hier vorliegenden Beziehung Mehreres schon vorne angeführt. Um daher über die Normalzustände und vorkommenden Abweichungen in den klimatischen und Witterungsverhältnissen der verschiedenen Landestheile ein annähernd richtiges Ergebnis zu erhalten, ist es nothwendig, die hier angeführten Thatsachen und Bemerkungen mit den in frühern Abschnitten enthaltenen örtlichen Angaben zusammenzustellen.

Temperatur. Einem Zusammentrag von vieljährigen Beobachtungen, die in Marschlins (im Hauptthal des Rheins, unweit der Ausmündung des Prättigau's) angestellt worden sind, werden hier folgende Angaben enthoben. Der Mittelstand des Barometers (nicht das Mittelergebnis zwischen höchstem und tiefstem Stand, sondern der Durchschnitt von 21,785 Beobachtungen in 24 Jahren) ergab sich auf 317 Linien bei + 10° Wärme, wobei die Sommer- und die Herbstmonate einen höhern Barometerstand als die Frühlings- und Wintermonate ausweisen. Die größte Bewegung im Lauf eines Jahrs beträgt gewöhnlich 15,25 L. (von 323,25 L. bis herab auf 308 L.). Die Veränderungen zeigen sich im Winter viel häu-

figer und zweimal größer, als im Sommer. Die mittlere Temperatur ergiebt sich auf + 8,18 Grade Reaum. Der Unterschied in der Mitteltemperatur zwischen dem wärmsten und kältesten unter sechs und zwanzig verschiedenen Jahrgängen (1783 bis 1809) betrug 2,60°. In Vergleichung der Monate erscheint Juli als der wärmste und Januar als der kälteste. Die Extrempunkte in der nämlichen Reihe von Jahren stehen nicht über + 28° und nicht unter + 23° als gewöhnlich höchsten, und nicht unter — 20°, nicht über — 8° als gewöhnlich tiefsten Stand, demnach eine Veränderung von 35,50°. Die Extreme der Kälte in den einzelnen Jahren weichen viel stärker von einander ab, als die der Wärme. Die größte Abänderung im Lauf von 24 Stunden trifft in den April, die geringste in den Oktober. Den Eispunkt erreicht das Thermometer gewöhnlich Mitte Novembers zum ersten, Mitte April zum letzten Male. Niemals war ein Monat so durchgängig kalt, daß das Quecksilber nie über 0 gestiegen wäre; am anhaltendsten dauerte die Kälte von 1798 auf 1799, nämlich 24 Tage immer unter 0.

Diesen Angaben folgen hier noch etliche andere aus neuerer Zeit und zum Theil auch aus andern Thalschaften *).

Wahlenberg bezeichnet als mittlere Temperatur von Chur + 9,450 und von Marschlins + 11,148; dagegen von dem bedeutend tiefer liegenden Zürich nur + 8,859, welcher Abstand wesentlich aus der südlichern Lage und stärkern Einwirkung des Südwindes erklärt werden muß.

Hr. Apotheker Bovelin bezeichnet als Ergebnis zehnjähriger Beobachtungen zu Bevers im Oberengadin (5300 Fuß über M.), den höchsten Barometerstand zu 23,575, mittlern 22,950, tiefsten 22,190. Den Thermometerstand (ganz im Schatten, nördlich im Freien) am höchsten + 20,30°, am tiefsten — 28,10°. In dem ausgezeichnet kalten Winter von 1830 zeigte das eidgenössische Thermometer in Bevers im Februar — 25° und zu gleicher Zeit in Chur — 15,70°.

Bezüglich der Temperaturverhältnisse verdient hier besonders angeführt zu werden, daß nach allgemeiner Beobachtung der Bergbewohner, bei heiterm Wetter in den höhern Lagen von Beginn des Winters bis zum kürzesten Tag eine mildere Temperatur herrscht, als in den Thalgründen, von dieser Epoche an dann aber das Verhältniß sich umkehrt.

Winde. In Gebirgsländern erhalten die Winde gar oft durch die besondere Anlage der Thalöffnungen und der Bergseiten eine eigene von ihrem natürlichen Zug abweichende Richtung. Darum werden die diesfälligen Beobachtungen auch

*) Das genaue Ergebniß der neuesten auf Veranstaltung der schweizerischen naturforschenden Gesellschaft auf zwei Punkten dieses Kantons angestellten metereologischen Beobachtungen war an Hrn. Hofrath Horner eingesandt, dann aber noch nicht wieder vorgefunden worden, und konnte deshalb auch hier nicht benutzt werden.

sehr schwierig, und können oft, mit Ausnahme ganz frei stehender Höhenpunkte, im nämlichen Augenblick bedeutend ungleiche Ergebnisse darbieten. In manchen Thalgründen kennt man nur zwei, sich entgegen laufende, in andern wieder drei, in verschiedenen Winkeln sich kreuzende Hauptwindzüge. Gleiche Zugänglichkeit für die vier Hauptwinde müßte ein solches Zusammentreffen von Thalmündungen voraussetzen, wie es nirgends vorkömmt. Beachtenswerth ist dabei, daß in Folge des Zusammenflusses zweier Thäler in ein einziges, dieses dann in einer und derselben Richtung abwechselnd von zwei ungleichen Winden durchströmt werden kann, wie z. B. einmal von Südost, ein andermal von Südwest.

Ueber das Normalverhältniß der entgegengesetzten Windzüge ergiebt sich aus den oben angeführten Beobachtungen in Marschlins, daß von den drei dort herrschenden Winden: Süd oder Südost, Nordwest und Nordost der erstere am häufigsten weht, doch nicht so oft, wie die andern zwei zusammengenommen. Es zeigte sich nämlich durchschnittsweise auf ein Jahr, bei täglich dreimaliger Beobachtung, 458 Mal S. O., 365 Mal N. W. und 272 Mal N. O., so daß die zwei Nordwinde sich zu den Südwinden verhielten, wie 637 zu 458.

Die verschiedenen Winde führen in den verschiedenen Kantonstheilen ungleiche Benennungen. Die meisten sind den Namen der zunächstliegenden Thäler oder Berghöhen entnommen, wie z. B. bei Chur: Schanfigger (Südost), Saiser (Nordost) u. dgl. m. Andere bezeichnen weit fernere Herkunft, wie z. B. im Rheinwald: der französische Wind (West). Noch andere sind Eigennamen, wie: Bise (Ost oder Nordost), Unterwind (Nord), Föhn (nach hierländischer Mundart: Pföhn — Südwind). In den italienischen Thälern jenseits der Alpen sind neben größern, den näheren Oertlichkeiten entnommenen Namen der Winde, die in Oberitalien allgemein angenommenen üblich, wie Scirocco (Südwind), Tramontana (Nordwind) u. dgl. m.

Der Witterungswechsel wird wesentlich durch das Zusammentreffen, Obsiegen oder Unterliegen der zwei Hauptwinde; des Föhns und des Unterwindes bedungen. In der Regel werden von Süd und Südwest Regen und Ungewitter hergetragen; Nordwest bringt kaltes Regenwetter; Nord und Nordost säubern den Horizont von Gewölke und besonders letzterer bringt helle Nächte, Reif und Frost. Herwärts der Berge betrachtet man als Erforderniß zu beständigem Wetter, daß während des Morgens der Nordwind eintrete und bis nach Einnachten vorherrsche, und dann dem Südwind Platz mache. Bezüglich des Bergells erwähnt Scheuchzer des dort fast regelmäßigen täglichen Wechsels des Windes, da nämlich Morgens Ostwind und Mittags Westwind vorherrsche; stellt letzterer sich schon Vormittags ein, so bringt er Regen; Nachmittags heitert er auf.

In einigen Gegenden herwärts der Berge, namentlich in der Lage von Chur, äußert der Föhn sich oft so fühlbar, daß er auf seinem Zug über die Schneegefilde des Hochgebirgs bei-

nahe nichts von seiner ursprünglichen Schwüle verloren zu haben scheint. Hier verursacht dann die laufeuchte Luftströmung vielen Personen jedesmal große Mattigkeit und Kopfschmerz; Mauren und steinerne Fußboden im Innern der Gebäude sind naß angelaufen, und im Winter zerrinnt unter dem warmen Hauche selbst das höchste Schneelager in wenig Stunden zu Wasser. In solchen der Wirkung des Föhnwindes so vorzugsweise ausgesetzten Lagen, mögen dann auch gewisse Pflanzen nicht wohl gedeihen; so namentlich das Heidenkorn und, nach Wahlenberg, auch die Buche, die darum auch die dem Föhn ausgesetzten Abhänge des Gotthards flieht.

Stürme und allgemein heftige Winde treffen am gewöhnlichsten in die Zeit des Einschneiens und des Schneeschmelzens, überhaupt aber in den Wintermonaten häufiger und stärker, als in den Sommermonaten. In diesen letztern erscheinen sie gewöhnlich als Vorgänger oder Begleiter von Ungewittern. Die Stürme äußern sich jedoch hier in der Regel nicht mit solcher Heftigkeit, wie im Umkreis einiger anderer Abschnitte der Alpenkette. In besondern Lagen erhält der Windzug eine größere Gewalt durch Verengung von Thalausmündungen; so z. B. in der Nähe der Lichtensteinischen Grenze, wo schon ganze Fuhrwerke vom Wind umgeworfen worden sind. Als Beispiel entsetzlichen Sturmwindes erzählt der Chronist Fort. Sprecher: Montags den 3. Jan. 1639 um Mittag erhob sich plötzlich ein so gewaltiger Sturmwind, daß er den obern, aus Holz erbauten Theil des Glockenthurms vom Kloster St. Luzi zu Chur abriß und zugleich die Fahne von der Spitze des St. Martinsthurms und zwei kleine Windfahnen vom Rathhaus herunterwarf.

Ueber die Wirkung der Winde auf den Bergen verdient noch bemerkt zu werden, daß — besonders zunächst an den Hauptscheidewänden des Alpengebirgs — die Windströmung fast ausschließlich nur an der ihr entgegengesetzten Bergseite — also der Südwind am nördlichen, der Nordwind am südlichen Abhang — fühlbar wird. Ist dann der Luftstrom über die erste ihm entgegenstehende hohe Alpenmauer herübergezogen und hat — gleich einem Wassersturz — das vor ihm liegende tiefe Bett ausgefüllt, dann drängen seine Wogen fühlbarer auch bergan über die weiterhin liegenden Verzweigungen des Gebirges. Die Wirkungen des Windes auf das Schneelager des Hochgebirgs werden weiter unten angedeutet werden; hier mag noch die Bemerkung Platz finden, daß in der stets überwiegenden Richtung der Luftströmung von oben nach unten wohl mit eine wesentliche Ursache des so fühlbaren Herabrückens des Holzwuchses liegen dürfte, indem der Same dadurch vorzugsweise bergabwärts getragen wird.

Der Schnee. Dieses Element der Gebirgsnatur übt hier einen vielfachen, bald heilsamen, bald zerstörenden Einfluß und bietet dabei in seinen Wirkungen manche merkwürdige Erscheinung dar.

Als schützende Decke des Bodens während der kalten Jahrszeit ist der Schnee hier in dem Maße unentbehrlicher, wie

Höhe der Lage und Nähe der Gletscher die Kälte vermehren. Darum gehört es zu den Bedingungen eines guten Jahrganges, daß der Schnee zu rechter Zeit und in hinlänglicher Menge eintrete, sich dann auch, nicht nur auf dem Hochgebirg, sondern auch in den Thalgründen den ganzen Winter durch halten möge. Wo diese schützende Decke im Winter fehlt, da dringt der Frost oft bis tief in den Boden, mancher Keim, der unter dem Schnee sich kräftig entwickelt hätte, wird im Wachsthum gehemmt oder ganz zerstört; der Weinstock und die Fruchtbäume werden in der Wurzel gelähmt, und auch der Mensch glaubt die Kälte weit fühlbarer zu empfinden. Am auffallendsten thut der Schutz der Schneedecke für das Gedeihen der Pflanzen sich in jenen Hochthälern kund, wo die Felder in der Regel erst im Maimonat davon entblößt werden, dann aber auch sogleich in herrlichem Grün prangen; denn so wie das winterliche Element zerflossen ist, sieht man auch schon das junge Gras sich erheben und rasch der Sense entgegenreifen.

Das Einschneien auf dem Hochgebirg findet höchst selten vor Anfang Oktobers statt; meistens gegen Ende dieses oder Anfangs des folgenden Monats; ausnahmsweise wohl auch erst im Dezember. In den niedersten Thälern herwärts der Berge fällt selten vor Weihnacht ein haltbarer Schnee. Das Verschwinden des Schnee's (nach hiesigem Sprachgebrauch: die Schneeschmelze) fällt auf den hohen Bergübergängen (6000 Fuß über M. und höher) in der Regel frühestens auf Mitte oder Ende Mai's, in späten Jahrgängen auch erst Anfangs Juli; in den bewohnten Hochthälern zwischen Ende März und Ende Mai's; in den niedern Thälern herwärts der Berge beginnen die Felder in der Regel gegen Mitte Februars oder Anfangs März von Schnee befreit (nach hiesiger Landessprache „aber") zu werden. Jahrgänge, wo der Schnee noch früher schwindet, gehören selten zu den guten. — Die tiefsten bündnerischen Thalgründe jenseits der Alpen (700 bis 800 Fuß über M.) bleiben in manchem Jahrgang wohl kaum wenige Tage mit Schnee bedeckt, doch gehören auch dort die schneereichen Jahrgänge zu den bessern. Es hängt dann übrigens die Haltbarkeit der Schneedecke, und ihre kürzere oder längere Dauer in das Frühjahr hinaus, namentlich in den höheren Lagen, ganz wesentlich davon ab, ob der Schnee auf warmen oder auf gefrorenen Boden gefallen ist. Im einen wie im andern Fall dauert unter einer etwas hohen Schneedecke der gleiche Zustand des Bodens bis im Frühjahr fort, wo dann aber da, wo der Boden nicht gefroren ist, die natürliche innere Wärme der Erde zum Schmelzen des Schnee's kräftig mitwirkt, während im entgegengesetzten Fall die Auflösung einzig nur durch den Einfluß von Sonne, Südwind und warmen Nebeln bewirkt werden muß.

Aus dem früher Gesagten geht hervor, daß während des Winters für das Gedeihen der Pflanzen niemals der Ueberfluß, wohl aber der Mangel an Schnee nachtheilig werden kann. Dagegen wird durch ein unzeitiges Eintreten von Schneewetter in der Jahrszeit vorgerückter Entwickelung oft beden-

fender Schaden angerichtet. Dann kann es geschehen, daß in den zahmen Thälern nach wenigen Stunden das schon hoch aufgeschossene Korn zerdrückt auf dem Boden liegt und an Bäumen und Weinreben die schon belaubten Aeste der Last des Schnee's weichen müssen; daß in den Alpen das Vieh augenblicklich aller Weide beraubt ist, und darum, mit empfindlichem Nachtheil oft auf ganze Tagreisen weit wieder nach den tiefern Weiden herabgeführt werden muß. Für den Weinstock wird zur Zeit der Blüthe auch nur die bloße Annäherung eines Schneewetters bis auf die Entfernung von einer Stunde über dem Thalboden, verderblich. Darum heißt es sprüchwörtlich: „wenn man nur einen Sack voll Schnee um den blühenden Weinberg herum trage, so sey es um den Wein geschehen."

Außer dem Schutz des Bodens gegen die Einwirkungen der Kälte verspricht der Bergbewohner sich vom Schneelager des Winters auch Versorgung mit Wasser auf den Sommer, und wenn der erstere das ihm eigenthümliche Element nur in kargem Maße spendet, droht der letztere mit Vertrocknung mancher Quelle und spärlichem Gewässer zu Erfrischung und Düngung der Matten in Berg und Thal. Wohl geschieht es dagegen auch, daß bei eintretender Wärme das Schneewasser plötzlich in Ueberfluß von den Bergen herabströmt und Pflanzboden, Straßen und Wohnungen mit Verderben bedroht. Doch sind solche Ereignisse nicht sowohl der Menge des gefallenen Schnee's zuzuschreiben, als vielmehr dem allzuplötzlich eintretenden Thauwetter; denn bei günstiger Gestaltung der Frühlings- und Sommerwitterung mag auch das größte Schneelager im Gebirge sich auflösen, ohne den mindesten Schaden für das Thalland.

Neben dem Einwirken auf das Gedeihen der Vegetation übt das winterliche Element des Gebirgslandes hier auch einen vielseitigen Einfluß auf den täglichen Verkehr, und auch in dieser Beziehung in der Regel erleichternd, mitunter aber nicht minder hemmend, zerstörend. Wo über die engen Wege der Seitenthäler nur mit großer Beschwerde das schmale Bergwägelchen durchschlüpfen mag; wo über die meisten Bergübergänge auch dieses beschränkte Fuhrwerk nicht brauchbar ist, und darum die weiter herkommenden Bedürfnisse der Einwohner, oder ihr, freilich nur spärlicher Austausch eigener Produkte in Sommerszeit nicht gefahren, sondern von Pferden oder Menschen getragen werden muß: da beut im Winter die Schneebahn dem Schlitten ein leichtes, mit einigen Ausnahmen auch gefahrloses Fortkommen. Selbst im Vergleich mit dem wohlunterhaltenen Straßendamm der großen Heerstraßen, gestattet ein guter Schlittweg immer noch einigen Vortheil über die schneelose („abere") Rollbahn der warmen Jahrszeit. Dann spannen die nach Chur fahrenden Fuhrleute aus dem St. Gallischen und von den Ufern des Bodensees ihre vier Pferde, statt vor einen einzelnen Wagen (mit 60 bis 80 Zentner) oft vor sechs bis sieben aneinanderhängende Schlitten, auf welche sie die Ladung vertheilen, und die sich dann, gleich einer ungeheuren Schlange, hinter dem Doppelgespann durch alle Krümmungen der Straße hindurchwinden. Diese Einrichtung beut dem Fuhrmann den Vortheil dar, an steilen oder sonst

schwierigen Stellen die Last nach Belieben abtheilen zu können, indem er eine Anzahl Schlitten ablöst und stehen läßt, bis die ersten hinauf oder hindurch geschleppt sind, und dann erst die Pferde zurückführt um auch jene nachzuführen.

Von Chur weg bis an den Fuß der Berge wird die Schlittbahn auch über die große Straße größtentheils, von da an über die Berge dann ausschließlich, nur einspännig gebraucht. Der Grund dieser Beschränkung liegt theils in der Fuhrverfassung, anderntheils in materiellen Schwierigkeiten, welche die Höhenlagen einem andern Verfahren entgegensetzen. Beides soll in der Folge näher erörtert werden.

Zu Bildung eines brauchbaren Schlittwegs erfordert es ein besonderes Zusammentreffen begünstigender Witterungsverhältnisse: zuerst Kälte, damit der Schnee eine harte Grundlage antreffe; dann wieder denjenigen Wärmegrad, ohne welchen kein Schneewetter eintritt; und — ist dann das nöthige Schneelager da — sodann wieder Kälte, um ihm Haltbarkeit zu geben. In den Thälern vom Zusammenfluß der Rheine abwärts, treffen diese Erfordernisse nicht so leicht in gehöriger Folge ein. Bald bringt ein Nordwind Kälte ohne Schnee; bald ein Südwest Schnee ohne Kälte, am häufigsten wird unter dem warmen Hauche des hier eben besonders fühlbaren Föhns die erhoffte Schlittbahn zu Wasser. Darum muß in diesem Revier des Alpenlandes in manchem Jahrgang der Fuhrmann auf die Erleichterung, die Schlittenfahrts lustige Jugend auf die Freude und die darauf spekulierende Klasse der Pferdeverlehner und Gastwirthe auf den Gewinn verzichten, die ein günstiger Winter ihnen gebracht hätte. Als Beispiel launenhafter Witterungsgestaltung wird hier angeführt, daß im Jahr 1828 auf der ganzen Linie von den Küsten des Mittelmeers (bei Genua, Livorno u. s. w.) bis nach dem tiefsten Norden und Nordost wochenlang die Strecke von Reichenau bis an die Bündnergränze allein von Schnee entblößt lag. Dagegen sind die höher gelegenen Thalschaften des Vortheils der Schlittbahn in der Regel immer gewiß, und dieselbe bleibt dann dort, je nach Beschaffenheit der Frühlingswitterung, drei bis vier, in den höchsten Thälern und über die Bergpässe fünf bis sechs, wohl auch sieben bis acht Monate brauchbar.

In solchen Höhenlagen erfordert jedoch die Eröffnung und Erhaltung einer guten Schneebahn oft große Anstrengungen, und auch trotz dieser, unterliegt die freie Benutzung mancher Unterbrechung und überdies mitunter bedenklichen Gefahren. Dieses Gebiet der Bergnatur und die daraus herfließenden Verkehrs- und Lebensverhältnisse gehören so sehr zum charakteristischen Gepräge dieses Landes, und sie sind dabei dem Bewohner, selbst des nächst gelegenen Flachlandes oft so wenig bekannt, daß hier eine umständlichere Darstellung an ihrem Platze seyn mag.

Das Oeffnen eines fahrbaren Wegs durch den ungebahnten Schnee nennt man hier das Brechen (Schneebrechen), das Ganze der dazu erforderlichen Arbeiten und Vorkehrungen den Schneebruch. Auf den Bergpässen bedient man

sich dazu vorzugsweise der Ochsen; nicht nur wegen ihrer größern Ausdauer, sondern überdies, weil sie die richtige Linie sicherer herausfinden als das Pferd. Zum Brechen durch hohen Schnee wird dem Zugthier nur ein kurzer, mäßig beladener Schlitten angehängt, so daß der erste Durchbruch durch ein neu gefallenes, oder neu hergewehtes Schneelager nicht viel anders bewirkt, als einen unbedeutenden Graben. Dieser mag dann freilich den zunächst nachkommenden Fuhrleuten mehr nur als sichere Spur und als eine Art Ermuthigung für Menschen und Thiere dienen, denn als eine wesentliche Erleichterung für das Fortkommen mit einer bedeutenden Last. Solcher Durchbruch möchte in hohem Schnee für das erste Mal wohl auf keinen Fall anders als einspännig bewerkstelligt werden können, weil zwei Zugthiere neben einander sich unaufhörlich im Geschirr verwirren, sich treten und vielfach hindern würden. Darum muß auch auf Bergpässen, wo man für zweispänniges Fuhrwerk den Weg offen halten will (z. B. im Tyrol), oft nur mit dem einfachen Bruche angefangen werden, wo dann die Wegmacher erst bei einem zweiten Zug den anfänglichen Graben durch ausschaufeln so viel erweitern, um einen wiederholten Durchbruch mit Doppelgespann unternehmen zu können. Auf den bündnerischen Bergpässen ist dieses ausgedehntere Verfahren bisher nicht versucht worden, weshalb zu Winterszeit auch über die breiten Heerstraßen alle Transporte mit einspännigem Fuhrwerk (Schlitten die in der Regel 26 Zoll franz. breit sind), weitergeschafft werden müssen. Die hier beschriebene Arbeit des Schneebrechens muß im Laufe des Winters lange Zeit oft täglich erneuert werden. Nach dem ersten Schneefall wissen die Bergbewohner bei ihrer genauen Bekanntschaft mit den Oertlichkeiten zwar wohl den rechten Weg ausfindig zu machen. Bei wiederholtem Schneien und Einwehen möchte dann aber oft auch der erprobteste Wegweiser sich nicht mehr immer mit Sicherheit zurecht finden. Darum werden, sobald der Schnee einige Höhe erreicht hat, hohe Stangen eingesteckt, um die rechte Richtung zu bezeichnen, und es ist schon geschehen, daß die zuerst aufgepflanzten, etwa zehn Fuß über die Oberfläche hervorragenden Wegstangen nach wenig Tagen nicht über das neu hinzugekommene Schneelager hervorragten, und darum über dieser ersten eine zweite Reihe aufgesteckt werden mußte, die dann auf einigen Strecken wieder zum großen Theil eingeschneiet wurden.

Der Hemmungen und Gefahren, welchen Waarentransporte und Reisende zur Zeit des Schnees in den hohen Lagen ausgesetzt sind, giebt es mancherlei. Die Ursache liegt bald in dem passiven Widerstand, welchen die Natur des Schnees dem Fortkommen entgegenstellt, bald aber auch in einer aktiven Einwirkung, wodurch nicht nur das Weiterkommen gehindert, sondern oft zugleich das Leben der Menschen und Thiere bedroht wird. Beides wird durch die Beschaffenheit der Witterung und ihres Wechsels bestimmt.

Hemmungen der ersten Art werden allervorderst durch die Menge des Schnees und Mangel an hinlänglich gebrochener Bahn bewirkt. Nach einem neugefallenen Schnee ist dieses

Hinderniß vorzusehen, und Keiner soll sich dann hinauswagen, der nicht hinlängliche Mittel, Hülfe von Andern und eigene Ausdauer zum Durchdringen besitzt. Hingegen kann auch die schon festgetretene Bahn auf einzelnen, oft ziemlich langen Strecken, durch blos vom Wind hingewehten Schnee hoch überdeckt seyn, wo dann das Hindurchkommen um so mühsamer ist, da der hergewehte Schnee nur ganz locker aufliegt und keine feste Masse bildet. Solche Anhäufungen — in der Landessprache Gewehten genannt — können von einem Augenblick zum andern entstehen, und zu einer bedeutenden Höhe anwachsen, so daß oft da, wo nur wenige Minuten vorher eine bequeme Durchfahrt offen stand, sich nun ein Hinderniß in den Weg gestellt hat, das von Menschen und Thieren, welche solcher Dinge nicht gewohnt sind, nur mit der größten Anstrengung überwunden werden kann.

Das Verwehen des Weges tritt viel häufiger und hindernder ein, wo die Bahn in einer Vertiefung liegt, ganz besonders, wo sie etwa einem Abhang entlang so in den Schnee eingeschnitten wurde, daß sich auf der obern Seite eine Schneewand bildet. Solche Einschnitte werden regelmäßig verweht, so lange der Schnee so locker ist, um vom Wind getragen zu werden, weshalb eine solche Anlage der Bahn auch beim Wegöffnen möglichst vermieden wird. Hingegen tritt dieses Hinderniß da und so lange am wenigsten ein, wo die Bahn eine Art erhöhten Damm bildet, oder — wie es die Bergleute nennen — sich in die Höhe gezogen hat. Das Verwehen hört dann gänzlich auf, sobald einmal gegen den Anfang Sommers die Oberfläche des Schnees, in Folge abwechselnder Wärme und Kälte eine harte Kruste bildet.

Um das Hinderniß des Einsinkens im ungetretenen Schnee zu bezwingen, bedienen sich die Bergleute, wenn sie nur als Fußgänger den Durchgang erzwingen wollen, der sogenannten Schneereife. Diese sind aus dünnen, in Zirkel gebogenen Ruthen gemacht, haben einen Durchmesser von 1 bis 1½ Fuß, bilden durch etliche ins Kreuz gespannte Schnüre eine Art von grobem Netz, und werden so unter der Schuhsohle befestiget, daß sie beim Auftreten flach auf das Schneefeld zu liegen kommen. Das schon nach den ersten Tritten mit Schnee ausgefüllte Netz wird bald zu einer festen Scheibe, die wegen ihres breiten Flächenraumes das Einsinken hindert, dabei allerdings aber auch das Fortschreiten bedeutend erschwert. Für die Last- und Zugthiere wird in den lockern Schneeanhäufungen dem allzustarken Einsinken dadurch vorgebaut, daß die Führer vorangehen und den Schnee festtreten.

Bei diesem Anlaß wird bemerkt, daß eben wegen der so allgemeinen und heftigen Einwirkung des Windes in den freien Höhenlagen die wirkliche Höhe des natürlichen Schneelagers kaum annähernd erkannt werden kann; denn es möchte dort in manchem Umkreis von vielen Stunden nicht leicht ein Fleck anzutreffen seyn, wo der Wind nicht entweder einen Theil des natürlich gefallenen Schnees hinweg- oder von weiterher noch mehr darauf hingetragen hätte.

Es tritt dann jene zuerst erwähnte Art von Hemmung zweitens auch dann ein, wenn das Schneelager durch und durch weich zu werden beginnt, so daß es keiner Last mehr widersteht, und Thiere und Menschen bei jedem Tritt tief in die weiche Masse einsinken. Dieser Zustand des Wegs wird D u r c h b r u c h genannt, und pflegt auf den Bergpässen in der Regel erst im April und Mai einzutreten. Er wird dadurch besonders hinderlich und für nicht gewohnte Pferde selbst gefährlich, daß durch den Tritt der Zug- oder Lastthiere einzelne sehr tiefe Löcher entstehen, zwischen welchen der festgetretene Schnee einen harten Grund bildet. Geschieht es dann, daß die auf solche Art durchlöcherte Bahn wieder zu Eis gefriert, daß vollends noch dies ganze Sieb durch einen neuen Schnee leicht überdeckt wird, dann ist das Fortkommen für ungewöhnte Fußgänger höchst schwierig, für ungewöhnte Pferde fast unmöglich, jedenfalls höchst gefährlich; hingegen zeigt das gewöhnte Bergpferd bei solchem Anlaß eine beinahe unbegreifliche Sicherheit im vorsichtigen Ausweichen der, wenigstens für das Auge des Menschen, durchaus unbemerkbaren Fallgruben.

Unter die Hemmungen, welche selbst bei der allerbesten Schlittbahn oft auf höchst lästige Weise eintreten, gehört auch das Begegnen in entgegengesetzter Richtung fahrender Schlitten. Weil nämlich der Schlittweg nach und nach einen festen, aber in der Breite nur für ein einzelnes Thier gangbaren Damm bildet, so muß von zwei sich begegnenden Pferden immer das eine auf die Seite heraustreten. Hier sinkt das Thier im ungetretenen Schnee dann oft bis an den Hals hinein, was mit ungewöhnten und ungeduldigen Pferden große Verlegenheit herbeiführen kann. Für Pferde und Führer, welche an solche Dinge gewöhnt sind, unterliegt dieses Ausstellen zwar keiner großen Schwierigkeit; immer aber wird dabei viel Zeit versäumt, weshalb denn auch auf allen Bergpässen die eine Tageszeit zur Reise in der einen, die andere zu der in der entgegengesetzten Richtung angesetzt ist, und solche Abtheilung auch wo immer möglich beobachtet wird. Auf den Bergpässen nach Italien wird Vormittags „h i n e i n w ä r t s," das heißt: von Norden nach Süden, Nachmittags h e r a u s w ä r t s gefahren.

Eine ganz andere Beschaffenheit erhält das Schneelager auf den Bergen, sobald es einmal auch dort oben warm geregnet hat, und darauf hin wieder Frost eingetreten ist. Von dann beginnt der Schnee sich dichter zusammen zu senken und bildet nach und nach eine so harte Masse, die Menschen, Pferde und Fuhrwerke zu tragen vermag. Doch ist dabei immer wegen der, durch Quellen oder Erdwärme weich erhaltenen Stellen große Vorsicht nöthig. Diesen Zustand der Schneedecke nennen die Bergleute die S o m m e r h ä r t e.

Das Schmelzen des Schnees tritt bei Annäherung des Sommers, je nach Lage und andern Umständen mit sehr ungleicher Wirksamkeit ein. Darum trifft es sich dann öfter, daß in dieser Jahrszeit auf der nämlichen Straßenlinie völlig entblößte Stellen mit Eis- und Schneebahn mehrmals abwechseln, wo dann, auch nur mit mäßiger Last, dort für den

Schlitten, hier für den Wagen das Fortkommen schwierig oder gar unmöglich wird. Um diesem Uebelstand abzuhelfen wird auf den großen Straßen über Bernhardin und Splügen, sobald dieser Zeitpunkt eingetreten ist, überall, wo noch weiter oben der Weg auf bedeutenden Strecken von Schnee entblößt, demnach für Schlitten unbrauchbar ist, von da abwärts der Schnee in einer für zweispänniges Fuhrwerk hinlänglichen Breite bis auf den Erdgrund weggeräumt. Diese Arbeit nennt man das Ausschöpfen. Sie beginnt auf der wirklichen Bergstraße allerfrühestens Ende Aprils, in späten Jahrgängen wohl auch erst Anfangs Juni und wird dann, um den Durchpaß möglichst schnell zu eröffnen, mit der größten Thätigkeit betrieben. Im Jahr 1827 waren die benannten zwei Bergstrassen schon in den letzten Tagen Aprils soweit von Schnee geräumt, um sie durchwegs mit Kutschen befahren zu können; dieses gehört jedoch zu den seltenen Ausnahmen, und man darf im Durchschnitt nicht vor Ende Mai's auf gänzliche Oeffnung rechnen. Es bietet diese Arbeit mehrfache Schwierigkeiten dar, sowohl wegen der besondern Zähigkeit und Härte der festgetretenen Masse, als auch wegen der außerordentlichen Höhe, welche oft durchschnitten, und dem großen Umfang der Masse, die weggeschafft werden muß. Die meiste Arbeit erfordert das Wegräumen der durch Lawinenstürze veranlaßten Anhäufungen, wo der Einschnitt zuweilen bis 30 Fuß Tiefe beträgt, so daß man noch Tage, und zuweilen selbst Wochen lang zwischen zwei fast haushohen Schneemauern hindurchfährt. Nach einem schneereichen Winter kann die Masse des ausgehauenen Schnees auf eine Stunde Wegs bis zehntausend Kubikschuhe betragen; in manchem Jahrgang dann auch bedeutend weniger. Bis zu Erbauung der neuen Straßen über die Berge von St. Bernhardin und Splügen, wurde auch auf diesen Hauptpässen, wie dermalen noch auf allen andern in diesem Lande, die Räumung der Straße von Schnee einzig und allein der Natur überlassen, wo dann oft während mehrerer Monate das Fortkommen für Fußgänger und Lastthiere sehr mühsam, für Schlitten aber ganz unmöglich war.

Weil übrigens die Arbeit des Schneeausschöpfens nicht früher unternommen wird, als zum Gebrauch der Straße unerläßlich nöthig ist, und dann eben nur nach Maaßgabe solcher Nothwendigkeit nach den höheren Lagen hin vorwärts betrieben, oder eingestellt wird, so trifft die Scheidelinie zwischen Wagen- und Schlittbahn oft weit entfernt von den Dörfern. Dort muß dann der Umtausch des Fuhrwerks vorgenommen werden; das vorwärts nicht mehr brauchbare wird neben der Straße stehen gelassen, und der Fuhrmann muß dort schon das dem neu eingetretenen Bedürfnisse entsprechende Fuhrgeräthe bereit finden. Da der Waarentransit über die Bündnerstraßen zuweilen ziemlich bedeutend ist, aber zu dieser Jahrszeit immer nur auf sehr kleine Fuhrwerke vertheilt werden muß, so trifft man deren an jenen Stellen des Uebergangs von Sommer- zu Winterbahn oft eine sehr große Anzahl an, und es gewährt, besonders für den Ausländer, einen eigenen Anblick, wenn ganze Züge von Wägelchen anhalten, auf freier Weite abgeladen, zur Seite hinausgeschoben, dann eine gleiche

Anzahl Schlitten aus dem offenen Magazin hervorgesucht, diese beladen und bespannt werden, ohne daß man die mindeste Anstalt erblickt, um die zurückbleibenden Fuhrwerke einer besondern Obsorge zu übergeben.

Der passive Widerstand, den der Schnee durch außerordentliche Anhäufung oder durch Mangel an Festigkeit der Bahn dem Fortkommen von Menschen und Thieren entgegensetzt, bringt dem daran gewöhnten Bergmann in der Regel keine Gefahr; dem Fremdling aber kann schon der daraus entstehende Verzug in doppelter Beziehung verderblich werden, einmal, weil er wagt von der Nacht überfallen zu werden und dann weder vor- noch rückwärts zu können; besonders dann aber, weil die große Anstrengung im tiefen Schnee die Kraft lähmt, zudem die freie Bergluft das Athmen erschwert und so den Wanderer am Fortkommen hindert oder ihm wenigstens keine so starke Bewegung gestattet, wie sie unerläßlich ist, um einer so schneidenden Kälte zu widerstehen. Wo die Angewöhnung zu solcher Anstrengung und solcher Ausdauer fehlt, wo dann vollends noch die nöthigen Vorsichtsmaßregeln in Kleidung und Nahrung (wovon später ein Mehres) unterlassen werden, da mag keine natürliche Kraft, keine Fülle der Gesundheit und kein fester Wille aushelfen. Darum soll auch der aller robusteste Fußwanderer in Winterszeit niemals den Uebergang über das Hochgebirg anders, als in Gesellschaft von kundigen Bergleuten unternehmen, niemals ihre Warnung verachten, und auf deren Rath lieber zurückbleiben, oder bei eintretender Mattigkeit umkehren, so lange es noch Zeit ist; denn mehr als Ein kräftiger Mann ist schon in den Schneestürmen dieser Gebirge das Opfer seines Eigensinns geworden, weil er glaubte, was andere — oft entschieden weniger kräftige Leute zu leisten im Stande seyen, das vermöge auch er ihnen nachzuthun. Einen traurigen Beleg zu dieser Wahrheit gaben im Jahr 1817 fünf aus Italien leer zurückkehrende hanoveranische Pferdeknechte, die im Vertrauen auf ihre Kraft und Ausdauer, den wohlgemeinten Warnungen der Einwohner entgegen, sich vom Dorfe Bernhardin nach Hinterrhein auf den Weg begaben. Fast wider den Willen der kecken Fremdlinge hatte ein Landmann aus Rheinwald sich zu ihnen gesellt, um sie nicht der noch größern Gefahr des allein reisens preis gegeben zu sehen. Die Besorgnisse der Bergleute erwahrten sich auf die schrecklichste Art. Einer nach dem andern von diesen kerngesunden, an Strapazen mancher Art gewöhnten Männern, erlag der ungewohnten Anstrengung und Kälte, und nachdem ihr braver Begleiter Alles mögliche aufgeboten hatte, um wenigstens Einen dieser Unglücklichen zu retten, dann aber auch beim Fünften alle Hoffnung aufgeben mußte, gelang ihm zwar seine eigene Rettung, aber mit Einbuße seiner Finger, die infolge des Erfrierens ihm von den Händen fielen.

Die Schneestürme erschweren das Fortkommen oft bedeutend, nicht nur dadurch, daß sie die Bahn mit hergewehtem Schnee ausfüllen, sondern hauptsächlich, weil das Schneegestöber, das bei großer Kälte dem Wanderer wie harter Sand ins Gesicht geworfen wird, es oft fast unmöglich macht, die

Augen offen zu halten. Doch sieht man den abgehärteten Bergmann auch diesem Hinderniß Trotz bieten.

So vermag denn der Bergbewohner, theils durch geeignete Vorsichtsmaßregeln (wovon später das Nähere), hauptsächlich aber durch Gewohnheit und kräftige Ausdauer alle die bis dahin aufgezählten ihm in Offenhaltung des täglichen Verkehrs durch den Schnee entgegengesetzten Hindernisse zu überwinden. Hingegen mag auch ihn alle seine Kraft, seine Unerschrockenheit und Gewandtheit nicht mehr schützen, wenn dieses Element, durch äußern gewaltsamen Anstoß in solchen Massen in Bewegung gesetzt wird, die in ihrem Zug Alles mit sich fortreißen, in ihrem Niedersturz Alles erdrücken, was sich ihnen in den Weg stellt. Solche gewaltsame Bewegungen von Schneemassen, die unter der allgemeinen Benennung Lawinen (Lauenen, in der Landessprache Läui) bekannt sind, werden durch verschiedene, gar ungleiche Ursachen bewirkt, und sind je nach dieser auch mehr oder weniger gefährlich. In Beziehung auf jene ungleichen Ursachen werden solche Schneestürze denn auch von den Bergbewohnern durch verschiedene Namen bezeichnet, die wir hier in kurzem aufzählen wollen.

Die Windschilde (auch Windschirm oder Windbrett genannt) entstehen, wenn während des Schneefalls der Wind fortwährend von der einen Seite herweht, wo sich dann an steilen Abhängen, oft selbst an senkrechten Wänden eine solche Masse von Schnee anhängt, welche — aller Grundlage ermangelnd — sich dann bei verändertem Wind, wärmerer Temperatur oder auch nur durch die eigene Last gedrückt, losreißen und hinabstürzen. Die Windschilde bilden sich je nach dem Gang der Windzüge und der dabei waltenden Temperatur oft sehr häufig, bringen auch nicht so große Gefahr wie die wirklichen Lauinen. Doch war es ein solcher Windschild, der im Jahr 1824 auf dem Bernhardiner Berg die Diligenceschlitten sammt dreizehn Personen in den, zwar nicht hohen und eben durch Schnee aufgefüllten Abgrund hinunter riß, wobei jedoch nur zwei Personen, und zwar durch den Druck gegen die Straßengeländer umkamen. Bildet der Schneeschild sich in weiter Höhe, besonders wenn durch das Anhängen des Schnees nicht nur eine Wand, sondern ein weit überhängendes Dach entsteht, dann kann das Losbrechen so verheerend werden, wie eine wirkliche Lauine, oder in der That sich in eine solche gestalten.

Die wirklichen Lauinen werden entweder durch die Gewalt des Windes oder durch das eigene Gewicht des Schnees in Bewegung gesetzt. Die erstere Gattung — Wind- oder Staub-Lauine genannt, entsteht bei heftigem Nord- oder Nordostwind im locker aufliegenden Schnee, und findet ihren Ursprung gewöhnlich auf sanft abgedachten Schneegefilden, die von einem steilern Abhang begränzt sind. Solche Windlauinen können sich im Lauf eines Winters mehrmals am nämlichen Ort bilden, und sind dem Reisenden darum gefährlicher als die nachher bezeichnete andere Gattung, weil sie sich vom Wind getragen, mit ungleich größerer Schnelligkeit fortbewegen und keine Zeit zur Rettung gestatten. Hingegen äußert

sich die Wind- oder Staublauine nicht so verheerend wie jene andere, wenn sie auf Gegenstände stößt, die ihr stärkern Widerstand entgegensetzen, als Menschen und Pferde.

Die zweite Gattung von Lauinen, die durch das Losreißen einer großen Schneemasse entsteht, heißt Schlag-, Grund- oder Schloßlauine (auch Schneeschlipfe). Das Losbrechen dieser Lauinen geschieht vorzugsweise bei Südwind und bei eintretendem Thauwetter, wenn eine übermäßige Schneeschichte an mäßig starkem Abhang — entweder nur wegen überhängenden Gewichts, oder durch die Wirkung der dem Boden entsteigenden Wärme — losbricht und sich dann in stets anwachsender Ausdehnung und Gewalt so lange vorwärts schiebt, bis sie die Tiefe erreicht hat. Dabei geschieht es bald, daß eine Schneeschichte über die andere hinweggleitscht, bald auch, daß das ganze Schneelager bis auf den Grund in Bewegung geräth. Weil solche Losbrüche hauptsächlich dann entstehen, wenn der Schnee nicht mehr, wie bei großer Kälte, locker oder gleichsam wie Salz gestaltet ist, sondern sich zusammensetzt und eine konsistente Masse bildet, wird diese Art von Lauinen in einigen Landestheilen auch Schlasm-Lauine genannt, durch welchen Ausdruck dort eben jener feuchte, zusammenballende Zustand des Schnees bezeichnet wird. Diese Gattung von Schneelauinen nun ist es, die durch ihre unwiderstehliche Gewalt jene fürchterlichen Verheerungen anrichtet und überraschenden Wirkungen hervorbringt, welche der mit der Bergnatur nicht bekannte Ausländer oft für fabelhaft halten möchte. Die kräftigsten Bäume werden zerknickt oder entwurzelt, ganze Waldstriche niedergeworfen; Gebäude bald ganz verschoben, von ihrem Platz verrückt, bald völlig zertrümmert; ganze Dorfschaften mehr oder minder beschädigt oder zerstört. Bei Lauinen, wo das ganze Schneelager bis auf den Grund sich fortschiebt, wird sogar oft ein Theil des Erdreichs sammt Wurzeln und Steinen mit fortgerissen. Selbst auch da, wo der Schneesturz nicht hingelangen mag, wirkt er oft zerstörend durch die bloße Erschütterung der Luft; denn diese ist so groß, daß der durch den Lauinensturz verursachte Windstoß auf die Entfernung von mehreren hundert Schritten Menschen und Pferde umwirft, Ställe fortschiebt und Dächer abdeckt.

Gelangt eine solche Schlaglauine über einen mäßig steilen Abhang bis hinab in den Thalgrund, so begegnet es nicht selten, daß sie sich am Fuß des gegenüberliegenden Gebirgs noch eine Strecke weit hinaufschiebt und erst auf einer gewissen Höhe dort liegen bleibt. Trifft sie hingegen in ihrem Lauf auf eine jähe Bergwand, so hemmt ihr senkrechter Sturz sofort alle weitere Bewegung. Dann drängt der Schnee durch die Gewalt des Falles und sein eigenes Gewicht sich in eine so harte Masse zusammen, welche noch lange, oft den ganzen Sommer hindurch, keine Wärme aufzulösen vermag, und die da, wo sie etwa zu Eröffnung der Straße weggeräumt werden muß, für die Arbeiter die größte Anstrengung beim Durchschneiden erfordert. Darum mögen auch Menschen, die von einer solchen Lauine zugedeckt sind, selten dem Tode entrissen werden, während hingegen aus der lockern Masse der Staub-

lauine schon gar Manche unbeschädigt hervorgezogen worden ist. Einen Begriff von der Festigkeit, welche der Schnee einer niedergestürzten Stoßlauine gewinnt, mag das Beispiel jenes Bergmanns geben, der auf dem Splügnerberg durch den Windstoß der Lauine weithin durch die Lüfte getragen, zugleich mit der Lauine niederfiel, und selbst unversehrt blieb, aber nicht vermochte, seinen zur Hälfte von der Schneemasse erfaßten Mantel aus dem festen Kitt herauszuziehen.

Es giebt wohl wenige Thäler in Graubünden, in denen man nicht Beispiele von Lauinenstürzen aus ältern oder neuen Zeiten zu erzählen wüßte. Ganz besonders häufig zeigen sich solche Ereignisse an einigen Stellen des Unterengadins, im Rheinwald, auf Davos, im Prättigau, vorzüglich in St. Antönien, in den Hochthälern des Oberlandes u. a. m. Die Stellen im Gebirge, wo mehr oder weniger regelmäßig alle Winter Lauinen losbrechen, werden Lauinenzüge genannt. Solche regelmäßige Lauinen pflegen jedoch an der gleichen Stelle im Lauf eines Winters nur ein oder höchstens zweimal loszubrechen. Es begegnet dann wohl auch, daß Lauinen an Orten entstehen, wo früher von keinen gehört worden war. Die gewöhnlichste Ursache solcher neuen höchst bedenklichen Erscheinung liegt in der Zerstörung schützender Wälder, und da dieser Mißbrauch in neuester Zeit so sehr über Hand genommen hat, so steht allerdings zu befürchten, daß noch manches Thal solche traurige Erfahrungen machen wird, die den früheren Generationen unbekannt geblieben waren.

Das Schicksal der von Schneelauinen ereilten oder von der voranziehenden Lufterschütterung ergriffenen Menschen biethet oft die allerseltsamsten Erscheinungen dar. So waren z. B. in St. Antönien mehrere in Sicherheit stehende Personen Augenzeugen, wie ein Knecht an einer, zwei Stunden von ihm entfernten Stelle oben am Berg das Losbrechen einer Lauine bemerkte, und obgleich er nur vierzehn Schuhe von einem gesicherten Stalle wegstand, diesen, trotz aller Anstrengung nicht in Zeiten zu erreichen vermochte, sondern vom Windstoß ergriffen, über ein großes Tobel hinüber geschleudert und dann dort durch die mit Blitzesschnelle nachfolgende Lauine verschüttet wurde. Ueberhaupt geschieht es häufig, daß Menschen auf eine unglaubliche Weite, oft auch in bedeutender Höhe vom Lauinenwindstoß durch die Luft geschleudert werden, und mehr als Einer schon hat solche Luftfahrt ganz glücklich überstanden, selbst ohne nur beschädigt zu werden. Nicht minder häufig sind Beispiele, da eine oder mehrere Personen viele Stunden, ja mehrere Tage lang im Schnee begraben lagen und dann unbeschädigt gerettet worden sind. So war, ebenfalls in St. Antönien, eine Frau während sieben ganzer Tage im Milchkeller eines durch die Lauine weggetragenen Hauses begraben, und lebte nach ihrer Befreiung aus diesem Grab noch viele Jahre gesund. Erst im Dec. 1836 wurde im Aversthal ein Haus, worin ein Dutzend Kinder beisammen waren, von einer Lauine ergriffen, fortgeschoben und zugedeckt, ohne daß ein einziges von den Kindern umgekommen ist. Noch ehe die, aus einem andern Hause hingeeilten Eltern sich vom

ersten Schreck erholt hatten, begannen die Kleinen ganz gesund aus dem Schnee hervorzukriechen. Fälle, da Personen mehrere Stunden im Schnee begraben liegen, ohne Schaden zu nehmen, kommen häufig vor. Alle, die sich in diesem Fall befunden haben und dann gerettet wurden, erzählen, daß sie jedes Wort, das von den Suchenden ob ihnen gesprochen wurde, deutlich verstehen konnten, während hingegen troz aller ihrer Anstrengung auch da, wo sie einen bedeutenden Raum um sich hatten, ihr Angstgeschrei niemals zu den Ohren der obenstehenden Menschen zu dringen vermochte. Was diese Leute dann empfinden mußten, wenn — wie so oft schon geschah — sie hörten, wie die Suchenden die Hoffnung aufzugeben begannen und jeden Augenblick im Begriff standen wieder umzukehren; davon mögen sich kaum die einen Begriff machen, welche die Schauder erregende Erzählung aus dem eigenen Munde der Geretteten gehört haben.

Mit Ausnahme der, allerdings nicht sehr seltenen Fälle eines zuweilen selbst in die letzten Sommermonate treffenden unzeitigen Schneefalls, dehnt die Gefahr der Lauinen für die Menschen und ihre Wohnungen sich im Frühjahr selten über die Monate März und April hinaus. Die Schneestürze aber, die oft noch bis spät in den Sommer hinaus in den obern unbewohnten und unbegangenen Höhenregionen fortdauern, und deren Donnergetöse sich bis in den untersten Thalgrund vernehmen läßt, bringen keinen Schaden, und viele derselben bieten dem Beschauer aus sicherm Standpunkt den prachtvollen Anblick eines riesenmäßigen Wasserfalls.

So bedenkliche und dabei so regelmäßig eintretende Gefahren, womit der Schnee in diesem Gebirgsland das Leben des Menschen, seine Wohnungen und seine Heerden bedroht, mußten natürlich auch die Auffindung besonderer Vorsichtsmaßregeln und Schutzmittel hervorrufen. Der natürlichste Rath schiene nun allerdings der: sich und sein Eigenthum überhaupt nicht solcher Gefahr blosstellen, also im Bereich der Lauinen keine Wohnungen noch Ställe hinbauen, keine Straßen anlegen. Dieses auszuweichen ist aber nicht immer möglich, besonders in Anlage von Straßen, bei der oft zur unerläßlichen Verbindung mit andern Ortschaften gar keine Wahl offen bleibt. Zudem sind an manchen Orten die Lauinenzüge erst lange nach Erbauung der Wohnstätten entstanden, wo es dann dem, auf solches Eigenthum beschränkten Landmann allzuschwer fällt, selbst Angesichts der augenscheinlichsten Gefahr, dasselbe zu verlassen und gegen eine andere Niederlassung zu vertauschen. In solchen Fällen nimmt der Mensch dann seine Zuflucht zu künstlichen Schutzmitteln, selbst gegen die Gewalt der Naturereignisse. Für das Gebäude besteht das einzige Schutzmittel gegen die Schneelauine in einem starken, von Steinen oder von Erde aufgeführten dreieckigen Walle, der an der schmalen, dem Berge zugekehrten Seite des Gebäudes die Höhe des Dachgiebels erreicht und dem Lauinenzug eine spitzwinklige Ecke zukehrt. An dieser zerschellt sich dann die Schneelauine und rollt, geschwächt und zertheilt, zu beiden Seiten des Gebäudes hinunter, springt wohl zuweilen auch theilweise über

dasselbe hinüber. Auf Davos ist die Frauenkirche durch eine solche von Mauerwerk aufgeführte Spaltecke geschützt; in St. Antönien lehnen alle den Lauinen ausgesetzte Häuser sich an solche Schanzen, die dort meistens mit Erde überdeckt und mit Gras bepflanzt sind. Einzelne Ställe hat man, in Ermangelung solchen Anbaues, auch schon durch einen aus bloßem Schnee aufgeführten Wall geschützt, dem durch begießen mit Wasser und darauf folgendes Gefrieren die nöthige Festigkeit gegeben wurde.

Die Straßen werden — da nämlich, wo solche Unkosten dazu verwendet werden können — durch sogenannte Gallerien (bedeckte Gänge) vor den Lauinen geschützt. Solche Bauwerke bestehen entweder aus gemauerten mit Fensteröffnungen versehenen Gewölben, oder aus hölzernen, auf Mauerpfeilern aufliegenden Dächern, und werden so an den Bergabhang angebaut, daß das in gleicher Flucht mit diesem schief abschüssige Dach der Lauine keinen Widerstand darbietet. Dieses in Anlage und Unterhaltung sehr kostbare Schutzmittel wurde zuerst von den östreichischen Straßenbaumeistern auf dem Bergpaß über den Stelvio (das Wormserjoch) in Anwendung gebracht, und dann ebenfalls auf den bündnerischen Bergpässen des Bernhardin und Splügen. Für andere Straßen dieses Landes mußten solche Werke wegen allzugroßer Unkosten bisher unterlassen werden; auch wäre ihre Errichtung in manchen Lagen wegen nicht dazu passender Oertlichkeit gar nicht anwendbar. Um dann das Fortkommen bei großem Schnee für Menschen und Waarentransporte möglichst zu erleichtern und ihnen Unterstützung und Schutz zu verschaffen, sind auf beiden Hauptbergstraßen Zufluchtshäuser errichtet worden, und eine Anzahl Wegmacher soll sich täglich auf der Straße befinden, sowohl um die Bahn zu öffnen, als den Reisenden Hülfe zu leisten. Bei diesem Anlaß wird bemerkt, daß auf dem Bernhardinerberg, wie auch auf mehreren andern, die Winterbahn, um gefährliche Stellen auszuweichen, auf kurze Strecken in einer, von der wirklichen Straße abweichenden Richtung geführt wird. Die sämmtlichen auf Offenhaltung der Bahn im Winter und Räumung derselben vom Schnee (Ausschöpfen) verwendeten Unkosten betragen auf der ganzen Linie, von Chur bis nach Splügen (11 Stunden) und von da auf die Lombardische Grenze (1½), sowie auf die Tessinische (12 Stunden) durchschnittsweise sechs bis siebentausend Bündnergulden zum Jahr. Aehnliche Einrichtungen, wiewohl in sehr beschränktem Maße, bestehen auch auf einigen andern bündnerischen Bergstraßen auf Rechnung der betreffenden Gemeinden. Ebenfalls auf Unkosten der Staatskasse sollen seiner Zeit gleiche Maßnahmen auch auf die im Werke liegende obere Straße, (über den Julier- und Malojaberg) angewendet werden.

Es darf hier die Bemerkung nicht übergangen werden, daß die bündnerischen Heerstraßen über die Alpen an Bequemlichkeit und Sicherheit gar viel gewonnen haben würden, wenn man bei deren Bau das nämliche System beobachtet hätte, das bei den frühern Wegen über die nämlichen Bergpässe, wenigstens theilweise, von Alters her in Anwendung gebracht

worden war, nämlich eine eigene Sommer- und eine eigene Winterstraße zu erbauen. Die erste erfordert gelinde Steigung, sey es auch mit bedeutender Verlängerung, die letzte möglichste Kürze, sey es auch in einer für Wagen unbrauchbaren Steilheit; die erste bei solidem Bau, gehörige Breite, Wasserzüge, Straßengeländer, hingegen keine Rücksicht auf Lauinenzüge und andern Schneegefahren, — die letzte nichts von jenen besondern Erfordernissen, hingegen Ausweichung der Schneehindernisse. Auch könnte dann das Räumen der ersten im Frühjahr mit ungleich mehr Muße und wenigern Unkosten geschehen, während die letzte immer noch zum Gebrauch diente.

Es werden dann überhaupt die Schwierigkeiten des Bergüberganges über die Alpenpässe im Allgemeinen nicht sowohl durch die Höhenlage, als durch ihre Zugänglichkeit für heftige Windzüge bestimmt. Diese findet in viel höherem Grade da statt, wo der eine Bergabhang gegen Norden, der andere gegen Süden gekehrt ist, als wo die beiden Bergseiten gegen Osten und Westen liegen. Daraus erklart es sich, daß die Straße über den Stelvio (oder das Wormser-Joch) im Ganzen leichter offen zu halten ist, als die Bündnerstraßen über St. Bernhardin und Splügen, obgleich jene etliche tausend Fuß höher liegt als diese.

Vermittelst der oben bezeichneten Einrichtungen und der Tüchtigkeit der bündnerschen Bergleute wird denn auch die Verbindung über die zwei Haupttransit- und Poststraßen in der Regel den ganzen Winter durch offen gehalten. Während darum in frühern Zeiten diese nämlichen Straßen gar oft während mehrerer Tage und sogar Wochen ganz geschlossen blieben (wie solches auf den übrigen, minder gebrauchten Bergstraßen noch jetzt öfters geschieht), ward während mehrern Jahrgängen der Verkehr auf den neuen Heerstraßen keinen einzigen Tag unterbrochen, und erst die ungewöhnlichen Schneemassen und heftigen Stürme des Winters von 1836 auf 1837 haben eine Sperre von mehr als einer Woche verursacht. Doch finden sich rüstige und gewandte, des Wegs kundige Bergleute, die auch während solcher Stockung alles Verkehrs und aller Schneearbeiten, vermittelst der früher beschriebenen Schneereife als Fußboten den Uebergang erzwingen, wo sie dann freilich, statt durch die schützenden, aber während solcher Zeit ganz mit Schnee verstopften Gewölbe der Gallerien, ihren Weg über die Dächer derselben nehmen müssen.

Da, wo weder Natur noch Kunst die Wohnung des Menschen und seine Wege vor den verheerenden Lauinen schützt, ist es von der größten Wichtigkeit, das Herannahen der Gefahr mit möglichster Sicherheit zu erkennen, um sich in Zeiten zu retten, so wie anderseits die günstigsten Augenblicke zu wählen, um die den Lauinen ausgesetzten Stellen ohne Gefahr zu passiren. In diesen Beziehungen sowohl, wie denn überhaupt in Hinsicht auf das Reisen zur Winterszeit in diesem Berglande, namentlich über die Höhenstraßen, mögen, außer der bereits früher an alle Fremdlinge ertheilten Warnung, niemals anders, als in Begleit kundiger Bergleute und auch dann nie

gegen deren Rath zu reisen, hier noch folgende Regeln einen Platz finden:

Auf Straßen, die den Lauinen ausgesetzt sind, dauert nach neugefallenem Schnee die Gefahr jedenfalls so lange noch fort, als der neue Schnee sich auf den dünnen Aesten der Tannen halten mag, was oft nur etliche Stunden, oft zwei und mehr Tage andauert.

Bei weichem Schnee ist das Reisen zu Nachtzeit oft viel sicherer und bequemer, als bei Tag; doch muß man dabei auf Windstille und helle Nächte zählen können. Jedenfalls sind die Nachtstunden vor Tagesanbruch die geeignetsten, weil dann bei allfälliger Verspätung auf der Straße man dem Tag entgegen geht.

Wo und so lange Gefahr von Herabsturz von Windschilden besteht, muß alles Geräusch möglichst vermieden werden, da oft die leiseste Erschütterung der Luft hinreicht, um einen Losbruch zu bewirken.

Auf gute und zweckmäßige Kleidung verwende der Reisende, besonders der Ausländer, die größte Sorgfalt. Ganz besonders zweckmäßige Wahl erfordert die Kleidung des Fußgängers; es wird aber auch der Fahrende wohl thun, sich jedenfalls auch auf die Möglichkeit kürzern oder längern zu Fußgehens einzurichten. Diesfalls wesentlich zu beachtende Punkte sind: nicht zu enge Stiefel, am besten kurze, eingeschnürte Halbstiefelchen, jedenfalls wohl mit Fett geschmiert; wollene Strümpfe, zwei feine Hemden, Unterbeinkleider und Unterleibchen warm, bequem, allenfalls auch, wenn von dünnem Stoff, doppelt; Brust und Hals mit warmen, besser feinen und weich anschmiegenden Tüchern möglichst verwahrt; unter der gewohnten Kopfbedeckung eine seidene, eng anliegende gestrickte Mütze; ein paar ganz feine lederne oder seidene Fingerhandschuh und über diese dann Pelzhandschuhe ohne Finger, diese letztern an einer Schnur die am Kragen festsitzt angebunden. Wer sich durch die Strümpfe, so dick wie sie in seinen Stiefeln Raum finden, nicht hinlänglich vor Kälte an den Füßen geschützt glaubt, aber nicht Ueberschuhe tragen will oder kann (wie z. B. zum zu Fuß gehen), der wickle sich noch einen Wollstrumpf um jedes Bein, dicht ob dem Knöchel; eben so schützen die sogenannten Stößchen (um das Handgelenk) die Hand vortrefflich. Der Mantel oder auch nur ein langer Oberrock taugt nur zum Fahren, nicht aber für den Fußgänger. Dieser letzte sollte sich immer so einrichten, daß er nicht so schwer angezogen ist, um im Gehen gehindert zu werden, dabei aber doch warm genug, um auch bei sehr langsamer Bewegung der Kälte trotzen zu mögen. Für Frauenzimmer, Kinder oder sonst empfindliche Personen ist es sehr rathsam, über die Berge, statt eines offenen Sitzschlittens sich eines Kastens (im Rheinwald „Trucke" genannt) zu bedienen, worin eine Person ganz ausgestreckt in einem Bette liegt und sich nach Belieben vollständig zudecken läßt. Ueberhaupt können Ausländer nicht genug erinnert werden, daß sie sich von der auf einer Berghöhe oft herrschenden schneidenden Kälte und der Heftigkeit

des Windes kaum einen Begriff zu machen vermögen, und darum keine Vorsichtsmaßregel versäumen sollen; namentlich darf auch nicht unterlassen werden, das Gesicht möglichst zu schützen. Eine besondere Vorsicht ist, vorzüglich gegen das Frühjahr bei hellem Wetter, für die Augen zu tragen, damit diese nicht durch den Widerschein auf dem Schnee leiden; das beste Schutzmittel ist eine Binde von schwarzem Flor. Dieser bedienen sich auch die gewohnten Bergleute, ja sogar den Ochsen werden oft Florschirme übergebunden.

Nicht minder Beachtung verdient zu leichter Bewanderung der Berge zu Winterszeit auch die Nahrung. Wohlgenährt seyn, aber nicht überfüllt, ist das Angemessene. Zum Frühstück taugt, besser als Kaffe eine Suppe, namentlich braune Mehlsuppe. Etwas Wein ist zuträglich; viel höchst nachtheilig. Dabei erinnere sich der Fremde, daß die gewöhnlichen Weine in Bünden sehr stark sind. Auf einer mühsamen Wanderung, die viele Stunden dauern kann, ist es gerathen, mit etwas Nahrung (etwa Gesalzenem) und gutem Wein versehen zu seyn. Des letztern bediene man sich jedoch, besonders in großer Kälte, höchst vorsichtig; Gebranntes meide man durchaus.

Der Fußgänger halte, besonders bei hohem Schnee und Wind, seine Kräfte sehr zu Rathe. Aufwärts gehe man so langsam als fast nur möglich ist, ziehe den Athem im gleichen Takt mit dem Schritt und spreche nicht überflüssig. — Ein Fußgänger, der schon in der ersten Viertel- oder Halbstunde sich sehr abgemattet oder athemlos fühlt, kehre lieber um und trachte, sich einen Platz auf einem Schlitten zu verschaffen.

Reisende mit eigenem Wagen, ohne eigene Pferde, wagen oft sehr viel, wenn sie den Uebergang über die Berge zur Schneezeit mit fremden Lohnrößlern unternehmen. Darum bediene man sich in solchem Fall immer lieber der Postanstalten, die für alles Erforderliche zu fixen Preisen sorgen. Wer eigene, des Bergschnees nicht gewohnte Pferde mit sich führt, nehme zu jedem Pferd einen Führer vom Fuße des Berges mit.

Wer das Unglück hätte, sich die Finger zu erfrieren, der überlasse sich gleich bei der Ankunft auf der Station der Pflege unterrichteter Leute. Das wirksamste Bewahrungs- und auch Heilmittel besteht in Reiben mit Schnee (auch mit Zuthat von Salz); dagegen wirkt Ofenwärme und Nähe von Feuer entschieden verderblich.

Endlich mag dann hier noch die Warnung Platz finden, daß zu Wanderungen ins Hochgebirge man sich selbst im schneelosen Sommer auch auf die Kälte einrichte; daß ferner, bei Herannahen von schlechtem Wetter, in einer gewissen Höhenregion, man sich in keinem Monat des Jahrs vor einem Ueberfall durch einen Schnee durchaus sicher glaube, und wo solche Gefahr denkbar ist, nicht ohne kundigen Begleiter bleibe.

Das Eis bildet auch in Graubünden ein wesentliches Element der Bergnatur, vorzüglich als Bestandtheil und Grundlage jener wunderbaren Gletscherwelt, die sich hier mit ihren himmelhohen Eispyramiden und unergründlichen Zerklüftungen, mit ihren kahlen Gefilden und mannigfachen Irrgängen über mehrere Quadratmeilen hinausdehnt, somit ein Gebiet einnimmt, das dem Flächeninhalt ganzer Kantone gleich kömmt. Auch hier bieten sich die nämlichen Erscheinungen abwechselnden Zu- und Abnehmens der Gletscher dar, die anderwärts beobachtet worden sind, und die zu allerlei Vermuthungen, und Schlußfolgen über den wirklichen Ursprung solcher Eisgebirge und Eisfelder Stoff geboten haben, ohne jedoch zu einem festen Ergebniß zu führen. Mit Uebergehung aller diesfälligen allgemeinen Erörterungen bemerken wir hier in Beziehung auf die bündnerischen Gletscher (deren bedeutendste in den betreffenden Thalbeschreibungen vorkommen), daß über mehrere derselben in früheren Zeiten zur Verbindung zwischen nachbarlichen Thalschaften Sommerwege führten, die heutzutage nicht mehr gangbar sind. Ueber einige Gletscher führen auch dermalen zu Sommerszeit für Menschen und Lastthiere brauchbare Pfade.

Während der Gletscher des Hochgebirgs die Wohlthat reichlicher Wasserspende von den höchsten Alpweiden bis weit hin über die Ebenen der entferntesten Landstriche verbreitet, äußert er nicht minder auch auf die näher gelegenen Thäler mehr als Einen nachtheiligen Einfluß. So wird durch die kalten Gletscherwinde manche Gegend der klimatischen Milde beraubt, auf welche ohne die Nähe solcher ewigen Eisgefilde sie ihrer südlichen Lage und geringen Höhe nach Anspruch machen könnte, und es läßt sich nur durch diese Einwirkung erklären, warum einige Thalgründe am südlichen Abhang der Alpen sich keines so milden Klima's zu erfreuen haben, wie andere, selbst bedeutend höher, zugleich aber auch von jenen ewigen Schneegefilden entfernter gelegene Landstriche herwärts des Gebirges. Eine andere, oft sehr verderbliche Einwirkung der Gletscher auf die bewohnten Thalgründe besteht darin, daß im Spätsommer, bei anhaltend warmem Wetter, sich oft kolossale Eismassen ablösen und in die, zu solcher Zeit ohnehin angeschwollenen Bergströme stürzen, wo sie dann, zuerst durch das Gewicht und die Ausdehnung ihrer festen Masse, späterhin durch die Auflösung in Wasser, die Gewalt der Fluthen ungeheuer vermehren.

Außer jenen unvergänglichen Gletschermauren, verdient dann auch das blos zufällige und vorübergehende Eis des einzelnen Winters hier in soweit eine Erwähnung, als dasselbe, gleich wie der Schnee, den Gebrauch der Straßen bald erleichtert und bald hindert und bedroht. Ersteres geschieht durch das feste Zufrieren der in der Straßenrichtung gelegenen Bergseen (z. B. auf dem St. Bernhardin, auf Davos, beim Weißenstein u. a. m.), über welche hin dann der schönste Schlittweg führt. Als Gewährleistung hinlänglicher Festigkeit, um sich mit Roß und Mann der neuen Eisdecke anvertrauen zu dürfen, betrachten es die Landleute, wenn einmal die Füchse den Uebergang gewagt haben. Ehe dieses eintrifft, soll der Mensch nicht die trügliche Decke betreten.

Gehemmt und auf bedenkliche Weise bedroht wird der Wanderer durch das Eis an solchen Stellen, wo dasselbe oberhalb der Straße an mehr oder weniger schiefabgedachten Felswänden eine dicke Rinde gebildet, wohl auch sich an senkrechten Abschnitten in großen Eiszapfen und ganzen Fahnen angehängt hat und dann bei eintretender Frühlingswärme sich losreißt. Die auf solche Art in Bewegung gerathenen Eisstücke werden hierzulande Eismarren genannt. Man sieht sie bald in jähem Fall auf die Straße herabdonnern, bald quer über dieselbe hinglitschen oder rollen, wobei die unglaubliche Schnelligkeit und Gewalt ihrer Bewegung, besonders wenn sie aus weiter Höhe herabkommen, oft seltsame Erscheinungen hervorbringt. So hat man z. B. schon gesehen, daß spitzige Eiszapfen in ihrem senkrechten Fall, gleich als wären sie von zähem Metall, mehrere Zoll tief in den harten Straßendamm eingedrungen sind; daß Stücke Eis nur von der Größe eines Apfels, durch ein festes Brett hindurchschlugen; daß wieder andere in der Bewegung einer rikoschettirenden Kanonenkugel auf eine unglaubliche Weite, selbst in ansteigender Richtung fortgeschoben wurden.

Mehrere der besuchtesten Straßen sind auf mehr oder minder langen Strecken, oft während mehrerer Wochen (meistens in den Monaten Februar, März und April) an warmen Tagen dem Kreuzfeuer solcher Eisbatterien blosgestellt; so z. B. namentlich der Paß bei der Klus, am Eingang ins Prättigau, und die Heerstraße durch die Viamala. Solche Orte thut man wohl, so lange solche Gefahr andauert, wo möglich des Morgens bei Zeiten zu passieren. Auch gegen diese Eisstürze hat man an einigen Orten kleine Schutzdächer angebracht, doch sind sie nur in wenig Lagen anwendbar. In der Viamala, wo wegen häufigen Durchpasses die Gefahr der Eismarren um so bedenklicher wird, trachtet man dieselbe dadurch wenigstens theilweise abzuwenden, daß man, sobald der drohliche Wärmegrad eintritt, auf die senkrecht über die Straße herüberhängenden Eiszapfen mit Stutzern schießt, wo dann öfter das Eindringen etlicher Kugeln, verbunden mit der Erschütterung der Luft hinreicht, um die gewaltigsten Eisblöcke abzulösen und herunter zu stürzen.

Eine beachtenswerthe Wirkung des Eises ist endlich das Sprengen von Felsen. Solches muß oder kann doch jedesmal eintreten, wenn in einer Spalte sich eine große Menge Wassers sammelt, die vor Eintritt des Frostes keinen Ablauf findet und dem Gefrieren zugänglich ist; doch wird das auf solche Art losgesprengte Stück sich nicht sogleich, sondern erst dann völlig ablösen, wenn das inzwischen als Kitt dienende Eis wieder schmilzt. Dieser Wirkung des Gefrierens und Aufthauens sind wahrscheinlich gar manche Zerklüftungen und darauf folgende Felsstürze zuzuschreiben.

Ueber mehrere andere klimatische und Witterungsbezeichnungen müssen wir uns in Ermangelung hinlänglich vollständiger Beobachtung durch die verschiedenen, in ihrer Oertlichkeit so sehr ungleichen Thalverzweigungen auf einige wenige Angaben beschränken.

Nebel sind im Ganzen hier nicht sehr häufig, stellen sich in der Regel nur von Mitte Herbst bis Anfang Frühlings und auch dann bei weitem nicht fortlaufend ein. Nach den früher erwähnten vieljährigen Witterungsbeobachtungen zu Marschlins wären jährlich nur etwa zwanzig Nebeltage zu rechnen. Auf den Bergen tragen die Nebel im Frühling das meiste zum Schmelzen des Schnees bei, indem sie das Gefrieren über Nacht hindern; darum heißt man im Rheinwald den Nebel einen Schneefresser.

Die Reife beginnen in der Thaltiefe, als Vorboten des Frostes, meistens Ende Septembers. Ein unzeitiges Eintreffen wirkt verderblich auf viele Pflanzungen, vorzüglich auf den Weinstock, die Bohnenstaude, die Knospen des Nußbaums u. a. m. Die nachtheilige Wirkung tritt jedoch erst ein, wenn die Sonne das mit Reif bedeckte Blatt zu bescheinen beginnt, weßhalb manchmal eben nur die der Frühsonne ausgesetzten Lagen Schaden leiden.

Der nebelartige Dunst, der unter dem Namen Höhenrauch (hier „Kay") bekannt ist, wird hier, namentlich im Hauptthal des Rheins, ziemlich oft bemerkt. Diesfalls finden sich in den mehr erwähnten Beobachtungen folgende nähere Angaben. Der Höhenrauch im Jahr 1783 begann Mitte Juni, und blieb dann bis Ende August, in Allem an 33 Tagen bemerkbar. Bei N. W. Wind war er am sichtbarsten; der Südwind vertrieb ihn. Zu gleicher Zeit fielen oft Thaue und auch Regen. Im Durchschnitt wurde jede der in sieben verschiedenen Jahren (zwischen 1783 und 1809) beobachteten Erscheinungen solchen Kay's von starken Gewittern beendigt und war meistens von eher hohem Barometerstand begleitet. Bei neueren Beobachtungen soll sich die Behauptung gerechtfertigt haben, daß mit dieser Erscheinung meistens in einiger Entfernung Erdstöße zusammentreffen, was denn freilich, im Widerspruch mit obiger Beobachtung, auch einen niedern Barometerstand mit sich bringen sollte.

Die Donnerwetter sind hier in der Regel nicht so heftig und auch weniger andauernd als in offeneren Gegenden, weil die Gestaltung und das Aneinanderhängen gewaltig großer Gewitterwolken leicht durch die hoch emporragenden Bergspitzen und die vielfach gebrochenen Windzüge gehemmt wird. In den bewohnten Thalgründen und auch an den erhabenen Geländen schlägt der Blitz selten ein, doch sind in neuester Zeit einige Beispiele vorgekommen. Häufiger ereignet sich das Einschlagen in freiliegenden Höhenlagen, wo es schon begegnet ist, daß ganze Schafheerden, die sich dicht aneinander gedrängt hatten, gleichzeitig getroffen wurden. Blitze auf trockenen Boden sind auch im höchsten Sommer oft Vorboten von tief in die Thäler hinabreichendem Schneewetter.

Ein der Gebirgsnatur ganz eigenes Schauspiel, wovon der, so es nicht selbst mit angesehen, sich nicht leicht einen Begriff machen wird, gewährt die Gestaltung und Entladung eines weit unter unserem Standpunkt liegenden Gewitters. Dann erscheint das ganze Thal als ein schwarzes Wolkenmeer; die

Blitze zucken darin herum, gleich feurigen Schlangen, und aus dem tiefsten Grund schallt der Donner herauf an das Ohr des überraschten Zuschauers, während hier der heiterste Sonnenschein ihn rings umgiebt.

Hagelwetter kommen in den tiefern Thalgründen Bündens nicht häufig vor, und von so bedeutenden Verheerungen, wie sie in manchen andern offenen Gegenden durch die Schlossen angerichtet werden, kennt man hier kaum ein Beispiel. Häufiger hingegen ereignet sich diese Witterungsgestaltung auf den Bergen, und wirkt dann oft auch auf die Thalgründe verderblich, durch das plötzliche Anschwellen der Gewässer. Dieses erfolgt bei Hagelwetter auf den Gebirgen darum mit ungleich mehr Schnelligkeit und Heftigkeit, als beim stärksten Platzregen, weil sich die ganze Masse der auf einer großen Ausdehnung und selbst in weiter Ferne auf den Höhen gefallenen Hagelkörner, durch ihr ungehindertes Herabrollen über die kahlen Bergwände in wenigen Augenblicken in den Strombetten vereinigt findet, während das Regenwasser nur allmälig dahin gelangt.

Wasserfluthen ereigneten sich gewiß zu allen Zeiten sehr verheerend in den verschiedenen Thälern dieses Alpenlandes; davon zeugen, wo schriftliche Ueberlieferungen mangeln, unverkennbare Spuren in vielen Landestheilen. Aus ältern Zeiten wird als eine der bedeutendsten Ueberschwemmungen die des Jahrs 1566 bezeichnet, da im Lande die Pest herrschte. Der Regen begann am 26. August und dauerte mit großer Heftigkeit drei Tage und Nächte fort, und zwar durch das ganze Land. Diese Wasserfluth, die sich auch über einige Nachbarländer ausdehnte, zerstörte in Bünden eine große Anzahl Gebäude, Brücken und Wuhren, und verheerte in den verschiedenen Thälern, namentlich im Engadin, eine ungeheure Ausdehnung von Pflanzboden. Weniger allgemeine, aber für einzelne Gegenden immerhin bedeutende Ueberschwemmungen fanden in den Jahren 1762, 1764, 1799, dann 1817 und 1829 statt. Allgemeiner und verheerender, als alle Ereignisse der Art in neueren Zeiten, war das des 27. Augusts 1834. Die Wasserfluthen dieses verhängnißvollen Tages wurden durch fürchterliche, von Südwest herziehende Gewitter verursacht und erstreckten sich beinahe über den ganzen Kanton. Besonders hart heimgesucht wurden das Misoxerthal, Schams, Bergell, Poschiavo und die vom östlichen Fuße des Gotthardsgebietes auslaufenden Thalschaften. Auch jenseits des Splügnerberges war die Verheerung fürchterlich. Kleven (Chiavenna) blieb mehrere Tage von aller Verbindung ringsum abgeschnitten, so daß bereits die Lebensmittel zu mangeln begannen, und es dauerte mehrere Wochen, bis die Straße zwischen Chur und dem Comersee wieder durchgehends in fahrbaren Zustand hergestellt werden konnte, obgleich namentlich von der lombardischen Regierung keine Unkosten gespart wurden. Der Gesammtbetrag des durch dieses Ereigniß in Bünden angerichteten Schadens belief sich laut amtlichen Schätzungen, wie sie der Vertheilung der eidgenössischen Beiträge zu Grunde gelegt wurde, auf nahe an zwei Millionen Schweizerfranken. Einige Bemerkungen,

wozu diese Ueberschwemmung, ihre Ursachen und Wirkungen, so wie dann die erfolgten Hülfleistungen Stoff geben, werden in einem andern Abschnitt ihren Platz finden. Merkwürdig ist, daß die vorerwähnte Ueberschwemmung vom Jahr 1566, die, wenn auch nicht so verheerende, so immer außerordentliche Anschwellung der Gewässer im Jahr 1817 und die letzte so schrecklich folgenreiche vom Jahr 1834 auf den nämlichen Monatstag, 27. August, fallen.

Noch bleibt hier der Vollständigkeit wegen gewisser außerordentlicher Erscheinungen oder Meteore zu erwähnen, obgleich dieselben in der Regel nicht diesem Lande ausschließlich angehören und demnach keinen charakteristischen Zug in dessen klimatischen Verhältnissen bilden. Was diesfalls aus frühern Zeiten (wie z. B. v. 1571) von seltsamen Zeichen am Himmel berichtet wird, und wie man dieselben deutete, möchte eher als Beispiel zu den damals über solche Dinge waltenden Meinungen dienen, denn als naturhistorischer Beitrag. Eine ziemlich umständliche Beschreibung hinterließ Rathsherr Andr. Tscharner von Chur über eine im Jahr 1572 zuerst (am 2. Januar) von ihm allein, Tags darauf dann von mehreren verständigen Männern beobachtete Erscheinung an der Sonne, wie dieselbe bei heiterm Himmel so blaß aufging, wie der Mond erscheint, sich dann in zwei Hälften zu theilen schien und nach verschiedenen seltsamen Gestaltungen zuletzt von einem regenbogenfarbigem Gewölk, gleich wie mit einem Hut gedeckt wurde (siehe Scheuchzers Naturhistorie des Schweizerlandes). Von Feuerkugeln besitzen wir aus früheren Zeiten nur wenige bestimmte Angaben. Im Jahr 1784 am 11. Septbr. und 1807 am 10. Januar wurden derselben Abends von W. nach O. fliegend beobachtet. Im Jahr 1809, 10. Jan., sah man Abends um 5 Uhr zu Chur eine Feuerkugel, und 1836, am 8. December Abends 6 Uhr eine in Zutz im Oberengadin; diese zerplatzte im Ort selbst nur wenige Fuß über dem Boden, ließ aber keine sichtbare Spuren zurück.

Von hier gesehenen Nordlichtern fällt der älteste uns bekannte Bericht in das Jahr 1117, wo ein solches mit einem starken Erdbeben zusammen getroffen haben soll. In neuerer Zeit wurden Nordscheine beobachtet in den Jahren 1787, am 13. Mai, 6. Oktober und 9. November; 1789 am 28. März und 16. November. Ausgezeichnet stark wurde auch hier der Nordschein des Jahrs 1831 bemerkt, wo am 7. Januar der ganze nördliche Halbkreis des Horizonts in wogenden Feuergluten erglänzten und aus vielen Dorfschaften die Feuerspritzen nach der Richtung des vorausgesetzten ungeheuren Brandes ausgesandt wurden. Auch in der Nacht vom 25. auf den 26. Januar 1837 wurde hier ein Nordschein so stark gesehen, daß er augenblicklichen Feuerlärm veranlaßte.

Ueber Erdstöße wird auf den nachfolgenden Abschnitt verwiesen und hier nur bemerkt, daß dieselben hierzuland nicht, wie in südlichern Lagen mit einem sehr tiefen, sondern gewöhnlich mit einem mittlern, selbst eher hohen Barometerstand zusammentreffen.

Naturhistorische Umrisse.

1) Nachweisbare Ereignisse im Felsgebäude.

Eine Uebersicht der geognostischen Verhältnisse haben wir (pag. 150) auf die orographische Zeichnung des rhätischen Alpengebirgs folgen lassen und beschränken uns auf das Gegebene, obgleich in dem vielgestalteten Lande eine Menge Detailbilder auch in dieser Hinsicht gezeichnet werden könnten. Solche partielle Profile erleichtern zwar die Auffassung einzelner Gebirgsreviere und Pässe, erwecken aber auch leicht irrige, wenigstens einseitige Vorstellungen. Bei einer so großen Mannigfaltigkeit und Unregelmäßigkeit der geognostischen Verhältnisse, wie im bündnerischen Gebirg, gilt ein spezielles Profil nur für den einzelnen durchwanderten Gebirgsstrich oder Bergpaß; in geringer Entfernung davon, sowohl gegen Westen als Osten, deckt die Anschauung der Natur wieder ganz andere Verhältnisse auf. Uebrigens ist die geognostische Zeichnung des Bernina-Gebirgs bekannt, welche L. v. Buch entworfen, und sowohl die Alpina (von C. Ul. v. Salis) als Ebels Werke über die Alpen bieten interessante Beiträge zur Kenntniß des rhätischen Alpengebirgs.

Gewaltsame physische Revolutionen haben in der Vorzeit, wie überall in den Alpen, auch im rhätischen Gebirgslande Vieles umgestaltet. Wenn wir auch nach der Idee eines berühmten Geognosten in den Thalungen um den Galanda und nordwärts bis zum Becken des Walensees einen großen Erhebungskrater vulkanischer Gewalten nicht nachweisen können, so fehlt es doch nicht an anderartigen Erscheinungen, welche eine gewaltsame Zerstörung der Alpenketten in der vorhistorischen Zeit predigen. Dahin rechnen wir die vielseitige Zerrissenheit der Gebirgskuppen, die tiefe Zerklüftung mehrerer Bergreihen, die schluchtenartige Sprengung ehemaliger Thalklausen, die vielen Schutthalden in allen Thälern, besonders aber das Vorkommen zerstreut liegender Urgebirgsblöcke in Gegenden, wo fern und nahe dieselbe Urgebirgsformation nicht auftritt, wie namentlich auf der Lenzer Haide, auf dem Gehänge des Galanda, bei Untervaz und Haldenstein. Auch erscheinen hin und wieder Lager von Nagelflube, wie namentlich in der Nähe von Chur, und noch merkwürdiger sind in dieser Hinsicht die aus der Thalfläche zwischen Chur und Reichenau wie Erdwarzen aufsteigenden Hügel, welche denen in Unterwallis ähnlich, die Aufmerksamkeit der Naturforscher auf sich gelenkt haben. Einige derselben enthalten einen festen Felsenkern und sind wahrscheinlich aus herabgestürzten Bergtrümmern entstanden; andere scheinen aus Geröll zu bestehen und deuten auf jene Meer-Ueberfluthungen hin, die auch der eifrigste Vulkanist nicht ganz wegdemonstriren mag.

Versteinerungen, als Zeugen urweltlicher Ereignisse, sind im Allgemeinen nicht häufig im bündnerischen Gebirg. Pflanzenabdrücke (Fucoiden) findet man im Thonschiefergebirg, so besonders in den Trinser Alpen, im Prättigau, Schanfigg rc. Nummuliten in den Schiefern der Dödikette.

Versteinerte Korallen und zweischalige Muscheln auf der Scesaplana, am Galanda und im Gebirgsstock am Tödi. Auf den Höhen des Bernina auch Pentacriniten in Kalkstein. Könlein will auch Belemniten am Galanda ob Felsberg gefunden haben. Behauptet, aber nicht nachgewiesen wurde, daß auf den Bergen des Oberengadins auch Ammonshörner vorkommen.

Bergstürze und Erdschlipfe. Sowohl Geschichte als Augenschein überzeugen uns von Zerstörungen des Gebirgs durch Felsensturz und Erdschlipfe. Zu Anfang des 16. Jahrh. zerstörte auf dem südlichen Absall des Bernina ein Bergsturz das Dörflein Rascharaida mit Menschen und Vieh. Ueber einen Bergfall auf den Höhen ob Saas im Prättigäu (im Jahr 1689) fehlen uns die nähern Angaben. Im Jahr 1768 wurde das Alpendörflein Mombiel, hinter Klosters, durch einen Bergfall größerntheils zerstört. Auf den Trümmern bauten die übrig gebliebenen Bewohner ihre Häuser und Ställe wieder auf. Im Ferrera-Thal stürzte 1794 eine Felsenwand ein, deren Trümmer fast eine Stunde weit auf dem Wege zwischen Ferrera und Canicül ein ungeheures Chaos zerschmetterter Felsen aufgethürmt haben. Aehnliche Bergfälle scheinen beim Eingang in die Hochlandschaft Vals stattgefunden zu haben. Bei Felsberg, unweit Chur, zeugen viele zerstreut liegende Felsblöcke von früheren Ablösungen an den Bergzinnen des Galanda. In unsern Tagen (am 9. Nov. und 23. Dec. 1834 und 27. April 1837) erfolgten dort neue Felsenstürze; doch ohne Schaden für das Dorf. Die Zerklüftung der noch hangenden Massen drohen in ihrer Mächtigkeit und Ausdehnung für eine unbestimmbare Zukunft weit gefährlichere Einstürze.

Die Erdschlipfe gelten in der Vorstellung der Menschen als weniger grausenhaft und doch richten sie bisweilen eben so große Verheerungen an als die Bergstürze. Der theilweise Untergang des Dörfchens Buserein ob Schiers, im vordern Prättigau, ist dafür Zeuge. Schon in den Jahren 1801 und 1803 entstanden in dem kahlen Berge ob dem Dorfe weithin laufende Spalten und höchst sonderbare Bewegungen in den Wiesen und Feldern; die Rasendecke schob sich übereinander, größere Stücke wurden plötzlich in die Höhe geschleudert, hohe Bäume versanken bis an die Krone, in der Tiefe hörte man ein Brausen, wie von unterirdischen Wasserströmen. Nach dem schneereichen Winter von 1804 auf 1805 erfolgte am 18. März 1805 ein Bergsturz, der 6 Häuser und 12 Ställe niederschmetterte. Blos der Schaden an zerstörten Gütern belief sich auf 20,000 Gulden. Die Ausrottung der Wälder und die Unachtsamkeit auf den Lauf und das Verschwinden der Bergwasser hat hier, wie häufig anderswo, das Unglück bereitet. Aehnliche Erdschlipfe drohen in den Senkungen oberhalb Jenins, wo auf Puz (Pozzo-Brunnen) einsickerndes Wasser die Veranlassung hergiebt. Umfassender ist die Bewegung in der Berghalde bei Araschga, oberhalb Chur, wo ebenfalls das Einsinken der Bergwasser und die den Bergfuß unterspülende Rabiosa schon seit ältern Zeiten bedeutende Erdbrüche und die öftere Zerstörung der Straße verursacht haben. (Darüber N.

Sammler III, 5 und IV, 262.) Bekannter ist der Bergschlipf im obern Gebiet des Nolla-Thals, wo seit längerer Zeit nicht blos die Güter der Gemeinde Tschappina, sondern die ganze Halde, worauf das Dorf liegt, in Bewegung sind. Aus dem lockern, durchsickerten Gehänge und dem schwarzen, leicht verwitternden Thonschiefer dieser Gegend führt der Nolla die ungeheuren Geschieb- und Schlammmassen nieder, womit er im Domleschgerthal so verderbliche Verheerungen anrichtet. Der Lüscher-See spielt hiebei eine wichtige Rolle. Zuerst in der Mitte des 18. Jahrh. rutschten große Wiesenstrecken nebst 20 Häusern und Ställen in die Tiefe; die Bewegung erneuerte sich zu Anfang dieses Jahrhunderts; noch dermalen stehen viele Gebäude am Rand des Bruchs, Häuser mit hängenden Wänden, Ställe mit verschrobenem Balkenwerk. (Ueber diese Erdschlipfe siehe H. C. Eschers Abhandlung im N. Sammler IV, 236—268.) Aehnliche Bergschlipfe drohen auf verschiedenen Punkten des Landes, so am Fanaser Berg bei Böschis zwischen Grüsch und Schiers, im Bergell und anderswo.

Schlammströme. Verwandt in Art und Entstehung sind die Schlammströme, welche man auch bisweilen Schlammlauinen nennt. Ein solcher Strom bläulichen Thonschlammes wälzte sich im Jahr 1673 aus dem Gebirg des Septmers auf das Dorf Casaccia und richtete dort große Verheerungen an. Hundert Jahre früher bedeckte ein Schlipf eben desselben Gebirgs mehrere Höfe von Casaccia. Fast auf die gleiche Weise wurde 1793 das Dörfchen Surleg am Silvaplaner-See vergraben. Ein ungeheurer Steinschutt brach aus dem darob liegenden Gletscher hervor und vergrub eine Anzahl Wohnungen.

Berghöhlen. Im rhätischen Gebirg giebt es hin und wieder Felsenhöhlen; weitaus die merkwürdigsten finden sich im Rhätikon, namentlich in den Felsen auf Blasecken und im Stock der Sulzfluhe. Einige öffnen sich in unzugänglichen Felswänden und sind daher in ihren Verzweigungen und innern Beschaffenheiten nicht näher bekannt. Andere sind leichter zu ersteigen und zu verschiedenen Zeiten besucht worden. Eine dieser Grotten auf Blasecken wurde in ältern Zeiten von einem Einwohner aus St. Antönien erstiegen, den man deshalb für einen Zauberer hielt und bestrafte. Zahlreicher sind die Höhlen in der Sulzfluhe, deren Inneres sich zu hohen Gewölben und labyrinthischen Gängen gestaltet. Wände, Decken, Sohlen sind mit Montmilch, Stalaktiten und dumpftönenden Fußböden bedeckt. Eine genauere Schilderung der über 35 bis 45 Toisen in den Felsenleib eindringenden Räumen findet sich im alten Sammler (Jahrg. VI, p. 209 sqq.). Daher mag Iman. Kant seine ungenaue Nachricht von einer Abgrundshöhle, die er in die Nähe von Malans versetzt, geschöpft haben. Für den Geognosten sind die ganz abgerundeten Geschiebe von Grauwacke, Serpentin und Hochgebirgskalkstein, welche in diesen Höhlen gefunden werden, darum so merkwürdig, weil diese Gebirgsarten in der Nähe nicht vorkommen.

Eine merkwürdige Höhle findet sich auf der nördlichen Seite des Fläscherbergs, vom Chronisten Sprecher auch Ellerberg genannt; diese Berggrotte, vom Volke das Fläscherloch genannt, hat Major Rud. Amstein 1832 untersucht und ausgemessen, ihre Breite im Durchschnitt 10 die Höhe 50, die Länge 108 franz. Fuß erfunden. Die Wände sind auch hier mit Tropfstein-Rinde bekleidet, welche in Stalaktiten-Zapfen übergeht. — Der Erwähnung werth ist auch die Baretto-Balma, eine Felsenhöhle auf den Vareina-Alpen. Diese kleine, helle und trockene Höhle zeigt nach dem Volksglauben das Merkwürdige, daß sie stets rein ist und keinen verunreinigenden Gegenstand, als Stein, Holz, Moos, Laub oder Kohlen ꝛc. in sich duldet, sondern als von unsichtbaren Wesen gereinigt, stets wie ausgeblasen ist. Die Hirten sagen: „Es läßt nichts drin!“ und staunen das Geheimnißvolle an. (Bünd. Volksblatt, Jahrg. 1832 p. 214.)

Was der Chronist Guler von einer sehr tiefen und grausenhaften Berghöhle bei der Albula-Brücke von Tiefenkasten erzählt, daß in ihr kein Licht brenne und kein Mensch vor Grausen und Finsterniß darin lange es habe aushalten können, ist unsers Wissens eine Fiktion. Unweit Fettan, im Tobel Valpüzza, ist eine sehenswerthe Stalaktitenhöhle, in deren Tropfsteingebilden die Phantasie des Volks die Formen eines Altars mit Leuchtern und Kerzen erblicken wollte. Darum nannte man sie il cual sonct, d. h. die heil. Höhle. — Die Felsengrotte im Val d'Assa, worin die periodische Quelle entspringt, haben wir schon oben (p. 199) aufgeführt. Uebrigens giebt es hie und da noch viele Zerklüftungen und Grotten im bündnerischen Gebirg, wie bei Rothenbrunnen, im Gebirgsstock des Albula. Auch Windgrotten finden sich unterhalb Castasegna im Bergell jenseits des Lovero, welche als Keller benutzt werden; sie münden auf streitigem Grenzgebiet.

2) Erdbeben.

Den Erderschütterungen scheinen die Gegenden von Chur und des Unterengadins vorzugsweise ausgesetzt zu seyn. Die Nachrichten über solche Erscheinungen gehen nicht in eine entferntere Vorzeit zurück und liefern auch über die spätern Jahrhunderte nur lückenvolle Angaben.

Aus den gegebenen Ueberlieferungen stellen sich drei merkwürdige Eigenthümlichkeiten heraus: 1) daß die Mehrzahl der bekannten Erschütterungen vorzugsweise in den Monaten Mai und September, dann in zweiter Linie im Februar und December statt gefunden. 2) Die meisten Erdbeben erfolgten zur Nachtzeit, wofür zum Theil angeführt werden kann, daß während der nächtlichen Stille auch schwächere Stöße eher empfunden werden. 3) Fast allemal sind sie von einer auffallenden Veränderung in der Witterung begleitet, theils von dem s. g. Kai oder Höhenrauch, theils von einer unmittelbar darauf folgenden Entladung der Atmosphäre in einem oft wilden Schneewetter. In Bezug auf die geognostischen

Verhältnisse der den Erdstößen besonders ausgesetzten Landestheile zeigt sich äußerst wenig Uebereinstimmung. Abgesehen von der ganz verschiedenen Thalrichtung, so liegt überdies das Unterengadin vorherrschend in der Glimmerschiefer- und Talkschiefer-Formation, während in der Umgegend von Chur die Grundlage des Gebirgs die Thonschiefer- und Sandsteinartige Gebirgsformation beurkundet.

Die über die ganze Schweiz verbreiteten Erdbeben, deren Ebel in einem Zeitraum von tausend Jahren 60 zählt, übergehen wir. Von den 380 bis 400 Erschütterungen, welche seit dem 16. Jahrh. in den Hochalpen beachtet wurden, mögen viele auch in Graubünden gefühlt worden seyn.

Das älteste Erdbeben, dessen in unsern Chroniken Erwähnung geschieht, soll im Jenner 1117 durch seine beispiellose Stärke in Begleitung von Nordschein — „blutige Wolken von Mitternacht am Firmament herauf" — ganz Rhätien erschreckt haben. Im April 1295 erschütterte ein so heftiges Erdbeben die Umgegend von Chur, daß Berge und Felsen zerrissen, die Glocken anschlugen, 5 Schlösser gänzlich eingestürzt, und noch weit mehr Burgen und Häuser durch Risse beschädigt wurden. Auch 1358 wurde die Stadt erschüttert; heftiger erfolgte 1504 ein Erdstoß im Unterengadin, der zu Ardez einen festen Thurm zur Hälfte niederwarf und darunter fünf Personen begrub. Darauf im Jahr 1622 am 3. Aug. eine Erschütterung wodurch die Mauern des in seinen Brandruinen liegenden Dorfes Fettan niedergeworfen und vier Jünglinge getödtet wurden. Auch in den Jahren 1639 am 1. Febr. und 1642 am 13. Juni, beide Male um Mitternacht, wurde das Rheinwald und das Unterengadin erschüttert, und im Jahr 1695 zählte man vom 31. Aug. bis 19. Nov. in Chur und den übrigen Thälern Bündens mehr als 40 stärkere und schwächere Erdstöße, so daß sie zu manchen Bußpredigten Anlaß gaben. Das allgemein europäische Erdbeben 1755, welchem am 1. Nov. die Stadt Lissabon erlag, wurde auch in Graubünden und seinen südlichen Vorländern empfunden. Der berühmte Gelehrte Lambert, welcher damals in Bünden als Hofmeister lebte und gerade zur Zeit des Erdbebens in Chiavenna sich aufhielt, hat in seinen Observat. meteor. aufgezeichnet: am 14. Okt. 1755 sey ein sonderbarer Nebel (Kai) mit Erdniederschlag bei herrschendem Südwind in Bünden, im Veltlin und Tyrol bemerkt worden. Am Abend fiel Regen und mit demselben so viel Staub, daß sich in einem mäßigen Becher Regenwassers ein fingershoher Niederschlag absetzte. Bekannt ist, daß gleichzeitig zu Locarno ein röthlicher Nebel und in dem Regenwasser eine röthliche leimige Masse beobachtet wurde.

Im Jahr 1781 war am 21. Sept. Abends eine Erderschütterung, welcher Tags darauf ein starkes Schneewetter folgte. Das Erdbeben, welches 1783 Calabrien verheerte, kündigte sich am 5. Febr. in einem starken Erdstoße an, der zu Schuls in einzelnen Stößen sich die ganze Woche hindurch wiederholte; unmittelbar darauf folgte ein wildes Schneewetter. Nie-

mals zuvor oder seither herrschte, soweit wir darüber Nachrichten haben, gleich stark der Höhenrauch oder Kay in Bünden als damals. Im Jahr 1766 hatte er 14 Tage lang gedauert, diesmal fast 11 Wochen, doch mit Unterbrechung, vom 16. Juni bis 31. Aug., so daß er 12 Tage im Juni, im Juli 19 und 2 Tage im August bemerkt wurde. Am sichtbarsten war er bei N. W. Wind, die Südwinde vertrieben ihn; gleichzeitig fiel reichlich Thau und Regen.

Bei einem Erdbeben 1787 um Mitternacht vom 26. — 27. August, das man in Marschlins, Chur und Unterengadin empfand, stürzte ein Theil der Ruine des alten Schlosses Haldenstein herab. Erdstöße erfolgten 1792 (Mitternacht vom 11 — 12. Mai) und 1795 am 6. Decbr.; ferner 1800 am 1. Nov. gegen Mitternacht, und 1802 am 12. Mai. Letzteres wurde bei Chur, Marschlins und im Unterengadin empfunden, bald darauf trat ein Schneewetter ein, welches die blühenden Bäume schädigte. Das Erdbeben am 29. Mai 1804 wurde in Chur, Domleschg, im Schlosse Rhäzüns und im ganzen Engadin verspürt. Im Engadin erfolgten die Stöße in der Längenrichtung des Thals, denn man bemerkte in allen Milchgebsen, daß der Rahm auf der Morgen- und Abendseite gestiegen war. Diesmal folgte sanfter Regen und stilles Wetter. Neue Erdstöße empfand man im Juni 1805 zu Cellerina und am 3. Nov. zu Chur, Marschlins und Soglio. Darauf 1809 am 6. Febr. nach Mitternacht ein wellenartig erschütternder Stoß mit dumpfem Getöse, der zu Zernez, Fettan und bis Nauders gefühlt wurde. In der folgenden Nacht wiederholte er sich und am 14. Aug. abermals zu Samaden. Am 14. Jan. 1810 empfand man zu Chur einen Erdstoß, der gleichzeitig auch in Ungarn beachtet wurde. Eine starke Erschütterung, von einem Brausen in der Luft begleitet, erfolgte am 6. Juni 1811, wiederholte sich Tags darauf, und am 21. Nov. durchzuckten zwei Erdstöße das rhätische Alpenland in der Breitenrichtung, so daß es von Chur gegen Süden mit wachsender Stärke zu Churwalden, in Oberhalbstein und zu Soglio empfunden wurde. Das Erdbeben am 11. März 1817, welches die ganze östliche, weit stärker jedoch die westliche Schweiz erschütterte, so daß hin und wieder Glocken anschlugen und Kirchengewölbe zersprangen, wurde im Unterengadin nur als ein starker Stoß verspürt. Ziemlich starke Erdstöße fühlte man am 15. Dec. 1826 zu Chur und im Unterengadin und 1828 abermals 6 — 8 Erschütterungen in diesen beiden Gegenden. Die Stöße in der Nacht vom 24 — 25. Jan. 1837, welche in der ganzen Schweiz und einigen Nachbarländern gefühlt wurden, trafen auch Graubünden, doch weniger stark als anderswo.

3) Mineralquellen.

Vorzüglich reich ist Bünden an mineralischen Quellen und Bädern; sie alle, welche auf mehr denn fünfzig Punkten aus dem geheimen Schooß des Erdinnern heraufquellen, sind dem Arzte und Naturforscher gleich wichtig. Diejenigen, welche die Vulkane, Erdbeben und Mineralquellen nur als ver-

schiedene Offenbarungsarten eines und desselben Prozesses im tiefsten Innern unsres Erdballs gegen seine Oberfläche betrachten, werden für ihre sinnvolle Hypothese in der Menge so häufiger Erderschütterungen und Mineralwasser auf demselben Raume mancherlei Fäden zur Verknüpfung beider Erscheinungen aufgreifen. Andere, welche der Theorie mechanischer Schwängerung der aufquellenden Gewässer huldigen und mit Plinius behaupten: „tales sunt aquae, qualis terra, per quam fluunt,“ — werden von der Mannigfaltigkeit der Mineralwasser und ihrer Ponderabilien auf den reichen Wechsel der Felsarten und auflöslichen Erden in unserm Hochgebirg zurückschließen. Auch die in unsern Tagen für wichtig gehaltene Beobachtung, daß Wasser von durchaus verschiedenem qualitativem Gehalt, z. B. Säuerlinge und Schwefelwasser, gern auf der gleichen Stelle als Doppelgänger auftreten, beurkundet sich so constant in Bünden, daß wir mit einigem Nachdruck auf sie hinweisen dürfen. So quillt der Sauerquelle zu St. Moritz gegenüber die schwefelhaltige Quelle oberhalb Cellerina; der zu Fideris die Schwefelquelle in Schabernau; noch näher beisammen die verschiedenhaltigen in Schuls; der Therme zu Bormio gegenüber die eisenhaltige Sauerquelle zu St. Catharina in Valvurfa; und der zu Pfäfers ein schon lange verschüttetes Sauerwasser, — so vieler Gegensätze der kalten Schwefel- und andrer kleinen Mineralquellen nicht zu gedenken, welche in ähnlicher Verbindung von Doppelgängern ein höheres Polaritätsverhältniß eines und desselben galvanisch-elektrischen Prozesses vermuthen lassen. Doch wir selbst geben uns hier nicht mit Hypothesen und Theorien ab, sondern halten uns an das zerstreute Thatsächliche.

In allen Theilen unsres Landes, hier in hohen Bergthälern, dort in tiefen Schluchten, bald in sumpfigen Thalwiesen, bald auf kahlen Bergrücken, überall sprudeln die mineralischen Quellen, zum Theil mit seltenen Kräften begabt, aus der Erde hervor. Obgleich nördlich und südlich an der Schwelle unsres Kantons, zu Pfäfers und Bormio, warme Quellen im Ueberfluß ihr Heilwasser darbieten, so finden wir doch in Bünden keine einzige warme und nur Eine laue Quelle, und diese quillt mitten in den Hochgebirgsketten, nicht in einer Schlucht, sondern in einem Hochthal. Dagegen treten die Säuerlinge in solcher Anzahl und Stärke auf, wie nirgends anders in Helvetien, und bieten im Cyclus schweizerischer Mineralwasser einen Lebensbalsam dar, den man kaum besser im Auslande finden wird. Doch bevor nicht die Zugänge zu unsern Heilwassern und selbst bei den besuchtesten und berühmtesten Brunnen und Bädern die Einrichtungen für Kurgäste allgemein besser geworden, darf man wohl über die eigene Mißkennung dargebotener Vortheile, nicht aber darüber klagen, daß der Gewinn dem Betriebsamern zufalle.

Unter unsern Bädern und Brunnen sind einige schon seit ältern Zeiten berühmt und besucht; andere, so vordem auch ihren Ruf hatten, sind eingegangen. Hin und wieder sprudelt noch manche heilsame Quelle unbenutzt, weil entweder die örtlichen Umstände oder der Unverstand der Menschen es so mit

sich bringt; wieder andere sind durch Flüsse und Rüfenen ganz oder theilweise unzugänglich geworden. Nicht an allen Quellen, deren Reichthum und Heilkraft es verdiente, sind Kuranstalten, dagegen hat man hie und da zum Theil sehr zweckmäßige Badeinrichtungen an Quellen getroffen, deren Wasser auf keinen oder nur wenig heilkräftigen Mineralgehalt Anspruch machen können. Unterdessen fließen fast unbenutzt in der Umgegend des Fleckens Schuls, in einer angenehmen und gesunden Gegend, über 20 Mineralquellen, unter denen einige sind, so zu den vorzüglichsten Sauer-, Salz- und Schwefelquellen unsers schweizerischen Vaterlandes gehören. Kein andrer Punkt in den Alpen scheint in Bezug der Mineralwasser so geeignet als die Gegend von Schuls und Tarasp, hier einen Central-Kurort für Patienten jeglicher Art anzulegen.

Badanstalten finden sich dermalen, freilich von verschiedenem Werthe, zu Fideris, Alveneu, Jenatz, Rothenbrunn, Andeer (ehemals Pignieu), Spina, Serneus, Wilhelmsbad (bei Chur), Thusis, Peiden, Surrein.

Besuchte Trinkbrunnen mit zweckmäßigen Anstalten nebst Fideris, zu St. Moritz (wo nun auch Badeinrichtungen sind) und St. Bernhardin; ohne alle Anstalten Tarasp, Schuls und Belvedere.

Eingegangen sind: Vals, Friewis, Ganey, Fläsch und ein Bad bei Truns. Ob jemals im Lürlibad bei Chur eine Badanstalt und Mineralquelle gewesen, ist nicht ausgemacht.

Von mehrern Quellen und Bädern sind Monographien vorhanden oder doch in den allgemeinen schweizerischen Balneographien das Wesentlichste gegeben; über die Säuerlinge in unserm Kanton ist besonders zu empfehlen: „Die vorzüglichen Sauerquellen in Graubünden ꝛc. 1826, von Dr. Kaiser und Capeller.

Anstatt einer Detail-Schilderung geben wir folgende Uebersicht derjenigen Mineralwasser, welche einer genauern Analyse unterworfen worden:

Ein Pfund von 16 Unzen enthält an Granen — nach der Untersuchung

	I. Sauerwasser. St. Moritz	Schuls	St. Bernhardin	Fideris	Peiden	Belvedere	II. Salzwasser. Tarasp	III. Alkalisch-Salinisches Wasser. Vals (lau mit 20,5° R.)	Jenatz
Schwefelsaures Natron.	2,43	0,38	5,13	2,55	5,93	2,08	16,00	1,05	
Salzsaures Natron.	1,25			0,02		2,09	24,00	0,45	
Kohlensaures Natron.				5,52		2,08	39,00		
Schwefelsaure Talkerde.					2,31				
Salzsaure Talkerde.	0,08		0,75		1,95				
Kohlensaure Talkerde.	2,40	1,03	1,37		3,15	3,08	5,00		1
Schwefelsauren Kalk.	0,30	0,02	11,90		10,15			10,06	
Kohlensauren Kalk.	2,90	5,25	3,93	1,52	7,52	2,87	7,50	5,50	8
Salzsauren Kalk.	0,02							0,03	11*)
Kieselerde.				0,80		0,68			
Extractivstoff.	0,01		0,20		0,20		1,00	0,03	
Kohlensaures Eisenoxydul.	0,32	0,46	0,21	0,18	0,23		1,00	0,19	4
Kohlensaures Gas an Kubikzollen.	19,5	29,40	17,50	27	9,6	24	32		16 **)

*) Zugleich mit schwefelsaurem Bittersalz und einem eigenthümlich fetten Stoff von unbestimmter Quantität.

**) Nach Dr. Eblins Monographie: in 8 Pfunden oder 128 Unzen enthaltend.

Schwächere Säuerlinge und Eisenwasser, deren Gehalt nicht chemisch ausgemittelt ist, sind nachfolgende:

In Schuls außer der untersuchten, noch mehrere Quellen von verschiedenem Gehalt; zu Tarasp beim Schloß und im Tobel Valpüzza bei Fettau; im Tobel ob Tomils; am Stein bei der Rothenbrunner Brücke; im Bett des Nolla bei Thusis; am Mittenberg und im Schwarzwald bei Chur; bei Tiefenkasten (zwei bis drei Quellen); bei Surleg nächst St. Moritz; auf Sablonera bei Soglio in Schwefelkiesbrüchen; zu St. Antönien im Prättigau das s. g. Gailenbad; das nach Andeer geleitete Pigneuerwasser, und vielleicht ein Dutzend andere, so in den verschiedenen Thälern unbenutzt heraussprudeln.

IV. Schwefelwasser. Von Werth und benutzt zu Alveneu, Serneus und im Tenniger- oder Sommwirerthal. Unbenutzt oder von geringerm Werth zu Poschiavo am See; in St. Antönien; in der Saaser-Alp; in den Maiensäßen von Luzein; auf Ganey ob Seevis (zerfallenes Bad); auf der Ochsenalp von Tinzen; in der Alp Arosa in Schams; zu Cellerina, Schuls und auf mehrern andern Punkten des Landes.

Mineralquellen unbekannten Gehalts sind: die Fernataquelle in der Waltensburger Alp, welche zu den Naphtha- oder Asphaltquellen gerechnet wird; Spina oder das Rieternbad mit neuen Badanstalten auf Davos; etliche Mineralquellen im Sertigthal zwischen Sertig und Glavadel; St. Georgen unweit Valendas, bei Fläsch (beide zerfallen); Friewis (ebenfalls zerfallen); Klosters (Baiker-Bad, jetzt zerfallen, wurde zu den Schwefelquellen gerechnet). Ueber die Quellen bei Pany, Filisur, in der Kühalp von Tinzen, bei Conters im Prättigau, bei Splügen, auf der Jeninser-Alp, bei Canicül, Hohentrins und unweit Klosters in der Nähe der Gletscher und an manchen andern Orten, wie auf den Höhen Soliva und Rum bei Disentis, im Münsterthal, auf der Alp Staleira in Misocco, ist noch alles, was Gehalt und Heilkraft betrifft, durchaus im Dunkeln. Von der Gerbequelle zu Zizers, den sehr kalten Quellen auf dem Falkniß und im Maschanzertobel kann hier nicht weiter die Rede seyn.

4) Mineralien.

a) Metalle. Durch alle Thäler und Glieder unsres Landes erstreckt sich das bündnerische Erzgebirg, worüber in neuester Zeit eine Karte erschienen ist. (Das Rhätische Erzgebirg von H. Schopfer, St. Gallen 1835.) Mit freigebiger Hand legte die Natur eine reiche Menge metallischer Schätze in das Eingeweide dieser Berge, aber noch ist sehr im Dunkeln, in welchen Formen, Mischungen und Verhältnissen sie vorkommen, weil hierüber das Thatsächliche nur in wenigen Fällen ausgemittelt worden. Darum muß man vorerst auf ein Gesammtbild technischer, wissenschaftlicher Auf-

fassung noch ganz verzichten und sich an zerstreute Erscheinungen halten. Auch die Geschichte des Bergbau's, worüber uns C. U. v. Salis-Marschlins im Neuen Sammler (Band II. und IV.) schätzenswerthe Vorarbeiten geliefert, giebt uns hierüber nicht befriedigenden Aufschluß, da sie mehr eine historische Topographie des Bergbau's als oryktognostische Darstellung der in Bünden vorkommenden Erzlager enthält.

So erwartet denn auch dieses Feld noch seinen Bearbeiter und wir beschränken uns auf Anführung der wichtigsten Erscheinungen in diesem Gebiet.

Gold wurde im Eingeweide der Berge und im Geschiebe des Rheins gefunden. In der Volkssage gab es auch eine Zeit, wo am Rothen Horn ob Parpan, und auf der Alp Casanna ob Conters kleine Bäche fließenden Goldes aus den geöffneten Adern des Gebirgs hervorquollen, so daß an jedem Morgen und Abend eine Maßkanne des reinsten Goldes gefaßt werden konnte. Die geschichtliche Ueberlieferung erzählt daß einst die Familie Vertemati-Franchi von Plurs auf vielen Punkten unsres Landes einträglichen Bergbau getrieben; die dichtende Volkssage vergrößert den Gewinn zu ungeheuren Schätzen, so daß wöchentlich viele Saumpferde die Menge des Silbers und Goldes nach Plurs gebracht hätten.

Der Rhein galt von jeher als ein goldführender Strom. Schon Scheuchzer erzählt in seiner Naturgeschichte des Schweizerlandes (I, 353), daß er im Jahr 1706 eine Goldstufe aus Schams erhalten, welche bei Andeer aus dem Rhein gewaschen worden. Auch bei Truns soll, nach Sprecher, ein goldführender Bach niederfließen. Ueber die Goldwäschereien, welche angeblich zwischen Chur und Maienfeld am Rhein stattgefunden, haben wir keine historische Belege. Auch der Inn führt Gold in seinem Geschiebe, denn unterhalb Rosenstein bestanden früher mehrere Goldwäschereien; aber damit ist nicht gesagt, daß er sein edles Metall aus dem bündnerischen Gebirg schöpfe.

Gewiß ist, daß neben vielen andern Erzen auch Gold sowohl gediegen als eingesprengt in Bünden vorkomme. Auf der südlichen Seite des Galanda wurde dieses Metall in schönen Körnern gefunden. Ein eigentlicher Bergbau, doch immer nur im Kleinen betrieben, förderte aus den Kalkspatgängen der sog. goldenen Sonne ob dem Dorfe Felsberg mitunter ansehnliche Stücke gediegenen Goldes an Tag. Das größte Stück, so hier gefunden wurde, soll 8 Loth gewogen und über 23 Karat feines Gold enthalten haben. Aus dem Ertrag des dortigen Bergbau's schlug man 1813 einige hundert Dublonen mit Bündnergepräge. Auf goldhaltigen Schwefelkies, der im Unterengadin gegenüber dem Dorfe Lavin bricht, wurde in der ersten Hälfte des 18. sec. einige Zeit lang Grubenbau getrieben.

Silber. Schon in alten Lehenbriefen, Chroniken und andern Berichten werden die Silbergruben am Bernina, im Scarlthal, in der Alp Buffalora auf dem hintern Ofen,

bei Filisur (Scheuchzers vallis aurea), am Silberberg auf Davos, am Parpaner Rothhorn, in Schams sowohl ob Andeer und Zillis, am Ciampin und in der Alp Despina, als in Ferrera, ferner bei Ruvis und im Medelserthal genannt. Meistentheils findet sich dieses Metall als Beimischung von Bleierzen und in Fahlerzen, mehr in einzelnen Nestern, Stockwerken und Fündlingen, als in eigentlichen Lagern und Erzadern. Die Ausscheidung des Silbers wurde nur auf einigen Punkten mit Vortheil betrieben, indem der Centner Werkblei nur ¼ bis ⅓, in Schorl jedoch bis zwei und drei Mark feinen Silbers abwarf. Sehr richtig liest man daher in Scheuchzer: „unsre Silbererze sind mehr Blei- und Kupfererze zu nennen, also daß sich niemand große Ausbeute versprechen soll.“ Die Blei- und Kupfererze in Schams wurden in frühern Zeiten von der Gewerkschaft Nüscheler und Holzhalb von Zürich mit Gewinn auf Silber bearbeitet, denn alle 14 Tage wurde dort (wie Scheuchzer berichtet) ein Stück Silber gegossen, daß der stärkste Mann die Last kaum tragen konnte und die Unkosten aus dem Blei und Kupfer gedeckt wurden. In den Jahren 1825 und 26 bearbeitete Landam. Hiz am Madleinaberg in Scarl 6 Gruben und binnen zwei Jahren wurden 600 Mark Silber nebst 700 Ctr. Blei und Silberglätte, größerntheils aus neuen Aufbrüchen, gewonnen. Im Hauptthal wie in den Nebenthälern (Val minger, da Poch, Cisvena 2c.) findet sich noch eine große Menge unverritzter Erzspur, und doch gerieth der Bau ins Stocken. Für silberhaltig gelten die Kupfer- und Fahlerze bei Obersaxen, ob Ruvis, bei Brin, in der Alp Nadils, ob Suvers, bei Tinzen und ob Gunkels.

In allen Theilen des Landes brechen **Bleierze**, **Kupfererze**, **Fahlerz**, **Eisenerze** und **Schwefelkies**.

a) Die **Bleierze** sind zum Theil silberhaltig, treten mit Blende und Galmei auf. So bedeutend die Lager und Gänge hin und wieder seyn mögen, wie im Tasnathal in Scarl, auf Davos, ob Schmitten und Alveneu, bei Filisur und im Sertig, bei Despin in Schams, oder bei Ruvis, Obersaxen und im Val Medels 2c., so haben doch die bisherigen Erfolge des darauf gerichteten Bergbau's wenige Unternehmer mit reichlichem Gewinn belohnt. Der derbe Bleiglanz im Val Tasna wurde in der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. bearbeitet und daraus zu Lavin viel Blei in Tafeln gegossen. Zu verschiedener Zeit wurden die Gruben auf Davos am Silberberg, in Schams, der silberhaltige Bleiglanz ob Ruvis, die Erze in Scharl und bei Filisur ausgebeutet; in unsern Tagen werden die bedeutenden und an Metallgehalten reichen Bleierze (dichter Bleiglanz) in dem Stocklager auf den kalhen Berghöhen ob Schmitten bearbeitet. (Nach neuester Untersuchung zeigt der Ctr. Bleierz 45—60 Procent Metallgehalt und 3¾ Loth Silber.)

b) Die **Kupfererze** treten gemeinlich in der Nähe oder in Verbindung mit Blei- und Eisenerzen auf; nirgends wurden sie bisher für bauwürdig auf Kupfer erkannt. Die

schönsten Kupferkiese brechen bei Ruvis und in Schams, sonst fast überall, wo die Bleierze. Bei Tinzen wurden sie früher auf Vitriol gebaut. Als Fahlerz treten sie bei Obersaxen, auf Gunkels, am Rothhorn und anderswo auf.

c) Blende von verschiedener Farbe findet sich in den silberhaltigen Bleierzen auf Davos, ob Schmitten, in Scarl, ob Waltersspurg und in der Alp Nadiks. Die am Silberberg auf Davos gewonnene Blende wurde früher auf Zink gebaut und bei Klosters oder Chur geschmolzen; jetzt stockt dort der bergmännische Betrieb.

d) Die Eisenerze, welche in verschiedener Gestalt und Mischung als Eisenglimmer, Spatheisenstein, Magneteisen, Monganerz, Eisenkies in Würfeln, brauner Glaskopf, schwefelichtes Eisenerz ꝛc. auftreten, zeigen hin und wieder einen großen Reichthum an Eisengehalt; in kleinen Proben auf der Alp Schmoris in Oberhalbstein bis auf 60 und 80 Procent reines Eisen. Nachtheilig ist, daß viele unsrer Eisenerze mit Kupfer vermischt oder durch Schwefel verunreinigt sind. Im allgemeinen sind die Fundorte so zahlreich und durchs ganze Land vertheilt, daß wir die einzelnen Localangaben unterlassen. Schon in uralter Zeit wurden Eisenerze, meistens durch Raubbau, gegraben und eine Menge Gruben stehen in allen Gegenden des Gebirgs verlassen. Von vielen spricht keine historische Ueberlieferung oder Sage; bei einigen — z. B. im Oberhalbstein — lassen die aufgefundenen Spuren auf die uralte, höchst einfache Behandlung der Erze und offenen Essen ohne Schmelzöfen schließen. In neuern Zeiten wurden vier Punkte besonders merkwürdig. 1) Die Eisenlager in Ferrera am Berg Fianell ob der Alp Albin, welche seit Anfang dieses Jahrhunderts mit gutem Erfolg nach der s. g. bergamaskischen Methode betrieben wurden. Das dortige Eisenerz ist theils ein ausgezeichnet reichhaltiger Eisenglimmer, theils Spatheisenstein (kohlensaures Eisen), welcher in Verbindung mit körnigem Kalkstein in den dort herrschenden Glimmerschiefer bedeutende Lager und Stöcke bildet. Die Hüttenwerke lieferten gutes Stabeisen und sind noch dermalen im Gange. 2) Das Eisenerz bei Truns im Tobel Ponteglias ist hauptsächlich ein von Schwefelkies verunreinigter Magneteisenstein, welcher — soviel man bei dem höchst schlechten Zustand der Gruben (richtiger Löcher) wahrnehmen kann, unregelmäßige Nester in Chloritschiefer und Grünstein bildet. Diese Erze, wie die auf Obersaxen werden zwar dermalen nicht fortwährend bebaut, doch wird die dort niedergelassene franz. Gesellschaft diese Hüttenwerke keineswegs auf die Dauer eingehen lassen. 3) Die Eisenlager auf Schmoris in Oberhalbstein enthalten vortreffliche Erze, werden aber dermalen so wenig bebaut, als die gleich beträchtlichen, aber minder reinen bei Suhr in eben diesem Thal. 4) Das reichste Eisenerz — ein dem Eisenglimmer sich nähernder Eisenglanz oder Rotheisenstein, dichter Brauneisenstein und Magneteisenstein — bricht in den hohen Bergthälern Tisch und Tuors in der Landschaft Bergün; erst seit wenigen Jahren werden diese Erze gegraben und in dem neuen Hüttenwerk von Bellaluna geschmolzen.

e) Schwefelkies kommt im Rhein und vielen Bergbächen vor, ebenso in Lagern, auf Gängen und eingesprengt in vielerlei Steinarten, durchs ganze Land verbreitet und äußerst verschieden in Gestalt und Farbe. Häufig als Würfel und diese öfters ineinandergewachsen oder zu Kugeln conglomerirt, sowohl im Flußgeschiebe als in Nestern; hin und wieder goldhaltig. Auch der Strahlkies in Kugelgestalt findet sich im Kalkgebirg.

Aus dem gewöhnlichen Markasit wird Streusand gemacht. Vor Zeiten sah man öfters fremde Männer, besonders Italiäner, auf den bündnerischen Alpen, vorzüglich auf der Casanna ob Conters 2c. herumwandern, um in geheimnißvollnächtlicher Arbeit glitzernden Schwefelkies zu graben, den sie nach ihrer Angabe wegen des Goldgehalts zu Feldkirch und Venedig verkauften. Darum sagt der etwas leichtgläubige Sererhard von der Casanna-Alp: das Gebirg soll dort sonderlich reich an Adern massiven Goldes sein.

Außer den genannten Fossilien findet sich hin und wieder in unserm Gebirg: Galmei, Arsenikkies, rothes Rauschgelb, Spießkobalt, Spießglanz oder Antimon (im Rheinwald und bei Truns), Wißmuth 2c. In verfallenen Gruben oberhalb Tinzen blüht sehr schöner Allophan, bekleidet Gestein und altes Holz. Quecksilber vermuthete man in der Nähe des Silberberges auf Davos. Gleich problematisch ist das Vorkommen von Steinkohlen und Asphalt angeblich im Domleschg. Bittersalz oder Gletschersalz überkleidet die Wände mancher Felshöhen und Bergrisse; dagegen hat man nirgends Steinsalz entdeckt, obgleich man vorgab, Spuren desselben auf Schamser Alpen, auf Davos und in Vals aufgefunden zu haben.

b) Oryktognostisch merkwürdige Mineralien finden sich fast nur in den Urgebirgen auf der Ostseite des Gotthards, besonders im Tawetsch. So die Quarz- oder Bergkrystalle in allen Formen und Farben, häufig auch mit eingeschlossenen Körpern; Adulare (welche schwerlich ihren Namen wie Leonhardi glaubt, vom Adulagebirg in Bünden erhalten haben); Albit, Periclin, Chlorit in Krystallen, Kalkspathe, Sphene, Eisenglanzkrystalle, Rutil, Anatas, Granaten (dodekandrische am Bernina, im Tawetsch und am Lukmanier; schöne rothe beim Hinterrhein-Gletscher) Epidot in verschiedener Färbung; Turmalin oder Schörl; ausgezeichnet schöne Axinite (bei Sta. Maria am Lukmanier); Schillerspath und Gabbro im Oberhalbstein, Zeolith, auch strahliger, bei Obervaz und vom Adula bis Gotthard; Andalusit im Unterengadin.

c) Nutzbare Fossilien — Steine und Erden. Da unser Kanton im Gebiet der Urfelsarten liegt und von mächtigen Kalkstein-Gebirgen durchzogen wird, da der Thonschiefer und grauwackenartige Sandstein in manchen Thälern und Höhenzügen vorherrscht, so kann es hier nicht an nutzbaren Steinen fehlen, so in dieses Gebiet gehören.

Granit, Gneis, Sienit findet sich theils als Hauptmasse der Gebirge anstehend, theils durch die Flüsse oder frühern Erdrevolutionen in mächtigen Blöcken zerstreut. Ein vortrefflicher Baustein ist der unter dem Namen Gaisberger besonders in Schams vorkommende Urgebirgsstein (Gneis); schön ist der durch rothen Feldspath im Oberhalbstein brechende fleischfarbene Granit. Die beiden Säulen auf dem Julier bestehen aus Granit mit Speckstein.

Der Serpentin herrscht im Gebirgsstock am Julier und Septmer und im Stock zwischen Davos, Klosters und dem hintern Schanfigg. Im Oberhalbstein erscheint er in mancherlei Arten, zum Theil sehr weich und fein, mit Spekstein und Amiant. Auch der Asbest, faserig wie Wolle, findet sich in der Gebirgskette zwischen Septimer und Luckmanier. Weder Serpentin noch Asbest werden zu künstlichen Gebilden benutzt.

Thonschiefer in verschiedenen Arten; Dachschiefer in den Thälern des Vorder- und Hinterrheins; zu Rechentafeln brauchbar bei Jenatz; Griffelschiefer ob Küblis; jaspisartiger Kieselschiefer auf Davos und hochrother auf dem Julier; Alaunschiefer bei Valendas; guter Wezschiefer bläulicht bei Ganey, woraus man ehemals sehr brauchbare Wezsteine für Rasiermesser machte. Zarte schwarze Wezsteine im Sartig und Erosa.

Kalk. Manche Landestheile haben ihn für den technischen Gebrauch im Ueberfluß, während andere kaum für den Bedarf in ihrer Nähe finden. Die Kalksteine, welche theils im Gebiet des Thonschiefers, theils in dem des Urgebirgs auftreten, nähern sich großentheils dem Dolomit, gehen auch in wirklichen Dolomit über.

Gyps findet sich an vielen Orten dem Kalkstein und auch dem Dolomit untergeordnet, so besonders im Gebiet des Thonschiefers und Kalksteins am Falkniß ob Mayenfeld, im Prättigau am Madrishorn, in der Alp Casanna (Davoser Stock), ausgezeichnet bei Tiefenkasten, bei Tschappina an Heinzenberg; mit den dem Urgebirge untergeordneten Kalksteinlagern in den Ketten des Rothhorns, beim Weißenstein auf dem Albulapasse, in der Alp Despin mit Bleiglanz verbunden, im Engadin bei Fettan, Samaden und an mehrern Stellen auf den Höhen ob St. Moriz. Fraueneis oder Marienglas (blättriger Gyps) im Oberhalbstein und westwärts bis Adula.

Marmor bricht in verschiedenen Landestheilen. Schöner theils dichter, theils körniger weißer Marmor in Ferrera, auf dem Splügner- und Suverser-Berg, wo auch rother vorkommt. Schwarzer und weißer auf der Alp Daspin in Schams. Auf dem Bernina roth, weiß und blaugeflekter Marmor, welcher die schönste Politur annimmt. Der Splügner Marmor ist dem bergamaskischen Bardillo ähnlich, halbdurchsichtig, schimmernd; das Feuer verwandelt ihn in einen guten weißen Kalk. Dermalen erbaut man bei Splügen eine Marmorsäge, um die reichhaltigen Lager zu benutzen.

In Avers benutzen die Einwohner den salinischen Kalkstein der in den Zuthälern Bergalga und Madris bricht, zum Decken der Hütten. Die Marmorlager dieser Gebirgskette ziehen sich durch bis nach dem Oberhalbstein, wo ganze Felsen, sowohl weißen als dichten farbigen Marmors vorkommen. Zwischen Laax und Flims soll ein Marmorberg in Trümmern liegen.

Alabaster, weiß, halb durchsichtig, weich zum Schneiden, findet man in der Gegend Sass Ronzöl ob Cellerina, in der Alp Arosa in Schams, auf den Höhen ob Suvers in Rheinwald und im Ferrerathal.

Kalktuff oder Tugstein wird hin und wieder theils als hartes Gestein gebrochen, theils in Bänken gegraben. Gelber Tuffstein bricht im Oberengadin; der Kirchthurm von Samaden ist zum Theil damit erbaut. Gewöhnlicher Kalksinter ist in manchen Gegenden sehr häufig.

Kreide, weiße, findet man auf dem Ofen im Tarasper- und Scarlthal. Bettler graben sie und treiben neben dem Bettel damit einen kleinen Handel. Steinkreide ob Jenatz.

Mondmilch oder Bergmilch überzieht, besonders in Rhätien, die Wände der Höhlen und Klüfte.

Feuersteine sind nicht häufig im rhätischen Gebirg. Weiße und schwarze sollen im Sertig, bei Flims und in Ferrera brechen.

Sandsteine hin und wieder; doch nicht die Molasse der Niederung, daher weniger brauchbar als Bausteine. Weich zu bearbeiten ist der Sandstein im Sertig, woraus das Rathhaus auf Davos erbaut ist.

Pflastersteine der verschiedensten Art als Geröll in den Bergwassern und Flüssen.

Lawez oder Topfstein im Gebirg am Julier und Septmer, in Schams, am Bernina, besonders zwischen dem Feet- und Malenkerthal. Ein schöner Lawez steht im Feetthal an und ist dem bei Cleven ganz ähnlich. In Bünden wird er so wenig als andere Fossilien zu technischen Arbeiten benutzt.

Mergel in verschiedener Gestalt und Farbe häufig, doch im Landbau zu Mischung der Erdarten selten benutzt.

Thonerde zu Töpferarbeiten sehr brauchbar in St. Antönien, auf Davos. Eine Topffabrik stand im Jahr 1780 oberhalb Casaccia auf Pian di Folla, nachher verarbeitete man diesen Thon zu Cläven; auch in St. Antönien und Alveneu hatte man Töpfereien, welche gute Waare lieferten, ließ sie aber bald wieder eingehen. Die Vazerkreide, ein bolartiger Thon, findet man oberhalb dem Dorfe Untervatz unweit der Veste Rappenstein. Es ist ein kalkhaltiger, fetter Thon von graublauer, weißer und gelblicher Farbe. Man benutzt ihn mit Vortheil als Farbenerde, besonders die grau-blaue Art giebt eine angenehme Farbe, um das Holzwerk in Zimmern anzustreichen; läßt sich auch zu Töpferarbeiten gebrauchen. Im

Oberengadin findet man den Töpferthon häufig. Besonders bekannt ist der sehr feine Bolus — eine rothe Lehmerde, welche bei God da Vez am Schergenbach auf der Tyrolergrenze gegraben und nach dem Tyrol verkauft wird. Aehnliche Bolusgruben finden sich im Val Samponir und bei Remüß. An Lehm zu Dachziegeln fehlt es nicht in Bünden.

Torf ziemlich häufig in hohen Bergthälern — so in Avers, Vals, auf Maloja, in St. Antönien und anderswo, wird aber außer Avers sonst nirgends als Brennmaterial benutzt.

5) Physiognomie der Pflanzendecke in Graubünden.

(Von Dr. Oswald Heer.)

Einen nicht ganz unbedeutenden Theil der imposanten Gebirgswelt, welche das südliche vom nördlichen Europa trennt, umfaßt der Kanton Graubünden. Er stellt sich uns als eine gewaltige Gebirgsmasse dar, von einer Menge von Thälern und Thälchen durchschnitten, welche wilde, dreien Meeren entgegeneilende Gewässer durchrauschen.

Ihr Gelände senkt sich von Gebirgsgipfeln, welche ewiger Winter umstarrt, bis zu den mildesten Thälern hinab, welche die nördliche Schweiz aufzuweisen vermag. Zwischen diesen tiefen Thälern und diesen eisigen Gebirgszinnen haben wir fast alle Klimate Europa's, wie auch fast alle Abstufungen, welche der Boden unsrer Zonen hervorzubringen im Stande ist, — herrliche Weiden wechseln mit einförmigen Sümpfen, wallende Saaten mit nackten öden Schutthalden, ausgedehnte Wälder, freundliche Gebüsche mit lieblichen Seen und rauschenden Bächen, saftige Wiesen mit grausigen Felsen und Schluchten.

Da dies Land daher den Pflanzen so mannigfaltige Standorte darbietet, darf es uns nicht wundern, daß Flora einen so reichen Blumenteppich über dasselbe ausgegossen. Die tieferen Regionen (die Colline- und Montane-Region von 1000 — 4000′ über M.) mögen wohl über tausend verschiedene phanerogamische Pflanzenarten überkleiden. Auch die Pflanzendecke der höhern Regionen ist aus sehr vielen Formen zusammengesetzt, besonders reich ist die Subalpine-Region (von 4000 — 5500′ über M.), welche mehrere sehr schöne und große mit Dörfern besetzte Thalsohlen — wie das Oberengadin, Rheinwald, Davos — besitzt. Wir fanden in derselben etwas mehr als 600, wie in der alpinen (von 5500—7000′ üb. M.) circa 500, in der subnivalen Region (von 7000 — 8500′ über M.) fast 300, in der nivalen (von 8500—10,000′ üb. M.) etwas mehr als 100 phanerogamische Pflanzenarten.

Diese Pflanzenformen bilden in den tiefern Regionen eine fast zusammenhängende Decke über die Erde, in den höhern dagegen und besonders über 8000 Fuß über M. vermögen sie nur einzelne kleinere Stellen ganz zu überkleiden. Ausgedehnte Schneefelder, nackte Felsen und Riesen haben hier weit aus die Oberhand gewonnen und erdrücken endlich die letzte Spur alles organischen Lebens.

Die Frage, wie die meisten Pflanzen aussehen, welche die bunte Decke über die bündnerische Erde bilden, können wir am besten beantworten, wenn wir die am meisten hervorragenden Familien angeben.

Die Pflanzenarten Bündens sind nach 98 Familientypen gestaltet; die untern Regionen besitzen diese alle, die subalpine 73, die alpine 61, die subnivale 50 und die nivale 25.

Fast ein Sechstel aller Pflanzenarten haben beinahe durch alle Regionen kopfförmige Blüthen (Synantheren) welche Familie daher weitaus die artenreichste genannt werden kann. In der alpinen Region, und besonders der subnivalen, tritt sie noch stärker hervor als tiefer unten und besitzt dort manche sehr schöne und einige sehr stark riechende Gewächse. Weitaus die reichste Gattung dieser Familie ist die der Habichtskräuter (Hieracium), welche besonders in den Alpen durch ihre großen gelben Blüthenköpfe so sehr in die Augen fällt; reich an Individuen sind in den Alpen auch die Apargien, Asteren, Senecionen, und durch alle Regionen bis zur nivalen hinauf die Schaafgarben, Chrysanthemen, Centaureen, Löwenzahn rc.; in tiefern zu dem die Disteln, Artemisien, Bellis rc.

Nächst diesen zusammengesetzt blüthigen Pflanzen treten uns die Gräser in den meisten Arten entgegen. Sie besitzen zwar durchgehends bei weiten nicht so viele Arten, wie die Synantheren, haben aber dagegen sich in solcher Individuen-Zahl entfaltet, daß sie dennoch, wenigstens in den tiefern Regionen, eine größere Masse der Vegetation ausmachen mögen; sie sind es vorzüglich, welche die Wiesen und zum Theil auch die Weiden bevölkern, und in ihnen dieses herrliche, den Augen so wohlthuende Grün hervorbringen. Merkwürdig ist, daß die Gräser in der Alpenregion am schwächsten hervortreten und eben so nach unten wie nach oben wieder zunehmen. Durch alle Regionen ragen die Poen und Festucen durch Arten und Individuenzahl am stärksten hervor; reich an Individuen sind aber tiefer unten auch die Gattungen Aira, Cynosurus, Dactylus und Autoxanthum, höher oben besonders auch Agrostis und Avena.

Der Artenzahl nach die dritte Familie sind die Halbgräser (Cyperaceen, wozu z. B. die Binsen gehören), welche besonders die Sümpfe überkleiden und dort durch die Seggen (Carices) nicht nur durch Artenzahl, sondern auch durch Individuenmasse sich auszeichnen.

Eine große Menge von Pflanzen gehören aber ferner durch alle Regionen zu den Scrophularinen, von denen besonders die mit den schönen, meist blauen Blümchen geschmückten Veronicen (Ehrenpreise), wie die rothen Läusekräuter, die Euphrasien, Rhinanthen rc. sich hervorthun; zu den Ranunculaceen, von denen die Ranunculenarten durch Art- und Individuenzahl, die Aconiten und Anemonen aber besonders aus letztern hervorragen; zu den Kreuzblüthern (Cruciferen) mit ihren Draben, Cardaminen, Arabis rc., zu den Dryaden mit ihren Potentillen, Alchemillen, Dryas, Geum rc.

Sehr viele Pflanzen gehören zu den Dolden (besonders Heracleum, Laserpitium, Imperatoria, Meum, Pimpinella, Chaerophyllum, Bupleurum), viele zu den Schmetterlingsblüthigen (Oxytropis, Phaca, Hedysarum, Vicia, Anthyllis, Lotus, Trifolium), zu den Glockenblumigen (Campanulen, Phyteumaten); den nelkenartigen (Dianthus, Silene, Lychnis, Gypsophila); zu den Labiaten (Prunella, Thymian, Lamium, Galeopsis, Ajuga, Clinopodium), diese letztern nehmen indeß nach den Alpen zu sehr rasch ab und verschwinden endlich gänzlich. Häufig begegnen uns dafür in den Alpen die herrlichen Primeln, mit ihren Aretien, Androsacen und Primula-Arten, die zum Theil die schönsten Wohlgerüche verbreiten, — die schönen, meist tief blauen Enzianen, die weißen Alsineen, die rothen Alpenrosen, und ganz vorzüglich die steinbrechartigen Gewächse, welche noch in den obersten Regionen Felsen und Riesen zu überkleiden sich bemühen.

Obschon die genannten Familien nicht allein durch ihre Artenzahl, sondern eben sowohl auch durch Menge der Individuen bedeutend hervorragen, werden sie doch, was die Masse der Vegetation anbetrifft, in den tiefern Regionen von der Familie der Nadelhölzer überwogen, welche weitaus am meisten vegetabilischen Stoff in sich faßt. Sie bilden fast durchgehends in Bünden den Hauptbestandtheil der Wälder, welche im Durchschnitt im südöstlichen Theile bis zu 6500′ über M. hinaufreichen. Lärchen und Tannen sind die Hauptbäume; letztere überwiegen mehr in den tiefern Regionen, erstere in den oberen, besonders in der subalpinen und alpinen, wo sie mit der Arve zusammen, welche vorzüglich im südöstlichen Theile, im Engadin und Avers, bedeutend hervortritt, noch ungemein große Strecken Landes überziehen, so daß man Tage lang (wie besonders im Val di Forns) in denselben herumlaufen kann.

Auffallend ist der große Mangel an Laubbäumen in Bünden. Die freundliche Buche, welche in der nördlichen Schweiz so herrliche Wälder bildet, tritt allein im Prättigau in bedeutender Masse auf, fehlt dagegen in den Centralalpen fast gänzlich; auch die Ahorne gehören zu den seltenen Erscheinungen, wie die Ulmen und Linden.

Auch an Gebüschen ist Bünden nicht reich, besonders in höheren Regionen; nur allein die Weidenarten treten in viel größerer Masse auf, als in den nördlichen Alpen, doch sind sie sämmtlich höher oben sehr niedrig, und manche kriechen kümmerlich an der Erde hin.

Durch das auch in tiefern Regionen so bedeutende Ueberwiegen der Nadelholzwälder über die Laubwälder, durch seine Lärchen- und Arvenwälder, durch seine wenigen Gebüsche bekömmt Bünden eine ganz andere Physiognomie, als die nördliche Schweiz. Dies wird noch um so auffallender, da auch die niedrigen Gewächse, auch die Kräuter zum Theil wieder anders aussehen. Da Bünden an der Grenze des scandinavischen und mediterranischen Reiches liegt, ist seine Flora ein

Mittelding von beiden, und kann wohl eine Uebergangsflora genannt werden. Manche Pflanzenarten, die den nördlichen Alpen gänzlich zu fehlen scheinen, durchziehen in Menge die rhätischen Alpen in ihrer ganzen Ausdehnung, wie z. B. Juncus Jacquini, Luzula lutea, Arnica Clusii, Laserpitium hirsutum, Cirsium heterophyllum, Centaurea phrygia, Hieracium staticefolium, Phyteuma Scheuchzeri, Primula latifolia Lap., Pinguicula orthoceras Rchb., Pedicularis rostrata, mehrere Weidenarten, wie Salix myrsinites fœtida etc.; andere ebenfalls charakteristische Arten kommen dagegen nur an einigen wenigen Stellen, aber sowohl im östlichen wie im westlichen Theile vor, wie z. B. Carex junoifolia, All. Gagea fistulosa, *Horminum pyrenaicum*, Hieracium sphaerocephalum Fr., Armeria alpina Hoppe, Dianthus atrorubens All., Saxifraga pyramidalis, petraea, Eritrichium nanum Schdr., Hieracium glaucum All., rupestre All., Laserpitium luteolum Gaud., Apargia crispa, Arenaria laricifolia All., Atragene alpina, Lychnis alpina, Ranunculus rutoefolius.

Einige scheinen nur im westlichen Theile des Kantons zu leben, wie Rhodiola rosea, Polygonum alpinum, Primula minima, longiflora, Hieracium picroides Vill., montanum L., anderere dagegen nur im südöstlichen (nur im Engadin), wie Primula *Floercena* Schrad *), Andenostyles leucophylla, Cirsium purpureum All., Hieracium *chondrilloides* L., Senecio *carniolicus* W., abrotanifolius, Dracocephalum Ruyschianum, Dianthus glacialis Hke., Oxytropis cyanea M. B., Papaver *pyrenaicum* Willd.; Viola pinnata L., Erysimum helveticum, Sisymbrium strictissimum, Carex mucronata All.; Cineraria *tenuifolia* Gd., Salix caesia, W., Plantago bidentata Gd., Phyteuma humile Schl.; andere sogar nur in dem Seitenthal von Livino, wie z. B. Saxifraga Vandellii Stb. und Valeriana *supina* L. Einige haben im Engadin ihr Maximum, streichen wohl zum Westen herüber, aber nehmen immer mehr und mehr an Individuenzahl ab, so z. B. Linnaea borealis und Polemonium coeruleum **).

Die meisten dieser Pflanzen leben im ganzen Zug der Centralalpen, so in Ober-Uri und Wallis, doch einige, wie die cursiv gedruckten, wurden bis jetzt nur in Bünden gefunden; so auch Erysimum rhaeticum Dec. (Thusis), Dentaria polyphylla W. et K. (Marschlins), Imperatoria verticillata (Thusis, Schweiningen, Filisur), Primula rhaetica Gd. (Rofflen) und Chondrilla prenanthoides (Zollbrücke, Grüsch).

---

*) Diese für die Schweiz neue Pflanze wurde zuerst von Hr. Apotheker Bovelin in Bevers entdeckt.

**) Wer sich genauere Auskunft über diese Erscheinungen, wie die Höhenverhältnisse und Standpunkte der bündnerischen Pflanzen zu verschaffen wünscht, verweise ich auf meine in nicht gar langer Zeit erscheinende Arbeit: über die Vegetationsverhältnisse der rhätischen Alpen.

Manche Pflanzenarten, die in den Floren als Bünden eigenthümlich angegeben werden, kommen in diesem Kanton und somit auch in der Schweiz nicht vor, wie ich in einer spätern Arbeit ausführlich nachweisen werde.

Zu obiger von Dr. Heer gegebenen Zeichnung der Pflanzendecke geben wir nun noch einige specielle Abschnitte.

1) Forstgewächse. Die rhätischen Alpen sind in ihrem Mittelgebirg noch mit ausgedehnten, zum Theil uralten Waldungen bedeckt, deren Hauptbestandtheil die Nadelhölzer bilden. Im Ganzen hat Bünden eher Mangel an Laubholz, sogar in Gegenden, welche ehemals mit schönen Eich- und Buchenwäldern geschmückt waren. Weil man die Besamung der Natur überläßt, so erheben sich an der Stelle abgehauener Laubwaldungen gewöhnlich Nadelhölzer, deren Samen sich leichter verbreitet und schneller aufgeht. Doch steigen auch einzelne Laubhölzer ziemlich hoch an, und die Alpenerle (betula viridis) findet sich neben dem Bergkiefer (Pinus montana) auf den höchsten Berghängen in der Nähe des ewigen Schnee's.

Natur und Menschengewalt arbeiten unablässig an der Zerstörung der höhern Alpenwälder, und seit Jahrhunderten ist der Holzwuchs gleichsam auf einem Rückzuge von den Höhen gegen die Niederungen begriffen, welcher die gänzliche Entblößung der Hochgegenden androht. Die Volkssage von den Besen in Avers (Bünd. Volksblatt, Jahrg. 1829) wird durch andere Sagen glaublich, denen zufolge vom Hofe Juf aufwärts gegen das Thal von Stalla alles Gebirg bewaldet gewesen. In der Alp Bergalga in Avers sind Trümmer einer Glashütte, wo nun kein Holzwuchs mehr sichtbar ist, und bei etwas mehr denn Mannsgedenken war das rechtseitige Thalgehänge zwischen Stalla und Stalvedro mit einem schönen dichten Walde beschattet, wo heutigen Tags nur noch wenige Bäume einsiedlerisch erblickt werden. — Der Chronist Sprecher nennt Tschappina eine Waldgegend („Cepina in solitario et sylvestri loco"), jetzt ist alles dort offen und waldlos; den Namen Selvretta leitet er von „Sylva Rhaeta" ab, wo dermalen nur öde Gegenden und Gletscher sind. Eben so erblickt man auf Tschuggen, einer Alp auf dem Flüelaberg, in ansehnlicher Höhe ob der Straße einzelne halbdürre Arven, — auf den Bergpässen des Julier und Splügen gräbt man Wurzelstöcke aus, wo rings um kein Wald mehr grünt. In St. Antönien sieht man ob der Kirche einen einzelnen Ahorn, wo ohne Zweifel mehrere standen. Daher stammt wohl die Benennung dortiger Schattenseite: Ascherina, — eine Ortsbezeichnung, die häufig in Bünden vorkommt und auf den einst daselbst einheimischen Holzwuchs des Ahornbaumes (acer, daher acerina, Aschera) deutet, welcher noch jetzt und wieder hoch im Gebirg, mitten unter Nadelholz, vereinzelt gefunden wird. Bei der Thalbeschreibung von Davos haben wir auf die dortige Waldab-

nahme aufmerksam gemacht. Eben so ist nicht wahrscheinlich, daß im obern Schanfigg die Nachbarschaften Madrisen und Strasberg (oder Funday), so nun mehr als eine Stunde aufwärts ob Holz stehen, zur Zeit ihrer Erbauung in einer holzlosen Gegend angelegt worden. Doch solcher Vermuthungen, Winke und Belege könnte man eine große Menge anführen, ohne die vielseitige Wälderzerstörung durch Lawinen, Erdschlipfe, Stürme und Waldbrände in Rechnung zu bringen, wodurch in wenig Stunden und Tagen die kräftigsten Waldbezirke vernichtet wurden, zu deren Erzeugung die Natur mehrere Jahrhunderte thätig gewesen. Den feindseligen Mächten der Hochgebirgsnatur verbündet, vollendet der Unverstand des Menschen, was jene verschonen, und die Sage von den Averser Besen wird mit der Zeit noch in vielen Hochgegenden unsres Landes zur traurigen Wahrheit werden.

Unter den Nadelhölzern bedeckt die Kiefer (Pinus) in mehrern Arten das Gebirg. a) Die gemeine Kiefer (P. sylvestris), auch Fohre und Kientanne genannt, gedeiht zwar auf unserm Gebirg nicht auf gleicher Höhe mit der Lärche, doch steigt ihre Waldung hoch an und zwar im Allgemeinen bis 5500 F. b) Die Arve oder Zirbelkiefer (P. cembra) wächst im bündnerischen Gebirg sehr hoch und bildet hie und da große Wälder mit kräftigen Stämmen. Wir finden sie im Sertig bis 6950, auf dem Flüela 6200 und auf dessen Südseite fast 7000 Fuß; im Scarlthal gedeiht sie als geschlossener Wald bis 6500, im Oberengadin reift sie ihre Früchte neben den Gletschern in einer Höhenlage von 6000 bis 6770 Fuß, in geschützten Gegenden bis 7000 Fuß, und in einzelnen Stämmen vielleicht noch höher. Als Beispiel eines niedern Standpunktes ist die fruchttragende Arve merkwürdig, welche zu Soglio im Bergell neben fruchttragenden Kastanien steht. Auch in Schams und Rheinwald steigen sie bis zum Thalgrund abwärts. Ihre ölhaltige Frucht dient nur als Naschwerk, ihre Bretter als beliebtes Täfelholz. Im Allgemeinen will sie in Lagern unter 4000 Fuß nicht gut fortkommen; weicht aber auch, wie oben angedeutet worden, aus der subnivalen Region gegen das Mittelgebirg zurück. c) Die Bergkiefer (P. montana, romanisch zuondra), auch Legfohre oder Krummholzkiefer genannt, kommt nur in den höchsten Gebirgsgegenden vor und beschließt, nebst der Alpenerle, den Holzwuchs; beide hindern dort den Anbruch der Lawinen.

Die Tanne bildet sehr häufig den Hauptbestandtheil der Nadelwaldung. In den meisten Gebirgswäldern herrscht a) die Rothtanne oder Fichte (Pinus abies) vor. Sie steigt in die höhern Waldgegenden aufwärts; zwischen Disentis und Sedrun im Thale Tawetsch deckt sie wohl 1500 bis 2000 Fuß höher als der Thalgrund (4400′) die Seitengehänge, so daß sie im allgemeinen bis 6200 Fuß Erhebung recht kräftig gedeiht. Weniger hoch gedeiht b) die Weißtanne (P. picea), die nur selten über 5000 Fuß geschlossene Wälder mit kräftigen Stämmen bildet.

Die Lärchtanne (P. larix) steigt aus der Montane-Region bis in die subnivale, von 2000 bis 7000 Fuß Meerhöhe, und verträgt, nach der Zirbelkiefer unter den hochstämmigen Bäumen die höchsten Standorte; sie ist weit allgemeiner als die Arve auf unserm Gebirg verbreitet und mischt unter die düstern Fichtenwälder eine heitere Farbe. Am Flüela steigt sie auf der Nordseite bis 6200, auf der Südseite fast 7000 Fuß aufwärts; am Albula gedeiht sie bis 6780, am Roseg über dem St. Morizer Sauerbrunnen bis 6983, am Bernina 6927 bis 6970 Fuß absol. Erhebung. Zur Zeit der römischen Kaiser wurden Lärchstämme von außerordentlicher Größe aus Rhätien nach Rom gebracht. Der Wachholder (Juniperus communis), hier Reckholder genannt, wächst ziemlich hoch im Mittelgebirg aufwärts, höher der s. g. Alpenwachholder (Junip. alpina), der im Gebiet der Legföhren noch häufig vorkommt, in Höhen von 6500 bis 7000 Fuß; dagegen bleibt der Sevenbaum (J. sabina) in der untern Waldregion und findet sich nur vereinzelt. Der Eibenbaum (taxus baccata) wächst hie und da in Wäldern, selten über 3600 Fuß Meerhöhe.

Unter den Laubhölzern mag die Eiche zuerst genannt werden, obgleich sie in Bünden keine ausgedehnte Wälder bildet und nur selten den majestätischen Wuchs zeigt, wie in Deutschlands Forsten. Im Durchschnitt steigt sie nur bis 3500 Fuß aufwärts, blos in geschützten Lagen wächst sie höher, und scheint allmälig auf wenige Vegetationsbezirke zurückzuweichen. 2) Die Buche (Fagus sylvestris) wächst nur auf den Vorbergen, bildet schöne Wälder im Prättigau und bei Versam, übersteigt selten die Höhenlinie von 3600 Fuß, und scheint auch hier, wie Wahlenberg bemerkt, die Nähe des Gotthardsstocks zu fliehen, fehlt überhaupt vielen Thälern Bündens, während sie im Prättigau bis über Klosters aufwärts steigt. 3) Der Ahorn (Acer) kommt in mehrern Arten und auf verschiedenen Höhenstreifen vor. Der gemeine Bergahorn (Acer pseudoplatanus) wächst einzeln in der niedern Waldregion, steigt aber doch bis 4600 Fuß über Meer, und scheint ehedem weit zahlreicher gedeiht und ganze Landstrecken bedeckt zu haben. Noch steht einsam bei Truns der alte Ahornbaum, unter dem 1424 der graue Bund beschworen wurde. Der Spitzahorn (A. platanoides) ist selten und hält sich in der untern Waldregion; der Maßholder (A. campestre) wächst zahlreich in wärmeren Thalgegenden und üppig im Misocco. 4) Die Ulme, sowohl die rauhe als glatte, findet sich, wenn auch nirgends sehr zahlreich, bis in die Berghänge des Tawetscherthals und im hintern Prättigau. 5) Die Esche (fraxinus) gedeiht mit ihren tiefen und ausgebreiteten Wurzeln auf geschützten, schattigen Mittelgebirgen und steigt bis an 4000 Fuß aufwärts; doch wächst sie noch schön und häufig im hintern Prättigau, im Thal bei Disentis, üppiger im untern Misocco. 6) Die Linde ist nicht häufig in unsern Wäldern; die Winterlinde soll bis 3700 Fuß Erhebungsstufe gefunden werden. 7) Die Aspe oder Espe (Papulus tremula) kommt in ziemlich hohen Lagen gut fort; in der Waldung des Oberengadins wächst sie unter den Laubholzbäumen am stärksten und schönsten, und ihre Vegetationshöhe darf auf 5000 und mehr

Fuß angesetzt werden. Die schwarze und weiße Pappel erreicht nicht die höhere Waldregion, und die italienische ist nur Zierbaum in den niedern Thalgegenden. 8) Eine wichtigere Rolle spielt die Birke (Betula alba); sie ersteigt die höheren Berggegenden, bildet im Albignathal (Bergell) auf Höhen von 5—6000 Fuß noch hochstämmige Bäume und streift als Krummholz bis in die Region des ewigen Schnee's. 9) Die Eller kommt als Weiß- und Schwarzeller vor. Erstere findet sich in allen Höhenstufen so weit Waldwuchs ist, besonders an den Bergbächen und Flüssen, im Misox, Bergell und den Rheinthälern bis zu bedeutenden Höhen. Zwischen Sedrun und Disentis bekleidet sie noch hoch aufwärts das Gehänge und wächst im Scarlthal, im Schutz der Lärchtannen, über 6000 Fuß Meerhöhe. Sie soll, wie Kasthofer bemerkt, in Bünden höher ansteigen, als in den westlichen Alpen, und gleich gut auf Urgebirg wie auf Kaltschutt fortkommen. Die Alpenerle oder Bergdroß (Bet. alnus viridis) überkleidet in den höchsten Berggegenden, bis 7000 Fuß absol. Erhebung, noch ganze Halden und bildet, nebst den Legfohren, Alpenrosen und Heidelstauden, ein Wehrmittel gegen den Anbruch von Schneelawinen. 11) Die Weidenarten (Salices), deren man über 20 Spezies in Bünden zählt, kommen in Baum- und Strauchgestalt sowohl in den Niederungen als auf bedeutenden Höhen vor, indem einige Arten bis zur Grenze des Holzwuchses aufsteigen. 12) Der Vogelbeerbaum (Pyrus aucuparia) und der Mehlbeerbaum (P. aria) übersteigen das Mittelgebirg nicht; doch nährt sich der erstere bei Casaccia im Bergell der Höhe des Maloja-Passes, fast bis 5700 Fuß.

Unter den Gesträuchen spielen die erste Rolle im Hochgebirg die Alpenrosen (Rhododendrum hirsutum und ferrug.), die Heidelstauden (vaccinium) und das Heidekraut (Erica) nicht blos durch ihre Menge womit sie in der Region über Wald die Gehänge bis zum ewigen Schnee bedecken, und vereint mit den Legfohren, der Alpenerle und dem Wachholder den Anbruch des Schnee's hindern, sondern auch als eigentliche Wohnstätte mancher Hochgebirgsthiere und besonders des Alpengeflügels, welche in jenem Gesträuch sowohl Aufenthalt als Nahrung finden. In den Niederungen sind mehr oder minder verbreitet, doch fast überall der Hauptbestandtheil der Hecken: die Hainweide, der Hartriegel, der Schwelch (viburnum), der Sauerdorn (berberis), der Spindelbaum (evonymus), der Kreuzdorn (Rhamnus) und Faulbaum, auf Felsen auch der Rhamnus saxatilis und pumilus; der Schlehstrauch und Weißdorn nebst den wildwachsenden Felsrosen, wovon etliche Arten (Rosa alpina) bis in die höchsten Berggegenden ansteigen. Der Sandkreuzdorn (Hippophoë rhamnoides) überzieht steinige Raine an Bächen und Flüssen sowohl in den tiefern Thälern als auf bedeutenden Höhen; und der Hollunder, der schwarze und rothe, findet sich überall in den Vorbergen. Verwildert blüht hie und da auch der Flieder (springa) und die Tamariske (T. germanica) ziemlich häufig am Ufer der Flüsse. Der Epheu überzieht altes Gemäuer und Felsen; das

Gaisblatt und der Pfeifenstrauch (Philadelphus coronarius) sind durch Geruch und Blüthe der Schmuck mancher Gebüsche. Sehr häufig ist der Stachelbeerstrauch (Ribes uva-crispa), die Johannisbeere (R. nigrum) wächst hin und wieder wild, und Ribes alpina steigt aufwärts in hohe Berggegenden. Die Steinweichsel (Prunus mahaleb) und Waldkirschen (Pr. avium) wachsen auf Bergen. Die Rubusarten — besonders Himbeeren und Brombeeren — finden sich als Gesträuch in Wäldern und auf Halden. Der Haselstrauch (Corylus) und die Traubenkirsche (Prunus padus) sind noch zahlreich in der subnivalen Region — bis 4500 und 5000 Fuß Meerhöhe. Beide ziehen sich im Tawetsch (zwischen Disentis und Sedrun) hoch über das Thal an den Berghängen aufwärts, reifen aber auf solchen Standpunkten nicht immer ihre Früchte. Die Stechpalme grünt in schattigen Nadelholzwäldern, die wilde Mispel (Chamae mespilus) kommt in Waldungen am Altein auf Davos bis 6000 Fuß, die Feldmispel (Cotoneaster) und Felsbirn (Amelanchier) in beträchtlichen Höhen auf steinichten Kalkboden, bis 4200 und 4600 Fuß im Mittelgebirg vor. Der Besenginster (genista scoparia), so in Deutschland ausgedehnte Waldbezirke überzieht, ist bei uns seltener in den Thälern des Rheingebiets, desto häufiger in mehrern Arten jenseits, in Misox und Bergell. Der Buchs, welcher diesseits der Hochalpen nur in Gärten als niedriger Strauch gepflanzt wird, erreicht fast Baumeshöhe in Misocco, und der Bohnenstrauch (Cytisus) wächst im Misocco, Bergell und bei Brusio ziemlich häufig. Auch der Blasenstrauch (colurea arborescens) ist nicht selten in diesen wärmern Gegenden, kommt aber auch wildwachsend bei Reichenau und Trimmis vor; die Kermesstaude (Phylotacca decandra) kündet, wie der ebenfalls dort wildwachsende Feigenstrauch (ficus carica) im untern Misocco die Nähe Italiens an.

Kulturgewächse. Wie überhaupt der Kanton Graubünden im Allgemeinen die Pflanzenphysiognomie der Hochgebirgsländer an sich trägt, so theilt er auch mit denselben in Betreff der Kulturpflanzen die nämlichen Eigenthümlichkeiten. Doch ist unverkennbar, daß im Allgemeinen hier die Vegetation höher ansteige, als in den westlichen Schweizeralpen. Dafür zeugt nicht blos das Gebiet der Forstgewächse, sondern auch der Getreidebau und die Obstzucht behaupten sich auf Höhenstufen, wo man anderswo nur Alpenkräuter findet. Nicht in der größern Betriebsamkeit seiner Bewohner, sondern in den Naturverhältnissen unsers Berglandes liegt der Grund zu diesem Unterschied, worüber wir hier in keine Erörterung eintreten wollen, da wir uns auf Kasthofers Alpenreisen und seine dort ertheilten Fingerzeige berufen dürfen. Als allgemeine Bemerkung aber mag hier die historische Angabe stehen, daß nach glaubwürdiger Annahme in Marschlins unweit Chur zuerst Kartoffeln, Mais, Taback und Seidenbau versucht worden.

a) Obstkultur. So hoch auch die Obstbaumzucht in unsern Thälern aufwärts steigt, so unterliegt doch das Gerathen

des Obstes im Großen auf Höhen, welche 3000 Fuß Meerhöhe übersteigen, schon vielen Schwierigkeiten. Frühlingsfröste und früher Herbstschnee vernichten so oft die Hoffnung des Baumfreundes, daß man an Orten, wo Obstbäume noch gedeihen und ihre Früchte öfters reifen würden, diesen Kulturzweig lieber unterläßt. Uebrigens ist bekannt, daß in der Unsicherheit des Obstertrages für den Eigenthümer ein Hauptgrund liege, warum in höhern Gegenden auch der Betriebsamere nicht gerne die Anpflanzung von Fruchtbäumen versucht, denn je seltener der Obstwuchs, desto lüsterner die Jugend, die halbreifen Früchte zum Gemeingut zu erklären. Gewiß ist, daß im Unterengadin und ähnlichen Thälern noch Obstzucht mit Glück betrieben werden könnte, wo jetzt keine Spur derselben sich findet; daß anderswo derselbe Kulturzweig weit ausgedehnter seyn könnte, als er in Wirklichkeit ist.

Einträgliche Obstbaumzucht findet man daher vorzugsweise in dem milden Thalgefild von Chur bis zur St. Luzisteig und in den untern Stufen derjenigen Nebenthäler, die sich in das niedere Rheinbassin öffnen, wie namentlich im vordern Prättigau bis Jenatz. Aber auch das Domleschg ist noch reich an trefflichem Obst, und blos bei Thusis zählte man im Jahr 1806 nebst Quitten, Pfirsichen, Aprikosen, Zwetschen, Pruniolen (Damascener Pflaume) und mehreren Arten Pflaumen, Kirschen und Nüssen, 41 Sorten Birnen und 27 Sorten Aepfel, ohne die vielen Abarten zu rechnen, die in dem kleinen Bezirk mehr oder minder häufig gefunden werden. Auch das warme Kesselthal der Gruob bei Ilanz, und mehrern Gegenden im Vorderrheinthal sind der Obstzucht günstig, und bei Disentis wuchsen ehemals Aepfel, Birnen und Zwetschen, wo jetzt nur an Spalieren einiges Kernobst reift. Durch Klima und natürliche Fruchtbarkeit des Bodens sind die untern Thalstufen im Misocco, Bergell und Poschiavo besonders zur Obstzucht geeignet, dennoch stehen sie darin hinter den Rheinthälern zurück.

Am höchsten steigt der Kirschbaum in unserm Lande; er wächst und reift in günstigen Jahren seine Früchte im hohen Tawetsch bis Selva und Chiamut; in Schams bis Andeer; im Albulathal bis Filisur und Schmitten; im Thal der Rabiosa bis Churwalden, im Thal der Plessur bis Praden, seltener schon bei Tschiertschen und St. Peter, im Thal der Lanquart noch ziemlich häufig bis Klosters. Für den eigenen Gebrauch wachsen hinlänglich Kirschen im nördlichen Bünden; man bereitet daraus viel und kräftiges Kirschwasser, wovon nebst getrockneten Kirschen noch viel ausgeführt wird. Das Oberengadin, Poschiavo und das Bergell beziehen ihr frisches Obst von Cläven und aus dem Veltlin.

Der Apfel- und Birnbaum trägt in den mannigfaltigsten Varietäten sehr schmackhafte Früchte, die an Gewürzhaftigkeit und Haltbarkeit in der ganzen östlichen Schweiz schwerlich besser gefunden werden, als in den bündnerischen Rheinthälern. Das Product dieser Bäume wird theils als frisches oder gedörrtes Obst oder als Most im Lande selbst verbraucht,

theils auch in den beiden erstern Formen nach den benachbarten Kantonen ausgeführt. Ehemals ging viel frisches Obst bis nach Augsburg und andern Gegenden Schwabens, und zu König Friedrich II. Zeiten kaufte ein Lindauer Handelshaus viele auserlesene Reinetten und Borsdorfer in Bünden, welche für die Tafel des nordischen Herrschers nach Potsdam gesendet wurden. Im Innern des Kantons führten ehedem die Prättigauer viel frisches, noch mehr gedörrtes Obst nach dem Unterengadin, um damit einen einträglichen Tauschhandel gegen Getreide zu treiben.

Der Zwetschenbaum steigt ungefähr so weit, als der Apfel- und Birnbaum, und auch sein Produkt wird zum Theil ausgeführt.

Der Nußbaum, sonst gegen Fröste sehr empfindlich, steigt in Bündens nördlichen Thälern höher aufwärts als in den südlichen. In Poschiavo ist er auf die niedere Stufe von Brusio (2600 Fuß) beschränkt, im Bergell steigt er bis zur Porta (2800'), im Misocco nicht über das Dorf Misocco (2420' Meerhöhe). In den Rheinthälern ist er häufig von Mayenfeld bis Thusis, steigt im Albulathal bis Alvaschein, reift auf kräftigen Bäumen noch bei Disla unweit Disentis (über 3500') seine Frucht.

Der Kastanienbaum ist in den nach Italien geöffneten Thälern als einheimisch zu betrachten; seine Frucht ist nebst dem Türkenkorn das wichtigste Nährmittel des Volks, daher mit Recht die „Kartoffel Italiens" genannt. In Misocco reicht seine Kultur bis zum Schloßhügel der alten Veste Misocco; im untern Bergell wächst bis zur Porta und zur Höhe von Soglio ein großer Kastanienwald, Branten genannt; auch bei Brusio ist der Kastanienbaum zahlreich. Diesseits der Hochalpen gedeihen vereinzelte Bäume bei Sils im Domleschg und auf dem Mastrilserberg. Seine Kultur könnte auch hier verbreiteter seyn, doch liebt er das Kalkgebirg nicht. Uebrigens werden sehr viele Kastanien aus Italien in Bünden eingeführt, doch minder seit der allgemeinen Verbreitung der Kartoffeln.

Der weiße Maulbeerbaum, im Bergell und Misocco bis 2300' häufig, ist auch diesseits der Berge hin und wieder zum Zweck der beginnenden Seidenzucht angepflanzt, da er überhaupt nicht zu den zärtern Gewächsen gehört. Den schwarzen Maulbeerbaum zieht man in Gärten um seiner Früchte willen.

Der Weinbau, welcher nach urkundlichem Zeugniß bei Mayenfeld schon im Jahr 968, bei Fläsch seit 1091, bei Malans und Jenins seit 1178 betrieben wurde, ist diesseits der Berge auf das milde Thalgefild zwischen Chur und der St. Luzisteig beschränkt, jenseits der Berge auf das untere Misox (bis 1280') und die Gegend von Brusio. Einzelne Weinberge finden sich bei Felsberg und im Domleschg, Rebstöcke bei Tusis (2300'), und selbst bei Truns (2660'), im Oberlande reift in guten Jahren die Traube an Spalieren. Zum Gedeihen

des Weinstocks scheint ungefähr die nämliche Sommertemperatur wie für den Mais erforderlich zu seyn, indem das Vorkommen beider auf die gleiche isothere Linie fällt. Aus der Vergleichung zwischen unsern nördlichen und südlichen Thälern geht hervor, daß auch der Weinbau im Rheingebiet höher ansteigt als in Misocco und bei Brusio. Auf der Seite des Bergells hört der Weinstock an der Grenze Graubündens auf.

Der Feigenbaum, welcher diesseits der Hochalpen als Strauch in Gärten gepflanzt wird, tritt im untern Bergell, noch mehr im tiefern Misocco als freiwachsender Baum auf und scheint dort so einheimisch zu seyn, daß er hin und wieder ohne Pflege wild aufschießt.

Was die übrigen Obstarten betrifft, so in Gärten auf freistehenden Bäumen oder an Spalieren gezogen werden, als verschiedene Sorten Pfirsiche, Mandeln, Pflaumen, Aprikosen, Quitten, Cornelkirschen (oder Kütlibeeren), Haselnüsse und ähnliche Kulturgewächse, so gedeihen dieselben unter der Pflege der Baum- und Gartenkunst in unsern mildern Thalgegenden so zahlreich, mannigfaltig und gut, als irgendwo in der Schweiz diesseits der Hochalpen.

b) Die Getreidearten steigen in Bünden auffallend hoch in den sonnigen Gebirgsthälern aufwärts. Ihr Gesammtertrag reicht zum Bedarf des Landes bei weitem nicht hin, wenn schon einzelne Gegenden das Nöthige pflanzen. Jährlich wird eine große Menge ausländisches Getreide, vorzüglich aus Schwaben, in unsern Kanton eingeführt, doch hat seit dem Kartoffel-Anbau die Einfuhrsumme ausländischen Getreides sich beträchtlich gemindert. Die wichtigsten Getreide-Arten unsers Landes sind folgende:

1) Der Weizen (Triticum vulgare). Er wird in Graubünden hauptsächlich in den Gegenden gebaut, wo wir den Weinstock und Mais antreffen; doch übersteigt er auch in einzelnen Gegenden die bezeichnete Höhenstufe. Sommerweizen wächst im Unterengadin, bei Flims und sogar bei Selva im Tawetsch. Im Allgemeinen wird er nicht häufig in Bünden gebaut, selbst nicht in den Gegenden, wo er trefflich gedeihen würde. Im Hochgericht der 5 Dörfer wird auch etwas Dinkel (Trit. spelta), Einkorn (Trit. monococcum) und Forment (T. turgidum) gepflanzt.

2) Der Roggen erhebt sich höher in die Berge als Weizen, so wie denn auch seine Grenze gegen den Norden unsres Erdtheils um drei Breitengrade weiter hinausgerückt ist.

Man baut Weizen in Schottland unter dem 58sten, bei Drontheim in Norwegen unter dem 64sten, bei Upsala und Stockholm in Schweden unter dem 62sten, bei Petersburg in Rußland unter 60²/₂ Breitengrad; der Roggen aber steigt bis zum 67sten Grad der Nordbreite. In Graubünden reift der Sommerroggen sowohl im Engadin (Zuz) als im Tawetsch (Selva) noch in Höhen von 4700 bis 5000 Fuß Meerhöhe. Man kann annehmen, daß von allen Cerealien der Roggen am meisten in Graubünden gebaut wird, indem er

selbst in Gegenden, wo der Weizen gut fortkäme, die Oberhand behält. Daher kommt es, daß im ganzen Lande Roggenbrod, welchem jedoch häufig etwas Gerste beigemischt wird, die Grundlage der Nahrung ausmacht. Der vorzüglichste Roggen wächst im Unterengadin und Poschiavo, so daß man dort den Weizen nicht vermißt. Die Kultur des Roggens bietet übrigens dem bündnerischen Landmann noch zwei andere Vortheile dar, wovon der eine in der Vorzüglichkeit des Strohs besteht, der andere darin, daß die frühere Reife des Roggens noch eine Nachernte von Buchweizen oder weißen Rüben gestattet.

3) Die Gerste hat unter allen cultivirten Gräsern am wenigsten Wärme zu ihrem Gedeihen vonnöthen. Wir finden sie — als Winter- und Sommergerste — auf bedeutenden Höhen; im Oberengadin bei Samaden und Campfeer (5300 bis 5600′); im Scarlthal bis 5580′; bei Hinterrhein bis 4800′; auf Davos bis 5290′ und im Sertigthal bis 5630′; im Tawetsch bis Selva und Chiamut 4700 bis 5200 Fuß über M. — überhaupt fast so weit menschliche Wohnungen vorkommen. Eine mittlere Sommer-Temperatur von 8° ist das Minimum für die Gerste. Wie im hohen Norden, so wird auch in unsern höhern Gebirgsthälern die Gerste zu Brot gebacken, obgleich sie lange nicht so viel Gluten besitzt als der Weizen, und daher ein schlechteres Brot giebt, das beim Backen nicht aufgeht.

Hier mag es nicht unpassend seyn, das Verhältniß des Nährstoffes (fécule der Franzosen) zum Gluten in verschiedenen Kulturgewächsen anzugeben:

	Fécule	Gluten
Nach Davy enthält der Winterweizen	77,00	19,00
„ „ „ „ Sommerweizen	70,00	24,00
„ „ „ die Gerste	79,00	6,00
„ Vogel „ der Carolinen Reis	85,07	3,60
„ Einhof enthalten die Erbsen (Pisum)	32,95	14,58
„ „ „ „ Bohnen (Phaseolus)	46,00	22,00
„ „ „ „ Linsen (lens)	32,00	36,00

4) Der Hafer wird hier sowohl in Niederungen als im Berggelände gebaut, z. B. am Heinzenberg, bei Flims, selbst bei Samaden in Aeckern, so mehr als 5300 Fuß über M. liegen. Da er überhaupt bis zur Höhenlage von 4500 F. steigen kann, so wäre sein Anbau in manchen andern Hochgegenden unsres Landes thunlich; da wir aber weder Brod daraus bereiten, wie die Schottländer, noch bei uns die Pferdezucht auf dieses Futter angewiesen, überdies die Dünger-Erzeugung zu gering ist, um auf Cerealien viel Boden zu verwenden, so bleibt dieser Kulturzweig bei uns unbedeutend.

5) Die Hirse (Panicum miliaceum L.) wird im Vorderrheinthal in der Umgegend von Ilanz gebaut, soll aber auch bei Truns und noch höher aufwärts gedeihen.

6) Der Mais (Zea Mays), hier Türkenkorn genannt, wird in Graubünden sowohl in den südlichen Thälern — im

Bergell bis Stampa (3380′), im Misocco bis Soazza (1830′) — als diesseits der Hochalpen in den untern Rheinthälern von der Luziensteig an, durch das ganze Domleschg, hier bis zum Dorfe Tartar am Heinzenberg, im Vorderrheinthal bis Trins (2749′) gebaut. Demnach steigt er hier fast so hoch als die Weinrebe in die Berge, da er indessen eine einjährige Pflanze ist, so hängt sein Gedeihen von der Temperatur des Sommers ab.

c) Von andern Nährfrüchten nennen wir 1) den Buchweizen (Polygonum fagopyrum), der diesseits und jenseits der Hochalpen bis zu 3000 Fuß Meerhöhe gebaut wird.

2) Die Kartoffel, wahrscheinlich schon seit 1717, gewiß seit 1739 bei Marschlins angebaut, nimmt jetzt einen bedeutenden Theil des Ackerlandes in unserm Kanton ein. Aus dem tiefern Gelände der wärmern Thäler stieg ihr Anbau, besonders in den Hungerjahren 1771 und 1817 aufwärts in die höhern Gegenden, wo man sie früher aus Geringschätzung verschmäht hatte. Neben den Produkten der Viehzucht und den Cerealien bietet dieses ausländische Gewächs nun ein drittes Nährmittel dar, das selten ganz fehlet, und mindert dadurch die Besorgniß vor Hungersnoth, da man nicht mehr auf eine einzige Hülfsquelle oder Pflanze beschränkt ist. Die Kartoffelkultur vermindert aber auch den Bedarf fremden Getreides und anderer Lebensmittel, so daß seit 1770 bis 1804, jährlich an 6000 Malter fremdes Korn weniger als zuvor eingeführt wurden. Sie erweitert noch immer ihr Ansiedlungsgebiet, besonders durch Ansiedlung der Brienz- und Lauterbrunnen-Kartoffel. Im Engadin rückte der Kartoffelbau bis Zuz aufwärts; auf Davos und besonders im Sertig gedeiht sie bis 5700 Fuß Meerhöhe; reift im Tawetsch, bei Nufenen im Rheinwald und hintern Savien, im Durchschnitt bis zu Höhenstufen von 4500 — 5000 Fuß. In Avers und dem Oberengadin schaden ihrem Gedeihen die späten Frühlingsfröste.

3) Auch Hülsenfrüchte werden in Bünden gepflanzt, in niedern Gegenden ziemlich viel Linsen und mehrere Arten Bohnen. Allgemeiner sind die Erbsen verbreitet; in Gärten reifen sie noch im Oberengadin, Rheinwald und Tawetsch, fast so hoch eine betriebsame Hand sie in geschützten Lagen bei Dörfern anpflanzt.

d) Oelpflanzen werden um der Oelproduktion willen fast nirgends angebaut. Nur in der Herrschaft und bei Reichenau erblickt man Aecker mit Reps und die Produktion des Leinöls ist jedenfalls unbedeutend. Die Wälschnüsse, Buchnüsse und Zirbelnüsse werden ebenfalls für diesen Zweck nicht benutzt.

e) Als Spinnpflanzen haben wir den Hanf und Flachs; die Nessel wird nirgends als Spinnpflanze gebaut. Der Hanf erfreut sich einer ausgedehnten Kultur, doch wird derselbe nur in der Herrschaft und dem Hochgericht der 5 Dörfer über den eigenen Bedarf für Leinwand gezogen. Immer-

hin wird noch ziemlich viel Hanf aus Italien eingeführt. Der Flachs steigt höher in den Bergthälern aufwärts — bis Monstein auf Davos, bis in das Rheinwald, bis Sils im Oberengadin, bis Selva und Chiamut im Tawetsch.

f) Die in der übrigen Schweiz gewöhnlichen Garten- und Feldgemüse werden auch in Bünden, besonders in den tiefern Thalgegenden gepflanzt. Mehrere Kohlarten, der Mangold und die Weißrübe steigen bis in höhere Alpenthäler. Der Kabis oder Weißkohl (Brassica oleracea) ist die einzige Gemüseart, welche in der Gestalt vom Sauerkraut zum Handels- und Ausfuhrartiekel sowohl in höhere Thäler als nach Italien geworden ist. In den Gärten des hochgelegenen Oberengadins (von 5300 — 5600′) finden wir noch Spinat, Salat, Endivien, Sellerie, Scorzoneren, Petersilie, Rettige, Radieschen, weiße und gelbe Rüben, Kohlraben über und unter der Erde ꝛc. angepflanzt. Der Blumenkohl geräth vortrefflich im Rheinwald, gedeiht bei Samaden. Von Gewürzpflanzen ziehen die Engadiner noch Majoran, Ysop, Salbei, Coriander. Dagegen werden Spargeln und Artischoken nur in den wärmern Gegenden und auch hier nicht überall reichlich gebaut. Fenchel, Cichorien, Kürbis, Gurken, Lauch, Zwiebeln findet man in wärmern Gegenden mehr oder minder zahlreich, und mancher Landmann pflanzt auch etwas Taback.

g) Von Zierpflanzen in Gärten oder an öffentlichen Spaziergängen nennen wir die Italienische Pappel, die Roßkastanie, die Trauerweide, die Acacie, Platane, den Bohnenbaum als die gewöhnlichen. In Privatgärten kommen nicht viele ausländische Sträucher vor, nur in den größern Gartenanlagen bei Reichenau, Chur und Malans findet man etwas seltene Arten. Häufiger findet man ausländische Zierblumen — verschiedene Sorten Levkojen, Geranien, Nelken, Aurikeln, Cactus, Astern, Rittersporn, Hyazinthen, Robinien, Dahlien, mehrere Rosen-Arten und mancherlei andere Luxus- und Modeblumen.

h) Für die Kultur von Futterkräutern geschieht, außer dem gewöhnlichen Wiesenbau, noch sehr wenig in Graubünden. Nur im Thalgefild bei Reichenau und von da über Chur bis Maienfeld sieht man hin und wieder einige Felder mit gewöhnlichem Wiesenklee (Trifolium pratense), mit Luzerne (Medicago sativa) und Esparsette (Onobrychis). Der Schabziegerklee (Melilotus coerulea) wird hie und da in Gärten gebaut, um ihn dem gewöhnlichen Zieger zu Erhöhung des Wohlgeschmacks beizumischen. In höhern Gegenden beschränkt sich alle Sorge für Futterkräuter auf die Pflege der s. g. Blakten (rumex alpinus), welche den Schweinen zum Winterfutter in hölzernen Behältern eingemacht und in Gährung versetzt werden. Dagegen wird nicht leicht in Bünden ein Feld mit Rübenfrüchten bepflanzt, um dieselben als Viehmastung zu benutzen; nur selten werden Kartoffeln dazu gebraucht.

i) Ueber die wildwachsenden Alpenpflanzen haben früher Lucius Pol im alten Sammler (Jahrg. VI, 297) und Magister Rösch in der Alpina (II, 104) den Grund zu einer rhätischen Alpenflora gelegt. In neuester Zeit haben vorzugsweise Chirurg Tausend, Dr. Hegetschweiler, Dr. Oswald Heer und Alexander Moritzi Vollständigeres geliefert. Wichtige Beiträge könnte Hr. Hauptm. Ulysses v. Salis-Marschlins liefern. Auf den Grund, welchen Pol und Rösch gelegt, hat Hr. Alex. Moritzi einen „Catalog der Pflanzen Graubündens," sowohl aus seinen eigenen Beobachtungen als nach den zuverlässigern Angaben andrer Pflanzenforscher zusammengestellt. Nach diesem Katalog, der einstweilen nur in Manuscript besteht, stellt sich die Zahl der in Graubünden vorkommenden Pflanzen so dar:

I. wildwachsende Gefäßpflanzen
a. Dicotyledonen . . . . 989 Arten
b. Monocotyledonen . . . . 249 „
c cryptog. Monocotyledonen . . 32 „

Im Ganzen also 1270 Arten, welche in 97 Familien und 477 Gattungen vertheilt sind. Rechnet man noch hinzu

II. halbverwilderte Zierpflanzen . . 10 Arten
III. Kulturpflanzen . . . . 63 „

so hat man — ohne die Zellenpflanzen, als Moose, Pilzen und Flechten — im Ganzen 1343 Arten, und noch kann man nicht wähnen, Graubünden sey in botanischer Hinsicht hinreichend durchforscht.

k) Als die vortrefflichsten Futterkräuter der Alpen und Bergwiesen gelten unter unsern Aelplern 1) die Schmetterlingsblüthigen, d. h. alle Kleearten und Hülsengewächse — besonders Trifolium montanum, alpinum und procumbens; lotus corniculatus; Medicago lupulina und falcata; ferner mehrere Tragant-Arten — besonders Astragalus alpinus und campestris. 2) Alle Gräser, mit Ausnahme der Binsen-, Flachs- und Riedgräser; als vorzüglich Butter erzeugend das sonst harte, doch sehr beliebte steife Borstengras (Nardus stricta), von den Hirten Soppa genannt. 3) Aber die Güte des Heu's und der Weide auf den Alpen wird vorzugsweise geschätzt, nach der Menge der vorkommenden Muttern (Ligusticum Mutellina), des Alpen-Spitzwegerich (Nartago alpina), auch Adelgras oder Ritz genannt, und der Eberwarz (Carlina acaulis). Noch einige andere gelten zwar als Milch oder Butter erzeugend, doch stimmen darüber die Meinungen der Hirten nicht zusammen.

l) Schließlich nennen wir noch die Giftpflanzen so in unserm Kanton vorkommen: die Niele (Clematis vitalba L.); die Küchenschelle (Anemone pulsatilla); mehrere Hahnenfuß-Arten, als: Ranunculus acris, R. sceleratus, R. Flammula, R. Thora etc.; die grüne Nießwurz (Helleborus viridis L.); die weiße Nießwurz (Veratrum album); drei Eisenhut-Arten (Aconitum lycoctonum, A. Napellus, A. Cammarum); das Christofskraut (Actaea

spicata); zwei Zaunrüben-Arten (Bryonia alba und dioica); die Hundspetersilie (Aethusa Cynapium); den Schierling (Conium maculatum); die Rauschbeere (Empetrum nigrum); den Fieberklee (Menyanthes trifoliata); den Nachtschatten (Solanum nigrum); das Bittersüß (Solanum dulcamara); die Tollkirsche (Atropa belladonna); das Sumpfläusekraut (Pedicularis palustris); das Bilsenkraut (Hyosciamus niger L.); den Seidelbast (Daphne Mezereum); die Wolfsmilch (Euphorbia cyparissias und helioscopia); die Einbeere (Paris quadrifolia); die Herbstzeitlose (Colchycum autumnale). Seltener der rothe Fingerhut (Digitalis purpurea) und der Stechapfel (Datura stramonium). Auch die gemeine Eibe (Taxus baccata), die Seve (Juniperus sabina); der Giftlattich (Lactura virosa), der Aron (Arum maculatum), der Kirschlorbeer (Prunus laurecerasus) und noch manche übelberufene oder genauer bekannte Giftpflanze gehören hieher.

6. Thiere.

Reichhaltig und manchfach an Gattungen, Arten und Individuen ist auch das Thierleben in Graubünden. Da das Vorkommen der wilden Thiere, von denen allein wir in diesem Abschnitte sprechen, hauptsächlich durch das Geschäft der Ernährung und die Sicherheit des Aufenthaltes bestimmt wird, so ist in unserm vielgestalteten Gebirgslande eine reiche Summe von Bedingungen gegeben, alle Formen des thierischen Lebens zu herbergen, die vom Klima Oberitaliens auf die verschiedenen Wärmestufen aufwärts bis zu den ewigen Firnen des Hochgebirgs vorkommen können. Wie dann in manchen andern Beziehungen, so hat auch hierin unser Kanton den Charakter eines europäischen Mittellandes, und was das gesammte übrige Alpengebiet an Thiergattungen aufzuweisen hat, das findet sich auch hier einheimisch oder durchwandernd, denn die rhätischen Alpen sind nicht blos Scheidemauern zwischen dem nördlichen und südlichen Europa, sondern bieten auch, besonders dem wandernden Gefieder, die Uebergänge aus der einen Hälfte in die andere dar.

Da nun aber, bei aller Mannigfaltigkeit des Thierlebens unser Kanton keine Gattungen oder Arten besitzt, die ihm besonders eigenthümlich wären, so dürfen wir uns hier blos auf die Angaben beschränken, welche Thiere und wo dieselben hier vorkommen. Die eigentlichen Hausthiere übergehen wir an dieser Stelle, um sie später in der Uebersicht über Stand und Gang unsrer Oekonomie in die natürliche Verbindung zu bringen.

a. Wildlebende Säugethiere.

Raubthiere. In einem Lande, wo die Naturwilde über das Gebiet des kultivirten und bewohnten Landes bedeutend das Uebergewicht hat, ist den wilden Raubthieren noch ein weiter Spielraum gegeben, den uralten Kampf über Daseyn und Grenze mit dem Menschen und seinen Pfleglingen fortzu-

setzen. In den ganz wilden und unwegsamen Hochgegenden, wohin nur der Jäger und Alpenhirt im Sommer vordringen, oder im Dickicht zusammenhängender Waldungen auf dem Mittelgebirg lebt noch einheimisch der Landbär, der Wolf, der Luchs und Fuchs, seltener die Wildkatze und Fischotter. Der Wolf ist jetzt seltener geworden; daß er früher weit häufiger hier lebte, beweisen die noch auf dem Rathhause zu Davos aufbewahrten Wolfsgarne und die früher dort angenagelten Wolfsköpfe und Rachen, deren mehr als 30 unter dem Vordache herausgrinzten. Häufiger ist der Luchs in den höhern Waldungen, doch streift er auch bisweilen in die tiefern Thäler nieder, und bedroht hauptsächlich Schafe und Ziegen. Der Landbär ist einheimisch in Alpenwildnissen, nicht blos in dem waldigen Revier unterhalb Cernez, sondern im ganzen Zuge der rhätischen Hochalpen. Unsre Hirten behaupten, es gebe hier drei verschiedene Arten: große schwarze, große graue und kleine braune Bären. Letztere sollen bisweilen die Ameisenhaufen aufwühlen und mehr aus Lust als Heißhunger die Ziegenheerden auseinandersprengen. Bei solchen Angriffen der Wölfe, Luchse und Bären auf die Schaf- und Ziegenheerden gehen in der Regel eine größere Menge der letztern durch Sturz über jähe Felsenwände zu Grunde, als unter dem Würgerzahn des verfolgenden Raubthiers. Entweder als besondere Spielart, vom Alter, oder von der Jahreszeit gebleicht, geht die Haarfarbe des grauen Bären öfters ins silbergraue über. Ein schönes Exemplar dieser Varietät mit weißen Ohren findet sich in der sehenswerthen Sammlung des Hrn. Bovelin zu Bevers; es wurde bei Scanfs erlegt. Kaum vergeht übrigens ein Jahr, wo nicht Bären im Revier der Viehalpen streifend erblickt oder geschossen werden; auch in warmen Wintertagen, wenn der Föhn andauernd weht, wird nicht selten der Bär auf Wanderungen getroffen. Man hat viele merkwürdige Erzählungen, wie einst beherzte Männer mit Bären glücklich gekämpft oder auf abenteuerliche Weise sie erschlagen haben. — Auch der träge Dachs lebt in unserm Gebirg und richtet bisweilen in den Weingärten und Maisfeldern Schaden an.

Dem Haus- und Alpengeflügel sind die kleinen Raubthiere aus dem Wieselgeschlecht [Mustela] gefährlich, nämlich der Stein- oder Hausmarder, der Baum- oder Waldmarder, der Iltis, das große und kleine Wiesel. Das letztere wandelt sein röthlich-gelbes Sommerkleid und wird im Winter ganz weiß. Im Sommer streifen diese Thiere aufwärts in die Region der höhern Alpensträuche, um auf die Eier und Jungen des dort nistenden Geflügels Jagd zu machen.

Der Steinbock [capra ibex] ist aus den östlichen Alpen gänzlich verschwunden, und wird nur noch im Wappen des Gotteshausbundes als historische Merkwürdigkeit gefunden. Einst lebte er, wenn nicht zahlreich, doch in solcher Anzahl auf unsern Bergen, daß Erzherzog Ferdinand von Oestreich unterm

14. Okt. 1574 an seinen Vogt Georg von Marmels, auf der Veste Castels, das Verlangen stellte, ihm zwei lebendige Steinböcke für seinen Thiergarten [in Inspruck] zu senden; auch früher habe er solche von des Vogts Vorfahren aus Bünden erhalten. Bis zur Mitte des 17. Jahrh. lebte dieses unschädliche Alpenthier in den Gebirgen um den Adula, Septmer, Bernina und im Bergell. Junge Steinböcke waren zähmbar und gingen mit Ziegenheerden auf die Weide, bis der Höhensinn in ihnen erwachte und sie — wie bei den jungen Gemsen geschieht — in das wilde Reich der freien Alpenluft trieb. Die eigentliche Ausrottung scheint erfolgt zu seyn, als der Gebrauch des Feuergewehrs allgemein wurde; selbst die scharfen Jagdverbote von 1612 und 1633, welche durch Geldbußen und körperliche Strafen die Ausrottung dieses ganz unschädlichen Thieres verhüten sollten, konnten es sogar in den wildesten Gebirgshöhen nicht schützen. Es hat überhaupt die Ansicht Vieles für sich, daß der Steinbock ursprünglich für die höchsten Berggegenden nicht geschaffen war. Wahrscheinlich lebte er anfänglich nur in den mittlern Stufen des Alpengebirgs und ist deshalb, als er vom Menschen auf die rauhen Höhen verdrängt wurde, der wilden Natur, wo sich bis jetzt die Gemse halten konnte, unterlegen.

Die Gemse weidet noch zahlreich in allen höhern Alpen gegenden, und die Jagd auf sie ist noch immer die mühsame, oft gefahrvolle Liebhaberei geübter Bergjäger.

Hirsche und Rehe sind nicht einheimisch in Bünden, sondern besuchen nur als Ueberläufer aus dem Tyrol und Fürstenthum Lichtenstein die dort angrenzenden Thäler — das Münsterthal und Unterengadin, seltener die Herrschaft und das vordere Prättigau. Eben dahin flüchtete früher auch bisweilen ein wildes Schwein, doch in neuern Zeiten ist kein Fall der Art bekannt.

Aus der Familie der Nagethiere weidet noch häufig in den Hochgegenden das Murmelthier; es wird in Steinfallen gefangen, geschossen oder im Herbst aus seiner Winterkammer herausgegraben. Unter den Mäusen, deren hier lebendes Völklein noch wenig untersucht wurde, würde der Naturforscher auf manche Seltenheit stoßen. An Ratten, Haus- und Feldmäusen ist kein Mangel. Die kleine Feldmaus [Hypudaeus arvalis] vermehrt sich bisweilen, wie 1828 im Oberengadin, zu solcher Menge, daß sie weitgreifende Verwüstungen anrichtet. Die Spizmaus [worunter Forex leucodon], Haselmäuse [Muscardinus], die mus oeconomus und andere dieses Geschlechts werden hier gefunden. Von den Fledermäusen nennen wir den Murinus auritus und ferrum equinum; die Maulwürfe durchwühlen Gärten und Wiesen, unter ihnen auch die silbergraue Varietät. Der Igel scheint nicht zahlreich hier zu leben; desto häufiger die Eichhörnchen — rothe und schwarze, in allen Wäldern bis zu den höchsten, wo sie vorzugsweise den Arvennüssen nachstellen. Der gemeine Hase lebt in Wäldern. Der graue Berghase [lepus variabilis] bewohnt fast das ganze Jahr

hindurch, ziemlich zahlreich noch in Bünden die höhern Alpengegenden über dem Holzwuchs, und weicht nur vor den schwersten Schneelasten. Bis auf die Ohren ist sein Winterkleid ganz weiß.

b. Vögel.

(Von Thomas Conrado von Baldenstein.)

Wir begleiten den Ornithologen, zur schönen Jahreszeit, durch die graubündnerischen Thäler. Er bemerkt am frühen Morgen schon beim Verlassen des wirthlichen Daches das Zirpen des lästigen Sperlings [Fr. domestica], das freudige Zwitschern der Hir. rustica und urbica, das kurze Lied der S. Tithys vom Giebel und das Girren der Hir. apus aus der Luft herab. Vom Weinberge her tönt der Ruf des, nun selten gewordenen, Rebhuhns [Perdix cinerea] und beim Durchwandern der nahen Baumgärten zeigen sich unsern Blicken, unter vier Meisenarten, welche thätig die Zweige der Fruchtbäume durchsuchen, die Certhia familiaris und silda cæsia, kletternd an ihrer Rinde, während in deren Höhlungen der giekende Wendehals [Junx torquilla], die S. Phænicurus, der schwarzrückige Fliegenfänger [musc. luctuosa] und selbst der Staar [sturnus vulgaris] nisten. Hinausgetreten ins freie Feld vernehmen wir, über grünender Saat, das getrillerte Lied der Feldlerche [al. arvensis], wohl auch der nemorosa und vom einzelnen Baume die piepende Baumlerche [anth. arboreus]. Zum muntern Dreischlag der Wachtel *) [Tet. coturnix] erreicht unser Ohr der monotone Ruf des Wiesenschnarrers [Ral. crex] und geschäftig durchflattert die Elster [corv. Pica] die Felder, während auf Blumen der Wiese sich S. rubicola über ihrem Neste schaukelt und der komische Würger [Lan. spinitorquus] vom Gipfel eines Busches äfft. Rechts aus dunkelm Gebüsch tönt zärtlich und klagend der Schlag der seltenen Nachtigall [S. Luscinia], mit ihr wetteifern vergebens zur Linken in blühenden Hecken die S. hippotais, atricapilla, hortemis, cinerea und rubecula. Nur selten nistet am Bach das niedliche Blaukelchen [S. cyanecula], am Rieth der Sumpffänger [S. palustris], aber vier Arten niedlicher Laubsänger umflattern leicht die schattenden Blätter und athmen dazu ihren feinen Gesang, während überall der Buchfink [Fring. coelebs] seinen hellen Schlag ertönen läßt, seltener der schöne Stieglitz [F. carduelis], der Grünfink [Lox chloris], der Kernbeisser [Lox coccothraustes], der Girlitz [Lox serinus], der Hänfling und Feldspatz [Fring. cannabina et montana]. Kukuke [Cuc. canorus] durchziehn sperberartig die Haine und aus Feldhölzern tönen uns entgegen die Stimmen des Wiedehopfs [Upupa epops] und der zärtlichen Turteltaube [col. turtus]; uns umgiebt dann das rasche Treiben der Spechte Picus viridis, viridi-canus; major und minor; das Gekrächze des Hähers [corv. glandarius]; wir hören den grauen Fliegenfänger [musc. grisola], die Am-

*) Ehemals im Oberengadin so häufig, daß sie dem fortrückenden Mäher nicht wichen; jetzt dort selten.

mern, als: Emb. citrinella, hortulana, cia und cirlus sogar zuweilen: aber dieser Vögel Gesänge übertönen die geflöteten Strophen der Turdus merula et viscivorus, selten der Ruf des goldenen Pirols [Oriolus galbula]. Untersuchten wir hier die Höhlungen der Laubbäume, so würden wir finden die lichtscheuen Strix aluco et scops, auch zuweilen plattgedrückt auf grauem Ast den ihm ähnlichen Caprimulgus europæus. Wir sind weiter gewandert und befinden uns am Ufer des Flusses. Weiße und gelbe Bachstelzen [mot. alba et flara] fliehen vor unsern Tritten; klagend kreist über uns der besorgte Strandläufer [Tringa cinclus], und eilig schlüpft der Wasserstaar [Stur. cinclus] am Geklüfte, unter fallendem Wasser ins moosige Nest. Drüben gehts aufwärts, vorbei am alten verwitterten Schloß. Die gesuchte Felsenschwalbe [Hir. rupestris] umkreiset behaglich das düstre Gemäuer, und aus erhabener Oeffnung entfernt sich Falco tinunculus im röthlichen Kleide.

Das Thal liegt nun unter uns und wir haben die Waldregion betreten. Schon sind verstummt die Genossen der Nacht: Strix Bubo, otus, Dasypus et pygmæa. Der Schwarzspecht [Picus martius] schlägt an dürre Stämme, flüchtet dann rasch, mit lautem Geschrei über die Wipfel der Tannen. Der seltene dreizehigte Specht [Picus tridactylus] klettert unscheu an der rauhen Rinde empor, und vom junggrünen Lärchbaum herab läßt sich das Kruksen der Ringeltaube [Columba palumbus] vernehmen. Gimpel [Lox. pyrrhula] und Gesellschaften von Kreuzschnäbeln [Lox. curvirostra] in rothem Gefieder beleben die Tannen. Das Goldhähnchen [S. regulus] baut hier aus Taunmoos und Flechten sein schwebend Nestchen am Zweige der Tanne; in der Höhlung unter ihrer Wurzel die S. Troglodytes, und verborgen im dichten Gezweige kleiner Tannbüsche die S. modularis. Selten durchtönt mehr das Gekoller des Urhahns [Tetrao Urogallus], das Dunkel der Waldungen, aber verborgen unter gefallenen Bäumen lebt hier das Haselhuhn [Tetrao Bonasia] ein heimliches Leben, denn feindlich pfeifen umher Falco palumbarius, nisus, die Buteones sammt dem Bergraben [Corvus corax] und seinen Verwandten. Auch der Nußbrecher [Corvus caryocatactes] krächzt aus der Höhe herab und ehe wir ins Freie der Bergwiese treten, hören wir die muntern Töne des Zeisigs [Fr. Spinus], des Zitronenfinken [Fr. citrinella], der Sylvia garrula; die stärkere des Turdus musicus und Torquatus; die der Hauben-, Tann- und Bergmönchsmeisen [Parus cristatus, ater et cinereus montanus]. In Bergthälern nistet die seltene rothschnäblige Krähe [Corvus gracculus] paarweise in den Thürmen der Kirchen. Der Hirt findet zuweilen das Nest der Waldschnepfe [Scolopax rusticola], und lieblich tönt von Steinblöcken hoher Halden das Lied der seltenen Steindrossel [Turdus saxatilis], von wo aus auch das Steinhuhn [Perdix saxatilis] seine starken Töne herabschäkert. Wir sind nun im obersten Kranze der Waldregion, und hier stoßen wir auf das flüchtige Waldhuhn [Tetrao Tetrix]. Geschützt von den niedern Sträuchern der Alpröschen entgeht es dem laurenden Blicke des Adlers [Aquila fulva].

Steigen wir endlich über die Holzregion hinauf, so vereinzeln sich zwar die Arten gefiederter Bewohner in diesen rauhen Gegenden luftiger Berggipfel, aber wir treffen ihrer doch noch mehrere an, als: die Steinschmätzer [Saxicola oenanthe] unter herabgerollten Steinblöcken und den muntern Fluevogel [Accentor alpinus]. Hier schwirrt noch der Alpensegler [Hir. melba] um die kahlen Felsen, und in ihren Löchern nistet der seltene Schneefink [Fring. nivalis]; auch das Heer der Schneekrähen [Corvus Pyrrhocorax] vermehrt sich in ihren unersteiglichen Klüften, und lüftenden Flügels klettert der zierliche Mauerläufer [Certhia muraria] an den schroffen Wänden umher. Der Bergpieper [Anthus montanus] nistet hier bei Alpenrosen in der Erde Vertiefung, und neben grauem Gestein erzieht das unscheue Schneehuhn [Tetrao lagopus] seine Jungen. Es trotzt der erstarrendsten Kälte des Winters und weicht nicht aus seinen Revieren, wenn alles nur Schneefeld ist. Ueber Allen aber kreiset dort mit forschendem Blick in die Tiefen der König der Alpenvögel — der gesuchte Bartgeier [Gypaëtos barbatus], gefürchtet von Allen.

Wir haben nun drei Regionen, die untere, mittlere und oberste durchwandert und ungefähr alle Vogelarten beobachtet, die in denselben regelmäßig alljährlich brüten. Noch giebt es drei Arten, deren wir erwähnen müssen, nämlich: des Storchs [Cic. alba], welcher einzig noch bei Zizers vorkommt, dann der seltenen Blaudrossel [Turd. cyanus] und des weißhälsigen Fliegenfängers [musc. albicollis], welche beide letztern nur an der äußersten Gränze gegen das wärmere Italien brüten.

Seltene, ja zuweilen unerklärliche Erscheinungen von nicht einheimischen Vögeln, während der schönen Jahreszeit, giebt es bei uns manche, welche weitläuftiger zu behandeln der Raum mangelt. Unter diese gehören z. B. der Eisvogel [Alcedo ispida], Enten, als: Anas boschas, querquedula, crecca, der Säbelschnäbler, Schnepfen, Raubvögel u. s. w.

So wie im Herbst fast alle unsre einheimischen Vögelarten ganz oder theilweise, nach Beseitigung des Fortpflanzungsgeschäfts allmälig die Heimath verlassen, um in mehr oder minder entfernten Gegenden unter einem mildern Himmelsstriche den Winter zu verleben, langen bei uns Fremdlinge aus vielen nördlichern Ländern an und benutzen unsre Thäler zum Weiterzuge auf ihren Auswanderungen. Wir sehen dann Flüge von deutschen Krähengattungen, Hollands Kiebitze [Tr. vanellus] und Regenpfeifer; Schaaren verschiedenartiger Enten; Züge von Gänsen und Tauchergänse, selbst seltene Taucher aus dem Eismeere; Trupps Krametsvögel [Turd. pilaris] aus Schwedens Wäldern; zu Zeiten die Seidenschwänze Lieflands [amp. garrulus] und Heerden von Leinfinken [Fr. linaria]; Schnepfen, Sumpf-, Raub- und Singvögel vieler Gattungen u. s. w. Ob jedoch viele oder wenige dieser Vögel auf ihrem Zuge uns zu Gesichte kommen, hängt gar sehr von Umständen, von der Witterung und dem Luftzuge zur Zeit der Wanderung ab, welche die Vögel bestimmen, bei Nacht oder bei Tag, hoch über unsern Bergen oder tiefer an denselben vorbei zu

ziehen; sich hie und da aufzuhalten oder rastlos ihren Weg fortzusetzen. — (Bis hieher Th. Conr. v. Baldenstein).

Betrübend ist die Wahrnehmung, daß im Allgemeinen die Menge der Vögel, besonders aber die Singvögel, sich in unserm Lande vermindern. Die Ursache dieser Abnahme darf man weniger in der freien Jagd, oder in der fortschreitenden Verwilderung des Alpenlandes, als vielmehr in dem mehr und mehr geübten Vogelfang in Italien suchen. Dadurch geschieht, daß das Luft-, Wald- und Wassergeflügel des nördlichen Europa's auf seinen Herbstzügen nach den wärmern Himmelsstrichen, in unzähligen Fanganstalten seinen Untergang findet. Im Tessin, Cleven und Veltlin lauern Schuß und Garn auf die Wandrer. Schon im August werden in der ganzen obern Lombardie, von Piemont bis Brescia, die Roccoli oder Spannnetze, eine Menge Zugnetze, Sacknetze und Lokvögel ausgestellt; nebenbei wird der Fang mit Vogelleim und dem Käuzchen allgemein geübt; der Vorstehhund lauert an allen Flüssen und Seen auf das wandernde Wassergefieder, und die Angel zieht heimtückisch eine Menge Enten ins Verderben. Wenn an Einem Oktobertage in einem einzigen Roccolo bisweilen bei 1500 kleinere Vögel gefangen werden: wie viele hunderttausende die Herbstmonate hindurch!

c. Amphibien und Fische.

1) Die Klasse der Amphibien hat bei uns ihren Beobachter noch nicht gefunden, daher wir eine vollständige Uebersicht nicht einmal annähernd darbieten können.

Das Froschgeschlecht ist zahlreich in allen Sümpfen und Pfützen. Die 6 gewöhnlichen Arten 1. die Kröte, 2. die Feuerkröte, 3. die Hausunke, 4. der braune Grasfrosch, 5. der graue Wasserfrosch, 6. der Laubfrosch — leben im Thalland zwischen Chur und Maienfeld.

Vom Geschlecht der Eidechsen haben wir hier die gemeine Eidechse und die salamanderartigen Reptilien, der Molche — den Wassermolch und Erdmolch.

Vom Geschlecht der schleichenden Amphibien oder Schlangen haben wir sowohl Blindschleichen, als die eigentlichen Schlangen — nämlich Vipern oder Ottern und Nattern. In mehrern Hochgegenden leben Schlangen mit bösartigem Biß, wahrscheinlich die s. g. Kupferschlange oder schwarze Viper [Coluber berus], die auf dem Maloja, in Stalla, Avers, bei Filisur und auch in tiefern Gegenden gefunden wird. Doch ist über diese ganze Thierklasse noch das Meiste im Dunkeln, und beim Landmann erhalten sich noch mancherlei Sagen von Schlangen, die durch Größe und Giftblick für den Menschen schreckhaft seyn sollen.

2) Fische. Unsere Gewässer, sowohl Bäche, Flüsse als Seen, sind nicht arm an Fischen, doch enthalten sie nur wenige Gattungen. In ältern Zeiten scheint diese Bevölkerung unsrer Gewässer zahlreicher gewesen und unter die wichtigen Produkte mancher Landschaft gerechnet worden zu seyn. Dieß ersieht

man aus alten Lehensbriefen und Bestimmungen der Herrschaftsrechte über Fischenzen und Abgaben an die weltlichen und geistlichen Großen. Damals war die Fischerei ein Regal, und indem die Kirche ihre strengen Fastengebote erließ, munterte sie zugleich auf, die Erhaltung und Vervielfältigung dieses Landesprodukts, so wie die Ansiedlung schmackhafterer Arten zu einem Gegenstand ernster Aufmerksamkeit zu machen. Von mehrern Seen und Bächen weiß man, [auf dem Bernina, Septmer, in St. Antönien und anderswo], daß dort einheimische oder fremde Arten angesiedelt werden sollten, wie Leckerhaftigkeit oder Bedürfniß es geboten. In der Hinsicht hat die Reformation eine Veränderung herbeigeführt; inzwischen ist auch die Erscheinung nicht zu verkennen, daß aus physischen Gründen allmälig ganze Gattungen und Arten aus den höhern Gegenden sich in tiefere Gewässer zurückgezogen, oder in der Menge ihrer Individuen, wo sie einst zahlreich lebten oder wandernd erschienen, sich vermindert haben. Mehr noch schadete die Freigebung des Fischfangs in Folge der demokratischen Freiheit, der gemäß jeder Bürger oder Einwohner nach Belieben genießt, was die Natur freiwillig darbietet. Seitdem ist auch die kunstgemäße Fischerei, besonders in den Flüssen, ganz verschwunden, und nur über einige Gewässer bestehen noch beschränkende Pacht- oder Eigenthumsverhältnisse, welche der Willkühr einigermaßen Schranken setzen. So ist in mehrern Flüssen und Seen der Fischfang mit der Angel jedem Einwohner erlaubt, der Gebrauch der Netze aber nur den Pächtern gestattet; auch die Vorsorge für angrenzende Wiesen machte die Bestimmungen nöthig, daß in gewissen Monaten dort nicht gefischt werden darf.

Unter den in bündnerischen Gewässern vorkommenden Gattungen und Arten verdienen die erste Stelle:

a. Die Gold- und Silberforellen [Salmo fario], fast in allen Bergseen, Flüssen und Bächen, an Zartheit und Schmackhaftigkeit der beste Fisch unsres Landes. Sie erreichen eine Schwere von 8—10 Pfunden. Im Cavloccier-See lebt zahlreich die vortreffliche Rothforelle [Salmo alpinus]. Was die im Silsersee lebende Varietät betrifft, dort Schilds genannt, welche im Sommer silberfarb, im Winter dunkler seyn sollen, deren Schwere angeblich bis auf 45 Pfund ansteigt, darüber wissen wir so wenig als Hartmann in seiner Ichthyologie, Aufschluß zu geben. Die Lachsforelle [Salmo trutta] findet sich in der Lanquart und dem Rhein bis gen Splügen aufwärts, von Gewicht 3 bis 12 Pfund schwer. Die Grundforelle [Salmo lacustris], hier Rheinlanke oder Illanke genannt, streicht im Frühling aus den Gewässern des Bodensees, dem sie eigenthümlich zu seyn scheint, in die Ill, die Lanquart und den Oberrhein bis Ilanz und Trons, wo sie bisweilen zu 14 bis 18 Pfund schwer gefangen wird. Das Rötheli [S. savelinus] ist wohl nur eine Varietät der Rothforelle. Die Aesche [S. Thymallus] findet sich häufig im Inn bei Fettan und Lavin. Früher soll sie dort ganz unbekannt gewesen, plötzlich in Menge den Inn herauf gekommen seyn und sich bis Steinsberg angesiedelt haben. Bei ihrem

Erscheinen sollen die gewöhnlichen Forellen, welche sonst in Menge dort lebten, gewichen seyn.

Von der Familie der Karpfen [Cyprinus] finden sich mehrere Arten in den bündnerischen Gewässern. Im Rhein zwischen Fläsch und Reichenau leben die gemeine Karpfe [C. carpio], die Barbe [C. barba], die Ellritze [C. phoxinus], die Nase [C. nasus]. Die drei letztern Arten werden in der Volkssprache unter dem gemeinschaftlichen Namen Bammeli bezeichnet; sie kommen auch häufig in höhern Alpenseen vor. Der Ukelei [C. alburnus] und der Lauben [C. leuciscus] werden beide aufgeführt, scheinen aber in den Angaben öfters mit einander verwechselt zu werden. Ehemals wurden in den Teichen von Marschlins auch die Spiegelkarpfe [C. macrolepidotus], die Schleihe [C. Tinca] und der Aal [muraena anguilla] gehalten.

Aus der Hechtfamilie zeigt sich der Flußhecht [Esox lucius] im Rhein, doch nicht zahlreich; soll auch von schmackhafter Qualität im Trinser- und Laxer-See leben.

Aus der Familie der Schellfische bevölkert die Quappe oder Aalraupe [Gadus lota], hier Trüsche oder Trüllen genannt, den Schwarzensee auf Davos, dort vorherrschend und von vortrefflicher Qualität. Sie lebt auch im St. Moritzer-See; daß sie aber daselbst eine Schwere von 18 Pfunden erreiche, ist wohl eine Fabel.

Aus der Familie der Grundeln findet man sehr häufig im Rhein und seinen Nebenflüssen, auch in Mühlbächen unter Steinen, den Kaulkopf [Cottus gobio].

Ob außer den aufgeführten Familien und Arten noch andere in bündnerischen Gewässern leben oder dahin streifen, ist uns unbekannt. Wahrscheinlich steigt die Alse [Clupea alosa] aus dem Langensee in das Gewässer der Moesa.

d. Wirbellose Thiere.

Aus dieser Gruppe, die so zahlreich an Gattungen, Arten und Individuen in der Schweiz auftritt, heben wir nur diejenigen Klassen hervor, worüber die Beobachtungen und Vorarbeiten in Bezug auf Bünden soweit vervollständigt worden, daß mit einiger Zuverlässigkeit eine Uebersicht gegeben werden kann.

Ueber die Klasse der Mollusken oder Schnecken [Mollusca], die Krustenthiere [Crustacea], die Spinnenartigen Thiere [Arachnoïdea], die Würmer [Vermes] fehlen noch alle Vorarbeiten. Sie alle kommen in einzelnen Gattungen und Arten mehr oder minder zahlreich in Bünden vor. Die Schnecken, welche bei uns in Menge gesammelt und aufgezogen werden, haben bis jetzt nur die Theilnahme derjenigen auf sich gelenkt, welche sie verspeisen oder damit Handel treiben.

Aus der Klasse der Krustenthiere leben bei uns in Menge die Asseln [Isopoda], minder häufig der Flußkrebs

und nur in sanftrinnenden und lautern Bächen, auch in Seen und Fischweihern. Die gewöhnlichen Geschlechte der Spinnenartigen Thiere finden sich hier. Unter ihnen der Scorpion [Scorpio europaeus] als ein scheues, wenig gefürchtetes Thier, in Mauern und bisweilen in angefaulten Kastanienbäumen, doch auch in Häusern sowohl im untern Misocco als im Bergell. Von den Würmern ist vorzugsweise der Bandwurm zu nennen, weil er hier häufig die Ursache menschlicher Krankheiten ist. Ueber die Insekten geben wir folgende Uebersicht, welche Hr. Dr. Oswald Heer für dieses Büchlein eigends bearbeitete.

Die Insektenwelt.

Zwar bedingt die Pflanzenwelt durch die Masse, mit welcher sie uns entgegentritt, wie durch die Unveränderlichkeit ihres Wohnorts gar viel mehr die Physiognomie eines Landes, als die vorübereilenden, umherschwärmenden Thiere, die nie auf lange Zeit unsere Sinne zu fesseln vermögen. Da indessen die Insekten ebenfalls in einer sehr großen Menge von Individuen und Arten auftreten, tragen sie durch ihr buntes Gewimmel zum Totaleindrucke, den eine Gegend auf unser Gemüth macht, dennoch ein bedeutendes bei.

Die verschiedenen Bodenarten und Klimate sind mit dem Reichthum der Flora, dieser Thierform in Bünden sehr günstig, daher demjenigen, dessen Sinne sich für Betrachtung dieser wunderbaren Thierwelt aufgeschlossen haben, die mannichfaltigsten Formen begegnen, von denen wir hier einige der wichtigern aufführen wollen.

1. Käfer.

Diese haben durch alle Regionen hinsichtlich der Arten und Individuenzahl das Uebergewicht; da aber eine so große Masse an verborgenen Orten lebt, die meisten auch sehr klein sind, fallen sie dem oberflächlichen Beobachter weniger in die Augen, als manche der übrigen Gruppen.

Die tiefern Regionen besitzen mehr Käfer als phanerogamische Pflanzen, die Alpen dagegen viel weniger und schon in den subnivalen Regionen sind sie bis auf wenige Arten verschwunden. Dennoch nimmt ihr Verhältniß, mit den übrigen Insektenordnungen verglichen, nach der Höhe zu, so daß sie z. B. in der Alpinen Region, den übrigen Ordnungen gegenüber, weit mehr Arten und Individuen besitzen, als in der collinen und montanen.

In den tiefern Regionen treten die Rüsselkäfer der Artenzahl nach am stärksten hervor; sie kriechen massenweise auf Kräutern und Gebüschen herum, deren Stengel, Blätter, Blumen und Früchte sie benagen. Arten der Gattungen Ceutorhynchus, Erirhinus, Phyllobius, Polydrusus, Sitona, Apion begegnen uns am öftersten. Häufig bemerken wir in ihrer Gesellschaft die Blattkäfer, die durch ihre herrlichen Farben nicht wenig das Auge erfreuen, besonders durch die

eigentlichen Chrysomelen, häufig sind aber auch die Halticen und Galerucen.

Während diese beiden Familien nur von Pflanzen leben, suchen dagegen die Raub- und Laubkäfer [Micropteren und Caraboden] sich andrer Thierchen zu bemeistern, um ihr Fleisch und Blut zu genießen. Von diesen beiden Familien begegnen uns tiefer unten besonders die Gattungen Carabus, Calathus, Agonum, Poecilus, Omaseus, Platysma, Abax, Amara, Harpalus, Staphylinus, Oxytelus, Paederus, Aleochara, Tachyporus, Tachinus, Omalium.

Rüssel-, Raub-, Lauf-, Blattkäfer sind die vier artenreichsten Familien, die wohl die Hälfte aller Käfer ausmachen mögen.

Nicht unbedeutend ist aber auch die Familie der Aaskäfer, welche die todten Thiere zu verscharren sich bemühen; diejenige der Elateriden, welche aus der Gattung Elater in einer Masse von Arten und Individuen sich entfaltet hat; diejenige der Blätterhörner, von denen einige in solcher Individuenmasse auftreten, daß sie leicht diese Familie hinsichtlich der Masse am meisten hervortreten lassen; die einen, wie besonders die Laubkäfer, Anisophen, Anomalen, finden wir auf Gebüschen und Bäumen, die andern [Aphodien und Geotrupes] in denjenigen Stoffen, welche die höheren Thiere als unbrauchbar für ihren Organismus von sich geworfen haben.

Durch Individuenzahl zeichnen sich auch die Xylophagen aus, welche besonders durch die Gattung Bostrichus den Nadelhölzern oft großen Schaden zufügen; diesen noch verderblicher wären die Borkkäfer, wenn sie in mehr Arten und besonders in mehr Individuen auftreten würden.

Etwas anders sind die Verhältnisse in höheren, besonders alpinischen Regionen. Während nämlich tiefer unten die Pflanzenfresser weit über die Raubthiere vorherrschen, überwiegen hier oben die letzteren. Lauf- und Raubkäfer [Caraboden und Micropteren] sind hier die beiden wichtigsten Familien geworden, die zusammen in der Alpinen-Region die Hälfte aller Käfer ausmachen; erstere haben auch hinsichtlich der Individuenzahl weitaus das Maximum, während letztere in dieser Beziehung von den Rüsselkäfern [der Artenzahl nach die dritte Familie], übertroffen werden. Auf diese folgen der Artenzahl nach die Blattkäfer und dann die Blätterhörner. Die wichtigsten Käfergattungen der Alpenregion sind: Nebria, Pterostichus, Carabus, Calathus, Amara, Bembidium — Staphylinus, Aleochora, Antophagus — Aphodius — Elater — Otiorhynchus, Chrysomela *).

*) Ich habe in meiner Abhandlung: Geographische Verbreitung der Käfer in den Schweizeralpen [in den Mittheilungen von Fröbel und Heer I. p. 153] 105 Käferarten als in der Alpinen-Region Bündens, im Sommer 1833 von mir gefunden, aufgeführt. Während meiner Reisen im Sommer 1834 und 1835 hat sich die

Hinsichtlich der Verbreitung finden wir auch hier wieder genau dieselbe Erscheinung wie in der Pflanzenwelt. Manche Arten kommen überall in den rhätischen Alpen, in mehr oder weniger großer Menge vor, welche den nördlichen Alpen fehlen, wie z. B. Cimindis punctata B., Carabus depressus B., Nebria Gyllenhalii Sch., Pterostichus Jurinei Pz., Metallites amoenus Gm, Helops alpinus n, Phyllobius alpinus n., Argutor unctulatus Cr.; andere ebenso charakteristische finden sich nur hier und da in einzelnen Individuen, wie Cicindela chloris Dej., Telephorus pilosus Pk., Teleph. Lividipennis M., Nebria Jokischii St. und mehrere neue Arten.

Manche bemerkte ich bis jetzt nur in den westlichen Alpen, wie den Cychrus cordicollis Chaud., Harpalus laticornis M, Nebria Chevrierii n.; andere dagegen nur in den südöstlichen, nur im Engadin, wie Clivina arctica Sch., Elater melancholicus F., Leistus nitidus Dft., Bostrichus cembrae nob. *), Pachyta strigata F. und besonders den Cychrus Bovelinii nob. **).

Bemerkenswerth ist, daß Bünden mehr Arten mit Lappland gemeinschaftlich hat, als die nördlichen Alpen; so Clivina arctica, Nebria Gyllenhalii, Elater melancholicus, Cimindis punctata, angularis Gyll.

2. Schmetterlinge.

Zwar zeigen diese bei weitem nicht die Mannigfaltigkeit der Formen, wie die Käfer, doch fallen sie ihrer großen Flü-

---

Zahl mehr als verdoppelt, indem ich aus der Region von 5500 bis 7000′ über M. nun 224 Arten kenne, von denen 51 Arten noch nicht beschrieben sind. Bemerkenswerth ist, daß die Zahlenverhältnisse der wichtigern Familien dieselben geblieben sind. So verhalten sich nach meinen jetzigen Materialien die Caraboden, Micropteren, Rynchophoren, Cyclicen und Lamellicornen zu der Gesammtzahl wie 0,783 zu 1; die Caraboden und Micropteren zur Gesammtzahl wie 0,516 zu 1; die Cyclicen bilden ebenfalls wieder $1/_{11}$ und nur allein die Micropteren treten nun mehr hervor, so daß sie nun fast dieselbe Stelle einnehmen, wie in den Glarner Alpen. Die rhätischen Alpen unterscheiden sich von den glarner Alpen vorzüglich durch das schwächere Auftreten der Blattkäfer und Blätterhörner, wie durch das stärkere Hervortreten der Rüsselkäfer.
[Heer.]

*) Diesen den Arven schädlichen Borkenkäfer habe beschrieben und abgebildet in meinen Observationes entomologicae Tur. 1836.

**) Diesen interessantesten Käfer Bündens habe ich zu Ehren des Herrn Apotheker Bovelin, dessen Freundschaft mir Bevers im Oberengadin so lieb wie einen Heimathsort gemacht hat, so benannt.

gel, wie bunten Farben wegen uns sehr in die Augen. In den tiefern Regionen Bündens mögen gegen 600 Arten dieser flüchtigen Thierchen die Blumen umflattern, welche besonders zu den Gattungen Pieni, Colias, Palyoniatus, Argynnis, Vanessa, Hipparchia, Zygaena, Bombyx *), Noctua, Tinea gehören.

In den höheren Regionen nehmen die sogenannten Nachtvögel [Noctuen, Bombyces] bedeutend ab, dafür begegnen uns eine Menge von Tagschmetterlingen, besonders von braunen Hipparchien, die oft in nicht geringer Zahl die schönen Blumen umschwärmen; besonders häufig ist Hipp. Tyndarus, Melampus; auch Alecto und Pitho, und an sonnigen Alpenkämmen der Manto; nicht selten begegnen uns aber auch der Parnassius, Delius Esp.; Pieni Calidice; Melitaea, Cynthia, Niobe; Zygoena exulans Als seltenere bündnerische Schmetterlinge können genannt werden: die Argynnis, Thore, Sphinx nerii, Euprepia matronula, Catocala fraxini, Noctua depuncta, Plusia ain etc. Als Bünden eigenthümlich können nur die von Hrn. Escher-Zollikofer zwischen Trons und Disentis entdeckten Hipparchia Styx, Esch. und die von Amstein, Vater, zuerst aufgefundene Euprepia flavia Esp. [virgo H.] genannt werden. Die höchst seltene und prachtvolle Polia celsia L., welche man bis jetzt immer als Schweden eigenthümlich ansah, hat Hr. Pfarrer Eisenring bei Pfevers, also an der bündnerischen Grenze entdeckt **).

3. Immen [Hymenoptera].

Diese sonderbaren Thiere, welche uns die aller merkwürdigsten Kunsttriebe zeigen, treiben sich in den tiefern Regionen Bündens in großer Menge in den Lüften herum. Emsig sammeln da die Hummeln und Bienen den Nektar der Blüthen, während die Wespenarten die Früchte benagen oder andere Thierchen ums Leben zu bringen suchen; hier arbeiten eine Menge von Ameisenarten an ihren künstlichen Bauten, während dort die Holzwespen [Sirex] Löcher ins Holz hineinsägen um ihre Eier darin zu versorgen; dort verfolgen die zahlreichen Ichneumoniden das hülflose Larvengeschlecht, um in ihrem lebendigen Leibe ihre Eier zu versorgen, während hier zum selben Zwecke die Grabwespen ihre Höhlen bauen, um darin die gemordeten Thiere aufzubewahren.

Doch schon in der Alpinen-Region bemerken wir von diesem Leben und Treiben dieser Thierchen nur wenig mehr; am öftersten noch hören wir das muntere Gesumse der Hummeln,

---

*) Die Zucht des Seidenwurms [Bombyx Mori] ist im Fortschreiten. (Der Herausg.)

**) Obenerwähnte Polia celsia ist wirklich bündnerisch. Sie flog einst zu Zizers am Abend dem Lichte nach in ein Wohnzimmer und ist in Amsteins Sammlung. Pf. Eisenring benutzte jenes Exemplar zum Abbilden.
(Der Herausg.)

welche zuweilen bis über 7000′ über M. hinauffliegen; in selber Höhe bemerken wir hier und da auch noch einzelne Tenthredines, wie auch Haufen emsiger Ameisen, die noch in bedeutenden Höhen ihren Wohnsitz aufschlagen.

Die Hausbiene wird hier und da gepflegt, doch bei weitem nicht mit der Sorgfalt, wie sie es wohl verdiente. Würden die Bewohner der höheren Regionen mit denen der tieferen zusammen Bienen halten, dieselben in den mildern Thälern überwintern und im Juni in die höheren herauftragen, so könnte die Bienenzucht ein nützlicher Erwerbszweig werden, da der Honig, den die Bienen in höheren Regionen aus den Blüthen der Alpenpflanzen sammeln, von vortrefflichem Geschmack ist. Der Honig des Tawetscherthales ist ganz demjenigen von Chamouni an die Seite zu setzen, hat auch wie dieser eine sehr schöne weiße Farbe.

4. Fliegen *).

Die fade Sippschaft der Fliegen ist durch einige ihrer Glieder dem Menschen in allen Regionen gefolgt, in denen er sich angesiedelt; die Hausfliegen wie die Flöhe verfolgen ihn in den Alpen wie in der Tiefe der Thäler, obschon sonst die Alpen im Verhältniß zur großen Masse von Arten, welche in tiefern Regionen leben, eben nicht reich an dieser Thierform genannt werden können.

In einer großen Masse von Arten haben sich in tiefern Regionen besonders die Gattungen Tachina, Anthomya, Syrphus, Empis, Dolychopus und Agromyza entfaltet, doch durchziehen diese nicht mit solchen Haufen gesellig beisammen lebender Individuen die Lüfte, wie die Chironomi und Culices; reich sind auch die Gattungen Tabanus und Tropicus.

In den Alpen sind die muntern aber lästigen Reigen der Mücken verschwunden, die Syrphen, Eristalen etc. fliegen dagegen in nicht geringer Zahl bis zur nivalen Region hinauf; in bedeutenden Höhen sah ich noch an der Zaportalp den Syrphus grossulariae, viduus, T. Anthomya floralis Meig.

Als seltene Fliegenarten Bündens, welche im Kanton Zürich, trotz der Bemühungen des fleißigen Bremi noch nicht aufgefunden worden sind, können genannt werden: Tachina devia L., femorata L., Anthomya meteorica L., Thereva nobilitata, Asilus gibbosus L., Laphria marginata, Dasypogon teutonum L., Dioctria oelandica L.; und als sehr selten Tabanus auripilus, Atherix crassicornis, Thereva cinifera, Ceria subsessilis, Sphegina nigra, Milesia speciosa, Sericomia lappona, Sybistroma decipicus, Ulidia demandata.

*) Die Fliegen Bündens hat besonders Hr. Major Amstein in Malans gesammelt und bis jetzt 301 Arten zusammengebracht; bei fortgesetztem Studium dieses wackern Forschers werden indeß gewiß noch eine Menge von Arten aufgefunden werden. (Heer.)

5. Florfliegen.

Diese überhaupt nicht sehr artenreiche Gruppe begegnet uns in Bünden nicht häufig, da sie vorzüglich stille, ruhige Gewässer und Seen lieben. Am öftersten sehen wir noch Libellen und Phryganeen, Nemauren und Semblisarten, von denen einige bis in die Alpen hinauffliegen.

Da wir in den kleinen Seen der Alpen zuweilen auch die Larven der Phrygineen, die von kleinen bunten Steinchen so niedliche Häuschen sich bauen, bemerken, ist es klar, daß diese Thiere da oben noch hausen, nicht aber etwa nur aus den Thälern herauffliegen.

6. Gradflügler [Orthoptera].

Auch diese Thierform hat nicht sonderlich viele Arten aufzuweisen, dagegen in einer Masse von Individuen sich entfaltet. Im Sommer erfüllen in den untern Regionen besonders die Grillen mit ihrem muntern Gesange die Lüfte. In den Wiesen und Weiden der montanen und collinen Region hüpfen in Bünden gar viel mehr solcher, den Sommer so sehr charakterisirenden Thierchen, herum, als in der nördlichen Schweiz, doch treten sie auch in Bünden in den höheren Regionen bedeutend in den Hintergrund, obschon einige Gryllusarten bis zur nivalen Region heraufstreichen.

Eigenthümliche Arten scheint Bünden keine zu besitzen, dagegen scheinen einige wie z. B. Gryllus Sibiricus, Gr. morio, Forficula biguttata die Centralalpen zu charakterisiren.

7. Rhynchoten [Schnabelkerfe].

Die Zirpen [Cicadinen] umhüpfen in Menge die Pflanzen von den tiefern Thälern bis in die Alpen hinauf *); reich ist besonders die Gattung Aphrophora **) an Arten und Individuen. Während diese nur mit den Pflanzen kriegführenden Thierchen bis zur subnivalen Region heraufsteigen, bleiben dagegen die ebenfalls sehr zahlreichen Insekten, zum Theil auch Menschen verfolgende Wanzenarten, großentheils in den Thälern drunten; nur wenige kleinere Arten bemerken wir noch in der subalpinen Region.

---

*) Die Cicada orni, welche im Sommer von Bellenz her im Misocco aufwärts wandert, steigt so hoch als der Kastanienbaum und die Maiskultur. (D. Herausg.)

**) Bei einer auch in Bünden häufigen Art [der Aph. spumaria] treten aus dem After der Larven kleine wasserhelle Bläschen hervor, welche sich nach und nach über den ganzen Leib verbreiten und die Larven, die haufenweise beisammen leben, in Schaum einhüllen. Dieß der s. g. Kukukspeichel, Teufelsspeichel ꝛc. (Heer.)

B.

Das Volk.

Stand der Bevölkerung.

Ein Bergland, das so ausgedehnte Strecken unfruchtbaren und selbst unbewohnbaren Bodens in sich faßt, wie Graubünden, wird im Verhältniß seines Umfangs nie eine große Bevölkerung aufweisen können. Während demnach der Flächeninhalt dieses einzigen Kantons, selbst zur niederen Annahme von bloßen 121 Quadratmeilen, 1/6 dessen der ganzen Eidgenossenschaft ausmacht, erhebt seine Volkszahl sich kaum auf 1/24 der schweizerischen Gesammtbevölkerung, und obwohl der zweite an Umfang, ist er nur der achte nach dem Maßstab der Volkszahl.

Verschiedene Umstände haben in diesem Lande die Aufnahme einigermaßen genauen Volkszählungen ungemein erschwert, in frühern Zeiten wohl ganz unmöglich gemacht. Solche Umstände sind: vor allem die Absonderung dieses Föderativstaates in eine Menge annäherend souveräner Unterabtheilungen, zum Theil ungleich in Konfession und Sprache; das beständige Hinundherziehen vieler Bündner zwischen der Heimath und den auswärtigen Niederlassungen, früher wohl auch die engen Verhältnisse mit den Unterthanen-Landen (Veltlin u. s. w.); die fremden Kriegsdienste; endlich ein dem Volk von Alters her inwohnendes Mißtrauen gegen Ausforschungen im Innern seines Haushalts im Allgemeinen, hier dann besonders die zwischen den zwei entgegengesetzten Ergebnissen — zu hoher oder zu niederer Angabe der Volkszahl — schwankende Besorgniß wegen Zutheilung von Lasten oder Einbuße von politischem Gewicht. So fehlt es denn ganz an Materialien zu nur annährend richtigen Zusammenstellungen über Anwachsen oder Abnehmen der Bevölkerung des Gesammtfreistaats in frühern Zeiten, und auch die meistens der Vergleichung von Geburts- und Sterbelisten enthobenen Uebersichten aus einzelnen Gemeinden dürften schwerlich ein sicheres Ergebniß darbieten.

Der den Kanton Graubünden befassende helvetische Almanach fürs Jahr 1806 enthält eine umständliche Uebersicht der Bevölkerung, wozu die Angaben aus Privatkorrespondenzen geschöpft wurden, und die eine Gesammtzahl von 73,484 Seelen ausweist. Im Jahr 1808 fand dann eine amtliche Zählung statt, deren Ergebniß offenbar ganz unrichtig seyn muß, indem sich die Gesammtbevölkerung des Kantons nur auf 68,000 stellt. Als dann im Jahr 1814 es sich um Feststellung der nach der Volkszahl zu berechnenden Verhältnisse der Stände gegen die Eidgenossenschaft handelte, wurde für diesen Kanton die auf blos annäherender Berechnung begründete Zahl von 73,000 eingegeben und genauere Zählung vorbehalten. Die neueste Zählung geschah dann im Jahr 1835,

und ihre Ergebnisse dürfen in ihrer letzten Berichtung als ganz zuverlässig betrachtet werden.

Diese letzte Zählung, die kurz vor der diesfalls vom eidgenössischen Vorort an die Stände ergangenen Aufforderung angeordnet worden, ward aufgenommen, um bei der damals vorliegenden neuen Feststellung über Antheil an Repräsentanz und an Staatslasten der verschiedenen politischen Korporationen dieses Kantons als Maßstab zu dienen. In Gemäßheit dieses Zweckes wurden dann die Staatsangehörigen theils nach ihrer Heimathsberechtigung (über deren Bedeutung das Nähere im Abschnitt C.), andertheils nach ihrem inländischen Aufenthalt, endlich dann auch nach den Konfessionen in Klassen gesondert. Hingegen wurde in dem hier abgedruckten Zusammentrag der aus den Gemeinden eingekommenen Verzeichnisse, die dort ebenfalls enthaltene Angabe über Aufenthalt, ob im Vaterland oder auswärts, als den zunächst vorliegenden Zweck nicht berührend, ganz weggelassen.

Es haben sich dann zwar, nach Aufnahme und vollständiger Ausfertigung dieses Zusammentrags, bei sorgfältiger Vergleichung noch eine Anzahl, aus doppeltem Ansatz der nämlichen Individuen entstandener Irrthümer ergeben, deren Berichtigung das Totalergebnis um 811 Individuen herabsetzt. Da jedoch diese Unterschiede auf die einzelnen Gemeinden gar wenig betragen, so geben wir hier die ausführliche Tabelle so, wie sie seiner Zeit als Grundlage der Repräsentanzvertheilung angenommen wurde, und werden jene nachträglichen Berichtigungen erst in der Rekapitulation in Anschlag bringen.

Der bedeutende Mehrbetrag im Ergebniß der neuesten Volkszählung, gegen die von 20 Jahren rückwärts darf nicht ganz als wirklicher Zuwachs angesehen werden, sondern ist zum Theil ganz gewiß nur eine Folge zu tiefer Ansätze in jener Zeit. Denn wenn zwar gleiche Ursachen, wie in andern Ländern theilweise auch hier eine Vermehrung der Bevölkerung begründen mochten, namentlich denn die, hier seit 1801 schon eingeführte Schutzpocken-Impfung; wenn anderseits im Verlauf dieser 20 Jahre keine besondern Ursachen zu Verminderung der Bevölkerung vorkommen: so darf denn doch nicht übersehen werden, daß Verfassung und Sitten hier manche jener Einwirkungen schwächen oder ganz ferne halten, denen in andern Staaten das rasche Anwachsen der Bevölkerung wesentlich zugeschrieben werden muß.

(Da nun übrigens laut neuester Verfügung der eidgenössischen Tagsatzung der Kanton Graubünden wieder eine neue Volkszählung vorzunehmen hat, so wird deren Ergebniß denn in der Abtheilung C. aufgeführt werden.)

Bevölkerungstabelle des Kantons Graubünden, nach der im Jahr 1835 aufgenommenen Zählung.

(Bemerkung über die Einrichtung dieser Tabelle.)

Von den fünf Kolonnen enthält:

Kol. I. Gemeindsbürger, welche zugleich Kantonsbürger sind, und sich entweder dermalen in dieser ihrer heimathlichen Gemeinde, oder in einer andern Gemeinde des Kantons, aber nicht im Beisitz, oder in einer andern Gemeinde des Kantons zwar als Beisäße aufhalten, aber erst nach dem 1. Juni 1830 sich daselbst als solche niedergelassen haben, oder außer dem Kanton aufhältlich sind.

Kol. II. Gemeindsbürger oder Gemeindsangehörige, die aber nicht Kantonsbürger sind, gleichviel, ob sie in oder außer der Gemeinde wohnen.

Kol. III. Bürger anderer Bündnergemeinden, die zugleich Kantonsbürger sind, und die sich vor dem 1. Jenner 1830 in der Gemeinde niedergelassen, und seither in derselben als Beisäße ununterbrochen aufgehalten haben.

Kol. IV. Total der obstehenden drei Kolonnen.

Kol. V. Gemeindsfremde, die sich in der Gemeinde aufhalten, gleichviel ob Bündner, Schweizer oder Landesfremde, welche in die Tabelle A. Nr. 1. 2. und 3. nicht aufgenommen werden dürfen.

Oberer-Bund.

Hochgericht Disentis.	Kl. I.	K. II.	K. III.	K. IV.	K. V.
Tawetsch, Thal . . .	1107	—	—	1107	14
Medels, Thal . . .	714	16	—	730	—
Disentis	1325	66	5	1396	40
Sombix	1322	51	27	1400	11
Trons	964	28	10	1002	46
Brigels, Dardi u. Danis	1149	15	35	1199	42
	6581	176	77	6834	153
Hochg. Waltensburg.					
Ruis	321	11	9	341	3
Andest	251	—	12	263	10
Panix	73	11	2	86	—
Seth	235	1	3	239	—
Schlans	112	—	—	112	—
Waltensburg	407	—	13	420	28
Obersaxen	811	22	6	839	—
Laax	183	18	15	216	11
Sevis	126	19	34	179	13
	2519	82	94	2695	65

Hochg. Lugnez und Vals.	K. I.	K. II.	K. III.	K. IV.	K. V.
Villa mit Pleif . . .	287	5	—	292	9
Igels, Romain u. Vatis	270	2	12	284	—
Combels	343	24	3	370	7
Morissen	282	9	2	293	—
Vigens	149	14	23	186	5
Lubrein mit Nachbarschaft	636	7	16	659	11
Brin mit Nachbarschaften	507	—	5	512	—
Tersnaus	236	6	28	270	6
Vals mit Nachbarschaft.	750	17	15	782	—
Neukirch	133	10	9	152	—
Peiden	84	4	11	99	6
Camons	118	—	—	118	3
Sürcasti	133	6	1	140	10
Duvin	127	—	3	130	—
Furth	160	—	10	170	1
	4215	104	138	4457	58
Hochgericht Gruob.					
Ilanz	355	42	38	435	139
Strada	45	14	—	59	6
Flond	206	9	3	218	—
Valendas, Brin, Carera, Islen, Dutjen, Durisch	501	1	64	566	52
Versamm mit Nachb. .	342	—	24	366	14
Kästris	386	12	17	415	5
Sagens	516	7	30	553	31
Fellers	398	1	18	417	11
Ruschein	215	2	28	245	12
Ladir	88	3	8	99	16
Schnaus	115	2	9	126	10
Luvis	346	1	12	359	—
Pitasch	87	—	15	102	6
Schleuis	255	47	56	358	69
Riein	211	7	11	229	2
Tenna	187	—	7	194	7
	4253	148	340	4741	380
Gericht Flims.					
Flims	928	11	25	964	33
Ger. Hohentrins.					
Hohentrins	980	53	12	1045	27
Ger. Tamins.					
Tamins	766	7	30	803	126

	K. I.	K. II.	K. III.	K. IV.	K. V.
Ger. im Boden.					
Rhazüns	347	75	29	451	47
Bonaduz mit Sculms .	498	121	42	661	24
Ems	855	58	53	966	63
Felsberg	465	21	11	497	17
	2165	275	135	2575	151
Hochger. Thusis.					
Thusis	351	68	156	575	236
Masein	223	26	27	276	25
Tartar	80	80	9	169	8
Katzis	174	314	85	573	108
Urmein	132	—	13	143	24
Flerden	140	2	30	172	9
Purtein	51	—	3	54	—
Sarn	222	13	23	258	—
Präz	337	—	53	390	10
Tschappina	332	12	5	349	15
Savien	813	15	3	831	6
	2855	530	407	3792	441
Hochger. Schams und Rheinwald.					
a. Schams.					
Zillis	182	30	80	292	—
Reischen	36	3	36	75	11
Rongella	65	16	—	81	—
Andeer	338	29	120	487	62
Pignieu	132	—	7	139	2
Außr. Ferrera, Cresta .	128	—	—	128	—
Inr. Ferrera, Sterlera .	72	—	—	72	11
Mathon	124	8	—	132	—
Lohn	102	2	3	107	—
Wergenstein	76	6	6	88	—
Donat	112	15	40	167	—
Pazen	44	—	—	44	—
Fardin	65	—	—	65	—
Casti	24	—	1	25	4
Clugin	40	—	10	50	—
	1540	109	303	1952	90
b. Rheinwald.					
Sufers	164	—	68	232	—
Splügen	258	17	112	287	62
Medels mit Ebbi . . .	91	6	16	113	3
Nufenen	377	—	20	397	14
Hinterrhein	161	—	19	180	8
	1051	23	235	1309	87

Hochger. Misox.	K. I.	K. II.	K.III.	K. IV.	K. V.
Ger. Misox.					
Misox	907	132	128	1167	85
Soazza	232	36	33	301	10
Cabiola, Sorte u. Lostallo	136	95	3	234	37
	1275	263	164	1702	132
Ger. Roveredo.					
Leggia	29	47	6	82	—
Cama	151	38	5	194	—
Verdabbio	40	30	16	86	47
Roveredo	425	254	50	729	—
St. Vittore	307	147	25	311	19
	952	516	102	1402	66
Ger. Außer-Calanca.					
Sta. Maria	148	45	45	238	6
Castanetto, Nadro . . .	103	44	33	180	9
Busen	255	28	20	303	8
Cauco	130	7	8	145	16
	636	124	106	866	39
Ger. Inner-Calanca.					
Arvigo	110	2	23	135	22
Landarenca	112	—	—	112	5
Braggio	161	—	—	161	4
Sta. Domenica	113	22	1	136	8
Rossa und Sabbione ,	264	—	—	264	4
Selma	53	—	17	70	23
Auggio	169	—	10	179	6
	982	24	51	1057	72

Gotteshaus-Bund.

Hochger. Chur.	K. I.	K. II.	K.III.	K. IV.	K. V.
Chur die Stadt, Masans, Araschgen u. Hochstift .	1439	614	1083	3136	2353
Hochger. Bergell.					
Ger. Bergell ob Porta.					
Casaccia mit Isola und Maloggia	19	2	129	150	2
Vicosoprano	280	10	52	342	—
Borgonovo, Stampa, Coltura, Montazio, Cazior.	390	6	16	412	—
	689	18	197	904	2

	K. I.	K. II.	K. III.	K. IV.	K. V.
Ger. Bergell u. Porta.					
Soglio mit Spino . .	463	—	16	479	29
Castasegna	130	—	63	193	—
Bondo, Promontogno .	180	—	32	212	23
	773	—	111	884	52
Hochger. Oberhalbstein.					
Ger. Oberhalbstein.					
Schweiningen	405	16	13	434	12
Tinzen	383	11	4	398	1
Rovna	109	1	—	110	—
Mühlen	94	—	—	94	1
Sur	124	25	—	149	—
Reams	275	10	—	285	—
Conters	190	2	—	192	4
Salux	358	18	5	381	3
Presanz	108	7	2	117	—
	2046	90	24	2160	21
Ger. Tiefenkasten.					
Tiefenkasten mit Prada .	61	19	8	88	—
Alvaschein	148	39	—	187	—
Mons	136	2	10	148	9
	345	60	18	423	9
Hochger. Oberengadin.					
Sils	111	8	108	227	6
Silvaplana	103	12	118	233	60
St. Moritz	69	10	120	199	63
Cellerina	115	33	178	326	25
Pontresina	79	7	176	262	—
Samada	158	17	259	434	93
Bevers	52	3	125	180	46
Ponte u. Campo vasto .	140	21	75	236	33
Madulein	48	8	30	86	7
Zuz	262	5	154	321	72
Scanfs	220	—	174	394	94
	1357	124	1517	2898	499
Hochger. Domleschg. a. Ger. Fürstenau.					
Sils	268	17	30	315	6
Scharans	268	16	115	399	45
Fürstenau	30	25	69	124	71
Almens	169	48	81	298	35
	735	106	295	1136	157

b. Ger. Ortenstein im Boden.	K. I.	K. II.	K. III.	K. IV.	K. V.
Rotels	74	37	28	139	9
Paspels	206	—	69	275	24
Tomils	182	11	10	203	11
Rothenbrunnen . . .	103	—	—	103	—
	565	48	107	720	44
Ger. Ortenstein im Berg.					
Trans	104	11	—	115	1
Feldis	196	—	1	197	—
Scheid	232	—	14	246	1
	532	11	15	558	2
Hochger. Obervaz und Greifenstein. Ger. Obervaz.					
Obervaz	803	46	2	851	21
Stürvis	153	10	—	163	10
Mutten	98	6	11	115	24
	1054	62	13	1129	55
Ger. Bergün.					
Bergün	298	11	96	405	55
Filisur und Jennisberg	182	29	68	279	56
Latsch	97	4	45	146	14
Stuls	25	8	27	60	8
	602	52	236	890	133
Hochg. Unterengadin, Ger. Ob Valtasna.					
Zernez, Brail	420	38	116	574	60
Süs	312	35	11	358	46
Lavin	245	—	83	328	31
Guarda	245	—	59	304	16
Steinsberg	430	68	52	550	49
Tarasp	250	147	—	397	6
	1902	288	321	2511	208
Ger. U. Valtasna.					
Fettan	444	35	55	534	4
Schuls	907	12	55	974	15
Sins	1026	6	48	1080	42
	2377	53	158	2588	61

Hochger. der fünf Dörfer.	K. I.	K. II.	K. III.	K. IV.	K. V.
Zizers	480	212	108	800	215
Mastrilserberg . . .	319	103	9	431	69
Untervaz	917	140	14	1071	79
Trimmis, Sais u. Valzeina	727	170	93	990	115
Igis, Marschlins und Gonda	321	60	73	454	287
Haldenstein	377	46	19	442	115
	3141	731	316	4188	880
Hochg. Poschiavo.					
Poschiava	2998	88	119	3205	21
Brusio	724	139	82	945	44
	3722	227	201	4150	65
Hochgericht Remüs, Stalla u. Avers.					
Gericht Remüs und Schleins.					
Remüs mit Manas .	599	16	58	673	8
Schleins	331	6	8	345	11
St. Martinsbruck . .	209	10	7	226	83
Samnaun	293	70	—	363	24
	1432	102	73	1607	126
Ger. Stalla.					
Stalla	103	—	133	236	—
Marmels	118	—	55	173	—
	221	—	188	409	—
Ger. Avers.					
Avers	286	39	12	337	—
Das halbe Hochger. Münsterthal.					
Münster	370	110	1	481	32
St. Maria	417	21	35	473	11
Valcava	160	—	15	175	14
Fuldera	123	25	19	167	12
Cierf	149	—	6	155	13
Lü	68	1	5	74	—
Lusai	15	—	—	15	7
Valpaschun	40	4	—	44	2
	1342	161	81	1584	91

Zehngerichtenbund.

	K. I.	K. II.	K. III.	K. IV.	K. V.
Hochger. Davos.					
Davos und Erosa . .	1979	49	168	2196	98
Hochger. Klosters. Ger. Klosters In. Schniz.					
Klosters 1. u. 2. Gemde.	1332	13	10	1255	31
Serneus	294	—	6	300	41
	1626	13	16	1555	72
Ger. Klosters Aus. Schniz.					
Saas, Scherina u. Rüti	747	110	19	876	14
Küblis	375	4	48	427	6
Conters	197	1	12	210	9
	1319	115	79	1513	29
Hochger. Castels. Ger. Castels, Luzein.					
Luzein	222	9	29	260	—
Dalvazza	78	—	4	82	8
Pany	193	8	54	255	1
Puz	48	8	29	85	10
Buchen	192	36	64	292	14
St. Antönien castelserseits	173	121	—	294	2
	906	182	180	1268	35
Ger. Castels-Jenaz.					
Fideris	350	16	86	452	53
Jenaz	687	45	49	781	26
Furna	217	—	13	230	5
	1254	61	148	1463	84
Hochg. Schiersch und Seewis. Ger. Schiersch und Grüsch.					
Schiersch mit Londen, Vajauna, Maria Montagna und Busserein .	1484	53	20	1557	16
Schuders	107	15	6	118	1
Grüsch, Gafadura über d. Landq. und Sigg . .	674	110	28	812	22
	2265	178	54	2487	39

	K. I.	K. II.	K. III.	K. IV.	K. V.
Ger. Seevis.					
Seevis, Schmitten und Pardisla	756	41	10	807	79
Fanas	390	27	5	422	18
Valzeina	57	56	52	165	9
	1203	124	67	1394	106
Hochg. Maienfeld.					
Maienfeld, Rovels, Bovels, Guscha . . .	833	80	78	991	230
Fläsch	469	19	5	493	2
Malans	695	39	101	835	215
Jenins	445	12	22	479	39
	2442	150	206	2798	486
Hochg. Bellfort. Ger. Aus. Bellfort.					
Lenz	268	18	20	306	—
Brienz, Vazerol . . .	183	4	8	195	—
Surava	140	23	—	163	—
	591	45	28	664	—
Ger. In. Bellfort.					
Alveneu	351	—	20	371	36
Schmitten	182	9	—	191	7
Wiesen	212	10	—	222	13
	745	19	20	784	56
Ger. Churwalden.					
Churwalden mit Höfen u. Nachbarschaften .	453	45	96	594	64
Parpan	44	9	37	90	10
Malix	360	30	52	442	14
Tschiertschen	141	2	2	145	—
	998	86	187	1271	88

	K. I.	K. II.	K.III.	K. IV.	K. V.
Hochg. Schanfigg und Langwies.					
Maladers	173	45	33	251	14
Calfreisen	99	9	—	108	—
Castiel	54	19	13	86	13
Lüen	112	6	—	118	8
St. Peter	82	—	3	85	14
Pagig	98	—	11	109	6
Malines	123	6	10	139	3
Peist	251	—	8	259	10
	992	85	78	1155	68
Ger. Langwies.					
Langwies	363	15	29	407	8
Prada	121	3	12	136	5
	484	18	41	543	13

Zusammenstellung obiger Bevölkerungszahl,

mit Anwendung der nachträglichen Berichtigungen, auf die drei Bünde abgetheilt und nach verschiedenen Verhältnissen gesondert.

	Ober-Bund.	Gottes-hausb.	Zehn Gerichtenbund.	Total.
Ergebniß der vorstehenden Tabelle in den Kolonnen I. II. III.	36700	32312	19091	88103
Total der V. . . .	1941	4656	1170	7767
Total der An- u. Abwesenden nach obiger Tabelle	38641	36968	20261	95870
Ergebniß der in Abzug zu bringenden nachträglichen Berichtigungen	211	479	121	811
Bleiben als berichtigtes Total-Ergebniß . .	38430	36489	20140	95059
Von dieser Gesammtzahl sind				
Reformirte	14327	24478	18383	57188
Katholiken	24103	12011	1757	37871
	38430	36489	20140	95059
Deutsch Redende . .	6552	10866	18779	36197
Romanisch Redende .	26050	19583	1361	46994
Italienisch Redende .	5828	6040	—	11868
	38430	36489	20140	95059
Milizpflichtige von 16 bis 60 Jahren . .	9942	9661	5077	24680
Uebrige männliche Bevölkerung	9611	7528	4963	22102
Total der männlichen Bevölkerung . . .	19553	17189	10040	46782
Weibliche Bevölkerung	18877	19300	10100	48277
	38430	36489	20140	95059
Im Kanton anwesende	36164	33493	18849	88506
Außer dem Kanton aufhältliche	2266	2996	1291	6553
	38430	36489	20140	95059

In Anwendung dieser berichtigten Zählung stellen sich nun folgende durchschnittliche Verhältnisse heraus:

Nach der wirklichen Einwohnerzahl treffen (den Flächeninhalt des Kantons zu 121 Quadratmeilen gerechnet) 731 Seelen auf die Quadratmeile; ein Bevölkerungsverhältniß, welches z. B. von dem des Kantons Zürich nur den zehnten Theil erreicht.

Die Konfessionstheile ergeben sich fast ganz genau zu 3/5 Reformierte und 2/5 Katholiken.

Von den drei verschiedenen Landessprachen treffen von 100 Einwohner 38 auf die deutsche, 49 auf die (in zwei ganz verschiedene Dialekte zerfallende) romanische und 13 auf die italienische.

An waffenfähiger (und milizpflichtiger) Mannschaft treffen auf 100 Seelen 26, demnach etwas mehr als 1/4 der Gesammtbevölkerung.

Die männliche Bevölkerung wird von der weiblichen an Anzahl im ganzen um 3 Prozent überstiegen. In einzelnen Theilen steigt dieser Unterschied, z. B. in Chur, Unterengadin u. a. auf 10 bis 17 Prozent.

Die Zahl der außer dem Kanton aufhältlichen Bündner beträgt beinahe 1/15 der aufgeführten Totalsumme. Von einzelnen Hochgerichten steigt dieses Verhältniß weit höher. So treffen auf 100 Seelen Gesammtbevölkerung:

im Oberengadin und dem obern Theil des Unterengadin über 10
in Misox beinahe 12
in Bergell ob Porta und im untern Theil des Unterengadins 15
außerhalb des Kantons aufhältliche Gemeindsbürger.

Die Bevölkerung der Stadt Chur insbesondere dürfte verhältnißmäßig wohl von allen Landesgegenden den meisten und größten Veränderungen unterlegen haben. Es ist allgemeine aber nirgends genau belegte Annahme, daß vom 15. bis zu Anfang des 17. Jahrhunderts die Volkszahl dieser Stadt (wobei immer der bischöfliche Hof mit eingerechnet ist) fühlbar abgenommen habe, wozu allerdings die innern Kriege und besonders die wiederholt ausgebrochene Pest in jenen Zeiten Ursache genug bieten mochten. So wurden gegen Ende des 17. Jahrhunderts 150 im Lauf der letzten 200 Jahre ganz ausgestorbene Geschlechter gezählt; vom 17. Jahrhundert an begann dann die Volkszahl wieder zu steigen. Von Volkszählungen, welche die ganze Einwohnerschaft befassen und einigen Glauben verdienen, führen wir hier folgende an: 1751, Gesammteinwohnerzahl mit Einbegriff auch der abwesenden Bürger, 2233. Im Jahr 1791 Gesammtzahl, jedoch ohne nähere Bezeichnung über abwesende Bürger 3183. Im Jahr 1823, wirkliche Einwohner, die Abwesenden nicht inbegriffen, 4567. Im Jahr 1835, wirkliche Einwohner 5081, nicht inbegriffen 174 abwesende Bürger und Angehörige. Von dieser Bevölkerung kann durchschnittsweise 1/6 bis 1/5 auf Dienstboten, Handlungsdiener und periodische Arbeiter gerechnet werden. — Die aus den obigen

Angaben von der Mitte des 18. Jahrhunderts bis auf die jetzige Zeit erscheinende Vermehrung auf das Doppelte, möchte zum Theil wohl nur auf Unvollständigkeit jener frühern Zählung beruhen; immerhin aber erweist sich hier von Jahrzehend zu Jahrzehend ein fühlbares Anwachsen der Volkszahl. Die nähere Bezeichnung der Ursachen bleibt einem spätern Abschnitt vorbehalten.

Körperliche Eigenschaften.

Gestalt, Lebensdauer und Krankheiten.

Aus den in dem vorhergehenden Abschnitt mitgetheilten Angaben über Geschichte und örtliche Beschaffenheit dieses Berglandes geht hervor, wie alle jene Ursachen, deren Einwirkungen die Richtung der körperlichen Gestaltung und Entwickelung in einer Völkerschaft wesentlich bestimmen, sich hier in einer seltenen Verschiedenheit begegnen und vermischen. Mögen auch die aus dem Dunkel der Urzeit bis auf uns gelangten Traditionen über die ersten Ansiedlungen im rhätischen Alpenlande in mancher ihrer näheren Angaben noch so großer Ungewißheit unterliegen: soviel stellt sich immer als unzweifelhaft heraus, daß Eindringlinge aus den fernsten Landstrichen, bald als flüchtige Besiegte, bald wieder als verfolgende Sieger aus ganz entgegengesetzter Richtung bis an diese Grenzmark der italienischen und germanischen Gefilde gelangt und dann, freiwillig oder gezwungen, in dem einen oder andern Revier dieses weiten Gebirgsnetzes das Ziel ihrer Heeres- und Völkerzüge gefunden haben. Einzelne, selbst im Sturm der Kriege und Völkerwanderungen unvertilgt gebliebene Stämme uranfänglicher celtischer Eingeborner; Flüchtlinge aus dem damals schon in Bildung und Kunst vorgerückten, aber auch verweichlichten Tuscierlande; Kolonisten aus den siegreichen Römerheeren; endlich dann neue Besitznehmer aus den bewaffneten Völkerzügen der Allemanen: dieses sind die Elemente, welche zur Bevölkerung des heutigen Graubündens wesentlich den Grund gelegt haben mögen. Ungleich, wie an Herkunft, waren diese Ansiedler sich an Gestaltung, Sitten, Sprache und Bildungsstufe. Zwar lehrt die Geschichte, wie unter Kolonisten der verschiedensten Herkunft, leicht Oertlichkeit, Klima und nachbarliche Verhältnisse des gemeinsam bewohnten Landes nach außen schon nach wenig Generationen die ursprünglich charakteristischen Züge der einzelnen Stämme verwischen und solcher Völkerschaft bald ein gleichmäßiges Gepräge aufdrücken. Hier aber setzte die Natur selbst, durch die oft unübersteiglichen Scheidewände zwischen den benachbarten Thalschaften solcher Ausgleichung und Verschmelzung ein großes Hinderniß entgegen. Anderseits begründeten klimatische und örtliche Verschiedenheit selbst unter den sich zunächst berührenden Gebieten sehr ungleiche Einwirkungen auf die körperliche Entwickelung der Bewohner; und endlich dann ward die schon durch solche Ursachen begünstigte Fortpflanzung und Bewahrung altherkömm-

lichen eigenen Gepräges der Nachkommen ungleicher Stammeltern noch durch die Vereinzelung einer zersplitternden Föderativverfassung in hohem Grade befestiget. So vermochte denn selbst ein Jahrtausend nicht, in dieser kleinen Völkerschaft mehrere der grellsten Kontraste ganz auszutilgen, und schwerlich möchte irgendwo anders auf so engem Umkreis, in einer so geringen Masse von Menschen eine solche Verschiedenheit in Charakter, Sitten und Sprache angetroffen werden, wie in Graubünden. Darum läßt sich, wie über so vieles Andere in diesem Bergland, so auch über die körperlichen Eigenschaften der Einwohner nur wenig durchgängig Gültiges anführen, und der Zeichner muß sich meistens darauf beschränken, nur einige der hervorstechenden Bilder herauszuheben.

Eine charakteristische Eigenschaft, wodurch sich der Menschenschlag in Bünden, auch auf der Nordseite des Alpengebirges von vielen andern teutschen, und namentlich von den meisten übrigen schweizerischen Völkerschaften unterscheidet, bilden die, in der Regel sonst nur den südlichern Himmelsstrichen angehörigen, scharfgezeichneten Gesichtszüge und größtentheils dunkelfarbigen, auch gar oft krausen Haare. Leicht in einander verfließende Formen der Gesichtsbildung, so wie glattes hellfarbiges (gelb- und weißblondes) Haar, wie man es in vielen der übrigen Kantone so häufig antrifft, gehört hier, letzteres besonders bei den Männern, zu den Ausnahmen. In allen andern Beziehungen tritt dann aber die oben bemerkte Verschiedenheit in körperlicher Bildung sehr sichtbar zu Tage. Den größten und muskulösesten Schlag von Menschen bringt das Oberhalbsteiner Thal hervor; ganz besonders große robuste Männer trifft man am Fuße des Septimer Berges, und wenig Bergleute möchten wohl mit der Abhärtung und Kühnheit den Mühseligkeiten, den Schrecknissen und Gefahren des Bergwinters Troß bieten, wie die Fuhrleute jener Gegend. Nicht von gleicher Größe, aber von regelmäßigerem Bau und dabei gleichfalls kräftig ist der Menschenschlag in den Thälern des Vorderrheins, dem Oberland. In den meisten Thalschaften hält der Wuchs sich durchschnittsweise in den Grenzen der mittleren Größe, bleibt auch sehr oft darunter, ist dabei aber im Durchschnitt mehr breit- als schmalschultrig. Ein besonders wohlgebauter, wenn auch im Durchschnitt nicht eben großer Schlag von Leuten bewohnt das Landquart-Thal (Prättigau, Klosters und Davos). Ziemlich allgemein, und besonders vortheilhaft abstechend von den Bewohnern der angrenzenden Landschaften dem Rhein entlang abwärts, bemerkt man an den Bündnern wohlgeformte Schenkel und Beine. Der unansehnlichste Schlag dürfte hier leicht der sein, der das Hauptthal des Rheines von Thusis abwärts bewohnt, woran vielleicht Wein- und Obstwachs einigen Antheil haben möchten. Die Bewohner der italienischen Thäler dieses Kantons, jenseits der Berge, sind wie in Sprache so auch in äußerer Bildung schon ganz Italiener; hingegen dürfte an denen des Innthales (der Engadine) es schwer seyn, einen allgemeinen charakteristischen Zug aufzufinden. Das weibliche Geschlecht darf in Bünden im Durchschnitt nicht mit gleichem Recht auf die Bezeichnung des schönen Anspruch machen, wie in einigen andern Gebirgs-

gegenden der Schweiz. Am vortheilhaftesten dürfte diesfalls sich das Prättigau auszeichnen. Einen außerordentlich großen und kräftigen Schlag von Weibspersonen und dabei viele blühende Gesichter hat das Bergeller Thal aufzuweisen. Was an den Weibspersonen der Bergthäler höchst unangenehm ins Auge fällt, ist die schwerfällige und oft vorwärts gebückte Haltung des Körpers, die sie durch das Tragen schwerer Lasten auf Kopf und Nacken, vorzüglich der großen Heubürden anzunehmen pflegen. Noch verdienen als eine besondere Zierde fast aller Bewohner der höheren Gegenden ihre ausgezeichnet schönen Zähne bemerkt zu werden.

Die Ausbildung der körperlichen Anlagen erhält in der Mehrzahl eines Volks ihre Richtung ganz vorzüglich durch die unter demselben am häufigsten betriebenen Berufsarten. Beim Graubündner sind diese, wenigstens die, so er in der Heimath treibt, alle mehr oder weniger geeignet, um dem Körper Kraft und Gewandtheit zu geben, besonders ihn abzuhärten. Doch pflegt der Bündner sich meistens nur eben die besondere, seinem Beruf nöthige körperliche Geschicklichkeit anzueignen, nicht aber jene allgemeine Gewandtheit, wie man sie z. B. beim Bewohner der appenzeller Berge fast durchgehends antrifft. Vielmehr zeigt hier selbst der junge Alpensohn mehrentheils eine eher schwerfällige, träge, oft scheinbar schlaffe Haltung. Um so mehr findet der Fremdling oft Grund, über die bewundernswerthe Fertigkeit zu erstaunen, sieht er z. B. den Bergfuhrmann, wie er sein Fuhrwerk auf den schmalen Bergwegen lenkt und über den Abgrund haltet; den Hirten, wie er das junge Pferd bändiget; den Flözer im Kampf gegen die tobenden Fluthen des Bergstroms; den Gemsenjäger auf seinen gewagten Zügen über Klippen und Gletscher, am Rande der fürchterlichsten Abgründe. Von den zwei Berufsarten, denen der Bündner vorzugsweise im **Ausland** nachgeht, ist die eine, die sich zwar jetzt auf eine weit geringere Anzahl ausdehnt, als vormals, nämlich der Kriegsdienst, allerdings auch geeignet, den Körper vortheilhaft zu entwickeln, und mancher dieser früheren Kriegsmänner beurkundet noch in weit vorgerücktem Alter durch seine Haltung die einst durchgemachte Soldatenschule. Weniger vortheilhaft auf körperliche Entwickelung wirkt jener andere, von so vielen Bündnern im Ausland betriebene Beruf, nämlich die Bedienung von Kaffeewirthschaften, Konditorläden, Pastetenbäckereien u. dgl., wo begreiflich weder Nahrung noch Beschäftigung geeignet sind, um dem Körper Kraft und Gewandtheit zu geben, am wenigsten denn ihn abzuhärten. Man sieht übrigens auch in der hier vorliegenden Beziehung den Entwickelungsgang des Ganzen bald schädlich bald heilsam in den der einzelnen Theile eingreifen. So ist es z. B. unläugbar, daß die häufigere Applikation von Söhnen der Landleute auf Schulbildung, und viele auch in dieses Land gedrungene Verfeinerungen der neuen Zeit, daß namentlich die Erweiterung vieler der älteren mühsamen Bergwege in fahrbare Heerstraßen immer mehr von körperlicher Anstrengung ableitet und zur Verweichlichung führt. Anderseits dann wird wieder manche Verbesserung in dem Verfahren unserer Väter auch für das körperliche Gedeihen der Staats-

bürger heilsame Früchte bringen; so namentlich die Umgestaltung der früheren dumpfigen Schulstuben, in heitere ausgelüftete Säle; die größere Aufmerksamkeit auf die Reinlichkeit der Schulkinder, ganz namentlich dann die Thurnübungen, deren Einführung in der Kantonsschule seit einer Reihe von Jahren schon jetzt einen sichtbar vortheilhaften Einfluß ausgeübt hat.

Als Angabe über die durchschnittsweise Lebensdauer der Einwohner Bündens mag folgende der im Jahr 1835 errichteten Bevölkerungstabelle enthobene Uebersicht dienen. Es befanden sich nämlich in der Gesammtzahl von ungefähr 90,000 Einwohnern

2301 Individuen zwischen 70 und 80 Jahren
447 „ „ 80 und 90 „
21 „ über 90 „

Das Verhältniß der Anzahl der Individuen über 80 Jahre gegen die Gesammtbevölkerung ergiebt sich in Beziehung auf Lage wie folgt. Auf 1000 Seelen treffen Greise über 80 Jahre

in den Höhenlagen über 2000′ über d. M. nahe an 6,
in der Thalfläche herwärts der Berge über . . . 3,
in den italienischen Thalschaften (bis 2000′ üb. M.) 4.

Die hier angegebene Anzahl hochbejahrter Personen mag gegen das in manchem andern Lande sich herausstellende Verhältniß gering erscheinen; auch gehören Personen, welche das hundertste Lebensjahr erreichen oder überschreiten, hier wirklich zu den Seltenheiten. Dagegen haben die hierländischen Achtziger sich meistens noch eines solchen Grades von Lebenskraft zu erfreuen, wie sie vielleicht anderwärts seltener getroffen wird.

Doktor Gubler (nach einer langjährigen Praxis als Arzt in Chur im Jahr 1833 gestorben) theilt in seinen im Jahr 1824 herausgegebenen „Beiträgen zu einer medicinischen Topographie der Stadt Chur," in Hinsicht auf Lebensdauer folgende Uebersicht der Ergebnisse von drei verschiedenen Beobachtungen mit. Die erste, von ihm selbst aufgenommene, befaßt die Todtenlisten der Stadt Chur in einem Zeitraum von 100 Jahren (1723 bis 1823); die zweite, ebenfalls von ihm selbst, die Sterbeverzeichnisse in gleicher Epoche, aus dem an sonnigem Bergabhang, ungefähr 3500 Fuß über dem Meer gelegenen mit 653 Einwohnern bevölkerten Dorfe Seewis; die dritte wurde von Süßmilch über einen großen Theil von Deutschland und andrer Staaten angestellt. In Zusammenstellung dieser Beobachtungen ergeben sich auf 1000 lebendig Geborne die Todesfälle wie folgt:

In einem Alter	in Graubünden.		in andern Staaten.		
	in Chur.	in Seewis.	auf dem Lande.	in kleinen Städten.	in großen Städten.
von 1 bis 5 Jahr	299	323	361	401	478
„ 5 „ 10 „	55	60	47	59	35
„ 10 „ 20 „	55	39	46	34	32
„ 20 „ 30 „	44	38	46	41	62
„ 30 „ 40 „	66	62	54	59	75
„ 40 „ 50 „	73	59	68	64	78
„ 50 „ 60 „	92	86	85	116	80
„ 60 „ 70 „	118	134	119	98	75
„ 70 „ 80 „	125	133	113	98	58
„ 80 „ 90 „	64	59	52	28	24
„ 90 und darüber	9	7	9	2	3

Als Ergebniß einer Berechnung der mittleren Lebensdauer im Durchschnitt der ganzen Volkszahl setzt der nämliche Autor von der Einwohnerschaft von Chur das mittlere Lebensalter auf 38 Jahre, wo hingegen dasselbe sich z. B. in Tübingen nur auf 29, in Stuttgard auf 25 Jahre herausstellt.

Bezüglich der Einwirkungen von Klima und Witterungsverhältnissen auf die Gesundheit des Menschen, bietet der Kanton Graubünden im Wesentlichen die nämlichen Ergebnisse dar, die überhaupt dem mittleren Theil des Alpengebiets eigen sind, und die, je nach der Lage am nördlichen oder am südlichen Abhang des Gebirges, nach Höhenlage und Nähe an der Gletscherregion, so wie nach Gestaltung und Richtung der Thalschaften in ungleichem Maaße hervortreten. Schon auf einer Erhebung von 2000 Fuß über dem Meer beurkundet sich sehr fühlbar die Einwirkung der dünnern Luft durch erhöhte Thätigkeit der Verdauungswerkzeuge; daher stärkeres und schnell wiederkehrendes Nahrungsbedürfniß, wirksamer Alimentationsprozeß, kräftige Leibeskonstitutionen, namentlich eine außerordentliche Reproduktionskraft bei Verstümmlung oder sonstiger Schwächung des Körpers. Die nämliche Feinheit der Luft erfordert nicht minder eine erhöhte Thätigkeit der Lunge; daher zerstörende Einflüsse auf schwachbrüstige, wie überhaupt selbst auf ganz gesunde aber nicht aklimatisirte Körper. Beide diese Einwirkungen wachsen sehr fühlbar an, nach Maasgabe höherer Lage. Die häufige, in verschiedener Richtung abwechselnde und oft ziemlich heftige Windströmung reiniget die Atmosphäre,

verschafft darum gesunde Lebensluft, erhöht und vervielfacht aber auch oft die nachtheiligen Einwirkungen des Temperaturwechsels. Dieser ist hier mehr oder weniger allen Lagen und allen Jahrszeiten eigen, sehr häufig und oft außerordentlich stark (bis 20 Grade in 24 Stunden). Solcher Wechsel, so wie dann auch unvorsichtiger Genuß eiskalten Trinkwassers, verursachen häufige Unterbrechung der Transpiration und erzeugen mehrerlei, oft höchst bedenkliche Krankheiten (namentlich Seitenstich); anderseits erlangt auch durch solchen Temperaturwechsel der Körper, der demselben häufig aber mit nöthiger Vorsicht ausgesetzt wird, einen höhern Grad von Abhärtung und Ausdauer. In einigen Thalschaften übt die Entbehrung der Sonne auf die Bewohner der Schattenseite einen erschlaffenden Einfluß; in andern erzeugt die starke Beimischung von Tuffstein im Trinkwasser hinwieder verschiedene Uebel. Nachtheilige atmosphärische Einflüsse in Folge von Versumpfung werden in einigermaßen bedeutender Ausdehnung in der Regel nur in der Thalfläche bemerkbar, die auf der einen Seite von dem Berggelände von Zizers bis zur Ausmündung des Prättigau, von dort bis nach Maienfeld, auf der andern vom Rhein begränzt wird; doch zeigen sich auch hier die durch Verdünstung stehender Wasser erzeugten Fieber seltener, seit der unferne Wallenstadtersee in Folge des Linthunternehmens einen gesicherten Abfluß erhalten hat, und darum weniger von Morästen umgeben ist. Ausnahmsweise dann, machen solche Einflüsse (und zwar mitunter in hohem Grade, wie z. B. im Jahr 1833 in Camogask, im Oberengadin) sich auch in Folge von Ausbrüchen schlammführender Bergströme fühlbar. Im Allgemeinen stellt sich in der hier vorliegenden Beziehung folgendes Ergebniß heraus: der Kanton Graubünden erfreut sich besonders in den mittleren Höhenlagern (von 2 bis 3000 Fuß über M.) und zwar auf beiden Gebirgsseiten, eines entschieden gesunden Klima's für wohl konstituirte und namentlich wohl aklimatisirte Körper, und bei Beobachtung der dem Land angemessenen, darum auch vom Volk geübten Lebensweise; große Vorsicht ist für Alle die nöthig, die wegen feiner Haut und weiten Poren für die Einflüsse der Luft besonders empfänglich sind; eben so bei rheumatischen Uebeln und namentlich bei offenen Wunden; entschieden verderblich ist dieses Klima für eine angegriffene oder auch nur schwache Brust, und in dieser Beziehung kann für den, der in einem bedeutend tiefer liegenden Erdstrich geboren und herangewachsen ist, auch bei völliger Gesundheit und fehlerlosem Organismus eine daurende Ansiedlung in diesem Bergland bedenkliche Folgen bringen.

Zu einer annähernd richtigen Bezeichnung der vorherrschenden **Krankheiten** fehlt es hier, besonders dann in Hinsicht auf weiter rückwärts liegende Epochen, an zuverlässigen und umfassenden Angaben. Häufig vorkommend sind überhaupt entzündliche Krankheiten, welche meistens durch Erkältungen entstehen. Durchgehends häufig zeigt sich der Seitenstich. Ruhr, mitunter Brechruhr, tritt öfter epidemisch und mit solchen Simptomen auf, daß sie in einzelnen Fällen leicht für die asiatische Cholera gehalten werden könnte. Unterbrechung der Transpiration, kalte Trünke und Genuß unreifen Obstes sind hier

häufig eintretende Ursachen solchen Uebels. Rheumatismen (vom Landvolk Gesücht genannt) sind nicht selten; auch völlige Lähmungen, namentlich in Folge unvorsichtigen Niederliegens auf den Boden zur Zeit der in diesem Berglande äußerst lebhaften Entwickelungsperiode des Frühlings. Kalte Fieber sind nur in wenigen Gegenden, namentlich in dem oben bezeichneten Revier am Rhein, mehr oder weniger einheimisch. Epileptische Uebel kommen auch hier nicht eben selten vor, besonders in den niedern Volksklassen; häufig Brüche, oft Folge zu früher oder fast übertriebener körperlicher Anstrengungen, oft auch von erschlaffender Nahrung. Endlich dann gehören die venerischen Uebel in den besuchtern Thälern, zwar zu den seltenen, immer aber nicht mehr unbekannten Erscheinungen. Wirklich selten sind Beispiele von Selbstmord, wie überhaupt von Wahnsinn. Bei Kindern gehört die Kopfwassersucht zu den gefürchtetsten Krankheiten. Kopfausschläge scheinen nicht mehr so allgemein als früher; in soweit dem Ausbruch dieser, dem frühen Kindesalter so eigenen Krankheit auf künstliche Art vorgebeugt wird, dürfte die Meinung allerdings wohl begründet seyn, daß im gleichen Maaß sich andere Kinderkrankheiten häufiger und bösartiger einstellen. Skropheln scheinen immer häufiger zu werden, besonders in den höhern Ständen; gewöhnlich verlieren sie sich mit 12 bis 14 Jahren; nicht selten aber gehen sie auch in daurende Gebrechen über. Die am häufigsten vorkommenden hitzigen Kinderkrankheiten sind Scharlach, Masern, Friesel, Bräune, Keuchhusten (hier Hundshusten genannt).

Unter den in diesem Kanton theilweise einheimischen besondern Krankheiten erwähnen wir zuerst der Krätze. Diese ekelhafte und in hohem Grad ansteckende Hautkrankheit hatte sich seit langer Zeit ganz besonders im Prättigau eingenistet und in mehreren Dörfern eine solche Ausbreitung gewonnen, daß sie beim unwissenden Theil des Volks als ein zur Erhaltung innerlicher Gesundheit fast nothwendiges Uebel angesehen wurde. In neuerer Zeit begann jedoch diese Krankheit in einzelnen Familien und ganzen Ortschaften in dem Maas zu weichen, wie Sinn für Reinlichkeit und Vertrauen auf wissenschaftliche Heilkunst nach und nach das Uebergewicht gewinnt.

Die Mißbildung der Kröpfe will von vielen mit dem Kretinismus in Zusammenhang gesetzt werden. Diese Voraussetzung ist jedoch irrig, denn beide dieser Krankheitsformen sind ganz unabhängig von einander; wohl aber treten sie beide so häufig gesellschaftlich verbunden auf, daß Naturforscher ihre Erscheinung aus einer und derselben Grundursache herzuleiten geneigt waren. In manchen bündnerischen Thalschaften und Dörfern erscheint die Kropfbildung bald ganz vereinzelt, bald familienweise, wobei immerhin sehr auffallen muß, daß oft die Mehrzahl der Ortsgenossen, welche mit den Kropfigen sowohl Luft, Wasser und Witterung, als Lebensweise und Nahrungsmittel gemein haben, wenig oder gar nicht damit behaftet sind. Wahrscheinlich ist wohl, daß diese Mißbildung mit gewissen klimatischen Verhältnissen der Gebirgsnatur, mit der Beschaffenheit des Trinkwassers, mit Lage nach Sonnen- und Schat-

tenseite, mit Temperaturwechsel und elektrischer Anhäufung im Zusammenhang stehe. Noch ist es jedoch nicht gelungen eine zureichende Erklärung, sey es der Erscheinung selbst, sey es der sie bedingenden Disposition und weitern Entwickelung aufzustellen. Jedenfalls ist nicht zu verkennen, daß auf der Schattenseite der Thäler, wo kalksinteriges Wasser aus Thonschiefergebirge niederrinnt, mehr Kropfige erscheinen, als auf freien und sonnigen Höhen. In einigen Ortschaften dieses Kantons scheint solche Krankheitsform schon seit alter Zeit einheimisch; so in der Umgegend von Ilanz, in Zizers und Igis, ganz besonders in Trimmis. Den Einwohnern dieses letzten Ortes sollen nach einer neckenden Volkssage die Kröpfe durch den heil. Luzius an den Hals gewünscht worden seyn, zur Strafe für ihr unziemliches Lachen über das aus einem Ochsen und einem Bären zusammengesetzte Gespann seines Reisewagens.

Eine weit traurigere Erscheinung als die Kröpfe ist der, jedoch in seinen höheren Graden früher häufiger als jetzt in Bünden endemisch aufgetretene Kretinismus. Wohl mag derselbe mit der Kropfbildung in der prädisponirenden Grundursache einen inneren Zusammenhang haben; immerhin aber erscheinen diese beiden Uebel, wiewohl öfter gepaart, dagegen oft auch weit von einander entfernt. Wenn denn auch häufig Kröpfe mit einer dem Kretinismus ähnlichen Tölpelhaftigkeit oder sonst mit krankhaftem Körperbau und blödsinnigem Aussehen zusammentreffen, so ist dieses gleichwohl nicht der eigentliche Kretinismus. Dieser erscheint, auch in seinen leichteren Formen immer gepaart mit körperlicher Mißbildung, geistiger Gebundenheit und einzelner abnormen Gestaltung; steigt dann stufenweise bis zu jenen höheren Graden, wo nicht blos in den geistigen, sondern auch in den leiblichen Funktionen und Werkzeugen eine solche Zerrüttung vorherrscht, daß eine allseitige tiefdringende Lebensstumpfheit sich des ganzen Geschöpfes bemächtigt und das Menschenbild zur häßlichen Larve verzerrt. Seit einem halben Jahrhundert hat jedoch diese Erscheinung in intensivem und extensivem Maaße bedeutend abgenommen. Der Name Kretin ist übrigens in Bünden nicht landesgebräuchlich, sondern es werden die mit solchem Uebel Behafteten vorzugsweise Stumme genannt, weil mit solchem Zustand meistens Mangel an Sprachfertigkeit, wohl auch überhaupt an Stimme verbunden ist, wie anderseits auch der im übrigen körperlich und geistig wohl organisirte Mensch, durch den alleinigen Mangel der Sprache und des Gehörs, bei vernachlässigter Behandlung leicht das Aussehen von Blödsinnigkeit bekömmt. Als Orte, wo die hier bezeichnete krankhafte Menschengestaltung schon in früheren Zeiten mehr oder weniger einheimisch war, gelten Trimmis, Zizers, Igis; ferner Kazis und mehrere, theils sonnen-, theils schattenseits gelegene Ortschaften des Domleschgerthals sowie mehrere Gemeinden der Landschaft Gruob. Auch in Chur gehörten von jeher stumme, mehr oder weniger zum Blödsinn hinneigende Personen nicht eben zu den außergewöhnlichsten Erscheinungen. Man darf jedoch hoffen, daß solche Uebel sich in immer geringerem Grade und bei verminderter Anzahl einfinden werde; denn wie entschiedenen Antheil auch einerseits klimatische und andere unabänderliche

Verhältnisse an deren Entstehung haben mögen, so darf doch anderseits nicht bezweifelt werden, daß Lebensweise, physische und moralische Behandlung des Menschen zur weiteren Ausdehnung, ja mitunter selbst zur ersten Begründung solcher Zustände nicht minder entschieden einwirken. In letzterer Beziehung darf hier die, durch manche Erfahrung bestätigte Meinung nicht übergangen werden, daß durch Völlerei oder auch nur durch augenblicklichen Zustand von Trunkenheit der Erzeuger sehr oft in den Kindern der Grund zu Blödsinn, Stumpfheit oder noch bedenklicheren Krankheitsrichtungen der Art gelegt wird.

Endlich bleibt hier noch der Grippe Erwähnung zu thun, die sich im Frühjahr 1837 auch in Bünden als neuer Gast eingestellt, jedoch hauptsächlich nur in den niedern Thalschaften um sich gegriffen und keinen bösartigen Charakter angenommen hat.

Diesen Andeutungen über die dermaligen Zustände folgt hier noch eine kurze Uebersicht dessen, was über die in diesem Land in früheren Zeiten vorgekommenen Seuchen berichtet wird. Die Chroniken und die sehr lückenvollen oder erst spät begonnenen Kirchenbücher erzählen von oft wiederkehrenden Seuchen und pestartigen Epidemien, doch waltet auch in dieser Beziehung über der entfernteren Vorzeit ein geschichtsloses Dunkel, und erst aus der Periode vom Anfang des 14. Jahrhunderts werden uns einzelne Andeutungen gegeben, die jedoch über Wesen, Ursache und Bereich der Ausdehnung der Seuchen wenig Aufschluß geben. Auch ist dabei nicht zu übersehen, daß in Folge des starken Eindrucks, den die eigentliche Pest auf die Gemüther gemacht hatte, diese Bezeichnung dann auch andern, damit nicht verwandten, Epidemien und ansteckenden Krankheiten beigelegt wurde.

Viele Seuchen oder Pestilenzen mögen aus dem angrenzenden Italien, welches 1423 zuerst in Venedig eine Quarantaine entstehen sah, nach Bünden vorgedrungen seyn. In jenen Zeiten unangekündet und plötzlich stürmten diese Würgengel über unverwahrte Länder, und wo noch in Bünden etwa ein Geistlicher, ein Jude oder Lombarde irgend welche Begriffe und Kenntnisse von der Heilkunst hatten, da konnte der Einzelne einem Uebel nicht wehren, dem als einem Strafgericht Gottes bei der allgemeinen Unwissenheit des Volks aus abergläubiger Ehrfurcht Niemand zu widerstehen wagte. Die ältesten Nachrichten über solche Ereignisse erwähnen einer Pest, so im Jahr 1300 sehr stark in der Stadt Chur geherrscht, und von einer weiter ausgebreiteten Seuche, so 1315 am Rheinstrom von seinen Quellen bis nach den Niederlanden gewüthet hat. Der verheerende Würgengel, welcher in der Mitte des 14. Jahrhunderts als eine Wanderseuche — gewöhnlich das große Weltsterben oder der Schwarze Tod genannt — vom Orient her quer durch Europa zog, schwang auch seine Sense über Rhätiens Bewohner. Schwerlich wurde irgend ein Landestheil davon verschont, obgleich uns darüber die Einzelangaben fehlen. Nur in alten Archivalschriften der Abtei Disentis ist die Kunde aufbewahrt worden, daß im Jahr 1348 jenes Kloster fast gänzlich ausgestorben sey, so daß, außer dem

Abte Thüring von Attinghausen nur noch zwei Mönche übrig geblieben. Daß die Umgegend nicht weniger gelitten habe, geht aus der Bemerkung hervor, die andern Brüder seyen im Dienste des leidenden Volks von der Seuche weggerafft worden. Auch das Kloster Marienberg und das Vinstgau, damals zu Rhätien gehörig, wurden neben Erdbeben und Lawinensturz auch durch große Pestilenz fürchterlich heimgesucht; dort soll kaum der sechste Theil des Volks, im Kloster einzig der Abt und drei Brüder jenem Würgengel entronnen seyn. Die Abtei Pfäfers verlor über zweitausend von ihren Leuten; Ackerbau und Handel stockten so sehr, daß das Kloster in große Dürftigkeit gerieth. Wenn man aus dem Verluste der Klöster, die doch besserer Nahrung, Pflege und etwelcher Abgeschiedenheit sich erfreuten, auf das Sterben des gemeinen Volks einen verhältnißmäßigen Schluß ziehen will, so dürfte die Annahme nicht gewagt seyn, daß damals viele Tausende, vielleicht mehr als je nachher, jener Seuche zur Beute geworden seyen. Nicht lange nachher, schon in den Jahren 1358 und 1361 wurde die Stadt Chur nicht blos mit einem Erdbeben, welche öfters in Begleitung von Seuchen erscheinen, sondern auch von einer Pest ergriffen, die im Jahr 1384 abermals auftauchte und eine Menge Menschen wegraffte.

Dann eine Lücke in den Ueberlieferungen. Die Siphylis aber, welche gegen die Mitte des 15. Jahrh. hin unter dem Namen „böse Blattern (scabies gallina, grossa verula) bekannt war, doch erst gegen das Ende desselben Jahrhunderts zu einem Volksübel erwuchs, als schweizerische Söldner unter dem Heere Carls des Achten dieses verrufene Uebel mit sich von Neapel brachten, hat wahrscheinlich, wie in der übrigen Schweiz, so auch in Bünden ihre Opfer gefunden, denn in jenem Heerzuge dienten auch Männer aus diesem Lande. Von einer Verbreitung der Seuche nach Rhätien, welche während des alten Zürichkriegs in den Jahren 1349 und dann wieder 1519 in den helvetischen Gegenden wüthete, ist in den bündnerischen Chroniken keine Ueberlieferung, aber da mehr oder weniger die ganze östliche Schweiz davon ergriffen wurde, so mag auch Bünden nicht verschont worden seyn.

Desto verheerender war die Seuche, welche gleichzeitig in Oberitalien epidemisch in Brustentzündungen auftrat, im Jahr 1550, wo nach Bullinger in 7 Wochen einzig zu Chur 1100, nach Sprechers Chronik aber 1600 Personen weggerafft wurden.

Schon nach sechs Jahren brach sie wieder in der Stadt und ihrer Umgebung aus, riß abermals 1400 und im Jahr 1560 wiederum eine gleiche Menge ihrer Einwohner ins Grab. Darauf wüthete eine heftige Pest in den Jahren 1563 und 64 vorzüglich zu Cleven, Plurs, Zizers, Malans und Schiers. Damals predigte man zu Vermeidung der Ansteckung auf dem offenen Platze, und zur Kommunion brachte jeder sein eigenes Trinkgefäß, um nicht mit Pestbehafteten aus dem gleichen Kelch trinken zu müssen. Diese Seuche, welche auch im Elsaß und auf mehreren Punkten im Schweizerland eine beträchtliche Volks-

zahl wegraffte, dauerte mehrere Jahre in Rhätien, bald hier bald dort ihr Haupt emporhebend; im Sommer 1566 starben zu Chur, nachdem sich die Stadt kaum von dem Unglück 1550 und 1566 etwas erholt hatte, abermals gegen 1400 Menschen, darunter auch der Pfarrer Philipp Galitius, ein um die bündnerische Kirchenverbesserung hoch verdienter Mann.

Noch waren die Wunden dieses Schlags nicht vernarbt, so mähete schon wieder der Tod im Jahr 1581 zu Thusis und Chur eine Anzahl Opfer nieder. Weit allgemeiner wüthete aber die Seuche von 1585, wahrscheinlich ein Fleckfieber, das bald darauf in der Lombardie grassirte. Von Ostern bis Weihnachten starben 5000 Personen in Bünden, meist zu Disentis, im Lugnez, Domleschg, Prättigau, Oberhalbstein. Im Dorfe Untervaz riß sie 350 Menschen ins Grab. Zu Davos erhielt sich das Andenken an diese Seuche in dem Namen einer Besitzung von Alpen und Bergwiesen, darum der Erb- oder Erbesberg genannt, weil sie in Folge des raschen Sterbens in einer einzigen Nacht durch Erbschaft in die siebente Hand überging.

Eine neue Pestperiode erfolgte in den Jahren 1587, 1592 und 1595, wo vorzugsweise Chur, weil daselbst die dichteste Bevölkerung lebte, und einige andere Gemeinden namentlich Tschapina und Valendas, schwer heimgesucht wurden. In Fettan wurde sie 1587, nach einer Volkssage, durch zwei Fremdlinge aus Böhmen eingebracht, welche in dem Hause, wo sie übernachteten, einen Knäul Wollengarn zurückließen. In demselben stak die Pest, ergriff zuerst die Hausbewohner und verbreitete sich über das Dorf. Die erste Hälfte des 17. sec. wegen Bürgerkrieg, fremder Unterdrückung und Greuel des Fanatismus schon an sich die traurigste Periode in der Bündnergeschichte, erlebte auch die furchtbarsten Verheerungen durch Hunger und Pest. Die Seuche, welche seit 1610 und 1611 durch die eidgenössischen Länder schlich, wohin sie die aus dem Jülicher Krieg zurückgekehrten schweizerischen und rhätischen Kriegsleute brachten, kam durch sie auch nach Bünden, wo sie allmälig an Verbreitung und Sterblichkeit zunahm. Noch hatte indessen der bündnerische Freistaat die Becher der Drangsale nicht völlig geleert. Bald auf den Untergang von Plurs und den ruchlosen Veltlinermord gossen der Hunger, die zügellose Wuth fremder Kriegshorden, das allgemeine Elend im Winter von 1622 auf 23 auch neue Seuchen über Menschen und Vieh. Man nannte diese Seuche die ungarische Krankheit, und diese Leidensperiode den Hungerwinter. Was in den Chroniken Pest heißt, war vermuthlich ein Faulfieber mit heftigen nervösen Zufällen, die vorzugsweise das Gehirn angriffen. Für die Nachbarn gefährlicher wurde die Wuth, so damals unter den Hunden (1623) ausbrach. Viele hundert Leichnahme wurden in Bünden in den Rhein geworfen, von Hunden angebissen und gefressen; darüber geriethen diese Hunde in solche Wuth, daß sie im Rheinthal und Appenzellerland das Vieh anfielen und in kurzer Zeit über 25,000 Gulden Schaden anrichteten. Alles Landvolk erhob sich mit Flinten, Spießen, Stangen und Prügeln um die rasenden Hunde zu erschlagen.

Das Unglück wuchs, als 1628 mitten in den Drangsalen des Kriegs und der gräuelvollen Unterjochung durch die östreichisch-spanischen Kriegsbanden diejenige Seuche, welche unter dem Namen des schwarzen Todes bekannt ist, abermals ihre schreckliche Geisel über die bündnerischen Thäler schwang. Vier Jahre lang, von 1628 bis 31 wüthete diese Pest, raffte nach der Versicherung gleichzeitiger und glaubwürdiger Chronisten blos im Jahr 1630 gegen zwölftausend, in allen vier Jahren aber fast zwanzigtausend Menschen weg. Daß die fremden Kriegsvölker sie eingeschleppt hatten und von Thal zu Thal trugen, erhellt aus der geschichtlichen Notiz im Kirchenbuch von Thusis, wohin ein fremdes Soldatenweib die Seuche brachte und ihr zuerst unterlag. Der ganze Ort wurde schreckhaft heimgesucht, 9 Häuser starben ganz aus. Aufs Neue tauchte der Würgengel 1635 auf; damals wurde Bischof Mohr sein Opfer, und im Jahr 1639 fielen ihm hin und wieder noch manche Individuen. Von der Zeit an liest man nicht mehr von Pestilenz, vielleicht weil die eigentliche Pest gar nicht mehr in unsern Gegenden auftrat, vielleicht weil andere ansteckende Krankheiten nun bestimmtere Eigennamen erhielten. Wohl haben auch später noch bösartige Seuchen geherrscht, wie namentlich 1771, als in Folge einer großen Hungersnoth halbverschmachtete und kranke Menschen schaarenweise aus der Schweiz nach Bünden kamen und dorthin ein epidemisches Faulfieber brachten, das nicht minder verheerend unter der Bevölkerung wüthete; aber von Pest ist keine Rede mehr. Bekannt ist, daß in genanntem Jahre blos aus der Mitte der reformirten Geistlichkeit 38 Synodalen plötzlich weggerafft wurden, so daß man, um die Gemeinden mit Seelsorgern zu versehen, auch minder vorbereiteten Studirenden die Pfründen anvertraute, und seitdem vom Wege gründlicher Gymnasialstudien abweichend, die Kandidaten des Predigtamts durch ältere Synodalen in einem Bildungsgange von wenigen Jahren für die Kanzel zustuzte.

Eine andere Klasse schrecklicher Krankheiten bildete im Mittelalter der Aussatz, und kam so oft und heftig vor, daß man hin und wieder, besonders bei Chur, eigene Versorgungsanstalten oder Spitäler für die Feldsiechen errichtete. Das jetzige Dörflein Masans hat von der Anstalt für diese Kranken, die man Sondersiechen oder Feldsiechen nannte, nach dem rhätoromanischen Ausdruck „Malsauns (Malesani) d. h. Ungesunde," seinen noch heute ihm eigenen Namen.

In die Klasse der nur den früheren Zeiten eigenen Krankheiten dürfen dann endlich mit seltenen Ausnahmen in Graubünden auch die Kinderblattern gezählt werden. Durch ein glückliches Ungefähr ward bald nach Bekanntwerdung der schützenden Wirkung des Kuhpockenstoffes in England, von dorther dem damaligen ersten Arzt der Stadt Chur, Doktor Rascher, eine kleine Portion solchen Stoffes zugesandt. Von den damit vorgenommenen Versuchen erwiesen sich bald mehrere als gelungen; die neue Erfindung kam durch Bemühung von einzelnen Menschenfreunden, dann durch Unterstützung von Behörden in Aufnahme. Schon im Jahr 1800 wurden allgemeine

Impfungen angeordnet, und so hat der Kanton Graubünden sich das Verdienst erworben, daß hier, von allen kleinen und großen Staaten des europäischen Kontinents, die Schutzpockenimpfung zuerst von Regierung aus eingeführt und gegen Unterlassende ein Zwangsverfahren angewendet worden ist. Seither wurde die Krankheit mehr als einmal durch Fremde hereingeschleppt, ohne daß daraus eine Ansteckung erwachsen wäre. Erst seit dem Jahr 1833 sind dann mehrere einzelne Fälle wirklicher Pocken vorgekommen; zuerst an Fremden, die sie mitgebracht hatten, dann auch an Personen, die entweder gar nie geimpft worden waren, oder bei denen die Impfung ihre Wirksamkeit wieder verloren haben mußte. Hier zeigten sich dann zwei Erscheinungen: erstlich, daß bei solchen Kranken, welche die Schutzpocken wirklich gehabt hatten, die aber gleichwohl von den Kinderblattern befallen wurden, diese Krankheit in der Regel leicht vorüberging, während gleichzeitig bei nie geimpften sie sich sehr bösartig erwies; und zweitens, daß auch unter Personen, deren Schutzimpfung um 10, 20 und 30 Jahre zurücklag, selbst bei naher Berührung mit Blatterkranken, die Ansteckung immerhin zu den Ausnahmen gehörte. Die bei diesem Anlaß erneuerten Nachsuchungen zu Auffindung von Pocken an den Kühen selbst, sind, so wie die Versuche zu Uebertragung des Giftes von Menschen auf das Thier, und dadurch zu erzweckende Erneuerung oder Auffrischung des Stoffes ohne Erfolg geblieben. Wohl aber hat die drohliche Erscheinung eines Wiedererwachens der einst so verheerenden Krankheit, die durch langjährige Sicherheit bereits theilweise entschlummerte Wachsamkeit und Genauigkeit in Betreibung der Schutzimpfung wieder neu aufgeweckt. — Einige nähere Angaben über Einrichtung und Gang der Impfungsanstalten bleiben der Abtheilung C. vorbehalten.

Nahrung und Kleidung.

Es giebt wohl wenig Länder, wo der Einwohner im Allgemeinen so viel auf seinen täglichen Unterhalt verwendet, wie in Graubünden. Während die reine, zehrende Bergluft das Bedürfniß öfterer und reichlicher Nahrung hervorruft, bewirken hier mehrere Umstände, namentlich die durch gänzliche Abgabenfreiheit begünstigte Sorglosigkeit, daß der Landmann in der Wahl seiner Speisen oft größeren Aufwand macht, als im Durchschnitt es sich anderwärts die untern Volksklassen erlauben können. So z. B. wird hier fast durchgehends das ganze Ergebniß der Molken (Milch, Butter und Käse) von den Produzenten selbst aufgezehrt; eben so wird verhältnißmäßig mehr Fleisch genossen, als in andern Ländern. Hauptnahrungsstoffe für die große Masse bilden herwärts der Berge: Erdäpfel, dürres Obst, Mehlspeisen, Zieger und Käse. Weniger allgemein genossen werden Kraut (häufig als Sauerkraut), Bohnen, Rüben und dergl. Das Fleisch, das unter den ärmern Volksklassen am häufigsten genossen wird, jedoch auch nicht als

regelmäßig tägliche Speise, ist das der Ziege. Bei etwas vermöglichern Bauern bildet Schweinefleisch und Speck eine willkommene Zuthat zum Gemüse. In den italienischen Thälern treten an den Platz der Erdäpfel und des Obstes das Türkenmehl (Polente), auch Reis und italienische Pasten (Makaroni, Fideli u. dgl.). Die Butter wird dort beim Kochen zum Theil durch Oel ersetzt. Durchgehends bildet Kaffee (je nach Vermögen mehr oder weniger durch Surrogate ersetzt) ein tägliches, oft mehr als Einmal wiederkehrendes Mahl, bald als Frühstück, bald als Abendbrod, wobei — je nach Lage und Jahreszeit — Erdäpfel oder gebratene Kastanien die Stelle des Brodes versehen. — Als gewöhnliches Getränk genießt der Landmann (außer dem hierlands meistens gesunden Wasser) in den entlegenen Bergthälern, besonders während des Sommeraufenthalts in den Alpen, fast ausschließlich Milch, Buttermilch (hier Schleggmilch genannt) und Schotte; in den niederen Thälern, und wo mehr Verkehr herrscht, wird viel Wein (theils inländischer, mehr aber noch italienischer) genossen. In neuerer Zeit ist dann auch das Bier stark in Aufnahme gekommen und wird nun bis in die entlegensten Bergthäler verführt; hingegen ist selbst in den Thälern, die vielen Obstwachs besitzen, der Most wenig im Gebrauch. Der Genuß des Branntweins dürfte wohl auch hier mehr im Zu- als Abnehmen seyn; doch thut sich diesfalls bei weitem nicht solcher Mißbrauch kund, wie dermalen eben in vielen andern Gegenden der Schweiz.

Die Bündner aus den höhern Klassen sind von Altem her immer im Ruf gestanden, als setzen sie auf eine gute Tafel einen besondern Werth und verwendeten oft mehr darauf, als ihre Hülfsmittel es ihnen erlaubten. Solcher Hang zur Gutschmeckerei möchte großentheils den früheren Angewöhnungen vieler Bündner, theils im genußreichen Garnisonsleben der ehemaligen Friedensdienste, besonders in den königlichen Garden zu Paris, anderseits in den kleinen Hofhaltungen der veltlinischen Landvogteien zuzuschreiben seyn. In neueren Zeiten hat mit dem Entschwinden von Veranlassung und auch von Hülfsmitteln jener Hang bedeutend abgenommen. Hingegen haben dann auch wieder erleichterter Verkehr auf den neuen Straßen und vermehrter Besuch genußsüchtiger Reisender einer gewissen Verfeinerung und Vielseitigkeit in den Bedürfnissen der Tafel, selbst in solchen Gegenden den Zugang eröffnet, wo noch vor wenig Jahrzehenden in dieser Beziehung eine solche Beschränkung auf das Altherkömmliche und Landesübliche waltete, die allerdings den Fremdling oft um somehr zurückstoßen mußte, als sie sich weniger durch wahre Einfachheit, wie denn vielmehr durch schlechte Zubereitung und vor allem durch Mangel an Reinlichkeit charakterisirte. Die städtische Lebensweise der Einwohner von Chur (die vorzugsweise als Liebhaber der Schmauserei gelten) unterscheidet sich in Hinsicht auf Nahrung von der der höheren Klassen auf dem Lande wesentlich darin, daß hier täglich frisches (nach hiesigem Sprachgebrauch grünes) Fleisch genossen wird, während in denjenigen Gegenden, die wegen Entfernung nicht von den hiesigen Schlächtern bedient werden können, in der Regel nur eingesalzenes Fleisch zu

haben ist. Die Eßstunden nach städtischer Lebensweise sind gewöhnlich 7 — 8 Frühstück, 12 Uhr Mittagessen, 4 — 5 Abendbrod (hier Marend genannt) und 7 — 8 Uhr Nachtessen.

Als charakteristisch möchten in vorliegender Beziehung folgende Züge einer Erwähnung werth seyn. In einigen Bergthälern, vorzüglich denn in den Engadinen, werden die dort sehr stark üblichen Mehlspeisen mit einem solchen Uebermaß von Butter gekocht, daß der Ausländer kaum begreift, wie solche Speise genossen und verdauet werden mag. Im Oberengadin war sonst allgemein üblich (kommt jetzt aber immer mehr aus Gebrauch), nur ein oder zweimal des Jahrs Brod zu backen, und sich also die meiste Zeit mit dieser wahrhaft steinharten Art von Zwieback zu behelfen. Als Speisen, die hier üblich hingegen in andern Gegenden der Schweiz wenig bekannt sind, könnte man bezeichnen: Hollunderbeermuß; verschiedene äußerst schwer verdauliche Rahmgerichte; dann das Gebackene aus gelbem oder auch schwarzem Heidenkornmehl. Für den gastronomischen Beobachter werden hier noch, als diesem Land in ganz vorzüglich guter Qualität mehr oder minder eigenthümlich bezeichnet, aus den höchsten Lagen: das roh ausnehmend schmackhafte, nur an der Luft (ohne Räucherung) gedörrte Fleisch; die delikaten Forellen aus den Bergseen; das im Spätsommer häufig feil gebotene Gemsefleisch; die frischen Schaafzieger der in Bündneralpen weidenden italienischen Schaafe; die fetten Engadiner- und Tawetscherkäse; die, besonders im Oberengadin jedem Gast vorgesetzten Zirbelnüßchen (Ziernüßli). Aus den mittleren Höhenlagen: vorzüglich schmackhafte Rüben, Blumenkohl von ungewöhnlicher Größe; fast schneeweißer, vorzüglich würzhafter Honig; die kleine sehr späte und besonders schmackhafte Bergkirsche. Aus dem tiefsten Thalgrund herwärts der Berge: ausgesucht feines Obst, von den verschiedensten Gattungen; an der Luft (ohne Ofenwärme) gedörrtes Obst, besonders geschälte Aepfel. Aus den italienischen Thälern, in vorzüglichster Schönheit aber von Cleven (Chiavenna) die Marroni (gezweite Kastanien). Im Fach der Getränke: der im Inland gebrannte Enzian- und Iva-Geist, und das aus gedörrten Bergkirschen gezogene vortreffliche Kirschwasser; die durch die feine Bergluft in einem hohen Grad an Werth gewinnenden rothen Weine und darunter der, nur in den höchsten Lagen (besonders Oberengadin) anzutreffende, bis 100 Jahr alte Veltlinerwein.

Die Kleidung des Landvolks bietet in Graubünden weniger Charakteristisches, als in manchen andern Schweizerkantonen. Auch da, wo noch gegen das Ende des 18. Jahrhunderts, besonders unter dem weiblichen Geschlecht, eine mehr oder weniger ausgezeichnete Landestracht in Uebung war, ist nun nichts mehr davon bemerkbar. So die, am längsten noch im Unterengadin beibehaltenen, scharlachrothen Röcke der Weiber, auch Ermel mit schwarzem Leibstück; ihre früher um Chur gebräuchlichen rothen Strümpfe und Stöcklischuhe (mit hohen Absätzen); die silbernen Nadeln verschiedener Form im aufgeflochtenen Haar und mancherlei eigene Arten von Kopfbedeckung, die alle — mit Ausnahme des bei den katholischen

Weibern noch üblichen Flitters im Kopfputz, einer wenn auch meistens noch etwas schwerfälligen, jedenfalls doch einfacheren Kleidertracht Platz gemacht haben. Der Hauptgrund, warum in diesem Bergland sich keine eigene Landestracht gebildet, oder die einmal einheimisch gewesene sich nicht erhalten hat, liegt wohl in dem häufigen Auswandern der Bündner nach fremden Ländern, von wo die Heimgekehrten dann entweder eine Kriegertracht oder aber irgend eine, keinem Land und keinem Stand eigens angehörige weltbürgerliche Kleidungsart mit zurückbrachten. Eine zweite Ursache dieses Mangels an einer Nationaltracht liegt in der rein demokratischen Verfassung, welche jeden Staatsbürger, nicht nur in die Gerichtsstube seiner Gemeinde oder seines Gerichtsbezirks, sondern auch in die Rathssääle der Oberbehörden des Freistaats rufen kann, wo dann mancher Landmann fürchten möchte, sich neben seinen Landsleuten aus dem Herrenstande durch allzu grell abstechende Baurentracht einer gewissen Zurücksetzung blosgestellt zu sehen. Diese auf eine so große Anzahl von Staatsbürgern ausgedehnte Theilnahme an Besetzung obrigkeitlicher Stellen mag auch, besonders in frühern Zeiten, wo durchgehends die Kleiderschränke noch spärlicher versehen waren als heutzutage, die Männer bewogen haben, selbst für ihre alltägliche Kleidung die schwarze Farbe zu wählen. In neuerer Zeit, wo jeder einigermaßen vermögliche Bauer sich nicht mehr gern an den alten Spruch hält: „Ein Gott und Ein Rock“ sieht man auch bei den Männern mehr farbige (meist graue oder blaue) Werktagskleidung.

Im Allgemeinen kleidet sich das Landvolk in Graubünden Winter und Sommer fast durchaus in Wolle, was allerdings dem, so häufigem und starkem Temperaturwechsel unterworfenen Klima dieses Gebirgslandes angemessen ist. Besonders ist das, herwärts der Berge beim Landvolk fast allgemein das ganze Jahr hindurch übliche Tragen wollener Strümpfe der Gesundheit entschieden zuträglich. Anderseits dann ist es begreiflich, wie solcher fast ausschließliche Gebrauch von Wollenzeug, und zwar vorzugsweise von dunkler Farbe (grau, meistens blau, auch schwarz) ungleich weniger geeignet ist, zu Reinlichkeit des Körpers aufzumuntern, als eine leichte, meist hellfarbige waschbare und überdies wegen geringer Dauerhaftigkeit öfter erneuerte Bekleidung von Leinen- und Baumwollenzeugen. Darum hat jener vorzugsweise Gebrauch wollener Zeuge auch ganz gewiß, besonders in früheren Zeiten, nicht wenig dazu beigetragen, um jene Zierlichkeit, die bei einigen andern schweizerischen Bergvölkern so angenehm ins Auge fällt, aus den Dörfern des Bündnerlandes ferne zu halten, und dagegen eine Unreinlichkeit und eine geschmacklose Schwerfälligkeit zu erzeugen und zu pflegen, die nun zwar in einigen Thalschaften zu weichen beginnen, in andern aber immer noch fest eingewurzelt sind. Der Zuschnitt der Kleider, besonders der Männer, nähert sich immer mehr der städtischen Tracht. Die Weiber tragen auf dem Lande zwar noch fast durchgehends Leibchen, Röcke und Schürze abgesondert (nach hiesiger Landessprache: Tschopen, Juppe und Schoos); doch beginnen die putzlustigeren unter den Landmädchen auch hier, ihre Kleidung mehr

der städtischen Form nachzubilden. So sind denn in Bünden, wie beinahe in jeder andern Beziehung, auch im Fache der Kleidung beider Geschlechter, zwischen den Gebräuchen der untersten Klassen, oder der entlegensten Thalbewohner und einer ausgesuchten Eleganz der höheren Stände alle nur denkbare Abstufungen und Zwitterformen anzutreffen. — Jenseits der Berge bemerkt man im Bergell, vorzüglich dann in den Engadinen eine gewisse Liebhaberei für Geschmeide, wozu die ausländischen Niederlassungen sowohl den (freilich oft überladenen) Geschmack erwecken, als die Mittel bieten. Das Landvolk der äußersten Gränzthäler gegen Tyrol, Veltlin und Tessin hat die Kleidertracht großentheils mit den Nachbarn über der Grenze gemein. So sieht man denn namentlich schon in Puschlav, im untern Bergell und in Misox die Männer häufig in nackten Beinen und entblöstem Hals, die braunen Jacken über die Schulter gehängt und den Kopf mit breitrandrigem Hut bedeckt; die Weiber in buntfarbigem Anzug, geflochtenem Haar und oft mit Flitter gezierten Hauben oder Kappen. Auch hier geht der Theil der Einwohner, der sich über die untere Volksklasse erhebt, in einer Art von Halbherrentracht.

Als obrigkeitliche Amtstracht diente früher fast allgemein, und dient in mehreren Landesgegenden noch dermalen der schwarze Kirchenmantel. In der Stadt Chur gehört zu großer Amtstracht, bei besondern Anlässen überdies dreieckiger Hut und Degen. Die Amtstracht der reformirten Geistlichkeit besteht einfach im schwarzen Mantel und kleinem weißen Krägchen.

Wohnorte.

Im Kanton Graubünden werden drei Ortschaften als Städte bezeichnet, doch trägt nur einer derselben, nämlich Chur, Hauptort und Regierungssitz des Kantons, ein städtisches Gepräge; die andern zwei hingegen, nämlich Meienfeld und mehr noch Ilanz, stehen sowohl an Umfang als Betriebsamkeit bedeutend hinter mehreren andern bündnerischen Ortschaften zurück. Als Flecken pflegt man Thusis und Malans zu bezeichnen. Die Zahl der sämmtlichen mit eigenen Pfründen versehenen Ortschaften des Kantons beläuft sich auf 123 reformirte, 80 katholische und 8 paritätische; zusammen 211. Außer diesen zählt der Kanton aber noch viele größere und kleinere Dörfer, die mit andern zusammen nur eine Pfründe bilden. Die Gesammtzahl aller großen und kleinen Ortschaften, worin auch viele bloß sogenannte Nachbarschaften (mitunter Gruppen von wenigen Häusern) mit inbegriffen sind, beträgt ungefähr 600. Wirkliche Klöster bestehen dermalen in diesem Kanton nur noch vier, Disentis, Kazis, Puschlav und Münster. Von 166 Burgen und Schlössern wirklich mittelalterlichen Ursprungs (siehe S. 103 und ff.) sind nur wenige noch bewohnt; von mehreren andern sind hingegen die Namen auf später erbaute, zum Theil auch schloßartige Herrensitze übergetragen worden; s. z. mehrere in Chur, in Haldenstein, Zizers, Zernez u. a. m.

Die Bauart der Stadt Chur ist die unregelmäßige, schwerfällige und dunkle der alten Reichsstädte. In neuerer Zeit, besonders in den letzten 20 Jahren ist jedoch vieles verändert und etwas modernisirt worden. So sind die engen, klosterartigen Fensteröffnungen, die in Blei gefaßten runden Scheiben ganz verschwunden; hingegen haben sich die meistens dreieckigen Erker, und im Innern mancher Häuser auch noch die engen Wendeltreppen, die mit Schnitzwerk verzierten Getäfel, die massiven bemalten Ofen u. a. m. aus der frühern Zeit erhalten. Es wird übrigens das Bauen hier durch den Mangel eines in der Nähe liegenden Bruches tauglicher Hausteine sehr erschwert. Zudem fehlt es immer noch an Baumeistern, die sowohl nöthige Kenntnisse als Hülfsmittel besitzen, und auch in mehreren einzelnen Handwerksfächern ist der Bauunternehmer nur höchst mittelmäßig bedient. Die Bauart in den Dörfern trägt im ganzen Thal des Vorder- und Hinterrheins, so wie des vereinten Stromes, ferner im Oberhalbstein und einigen Seitenthälern kein besonderes Gepräge. In allen diesen Gegenden bestehen die Dörfer zum größern Theil aus gemauerten und angeweißten Häusern von ein und auch zwei Stock über dem Erdgeschoß. An den Ställen ist gewöhnlich das Erdgeschoß ganz von Mauerwerk, der obere Theil aber von quer zwischen gemauerten Eckpfeilern eingelegten Balken. In wenigen Dörfern herrscht auch nur mittelmäßige Reinlichkeit; die meisten, namentlich an der Heerstraße, beurkunden im Ganzen und in den einzelnen Theilen auf den ersten Blick schon Sorglosigkeit und Trägheit, vor Allem dann einen gänzlichen Mangel an allem Schönheitssinn der Bewohner. Eine Vorrichtung, die man in ganz Bünden nirgends antrifft, sind die Blitzableiter, die — wenigstens im Thalgrund — durch die Spitzen der nahen Berge hinlänglich ersetzt werden. — In einigen Thalschaften trägt dann die Bauart schon ein eigenthümlicheres Gepräge. So wird z. B. im Prättigau viel ganz von Holz gebaut. Dort führt dann eine Treppe außerhalb auf eine Laube und zum Eingang des ersten Stockwerks, das die Wohnzimmer in sich faßt, während das Erdgeschoß anderen, der Haus- und Landwirthschaft dienlichen Zwecken gewidmet ist. An vielen Häusern liest man über der Fensterreihe des ersten Stocks eine von einer Ecke zur andern reichende Inschrift; auch geben die vor den Fenstern aufgestellten Blumentöpfe dem Ganzen ein recht freundliches Ansehen. In den italienischen Thälern Bündens trifft man schon die in Oberitalien gewöhnliche Bauart: ganz gemauerte, mit ineinander gefügten Hohlziegeln gedeckte Häuser. Die der ärmeren Landleute, also weitaus die meisten, sind ohne Anstrich, oft ohne Fensterscheiben, und erhalten dadurch ein düsteres und höchst ärmliches Aussehen. In den solid aufgeführten und schön ausgeweißten Herrenhäusern jener Thäler, findet man, bei sonst ganz italienischer Bauart, gleichwohl immer noch die großen gemauerten Ofen; außer diesen jedoch oft auch, zu beliebiger Auswahl je nach Bedürfniß und Geschmack, das italienische Kamin. Gewisse Züge der italienischen Bauart haben sich dann auch in einigen Gegenden herwärts der Berge einheimisch gemacht. Als einer besondern Erscheinung im Fach des Bauwesens glauben wir hier noch die

kalten Keller (Crotti) erwähnen zu sollen, die man in einem Bezirk des Misoxerthals (bei Cama) antrifft. Es sind dieses ganz allein stehende, an den steilen Bergabhang an-, oder zum Theil hineingebaute kleine Häuschen, von sehr solidem Mauerwerk, und die nichts anderes enthalten, als einen mit dem Eingang eben liegenden Keller. Wie bei den bekannten kalten Kellern am Luganersee und zu Chiavenna, nur nicht in so hohem Grade, erzeugt auch hier die innere Gestaltung des Gebirges eine außerordentliche, der Aufbewahrung des Weins besonders zuträgliche Kühle. — Einen sehr grellen aber vortheilhaften Kontrast gegen die ärmliche schwarze Steinhütte der Misoxerbauern würde, wenn man sie neben einander sehen könnte, das zierliche Haus des Oberengadiners bilden. Hier nöthiget das außerordentlich rauhe Klima den Einwohner, vor Allem auf Schutz gegen die Kälte Bedacht zu nehmen; der Mangel an hinlänglichem Holz ist Ursache, daß Alles von Stein gebaut wird, und die Wohlhabenheit der meisten Einwohner gestattet ihnen, es mit einem gewissen Aufwand zu thun. So hat sich denn in diesem Thal ein ganz eigenes Modell zum Häuserbau gebildet, das wohl nirgends anders angetroffen wird. Die Hausthüre ist auf die Einfahrt geladener Wagen berechnet und führt auf einen weiten Raum, aus dem man seitwärts in die Wohnstuben, Küche u. s. w. tritt, durch den Hintergrund aber nach den, an das Haus angebauten Stallungen gelangt. Die Stuben sind sehr nieder, aber immer sauber ausgetäfelt, oft reich möblirt, jedenfalls rein gehalten. Ein ganz vorzügliches Material zum Austäfeln liefert hier und in mehreren andern Hochthälern Bündens das Arven- (Ziernüßli-) Holz. Es ist dasselbe mit einem wohlriechenden Harze durchdrungen, das allmälig auf die Oberfläche der Bretter hervortritt, eine Art von Glanzfirnis bildet, und durch seinen immer angenehmen Geruch das Ungeziefer ferne hält. Die mit Astflecken eng besäeten Bretter aus diesem Holz sind sehr geschätzt, vertragen aber keinen farbigen Anstrich. Einen charakteristischen Zug im Baumodell der Engadiner Häuser (mit Ausnahme einiger neu erbauten) bilden die engen Fensteröffnungen, die, um bei der bedeutenden Dicke der Mauren dem Tageslicht bessern Zugang zu verschaffen, nach Außen sich erweitern, wie Schießscharten. Das Fenster besteht oft nur aus einer einzigen sehr großen Glasscheibe, und ist überall sehr rein gehalten. Das Aeußere dieser Häuser ist immer wohl unterhalten, oft durch farbigen Anstrich und Vergoldung von Holz- und Eisenwerk reich, mitunter wohl auch ziemlich geschmacklos, verziert. Durch solche solide und zierliche Häuser gewinnen einige Dörfer des Oberengadins eine Art von städtischem Ansehen. Als ein unkluges Verfahren möchte es manchem Sachverständigen erscheinen, daß hier die Mauren vorzugsweise zu Anfang des Winters aufgeführt und somit dem, sonst für sehr nachtheilig gehaltenen Gefrieren des Pflasters bloßgestellt werden. Hier aber wirkt es vortheilhaft auf die Festigkeit der Mauer; denn nicht das Gefrieren, sondern das allzubald erfolgende Aufthauen bringt den Schaden, und jenes ist, wie die Erfahrung lehrt, sogar zuträglich, sobald man darauf zählen kann, daß das

Thauwetter erst nach etlichen Monaten eintritt, wo die Wassertheile dann schon größtentheils oder ganz verflogen sind.

Im Allgemeinen wohnt der Landmann in Graubünden nach seinen Bedürfnissen bequem und selten durch allzu zahlreich zusammen Wohnende über die Maßen eingeengt. Ein Hauptaugenmerk bei der häuslichen Einrichtung geht immer auf Schutz gegen die Kälte. Zu dem Ende niedere, wohlgetäfelte Stuben; enge Fensteröffnungen, große, massive Ofen, hinter denen eine kleine Treppe nach der darüberliegenden Schlafkammer führt. Häufig wird auch, namentlich im Engadin, der Viehstall, zuweilen in einiger Erdvertiefung, unter der Wohnung angelegt, um die daraus aufsteigende Wärme zu benutzen. Das Zusammenwirken aller dieser Erwärmungsmittel, bei sehr seltenem Oeffnen der Fenster, bewirkt dann einen weit über das Bedürfniß gehenden Wärmegrad, der, vereint mit dem bei solchem Verfahren unvermeidlichen üblen Geruch, für einen jeden, der an solche Atmosphäre nicht schon gewohnt ist, den Aufenthalt in mancher graubündnerischen Baurenstube ganz unerträglich macht und trotz der Angewöhnung der Bewohner selbst, wohl auch auf ihre eigene Gesundheit nicht vortheilhaft einwirken kann. Eine ganz eigene Einrichtung besteht in der Gemeinde Mutten, deren Einwohnerschaft zwei Dörfer besitzt, das eine, am untern Berggelände, zum Gebrauch für den Winter, das andere, nahe am Bergscheitel, zum Aufenthalt während des Sommers. In letzterm steht die, vielleicht weit und breit einzige hölzerne Kirche.

Noch muß hier bemerkt werden, daß auch in manchem Theil dieses Kantons, die Beschränkungen, denen das öffentliche Weidgangsrecht die freie Benutzung des Privateigenthums unterlegt, der freien Auswahl von Baustätten auf eigenem Grund und Boden ein Hinderniß entgegenstellt. Dieses ist namentlich in Chur der Fall, und diese Beschränkung, verbunden mit der größtentheils durch den Weidgang bewirkten und erhaltenen Zersplitterung des Grundbesitzes sind es die hier alle Niederlagen der Landwirthschaft — Ställe, Scheunen, Düngerlagen u. s. w. in das Innere der Stadtmauren und der Vorstädte einzwängen. Daher in der Umgegend von Chur keine Meierhöfe in Mitte der vielen schönen Güter; daher im Innern der Stadt der gegen anderes Besitzthum unverhältnißmäßig hohe Preis von Häusern und Baustellen; daher endlich immer noch, trotz vieler polizeilicher Vorsorge, der Mangel an Reinlichkeit in manchen Gassen und Häusern und das theilweis dorfartige Aussehen in dieser im Allgemeinen ziemlich im Aufblühen begriffenen Stadt.

Besitzthum, Erwerbsquellen, Vermögensstand.

In Graubünden bezahlt der Einwohner bis dahin keinerlei direkte Abgaben; die Regierung hatte darum weder Beweggrund noch Befugniß, sich über den Vermögensstand der Einzelnen amtliche Kenntniß zu verschaffen, und so gebricht es denn über weitaus den größten Theil dieses Kantons an zureichenden Angaben, um über den Betrag des Besitzthums eine auch nur annähernde Berechnung anzustellen. Auch würde eine solche, selbst wenn der wirkliche Bestand des Eigenthums bekannt wäre, immer noch einer ganz besondern Schwierigkeit unterliegen, weil über die meisten Zweige bündnerscher Privat- und Korporations-Vermögen es so sehr an einem richtigen Maßstab gebricht, um den wahren Geldwerth auszumitteln, daß je nach den verschiedenen Ansichten, die diesfalls walten, sich leicht ein Unterschied um das Doppelte des Gesammtbetrags herausstellen könnte. Dieses gilt namentlich von Waldungen, Weiden, Gebäulichkeiten, und endlich von den industriellen Unternehmungen der Bündner im Ausland. Um also nicht in allzugewagte, jeder sichern Grundlage ermangelnde Berechnungen einzugehen, beschränken wir uns in der hier folgenden Uebersicht lediglich darauf, die wesentlichen Bestandtheile des bündnerischen Nationalbesitzes ihrer Natur und ihrem gegenseitigen Verhältniß nach zu bezeichnen, und auf diejenigen allgemeinen Wahrnehmungen hinzuweisen, welche in der Regel geeignet sind, um über ökonomischen Bestand und Entwicklungsgang einer Völkerschaft einen richtigen Begriff zu geben.

Beachtenswerther als bei irgend einem andern Schweizerkanton ist hier die Absonderung der Erwerbsquellen für die Nation in **inländische** und **auswärtige**, deren erstere fast ausschließlich auf materiellem Besitzthum, letztere auf industrieller Produktion beruhen.

Das **inländische materielle** Besitzthum besteht wesentlich in liegenden Gründen, als: Waldungen, Alpweiden und Allmeinden im Thalboden; dann in wirklichem Pflanzboden, dessen größter Theil Wieswachs, in geringerer Ausdehnung Ackerland, Obst- und Weinwachs, Gärten; endlich dann in Gebäuden. Das bewegliche Vermögen besteht, außer den zu Wohnung und Berufsbetrieb gehörigen Geräthen, wesentlich in Viehstand und Wirthschaftsvorräthen. Von verhältnißmäßig geringem Belang sind im Ganzen die Vorräthe an Waaren, zum Handel bestimmten Lebensmitteln und baarem Geld. Der gegenseitigen Schuldenverhältnisse unter den Staatsangehörigen wird hier keine Erwähnung gethan, da deren Bestand im Nationalreichthum nichts ändert. Die Schulden nach Außen sind auf keinen Fall von Belang. Als materielles Besitzthum sind dann endlich noch zu betrachten: Jagd, Fischerei, Mineralien und Mineralwasser. **Industrielle** Erwerbsquellen der Bündner bieten im Inland, außer der Bewirthschaftung des Bodens und dem Betrieb von Viehzucht und Viehhandel, we-

sentlich der Durchzug von Reisenden und von Waaren über die Verbindungsstraßen zwischen den Ländern dies- und jenseits der Alpen; demnach Speditions- und Fuhrgewerbe; Wirthschaften u. dgl. Einen nur geringen Gegenstand industriellen Betriebes bilden Fabriken und Handwerke; ganz leer zeigt sich als Erwerbsquelle das Fach der schönen Künste. Der Handel beschäftigt sich, außer dem inneren Detailverkehr und dem Speditionshandel, vorzugsweise mit Aufkauf und Ausfuhr von Holz, Vieh, Fellen, so wie von Veltlinerwein und andern Produkten der angränzenden italienischen Landschaften. Ein ganz eigenes Fach industriellen Betriebes bilden die Bergwerke, deren viele, als Aktienunternehmen auswärtiger Kapitalisten, selbst bei gänzlichem Mißlingen in materiellem und technischem Ergebniß, nichts destominder bedeutende Summen herbeigezogen haben.

Das Besitzthum der Bündner außer den Grenzen des Kantons an Liegenschaften besteht einestheils in einer Anzahl von Landgütern bündnerscher Familien im Kanton St. Gallen, anderntheils dann in den zu den auswärtigen Etablissements gehörigen Gebäulichkeiten. Der mitunter sehr bedeutende Grundbesitz einzelner bündnerscher Familien in vielen nahen und fernen Staaten des Auslands, und selbst in fremden Welttheilen dürfte zwar leicht auf einen Betrag von vielen Millionen steigen, kann aber je nach den Verhältnissen der Eigenthümer zum Verkehr im Heimatlande gar nicht, oder nur in beschränktem Maaße dem wirklich bündnerschen Nationalreichthum beigezählt werden. Beachtenswerther in dieser Beziehung ist das im Ausland liegende Kapitalvermögen. Der kleinere Theil derselben besteht in Geldern, die von vermöglichen Familien im Inland vorgeschlagen und dann im Kanton St. Gallen (im Rheinthal) und im Vorarlbergischen und Lichtensteinschen in kleinen Summen auf liegendes Unterpfand zinsbar angelegt wurden. Den größern Theil des auswärtigen, theils blos zinsbar angelegten, theils als eigenen Handlungsfond benutzten Kapitalbesitzes hingegen verdanken die Bündner dem selbstgewonnenen oder ererbten Ergebniß ebenfalls auswärtiger Unternehmungen (früher auch ergiebiger Kriegsdienste). Endlich ist in diesem Augenblick noch in diese Klasse des Besitzes der noch nicht bezogene Theil der Entschädigung zu rechnen, welche die östreichische Regierung endlich für das vor vierzig Jahren einer großen Anzahl von Bündnern konfiszirten Privateigenthum im Veltlin zuerkannt hat.

Eine weit ergiebigere Quelle noch, als im wirklichen Besitz an Grundeigenthum und Kapitalvermögen im Ausland, findet dieser Kanton im industriellen Ergebniß der durch ganz Europa verbreiteten Niederlassungen bündnerscher Kaffeewirthe, Pastetenbäcker und mitunter sehr bedeutender Handelshäuser. Ueber das Gesammtergebniß der bündnerschen Industrie im Ausland läßt sich keine auch nur annähernde Berechnung aufstellen; man mag sich aber überzeugen, wie reichhaltig es seyn muß, wenn man hört, daß man in einzelnen Dorfschaften den alljährlichen Zufluß aus jenen Niederlassungen bis über 20,000 Gulden anschlägt.

Wenn nun, unerachtet der sehr bedeutenden Zuflüsse, welche Bünden alljährlich aus seinen auswärtigen Erwerbsquellen bezieht, sich hier gleichwohl im Allgemeinen kein ökonomisches Emporkommen kund thut, so liegt schon darin ein Beweis, daß die inländische Produktion dieses Landes bei weitem nicht für die Bedürfnisse seiner Einwohner hinreicht. Dieser Schluß findet sich denn auch durch die Erscheinungen des täglichen Lebens aufs offenkundigste bestätigt, indem gar viele Familien ihre oft nicht geringen Bedürfnisse fast oder ganz ausschließlich aus ihren Bezügen vom Ausland bestreiten, ohne daß andere Einwohnerklassen dadurch bereichert würden, und nur der große Betrag jener Geldzuflüsse von Außen bietet den Schlüssel zu dem für manchen Bündner immer noch unauflöslichen Räthsel, aus was diese Völkerschaft, bei so äußerst geringer Ausfuhr eigener Produkte, die Ausgaben so bedeutender Ankäufe aus dem Ausland bestreiten möge.

In Beurtheilung über Vermögensstand der Einzelnen wird in Bünden oft ein gar ungleicher Maasstab gebraucht. Obgleich dieser Kanton nicht wenige einzelne Partikularen zählt, die bei hunderttausend, die eine halbe, wohl auch eine ganze Million Gulden und darüber besitzen; andere wieder, die aus ihren ausländischen Gewerben Jahr für Jahr viele Tausende ziehen, so giebt doch auch schon das, im Verhältniß solchen Besitzthumes nur geringe Vermögen von 20 bis 30,000 Gulden Anspruch auf den Namen eines wohlhabenden, das Doppelte auf den eines reichen Mannes. In gar vielen Landestheilen pflegen die Landleute unter sich das Vermögen nach der Anzahl von Kühen zu bezeichnen, die einer überwintert, d. h. mit Heu von eigenen Grundstücken ernährt. Dann möchte etwa Ueberwinterung von blos zwei Kühen für Merkmal eines beschränkten, von 3 bis 5 einer mittlern, von 6 bis 8 eines ansehnlichen Baurenvermögens, einer größern Anzahl dann schon als Zeugniß von Reichthum gelten. Arme Leute giebt es in Bünden viele; durchaus aller Hülfsquellen ermangelnde, wenigstens unter den wirklichen Gemeindsbürgern, insofern fast keine, als einem jeden unter diesen, vermöge der Weidgangseinrichtungen, wenigstens einiger Mitgenuß am Gemeinds- und selbst an Anderer Privatvermögen zukommt. In manchen Gemeinden wird auch jedem Bürger ein Stück Land (sogenanntes Gemeingut) zu lebenslänglichem Genuß überlassen. In wieweit dann solche Gemeingenüsse mit dem wahren Vortheil der Gesammtheit vereinbar sind, ja im Durchschnitt auch nur dem daran Betheiligten selbst zum wahren Nutzen gedeihen, soll später beleuchtet werden.

Nach diesem allgemeinen Ueberblick schreiten wir zu einer näheren Beleuchtung derjenigen ersten Elemente und örtlichen Umstände, durch welche überhaupt die Natur und Entwickelung der ökonomischen Zustände für den Einzelnen und die Gesammtheit bedungen werden. Nur die mehr oder mindere Empfänglichkeit dieser bedingenden Grundlagen, nach und nach eine günstigere Gestaltung anzunehmen, kann in der vorliegenden Beziehung den richtigen Maaßstab zu Beurtheilung über Bündens Zukunft geben.

Hinsichtlich des ersten Elementes zu inländischer Produktion, nämlich des Bodens und der von demselben gebotenen Na-

turerzeugnisse verschiedener Art, verweisen wir über das Umständliche auf die im vorhergehenden Abschnitt (A) enthaltenen Angaben, und bezeichnen hier nur folgende in die vorliegende Materie einschlagende Hauptergebnisse. Das bündnersche Gebirgsland bietet an nutzbaren Naturerzeugnissen, aus dem Mineralreich: mehrerlei Metallerze, Marmor, Kalk, Töpfererde, Schiefer, je nach der Gegend auch gute Bausteine und eine ziemliche Anzahl Mineralquellen; hingegen gebricht es durchgehends an einem leicht zu bearbeitenden Hausteine; auch sind bisher weder Steinkohlen noch Salzlager aufgefunden worden. Aus dem Pflanzenreich: vorzügliche Futterkräuter; Holzwachs, jedoch mit geringer Ausnahme nur Nadelholz, auch Torf; in beschränkter Ausdehnung: Korn, Erdäpfel, Hanf, Flachs und Gemüse; in noch beschränkterer: Obstwachs, Kastanien, Wein, Maulbeerpflanzung und damit verbundene Seidenzucht. Aus dem Thierreich: Hornvieh von mittlerem, Pferde, Schweine, Schafe und besonders Ziegen von kleinem Schlag; Gemse, Wildpret, Fische und Bienen. Von diesen Erzeugnissen des bündnerschen Gebirgslandes werden diejenigen, deren Daseyn durch das Gedeihen der Vegetation bedungen wird, auf einen im Verhältniß zum Gesammtumfang des Kantons nur kleinen Flächenraum beschränkt, während der übrige Theil, als Gletscher, Bergseen, kahle Felsen und dürre Bergscheitel, sowie dann auch in den tiefern Lagen als Gewässer, Strombette oder öde Kies- und Sandfelder aus dem Bereiche nutzbaren Bodens wegfallen. Eine Erweiterung oder sonst vortheilhaftere Gestaltung der hier bezeichneten Naturproduktion könnte eintreten: durch Auffindung neuer oder ergiebiger Metallerze und anderer Gaben des Mineralreichs; durch Urbarmachung unbepflanzten Bodens; durch Einschränkung der Flußbette; durch Verbesserung in Feld- und Forstkultur; durch Veredlung der Viehracen; durch Schonung der Jagd u. dgl. Hingegen steht zu befürchten, daß die in neuester Zeit in vermehrtem Maaße betriebene Wälderzerstörung, abgesehen von der Schwierigkeit eigener Reproduktion, durch Vermehrung und Erweiterung von Erdschlipfen und dgl. dem Pflanzboden der Thalgründe noch neuen Abbruch thun. Endlich dann läßt eine vergleichende Zusammenstellung der Ausdehnung des Vegetationsbereiches in frühern Zeiten gegen die von heute auch in diesem Bergland keinen Zweifel über ein, zwar langsames aber entschiedenes Herabrücken der Region des Pflanzenlebens das, wenn anders die früher einwirkenden und noch nie mit Gewißheit erforschten Ursachen fortbestehen, auch fortan wie früher, zugleich mit dem Gedeihen der Pflanzenwelt auch die Wohnlichkeit für den Menschen immer weiter von den Berghöhen nach dem Thalgrund hinab und auf einen engern Raum zusammendrängen müßte.

Eine zweite Bedingung zu vortheilhafter ökonomischer Entwicklung, nämlich die bequeme und sichere Kommunikation im Innern, unterlag von jeher und unterliegt großentheils noch heute in diesem Berg- und Thäler-Labyrinth so großen, — verhältnißmäßig oft größeren Hindernissen, als in irgend einem andern schweizerischen Bergkanton. Auf dem ganzen Flächenraum von 150 Quadratmeilen beschränkte sich

bis dahin die Gesammtlänge aller wirklichen Heerstraßen auf eine Ausdehnung von ungefähr dreißig Wegstunden (20 deut. Meilen); der jetzt im Werk liegende und schon bedeutend vorgerückte Bau der obern Straße, wird die unschätzbare Wohlthat des erleichterten Verkehrs auf eine Ausdehnung von mehr als 20 Stunden wieder für drei der bedeutendsten Thalschaften gewähren. Alle übrigen Landestheile (mit Ausnahme etwa der Engadine, die schon früher, wenigstens theilweise, leidlich brauchbare Fahrwege besaßen), müssen sich mit schmalen, kaum für kleine Bergwägelchen, oft auch gar nur für Saumpferde und Fußgänger brauchbaren Bergpfaden behelfen, bei denen man oft nicht weiß, welches von dreien das Schlechteste daran sey: die Anlage, die erste Ausführung oder die nachherige Unterhaltung. Wo denn aber auch die Natur dem Wandrer einen gangbaren Pfad dargeboten, oder die Kunst ihn eröffnet und selbst zur fahrbaren Rollbahn erweitert hat, da wird der Durchgang bald durch einbrechende Waldströme, bald durch Erdschlipfe oder Felsstürze gehemmt, jedenfalls dann während einem großen, oft dem größern Theil des Jahrs durch Schnee und Eis unendlich erschwert, oft auf längere Zeit ganz unmöglich gemacht, so daß für die Bewohner mancher Thalschaft es nichts Ungewöhnliches ist, sich während mehrerer Wochen, selbst Monate sozusagen von aller Verbindung mit andern Landestheilen abgeschnitten zu sehen. Solche Unterbrechungen, denen selbst die großen Heerstraßen zuweilen, wiewohl nicht auf lange, unterliegen, wirken unendlich nachtheilig auf den inneren Verkehr und hemmen in unglaublich hohem Maaße jede Art von Entwicklung in einer Völkerschaft, namentlich dann die ökonomische. Die seit 15 Jahren eröffneten neuen Fahrstraßen von Chur auf die Grenzen des Kantons gegen Italien, haben auch in den Bewohnern dieses Berglandes ein ihnen früher nicht bekanntes Bedürfniß erleichterter Kommunikation erweckt und zugleich den Beweis der Ausführbarkeit thatsächlich vor Augen gestellt. Schon ist jener ersten großen Unternehmung eine zweite nicht weniger bedeutende nachgefolgt. Auch für andere Thalschaften werden neue Straßenanlagen besprochen, deren Ausführung wohl nicht mehr lange nur ein frommer Wunsch bleiben wird. Jede neue Schöpfung der Art dient zu einer frischen Aufmunterung wieder für andere Thalschaften. So wird dann von allen Bedingnissen eines verbesserten ökonomischen Zustandes diejenige des erleichterten und somit bald auch vervielfachten Verkehrs ohne Zweifel am schnellsten und dabei im ausgedehntesten Maße eine neue günstigere Gestaltung gewinnen, und leicht dürfte sie allein schon hinreichen, um in der vorliegenden und noch in mancher andern Beziehung Ergebnisse herbeizuführen, die man nur ein Jahrzehend früher hier noch für unmöglich gehalten hatte. — Noch wird hier bemerkt, daß auf bündnerschem Gebiet der Rheinstrom noch nirgends mit Schiffen, wohl aber vom Vereinigungspunkt beider Arme in Reichenau, also auf einer Linie von sechs Stunden, mitunter wohl auch noch drei Stunden weiter aufwärts, auf dem Hinterrhein, mit Flößen befahren wird, die jedoch wegen des niedrigen Wassers, auch we-

gen Unsicherheit der Fahrt, nur selten mehr als Transportmittel von Waaren gebraucht werden.

Weit weniger noch, als durch klimatische und andere materielle Einwirkungen der Oertlichkeit, wird in Graubünden eine vortheilhafte Gestaltung der ökonomischen Zustände durch den inneren politischen Organismus dieses Freistaats begünstiget; ja es ist derselbe vielmehr geeignet, jede Art von Industrie zu lähmen und somit die wirklich vorhandenen nutzbaren Stoffe und begünstigenden Umstände mehr oder weniger werthlos zu machen. Drei verschiedene Ursachen, eine tiefer und hemmender als die andere in jede industrielle Entwickelung eingreifend, und alle drei fest eingewurzelt im inneren politischen Leben dieses Bergvolks, begründen solche verderbliche Einwirkung auf seine ökonomischen Zustände. Es sind diese: gesetzlich begünstigte Privilegien und Gütergemeinheiten; theils gesetzliche, theils blos mißbräuchliche Erschwerung der freien Niederlassung, endlich dann — mehr noch als alles Andere — ein zwar ungesetzlicher, aber nichts desto minder faktisch in hohem Maaße bestehender Mangel an Justizpflege, darum an unbedingter Sicherheit des Eigenthums. Eine nähere Erörterung dieser aus der Verfassung des Freistaats herfließenden Verhältnisse bleibt der Abtheilung C. dieses Werkes vorbehalten; hier genügt es, deren Daseyn und ihr mittel- und unmittelbares Einwirken in der hier vorliegenden Beziehung anzudeuten.

Die dermalen noch bestehenden alten Institutionen, welche für die Glieder einzelner Korporationen gewisse Privilegien und gemeinsame Genüsse begründen, äußern ihren nachtheiligen Einfluß auf die Entwicklung der Industrie ganz vorzüglich in zwei sehr wichtigen Zweigen bündnerschen Nationalerwerbes, nämlich im Waarentransit und in der Landwirthschaft. Der erstere unterlag schon seit alten Zeiten dadurch einer sehr drückenden Last, daß die Ausübung des Fuhrgewerbes auf die Glieder einer Anzahl Gemeinden (Porten genannt) beschränkt blieb. Die gewöhnlichen Folgen eines jeden Innungszwanges: mangelhafter Betrieb des Gewerbes, hohe Preise und schlechte Bedienung konnten auch hier nicht ausbleiben. Zwar ist in neueren Zeiten solche Beschränkung in der Anwendung etwas gemildert worden; der Grundsatz aber besteht noch fort, und mit ihm seine verderbliche Wirkung. In der Landwirthschaft hindern die Weidgangsrechte, welche alle Genossen einer Gemeinde selbst auf Privatgütern ausüben, die freie Benutzung des eigenen Bodens. Zudem verführt der, oft nur scheinbare Vortheil der Mitbenutzung solcher Rechte Manchen zu einem ihm nicht nutzbaren landwirthschaftlichen Betrieb und Vernachläßigung eines einträglicheren Gewerbes. Daraus entsteht eine nachtheilige Zersplitterung im Grundbesitz, verhältnißmäßig kostbarere und dabei unzweckmäßige Bewirthschaftung mit weniger vortheilhafter Benutzung des Ertrags. Alle diese unausweichlichen Folgen der Weidgangs- oder Atzungsrechte vereinigen sich dann zu Einem Hauptergebniß: Beschränkung des Ertrags der Grundstücke, weit unter das, was ohne jene Beschränkungen des Privateigenthums

und ohne jene Gütergemeinheiten aus gleicher Ausdehnung von Pflanzboden gezogen werden könnte. Zwar hat die Gesetzgebung in neuester Zeit auch diese Fessel der Gewerbsfreiheit, wenn nicht völlig zu lösen, so doch zu erleichtern versucht. Auch lastet sie nicht mit gleichem Gewicht auf allen bündnerschen Gemeinwesen, und einige wenige haben sich früher schon aus eigenem Antrieb davon losgemacht; immer aber unterliegt weitaus in den meisten Landestheilen die freie Benutzung des Bodens noch vielen lästigen Beschränkungen, immer noch wird manche schöne Strecke zu besserer Benutzung tauglichen Landes zu Gemeinweiden (Allmeinden) verwendet und einer einträglichern Bewirthschaftung entzogen. Daß in Befreiung des Landbaus von solchen Lasten die Stadt Chur eben soweit zurücksteht, wie nur irgend eine Gemeinde des Kantons, ist um so auffallender, da hier nicht nur die Bewirthschaftung des Bodens, sondern nicht minder auch der Betrieb städtischer Gewerbe darunter leiden müssen. Auch der in dieser Stadt noch fortbestehende Zunftzwang im Handwerksstand, kann hier nicht ungerügt bleiben, wenn gleich er, wegen geringer Strenge in der Ausübung und kleiner Ausdehnung seines Bereiches, auf den ökonomischen Zustand der Gesammtheit einen sehr unbedeutenden Einfluß ausübt.

Die Hindernisse, welche die bündnersche Verfassung, wohl mehr aber noch Engherzigkeit und Willkür der einzelnen Gemeinden, der freien Niederlassung des Fremden entgegen setzen, erscheinen doppelt anstößig, wenn man weiß, daß — wenigstens in solcher Beziehung — als Fremder hier oft auch der Bündner aus der nächsten Gemeinde behandelt wird. Allerdings werden bisher, wo der gänzliche Mangel aller industriellen Unternehmungen fast in allen Landestheilen, dem Ausländer nicht leicht einen Beweggrund zu hierländischer Niederlassung darbiethet, die Nachtheile diesfälliger Beschränkungen nicht merkbar empfunden. Gewiß haben dieselben aber schon bis dahin nicht wenig beigetragen, manchen Versuch im Keim zu ersticken, und je mehr auch dieser Kanton einer vielfacheren Gewerbsthätigkeit entgegenreift, je fühlbarer und allgemeiner werden sich auch jene Nachtheile kund geben.

Als die eingreifendste und allgemeinste aller Hemmungen eines gedeihlichen Fortschreitens in Gewerbsthätigkeit und Wohlstand in diesem Kanton betrachten wir den so höchst fühlbaren Mangel an einer genügenden Justizpflege, der wahren Lebensluft alles Gedeihens in der bürgerlichen Gesellschaft. Die Abtheilung in eine bedeutende Anzahl abgesonderter, mehr oder minder souveräner Gerichtsbezirke mit eigenen, oft sehr verschiedenen Statuten; die Verschiedenheit der hier üblichen drei oder vier Landessprachen; die bedeutende Entfernung und oft sehr schwierige Kommunikation zwischen den einzelnen Ortschaften, endlich der fast durchgängig alljährliche Wechsel der Beamten: alle diese Umstände, verbunden mit mancherlei Mißbräuchen, vereinigen sich, um den Prozeßgang langsam, unregelmäßig und kostspielig zu machen. Sind dann diese Schwierigkeiten endlich auch bezwungen, so stellen sich dem siegenden Theil oft erst wieder neue Hindernisse entgegen, um zur Exeku-

tion zu gelangen, und nicht selten werden ihm die Früchte des theuer erkauften Sieges durch Mangel an amtlicher Unterstützung verkümmert, geschmälert, wohl ganz entzogen. Die Schutzwehr aber, welche die allgemeinen Kantonsgesetze gegen Verstöße im formellen Verfahren der Gerichtsbehörden bietet, hat sich längst als schlecht organisirt und wegen des beständigen Personenwechsels in den Kantonsbehörden von höchst beschränkter und ungewisser Wirksamkeit erwiesen. Ueberdies erfordert die Betreibung von Rekursen bei den Kantonsbehörden eine allzugroße Ausgabe, sowie die Appellabilität an das Obergericht durch eine allzuhohe Summe bedungen wird, um in Rechtsverletzungen von mäßigem oder gar nur geringem Betrag dem Gekränkten jedenfalls eine Zuflucht zu gestatten. So kommt es denn, daß in vielen, ja in den meisten Theilen dieses Kantons, in Rechtsstreitigkeiten von geringem Belang eine ungesäumte und vollständige Anerkennung und Handhabung des Rechts zu den — leider nur allzuseltenen Zufälligkeiten gehört; daß in wichtigern Fällen der Schikane Thür und Thor so weit geöffnet sind, daß auch der in letzter Instanz (von den Oberbehörden in der Regel immer zu erwartende) gerechte Entscheid oft mit endlosen Umzügen, und daraus erwachsenden nie ersetzten Einbußen erkauft werden muß. Wie aber sollen industrielle Unternehmungen gedeihen; wer wird den Muth haben, sein Eigenthum daran zu setzen, wo er nicht darauf rechnen darf, jeden Augenblick dabei geschützt zu werden? Aber nicht nur eben auf das Emporkommen neuer industrieller Unternehmungen sehen wir solchen Mangel an Justizpflege nachtheilig einwirken, sondern auch auf die ökonomischen Zustände der Einzelnen, im Gang des gewöhnlichen Haushalts. Solches geschieht bei den Einen abschreckend, bei dem Andern verführend. Die Ersten tragen z. B. Bedenken, ihre Felder mit Fruchtbäumen zu bepflanzen, aus gerechter Besorgniß, daß ihnen die Früchte ungestraft gestohlen werden; oder sie wagen es nicht ihre Gelder an Zins zu legen, weil sie sich selbst durch die formellste Verschreibung nicht immer für hinlänglich gesichert halten. Die Letzteren — und das ist eine der verderblichsten Folgen des hier gerügten Mangels — treiben im Vertrauen auf die Langsamkeit und Schwäche der Justiz das Schuldenmachen als eine Art von Beruf, und es gelingt ihnen nur allzuoft, den Gläubiger durch Umzüge und Schikanen zu Nachlässen zu nöthigen.

Wenn es der obersten Staatsverwaltung dieses Kantons an Macht — mitunter wohl auch an entschiedenem Willen — gebricht, die Fesseln zu sprengen, welche jede industrielle Entwicklung gefangen halten, ja sogar nur, den ungesetzlichen Hemmungen wirksam entgegenzutreten: wie viel weniger dann darf hier eine unmittelbare aktive Aufmunterung und thätliche Unterstützung zu Hebung des Gewerbswesens (worin wir immer Landbau und Viehzucht mit einbegreifen) erwartet werden. Gleichwohl ist in dieser Beziehung — auch abgesehen von dem gewaltigen Hebel des Straßenbau's in neuer und neuester Zeit Manches geschehen. Hingegen hat auch mancher andere dahin zielende Antrag an Vorurtheil und Engherzigkeit gescheitert, und mehr als Eine Verfügung möchte wohl eher geeignet seyn,

den heilsamen Zweck zu vereiteln, als sein Gelingen zu begünstigen. Das eben ist in den heutigen Zeiten der Konkurrenz eine der schwachen Seiten der rein demokratischen Form und damit in Zusammenhang stehender Abgabenfreiheit, daß sie keine direkten Opfer für das Staatsärar gestattet, um damit einen, wenn auch noch so unfehlbaren, noch so überwiegenden indirekten Nutzen, durch Aeufnung des Nationalreichthums zu erkaufen. Fließt eine Verwendung nicht wieder unmittelbar in die Staatskasse zurück, so wird sie als verloren betrachtet; denn hier hat das Privatvermögen in der Regel nichts gemein mit dem Staatsvermögen, und so mag denn auch die Aussicht auf einen gewissen Zufluß von Tausenden in jenes erste nicht als zureichender Grund für eine Ausgabe nur von Zehn aus dem letzten gelten. Solches dem bündnerschen Gemeinwesen durch seine Verfassung aufgezwungene System engherziger Knickerei, wird für manchen Zweig hiesigen Nationalerwerbes in dem Maaße immer schmerzlicher empfunden werden, wie die Regierungen der Nachbarstaaten — Monarchien oder Schweizerkantone — gestützt auf ein Abgabensystem, das die vom Staate verwendeten Summen wieder mit Zinsen in seine Kassen zurückführt, der Hebung der Industrie und der Aeufnung des Nationalreichthums in ihrem Gebiete immer größere Opfer bringen. So namentlich im Transit- und Postwesen und in so vielen Zweigen vorsorglicher Polizei. Unter Vorbehalt näherer Erörterung aller oben berührten Verhältnisse des Staats, so wie dann auch über seine eigene Oekonomie (das wirkliche Kantonsvermögen) in dem demselben besonders gewidmeten Abschnitt C. mag hier nur noch die Bemerkung Platz finden, daß in diesem Kanton noch um so weniger irgend ein folgerechtes und wirksames Einschreiten der Staatsgewalt zu Gunsten des Nationalreichthums erwartet werden darf, als keine eigene Behörde für das Finanzwesen besteht, sondern dieser so höchst wichtige Zweig der Staatsverwaltung von der Regierung unmittelbar besorgt wird, wo dann aber oft das Staatsärar selbst, noch öfter aber das Gesammtwohl, wenigstens die von den Finanzverfügungen unmittelbar abhängigen Erwerbszweige, den Mangel an richtiger Würdigung der Umstände und an Folgerichtigkeit schmerzlich empfinden müssen.

Außer den hier bezeichneten nachtheiligen Einwirkungen des inneren Staatsorganismus dieses Kantons auf den Gang der industriellen Entwickelung bleibt noch eines Prinzips Erwähnung zu thun, das zwar eine Hauptbedingung unserer rein demokratischen Staatsform bildet, vom Volk als das reellste Ergebniß derselben und zugleich als Bürgschaft für die Erhaltung seiner Freiheit betrachtet wird, und darum heilig gehalten werden soll; das aber nichts desto minder unstreitig einen sehr fühlbaren, und zwar einen hemmenden Einfluß auf die gedeihliche Gestaltung der ökonomischen Zustände ausübt, nämlich die, in Folge der sehr zersplitterten Gerichts- und Gemeindsverfassungen, verbunden mit dem beständigen Abwechseln der Beamten auf eine so unverhältnißmäßig große Anzahl von Staatsbürgern fallende V e r w e n d u n g i n ö f f e n t l i c h e n A e m t e r n. Der Ausländer würde erstaunen, wenn er vernähme, was — trotz der Einfachheit und Beschränktheit der hierländischen Ge-

schäftsverhältnisse — für eine große Anzahl von Staatsbürgern, theils in vorübergehender Amtsdauer, theils mehr oder minder fortwährend, für das Gemeinwesen in Anspruch genommen, und dadurch, oft zum fühlbaren Nachtheil ihrer Oekonomie, von genügender Besorgung ihrer eigenen Angelegenheiten abgehalten werden, und das nur allzu häufig, ohne entsprechenden Nutzen für das Gemeinwesen.

Daß, wie hier gezeigt worden, der innere politische Organismus dieses Freistaats allem ökonomischen Emporblühen der Gesammtheit und der einzelnen Theile hemmend in den Weg trete, wird wohl von allen einsichtigen Bündnern anerkannt. Ob dann aber in kurzem, und auf welchem Wege, derselbe eine vortheilhaftere Gestaltung gewinnen möge, das ist eine Frage, über die man gar ungleiche Ansichten aussprechen hört. Bei näherer und unbefangener Prüfung der Verhältnisse muß es jedoch einem jeden klar werden, daß weder im Materiellen noch im Geistigen, daß namentlich im Justizwesen keine reelle Verbesserung denkbar ist, ohne die Staatsfinanzen in erhöhtem Maaße in Anspruch zu nehmen. Diesen die dazu nöthigen neuen Zuflüsse zu verschaffen, giebt es nur Ein zulängliches Mittel: Einführung direkter Abgaben. Mag diese noch so vielen Schwierigkeiten unterliegen, die Nothwendigkeit wird sie beseitigen; bis aber dieses nicht geschehen, bis das Bündnervolk nicht zur Erkenntniß gelangt ist, daß wenn es nicht, zu seinem unausbleiblichen Verderben in allem Guten und Nützlichen hinter den Völkerschaften aller (monarchischen und republikanischen) Nachbarstaaten zurückbleiben will, es zum Vorwärtskommen und Aufblühen auch die gleichen Mittel anwenden muß: bis dahin ist an keine allgemein wahrhaft vortheilhaftere Gestaltung der ökonomischen Zustände zu denken, und alle auf solchen Zweck abzielende vereinzelte Verfügungen, werden als erfolglose Versuche in das Nichts zurücksinken.

In engem Zusammenhang und nothwendiger Wechselwirkung mit den bis hieher bezeichneten bedingenden Faktoren bei Gestaltung der ökonomischen Zustände in einer Völkerschaft steht ein anderer, nicht minder entscheidend einwirkender, nämlich: Charakter, Sitten und Gebräuche derselben. Es erhellt schon aus früher Gesagtem, daß und aus welchen Ursachen der Kanton Graubünden namentlich in dieser Hinsicht eine außerordentliche Verschiedenheit darbietet, und einige einzelne Bilder am Schluß dieses Abschnittes werden diese Verschiedenheit noch anschaulicher machen. In Prüfung der hier vorliegenden Frage treffen wir jedoch auf zwei Züge, die beide dem Bündnervolk durchgängig eigen sind, nämlich: eine Scheu vor andauernder, einigermaßen anstrengender Arbeit, die oft in wirkliche Trägheit übergeht; anderseits dann — gewissermaßen als Ersatz der fehlenden Thätigkeit — eine vorherrschende Neigung zum Eigennutz, und eine vorzugsweise auf Spekulationsgewinn gerichtete intelektuelle Gewandtheit, die aber in der Regel sich von gewagten Unternehmungen ferne hält und vielmehr mit ängstlicher Vorsicht und Sparsamkeit gepaart ist. Aus dem Zusammentreffen dieser zwei Charakterzüge erklärt sich einerseits die fast durchgängige Mittelmäßigkeit in Bearbeitung

des Feldes und die Abneigung gegen Handwerke und Fabrikgewerbe; anderseits die Neigung zur Auswanderung und die vorzugsweise Richtung auf Wirthschaftsunternehmungen. Zieht man dazu noch die dem Graubündner eigene Unerschrockenheit und Verachtung persönlicher Gefahr in Betracht, so erklärt sich dann ferner auch die Vorliebe für den, in Gebirgsländern keineswegs gefahrlosen Fuhrmannsberuf und besonders für das Soldatenleben.

Außer den hier angedeuteten allgemeinen Charakterzügen, und den bereits früher erwähnten, aus der demokratischen Art zahlreicher Aemterbesetzung für den Einzelnen erwachsenden persönlichen Verhältnissen, und damit in Zusammenhang stehender individuellen Richtung, stoßen wir hier noch auf zwei Umstände, die beide mehr oder weniger hemmend auf die industrielle Entwickelung einwirken, nämlich die große Verschiedenheit der Sprachen und die katholische Konfession von ²/₃ der Bevölkerung. Jene erschwert jede Art von unterrichtender Mittheilung und von Geschäftsverkehr; diese ist wenigstens bisher dem Volksunterricht hemmend in den Weg getreten, und entzieht überdies durch die zahlreichen Festtage der materiellen Produktion viele Arbeitszeit.

Gleichwie an Lust und Liebe zu anhaltender regelmäßiger Arbeit, gebricht es dem Bündner in der Regel nicht minder an Liebe zur Reinlichkeit, vorzüglich dann an Sinn für das Schöne und Anmuthige in seinen täglichen Umgebungen; und auch diese Mängel können nicht anders, als ungünstig auf das Emporblühen einer, in so manchen Fächern ja eben nur auf Anmuth und Zierlichkeit abzweckenden Industrie einwirken.

Eine, solchem Emporblühen günstigere Gestaltung im Charakter, Sitten und Lebensweise des bündnerschen Volks dürfte wohl kaum anders, als in Folge gewaltsamer äußerer Umstände, dann eines langsamen Gährungs- und Verfeinerungsprozesses durch viele Generationen hindurch zu erwarten seyn. In wie weit aber solche Umgestaltung für das wahre Glück des Volks unbedingt wünschbar sey, möchte zweifelhaft erscheinen, wenn man betrachtet, in welchem, oft beinahe unzertrennlichen Gefolge vieler in diesem Berglande jetzt noch kaum gekannter leiblicher und geistiger Gebrechen und untergrabender gesellschaftlicher Zustände die erhöhte Gewärbsthätigkeit in so manchen andern Ländern auftritt.

Aber auch ohne solche gewaltsame Nöthigung besitzt der Staat ein Mittel um, wenn nicht allgemein so doch im Einzelnen, die industrielle Entwickelung zu befördern, nämlich die Bildungsanstalten. Diese können unmittelbar einwirken, durch technischen Unterricht, mittelbar durch allgemeine sittliche und intellektuelle Bildung, insbesondere durch Befähigung künftiger Gesetzgeber, Lehrer u. s. w. In erster Beziehung ist hier bisher noch nichts geleistet worden; wohl aber in letzterer, und man darf mit Grund hoffen, daß der mächtige Hebel des Volksunterrichts, wie auf jede andere, so auch auf die industrielle Entwickelung dieses Volkes in kurzer Zeit heilsam und kräftig einwirken werde. Dabei darf jedoch in der hier vor-

liegenden Beziehung nicht übersehen werden, daß vermehrter und vielseitiger Anlaß zu Schulbildung immer auch zur Quelle neuer Bedürfnisse wird, und sehr wesentlich dazu beiträgt, daß von Generation zu Generation eine Anzahl Individuen, und nach und nach ganze Familien sich von dem Betrieb der materiellen Produktion (Landbau und Handwerke) abwenden, um sich verschiedenen Fächern von intellektueller (Handelsspekulation, Advokatenberuf u. a. m.) zu widmen. Diese Erscheinung tritt in Bünden im Lauf der letzt vergangenen Decennien sehr sichtbar hervor; und da die Anlässe zu vortheilhaften Unternehmungen in Handel und Industrie, oder zu salarirten Anstellungen bei Partikularen oder Gemeinwesen sich bei weitem nicht in dem Maaße vervielfältigen, wie die jungen Staatsbürger, die sich auf solche Art eine ökonomische Existenz zu sichern hoffen, so dürfte dieses immer wachsende Mißverhältniß bald zu einem der kräftigsten Hebel in der Hand des nie rastenden Prinzips fortschreitender Entwickelung abgeben.

Endlich bleibt noch ein Gesichtspunkt ins Auge zu fassen, der besonders seit den neueren Zeiten einen vielseitigen Einfluß auf die ökonomischen Zustände der Völkerschaften ausübt; es sind ihre politischen und merkantilischen Verhältnisse gegen das Ausland. Bei dem gänzlichen Mangel an Fabriken und dem geringen Belang seiner Ausfuhr an Naturerzeugnissen, wird dieser Kanton allerdings durch die Einfuhrverbote der fremden Staaten bei weitem nicht in solchem Maaße betroffen, wie so mancher andere Schweizerkanton. Gleichwohl muß auch der beschränkte Verkehr dieses Gebirgslandes mit dem Ausland dies Zwangssystem schmerzlich empfinden, wodurch die Regierungen ihre inländischen Gewerbe zu begünstigen glauben, und das noch um so mehr, da er von drei Seiten durch das Gebiet des nämlichen Staates umschlossen wird, und eben desjenigen, dessen Ausschließungssystem am weitesten ausgedehnt und am strengsten gehandhabt wird. Demgemäß wird durch endlose Douanenplackereien der Transit auch für die Waarenklassen, denen der Ein- oder Durchgang in den östreichischen Staaten offen steht unendlich gedrückt, und durch vielfältige Geldstrafen der ohnehin beschränkte Gewinn der Speditoren noch mehr geschmälert. Ueberdies wird auch blos wegen Unzugänglichkeit aller nahen Märkte, der Betrieb manches Industriezweiges, zu welchem die Natur alle Elemente darbeut, unausführbar, was namentlich von mehreren Fächern aus der Metallfabrikation gilt. So muß ferner die zu mehrartigem Binnenhandel (unter andern auch zum literarischen) zwischen Italien und Deutschland so wohlgeeignete Lage Bündens, wie noch manche andere ähnliche Erwerbsquelle ganz unbenutzt bleiben. Nur Einen für Bünden sehr wichtigen Handelszweig, den Absatz von Vieh nach Italien, hat der Nachbarstaat bis dahin aus eigener Konvenienz mit Ausschließung und allzuschwerer Besteurung verschont. Anderseits darf hier die Bemerkung nicht übergangen werden, daß abgesehen von den, aus jenem allgemeinen Absperrungssystem herfließenden Beschränkungen, der große Nachbarstaat in manchen nachbarlichen Verhältnissen, vorzüglich dann in Unterhal-

tung der gegenseitigen Verbindungsstraßen, diesem Kanton auf sehr befriedigende Weise die Hand bietet.

Die hier gegebenen allgemeinen Umrisse bezeichnen nun die wesentlichsten Triebräder und Hemmketten im Entwickelungsgange des ökonomischen Zustandes dieser Völkerschaft. Es sind ungefähr die nämlichen, seit vor mehr als vierzig Jahren für die Bündner durch Abreißung ihrer italienischen Besitzungen (Veltlin, Klefen und Worms) eine so ergiebige Quelle von Zuflüssen versiegte, und auch die fremden Kriegsdienste ihre ökonomische Bedeutsamkeit verloren haben. Auch ist das Mißverhältniß zwischen Bedürfnissen und inneren Erwerbsquellen dieser Völkerschaft längst schon von vielen Bündnern empfunden, vielleicht selbst oft als allzunachtheilig betrachtet worden, und darum schlossen die vaterländisch-ökonomischen Betrachtungen der ängstlichen Staats- und Privathaushälter sich wohl meistens mit der Vorhersagung: „so kann es in Bünden nicht mehr lange gehen!“ Gleichwohl ist es dann noch lange gegangen, und zwar, mit wenigen Abänderungen, gerade so, wie dazumal. Ohne daß in dem ökonomischen Organismus irgend eine wesentliche vortheilhaftere Gestaltung bemerkbar worden wäre, ist doch die so lange her und so oft schon der nächsten Generation verkündete Katastrophe nie eingetreten, vielmehr gelang es Privaten und Korporationen inzwischen in ihrem Haushalt gar manche Lücke wieder auszufüllen, welche seit den Kriegsstürmen am Ende des letzten Jahrhunderts noch lange offen geblieben waren.

Diese auf den ersten Blick beruhigende und für Manchen wohl auch einschläfernde Wahrnehmung mag jedoch bei näherer Prüfung aus zwei Gründen nicht als Gewährleistung für die Haltbarkeit der jetzt waltenden Verhältnisse und darauf begründeter ökonomischer Zustände dienen. Erstlich treffen in den Zeitraum der zunächst hinter uns liegenden Jahrzehende eine Anzahl von Zuflüssen von bedeutendem Belang, die entweder nur aus besondern, nicht wiederkehrenden Zufälligkeiten oder aus Aufzehrung von Kapitalvermögen hervorgingen. Zu jenen gehören: Gewinn auf einem sehr lebhaften Kontrebandehandel in den letzten Zeiten des französischen Kontinentalsystems; augenblickliche neue Eröffnung und zum Theil lukratives Wiederauflösung auswärtiger Kriegsdienste und Werbungen für Sardinien, Holland, Frankreich; auswärtige Subsidiengelder zum Bernhardiner-Straßenbau; Einsatz und Zuschüsse ausländischer Aktionärs in eine Reihe von gefehlten Bergwerksunternehmungen. Als aufgezehrtes Kapital möchte die bedeutende Masse in den ersten Friedensjahren des gegenwärtigen Jahrhunderts in Geld umgesetzten Pretiosen u. dergl. der Betrachtung werth seyn. Ferner fällt dann, wenigstens theilweise, in diese Klasse nur allzu gewiß das Ergebniß der ungeheuren Waldverkäufe in den zuletzt abgelaufenen Jahren.

Es darf dann zweitens, abgesehen von der so eben bezeichneten besondern Natur genossener Zuflüsse, in vorliegender Beziehung der bisherige Gang der Dinge darum nicht unbedingt zum Maasstab für die Zukunft angenommen werden, weil in

höherem Grade, als je früher, sich eine stets wachsende Vermehrung und Erweiterung der Bedürfnisse sowohl bei Privaten als Gemeinwesen kund giebt. Der offenkundige Beweis hiezu liegt, bezüglich jener, in dem mit der wirklichen Zunahme an Bevölkerung in unendlich überwiegendem Verhältniß von Jahr zu Jahr anwachsenden Verbrauch auswärtiger Erzeugnisse; bezüglich dieses, in den zu Kenntniß des Publikums gelangenden öffentlichen Verwaltungsrechnungen, besonders derjenigen der Kantonsfinanzen. Die fortschreitende Passivität in diesen letzteren wird denn auch wahrscheinlich den nächsten Anstoß geben, um die Frage über die ökonomischen Zustände Bündens, wenigstens in unmittelbarer Beziehung auf das Staatsärar, ernstlich zur Sprache zu bringen. Denn hier muß das Mißverhältniß zwischen Bedürfniß und Mittel zur Bestreitung bald in solcher Entschiedenheit zu Tage treten, daß die graubündnerschen Verwalter ihrem Volk endlich offen werden ankündigen müssen, was jeder weiter Blickende sich längst gestand, aber keiner laut auszusprechen wagte: daß der ganze Staatshaushalt dieses Kantons sich in einem unhaltbaren Provisorium befindet, und einer Umgestaltung entgegenreift, die nur dadurch zum Guten gelenkt werden kann, daß das Volk in Zeiten und freiwillig sich zu Opfern entschließt, die sonst später auf irgend einem Wege gezwungener Weise gebracht werden müssen.

Wenn wir nun durch die hier aufgenommene etwas umständliche Beleuchtung der waltenden Prinzipe im Rück- und Vorschreiten der ökonomischen Zustände Bündens einigermaßen den diesem Werke vorgezeichneten Plan überschritten haben, so glauben wir solche Erweiterung, außer der schon im Eingang dieses Artikels bezeichneten Rücksicht des Mangels an zuverlässigen Angaben über die bestehenden quantitativen Verhältnisse ganz besonders durch den ebenso vielseitigen als entschiedenen Einfluß rechtfertigen zu können, den die zukünftige Entwicklung der hier behandelten Zustände auf das ganze öffentliche und Privatleben dieser Völkerschaft und auf die materielle und geistige Gestaltung der Dinge in diesem Gebirgsland ausüben kann und ausüben muß. Oekonomie des Staats und Vermögensstand der Bürger stehen unter sich, und jedes dieser zwei Verhältnisse hinwieder mit dem Organismus des gesammten Staatshaushalts in allen seinen verschiedenartigsten Fächern in einer gegenseitigen Beziehung und fortwährenden Wechselwirkung; und nur Vorurtheil oder bodenlose Theorien wagen es, sich über die unabwendbare gegenseitige Abhängigkeit der materiellen und der geistigen Interessen im Staate hinwegzusetzen.

Auch des Bündnervolks Entwicklungsgeschichte wird diese Wahrheit bestätigen. Was der nie und nirgends stille stehende Gährungsprozeß im Leben der Nationen auch hier, wenn gleich langsam, aber nichts desto minder unausbleiblich vorbereitet, das wird eben durch die Unhaltbarkeit der in diesem Kapitel erörterten Zustände am ersten zu Tage gefördert werden. Möge dann die auch unser harrende Umgestaltung sich allmälig entfalten, wie aus der Knospe die Frucht, oder uns überraschen und für den Augenblick betäuben, wie der Ausbruch eines Ge-

witters: immer werden gleiche Ursachen, wie in andern Völkerschaften, auch gleiche Wirkungen hervorrufen, so wenig sich auch vorhersehen läßt, welche Richtung die Bewegung nehmen und wo sie stille stehen mag. Eins bleibt unabänderlich gewiß: jeglicher veränderte Zustand in der bürgerlichen Gesellschaft bringt mit neuen Segnungen auch neue Uebel; und jegliches neue Uebel wird hinwieder, uns oder unseren Nachkommen auch wieder neue Segnungen bringen.

Viehzucht.

In der nothwendigen Wechselwirkung, in welcher Viehzucht und Landbau mehr oder weniger überall miteinander stehen, gebührt in Bünden jener ersten in doppelter Beziehung eine vorzugsweise Betrachtung; erstlich weil der größere Theil bewachsenen Bodens als Alpweiden und Matten sich zu keiner andern Kulturbenutzung eignet; zweitens, weil das angrenzende Italien für das hier gezogene Vieh einen nahen und sichern Absatz darbietet. Darum müssen Anlage und Betrieb des Landbaus mehr oder minder durchgängig den Konvenienzen der Viehzucht untergeordnet bleiben, und nur eine vollständige Kenntniß und Würdigung dieses Zweiges des bündnerschen Nationalverdienstes, mag hinwiederum eine richtige Beurtheilung über den angemessenen Betrieb jenes andern gestatten.

Von den fünf besondern Fächern von Viehzucht in diesem Lande, nämlich: Hornvieh, Pferde, Schafe, Ziegen und Schweine, bildet das erste weitaus den bedeutendsten Gegenstand.

Die Gesammtzahl des Hornviehs im ganzen Kanton belief sich im Jahr 1836, laut einer aufgenommenen Zählung (wobei jedoch zehn Gemeinden, welche keine Verzeichnisse eingegeben nur nach annähernder Berechnung angesetzt sind) auf nahe an 80,000 Stück. Ein ähnliches Ergebniß, nämlich zwischen 80 und 90,000 Stück, wurde auch vom helvetischen Almanach von 1806 mitgetheilt. Aus einer Zusammenstellung des Verzeichnisses von 1836 mit den aus den Jahren 1801 bis 1805 aus mehrern einzelnen Landschaften vorfindlichen Angaben stellt sich in manchen ein bedeutender Unterschied in Zunahme, weit mehr aber in Abnahme des Viehstandes heraus. Auch schien schon in jenen Zeiten ziemlich allgemein angenommen, und gleiche Voraussetzung waltet auch heute bei vielen Beobachtern, daß der Gesammtviehstand in Bünden sich fortwährend immer eher vermindere als vermehre. Einige suchen die Ursache in Verwilderung und darum geringerm Futterergebniß der Hochalpen; Andere — wohl mit mehr Grund — in einer, in manchen Landschaften sehr fühlbaren Vernachlässigung der Wiesenkultur. Dabei ist übrigens nicht außer Acht zu lassen, daß bei den veränderten Bedürfnissen des Fuhrwesens die Zahl des zum Zug bestimmten Rindviehs eine große Verminderung erlitten hat.

Die Zucht des Hornviehs bietet vier verschiedene Benuzzungsarten dar, nämlich: Verkauf von jungem Vieh (Treibvieh) nach dem Ausland; Gebrauch als Zugvieh; Aufzug von Mastvieh und endlich das Milchprodukt. Das erste und wichtigste dieser vier Fächer, der Viehhandel, wird in seinem Betrieb ganz durch die Bedürfnisse des Landes bedungen, welches den Markt in dieser Waare darbietet, nämlich die oberitalischen Landschaften, hauptsächlich die Lombardie. Nach diesen eignen sich nun zum Verkauf dorthin vorzugsweise: Einjährige Stierkälber, zwei- bis vierjährige Stiere, Ochsen, Kühe, namentlich Zeitkühe und trächtige Mesen (eine eigene Klasse junger Kühe). Weibliche Saugkälber, wie überhaupt weibliche unter zwei Jahren sind auf den italienischen Märkten nicht gesucht. Schlachtvieh wird von hier wenig ausgeführt.

Damit nun diese Klassen von Treibvieh nach Italien verkäuflich seyen, sollten die Kühe schwarz oder dunkelbraun, die Stiere und Ochsen hingegen von hellgrauer Farbe seyn. Die Italiener halten darum auf diesen Unterschied, weil die dunkelfarbigen Thiere dem auf den italienischen Triften äußerst peinigenden Mückenstich weniger ausgesetzt sind, die hellfarbigen hingegen in der Mastung besser ausfallen; dort aber nur das Melkvieh auf die Weide getrieben wird, die Ochsen hingegen nach drei bis vierjährigem Gebrauch im Zug, zum Mästen bestimmt sind. Dabei sieht der Italiener viel darauf, daß das Hornvieh gute Hufe habe, und überhaupt zum Leben im Freien, und nicht im Stall, gewöhnt sey.

Die hierländischen Racen sind nicht groß, dabei feingliedrig und wohl gebaut. Den schönsten Schlag von Hornvieh liefern Prättigau, Schanfigg und Heinzenberg. Zu Veredlung der Viehracen geschieht im Allgemeinen nicht viel, und die wohlgemeinten Anordnungen, welche zu diesem Zweck zuweilen im großen Rath in Vorschlag kamen, theilweise auch in Anwendung gebracht wurden, haben oft gerade bei der Klasse des Volks, die bei solchen Verbesserungen am nächsten betheiligt scheint, am wenigsten Anklang, ja sogar selbst Widerstand gefunden. Darum dürfte gegen frühere Zeit, mit Ausnahme weniger Gemeinden, die sich die Verbesserung der Viehzucht angelegen seyn lassen, in dieser Hinsicht wenig Fortschreiten bemerkbar seyn. Ueber die Prämienaussetzung vom Kanton für Zuchtstiere und von der Stadt Chur, für Ausstellung schönen Handels- und Zuchtviehes auf hiesigem Viehmarkt werden die näheren Angaben dem Abschnitt C., so wie anderseits die Behandlung der eigentlich kommerziellen Beziehung des Viehhandels dem Kapitel vom Handel vorbehalten.

Die Verwendung von Ochsen als Zugvieh in wirklichem Fuhrgewerbe war früher stark im Gebrauch; jetzt aber, wo die Erbauung großer Straßen zugleich das Bedürfniß und die Möglichkeit schnellern Transportes herbeigeführt hat, werden zu Bedienung des Waarentransits fast durchgehends nur Pferde gebraucht. In der Güterwirthschaft hingegen und zu Zwischentransporten auf den Nebenstraßen wird das Hornvieh, und zwar schon vom zweiten Jahre an, zum Zug verwendet, was bei

mäßigem Gebrauch und hinlänglichem Futter den jungen Thieren keinen Schaden bringt, vielmehr sie abhärtet und dauerhaft macht. Zum Zug werden die Ochsen in der Gegend von Chur und abwärts in Kopfjoche, in andern Gegenden in Halsjoche gespannt; in den Thälern jenseits der Berge sieht man auch die Ochsen mitunter, nach italienischem Gebrauch, in Geschirre einspannen, gleich Pferden.

Mit Mästung von Rindvieh befaßt sich der bündnersche Landwirth in der Regel so wenig, daß auch das für den inländischen Verbrauch nöthige Schlachtvieh großentheils von Außen her, vorzüglich aus den Kantonen St. Gallen und Thurgau, bezogen wird. Die Ursache der völligen Vernachlässigung dieses Zweiges der Nutzung des Hornviehs mag zum Theil wohl in Mangel an Industrie in diesem Fache, namentlich an der dazu nöthigen Sorgfalt liegen; mehr aber wohl in den höhern Preisen der zur Mastung erforderlichen Futterungsmittel, und in größerer Konvenienz des Handels in Treibvieh. In einigen Landschaften (z. B. Engadin und Davos) werden wohl auch Rinder von kleinerem Schlag mit bloßem Bergheu und Ehmd recht gut gemästet. Dort rechnet man dann den Bedarf an solchem Futter auf 20 bis 30 Pfd. (zu 32 Loth) zum Tag, und eine gemästete Kuh erreicht das Gewicht von 4½, selten 5½ Zentner.

Das vierte Fach in Benutzung der Rindviehzucht, die Molkenfabrikation und deren Absatz bietet für den Nationalverdienst dieses Alpenlandes ein verhältnißmäßig nur sehr unbedeutendes Ergebniß dar. Denn, nicht genug, daß an Butter und Käse nach der einen Seite nur sehr wenig ausgeführt wird, bezieht Bünden von der andern, nämlich vom Bregenzerwald her und weiter, alljährlich sehr bedeutende Lieferungen zum eigenen Verbrauch, und führt somit in diesem Zweig entschieden einen Passivhandel. Der Grund solchen wirklich befremdenden Mißverhältnisses liegt zum Theil allerdings in dem vorzugsweisen Verlegen des Landmanns auf das Aufziehen von Kälbern zum Verkauf nach Italien; nicht minder aber anderseits auch in der höchst mangelhaften Benutzungsart der Milch, verbunden mit verschwenderischem Verbrauch zu eigenem Genuß. Was dann in einigen Landestheilen namentlich sehr nachtheilig auf die Benutzung der Milch während des Winters einwirkt, das ist die große Zersplitterung des Besitzthums, verbunden mit der dem Bündnervolk ziemlich eigenen Indolenz und Trägheit. In neueren Zeiten ist diesem Nachtheil in einigen Gemeinden durch Errichtungen von Gesellschaften zu gemeinsamer Molkennutzung auf sehr angemessene Weise begegnet worden.

Ueber den Molkenertrag im Allgemeinen und insbesondere über Alpwirthschaft folgen hier einige Angaben, die der Zusammenstellung mehrjähriger Beobachtungen aus verschiedenen Landestheilen enthoben sind. Die Alpfahrt findet, je nach Lage und nach dem Gang der Jahrszeit Anfangs Juni, zuweilen auch erst gegen Mitte Juli statt. Die Rückkehr (Alpentladung) ist durchgehend in der Regel auf den 25. September angesetzt.

Im Durchschnitt kann die Dauer der Alpbenutzung auf 13 Wochen angenommen werden. Nur die kleinere Anzahl bündnerscher Alpen genießt den Vortheil, Wiesen in sich zu fassen, wo dann bei unzeitigem vorübergehenden Schneefall die Heerden auch während mehrerer Tage im Stall gefüttert werden können. Die Mehrzahl der Alpen aber entbehren dieses Vortheils, und müssen darum oft mitten im Sommer, wegen starken Schnee's auf mehrere Tage, oder schon früh im Herbst ganz verlassen werden, wo dann die Alpbenutzung in manchem Jahr auf 10 Wochen und selbst noch kürzere Zeit beschränkt wird. In einigen Alpen wird das Vieh bei schlechtem Wetter und von Mitte Augusts an auch regelmäßig bei Nacht unter Dach gebracht.

Das Ergebniß an Milch und aus dieser an Produkten verschiedener Art wird sehr ungleich angegeben. Als der Wahrheit am nächsten kommend glaubt man hier folgende Verhältnisse dargeben zu dürfen:

Tägliches Milchergebniß von einer guten Kuh auf der Weide 5 bis 8 Maas; die Maas wiegt 90 bis 96 Loth. Zu 1 Pfd. Butter erfordert es, je nach Beschaffenheit der Weide und Milch von 20 bis 28 Pfd. Milch; von neuer Milch (bald nach dem Kalben) giebt es weniger Rahm als von altmelkender. Nach 72stündigem Stehen geben 6 Pfd. Milch 1 Pfd. Rahm. Nach gewöhnlicher Annahme ergäbe die Milch von dürrem Futter 1/4 bis 1/3 weniger Butter, als die von grünem Futter. Wiederholte und genaue Versuche im Engadin zeigten ein entgegengesetztes Ergebniß, wahrscheinlich weil hier bei den nämlichen Kühen schlechte Sommerweide und gutes Winterfutter zusammentrafen. Fast durchgängig wird vorzugsweise nur mager gekäset (mit Abrahmung nach 72 Stunden); in einigen Alpen auch halbfett (Abrahmung nach 12 bis 24 Stunden); in wenigen ganz fett. Als Maasstab zu Vertheilung der Molken unter die Alpgenossen dient das bei der allgemeinen Messung (Milchmeß) in vorgeschriebener Form ausgemittelte Ergebniß an Milch von jeder einzelnen Kuh in einem Tage. Von einer Kuh deren Milchergebniß zu 4 Maas in 24 Stunden angeschlagen ist, erhält der Eigenthümer im Durchschnitt auf eine Alpdauer von 13 Wochen (in Pfd. zu 32 Loth) 24 bis 32 Pfd. Butter, 30 bis 40 Pfd. mager Käs und 12 bis 16 Pfd. Zieger. Es darf jedoch aus diesem Verhältniß aus zwei Gründen nicht unbedingt auf das wahre Molkenergebniß geschlossen werden. Erstlich trachten die Alpsennen und Knechte es meistens so einzurichten, daß das Quantum der Meßmilch, d. h. jenes zum Maasstab der Abtheilung ausgemittelte Tagesergebniß an Milch, *unter* dem wirklichen erscheine, damit sie um so leichter mit reichlicher Ausrichtung an Butter u. s. w. Ehre einlegen können; zweitens dann müßte, um das wirkliche Verhältniß an Molkenprodukte aus einem gegebenen Quantum Milch zu berechnen, noch der oft wirklich maaslose Verbrauch an Butter und Rahm durch Alpleute und Gäste auch in Anschlag gebracht werden.

Aus sorgfältigen Berechnungen, welche vor etwa 30 Jahren über den wirklichen Ertrag an Geldwerth von zwanzig

verschiedenen Alpwirthschaften angestellt worden sind, und in welchen die Molkenerzeugnisse nach laufenden Landespreisen angesetzt wurden, ergab sich der reine Nutzen auf einer Kuh während der ganzen Dauer der Alpzeit täglich im Durchschnitt auf 12 bis 14 Kreuzer Bündnerwährung, in einigen Alpen nur 8 Kr., in andern, doch sehr selten, bis 20 Kr.; demnach für die gewöhnliche Alpdauer von 13 Wochen auf 12, 20 bis 30 fl. Dabei ist zu bemerken, daß einerseits in diesen Berechnungen in der Regel keinerlei Alpzins, noch Ausgabe für Holz in Anschlag kommt, anderseits dann in den allgemeinen Unkosten auch diejenigen für die Haltung von Schweinen, Pferden und Schmalvieh mit einbegriffen sind.

Die Alpweiden sind in manchen Thalschaften Privat-, in den meisten aber Gemeindseigenthum. Einige derselben dienen ausschließlich nur für Pferde, für Ochsen, Schmalvieh oder zur Verpachtung an italienische Schafhirten. Die Kuhalpen sind in einigen Landestheilen in sogenannte Stöße (auch Kuhweiden genannt) eingetheilt. Ein solcher Antheil giebt Benutzungsrecht für eine Kuh oder zwei Meeßen, oder 4 Kälber, oder 6 Schafe, oder 8 bis 12 Ziegen. Ein Pferd über 2 Jahre zählt für den ganzen Sommer für $1\frac{1}{2}$ oder auch 2 Stöße. Der Preis eines solchen Alpantheils ist in den verschiedenen Landestheilen sehr ungleich und ändert von 20 bis auf 100 fl. und auch darüber. Ebenso wird das Benutzungsrecht für einen Sommer mit 24 kr. bis auf einen Thaler und mehr bezahlt. — Noch wird hier bemerkt, daß in den Alpen einiger Thalschaften viel fremdes Vieh gesömmert wird, während hingegen in andern die Benutzung nur für das eigene Vieh der Gemeindsgenossen gestattet ist.

Einer weit größern Verschiedenheit, als während der Zeit der Alpbenutzung, unterliegt das Verfahren in der Viehzucht in den übrigen Jahrszeiten. In den meisten Landestheilen wird das Vieh im Frühjahr etliche Wochen vor der Alpfahrt — im Durchschnitt von Anfang oder Mitte Mai an — in die sogenannten Mayensässe (eine Art von Voralpen) verlegt. Hier wird die Alpenwirthschaft bald von einzelnen Eigenthümern auf eigene, bald auch wieder von Vereinen mehrerer Theilhaber auf gemeinschaftliche Rechnung betrieben. Weniger allgemein und ausgedehnt ist die Benutzung der Mayensässe nach der Rückkehr aus den Hochalpen, aus dem natürlichen Grund, weil im Zeitpunkt des Einschneiens, oder überhaupt des Eintreffens winterlicher Witterung zwischen den verschiedenen Höhenregionen bei weitem nicht der Unterschied waltet, wie in Zugänglichkeit und Reife der Weiden im Frühjahr. Noch vor dem Besteigen der Mayensässe, so wie im Spätherbst noch vor dem Beziehen der winterlichen Ställe, wird das Vieh in der Thalebene auf Allmeinden, oder auf die dem öffentlichen Weidgang (der Gemeinazung) preis gegebenen Privatgüter getrieben. Der unermeßliche Verlust, den der Landbau durch die Last des öffentlichen Weidganges erleidet, wird auch in Bünden immer lebhafter und immer allgemeiner anerkannt. Ein Mehreres über diesen Gegenstand folgt später; hier wird nur bemerkt, daß auch die vorurtheilslosen Land-

wirthe, die das Weidgangssystem in seiner dermaligen Ausdehnung als höchst verderblich betrachten, es immerhin als einen Vortheil, und fast als eine Nothwendigkeit ansehen, daß das Vieh, ehe es in die Hochalpen getrieben wird, so wie auch ehe es die Ställe bezieht, einige Zeit auf Weiden im Thal zubringen könne, weil sonst der unmittelbare Uebergang aus dem anhaltenden Aufenthalt in der warmen Stallatmosphäre in die feine Bergluft und umgekehrt der Gesundheit, jedenfalls der Dauerhaftigkeit des Hornviehs nachtheilig werden müßte. Aus dieser Beobachtung wird von mancher Seite vor gänzlicher, unbedingter Aufhebung aller Gemeinazung im Thalboden gewarnt; andere nicht minder umsichtige Landwirthe hingegen wollen darin keinen zulänglichen Grund erkennen, so vielen Gemeinboden unbebaut zu lassen, noch weniger denn, das Privateigenthum durch Weidrechte zu beschränken, und es dagegen jedem Einzelnen überlassen, ob und wie er es gut finde, durch Austreiben des Viehes auf die eigenen Güter jenen befürchteten Nachtheilen zu begegnen.

Die winterliche Stallfütterung, die je nach örtlicher Einrichtung und Gang der Jahreszeit 30 bis 35 Wochen und noch länger dauren kann, wird im Allgemeinen nachlässig und mangelhaft betrieben; doch thut sich eben dermalen darin ein besseres Streben kund. In den höheren Lagen setzt der Mangel an tauglicher Streue (Stroh u. dgl. zum unterlegen für das Vieh) einer reinlichen Pflege ein großes Hinderniß entgegen. Die Winterung geschieht nicht überall, in manchen Thälern zum kleinsten Theil, im Innern der Dorfschaften, sondern in sogenannten Heubergen, d. h. mehr oder weniger entfernten Bergwiesen, wo die Erbauung eigener Ställe den doppelten Vortheil gewährt, an Ort und Stelle, ohne mühsamen Transport, das Heu verfuttern und den Dünger verwenden zu können. Dagegen sind denn solche entlegene Bergställe (in einigen Theilen Gadenen genannt) oft nicht hinlänglich vor den Schneelawinen gesichert, so daß, besonders in sehr schneereichen Wintern, öftere Unglücksfälle vorkommen.

Der Heubedarf für die Winterung einer Kuh wird allerwenigstens auf 3 Klafter (zu 343 Kubikfuß) oder 10 bis 12 Zentner angenommen; nach Andern auch 4 kleine Klafter (zu 216 Kubikfuß). Salz wird hier selten viel über 2 Loth zum Tag gegeben; oft wohl auch bedeutend weniger. Das Molkenergebniß zur Zeit der Stallfütterung kann, mit wenigen Ausnahmen, für den Nationalerwerb nicht in Betrachtung kommen, da der Landmann meistens den Winter durch selbst verzehrt, was seine Kühe an Milch liefern. Man darf jedoch hoffen, daß das gute Beispiel einzelner Gemeinden oder Vereine, zu gemeinschaftlicher und zweckmäßiger Molkenbenutzung während des Winters bald allgemeinere Nachahmung finden und durch solche Anstalten dem Einzelnen das Mittel geboten werde, aus diesem Theil seines Besitzthums einen reichlichern Ertrag zu ziehen, und ihn besser zu verwenden, als bisher noch fast allgemein geschieht.

Die gefährlichsten und gewöhnlichsten Epidemien unter dem Hornvieh sind hier: Klauenseuche, Lungenseuche und Maul-

fäule. Löserdürre, Zungenkrebs und Milzbrand kamen selten vor. Als oft wiederkehrende, zwar nicht epidemische, aber sehr gefährliche Krankheiten werden bezeichnet: der Roth (fliegende Brand), ist Folge von Vergiftung; das Trüben oder Blutharnen, trifft besonders das nahe weidende Vieh, selten das in den Alpen befindliche; die Blattern, mit Aufschwellen der Augen und Blähung des Leibes; der kalte Brand, meist Folge von Erkältung.

Die Pferdezucht bildet im Ganzen keinen bedeutenden Gegenstand des bündnerschen Nationalverdienstes. Am meisten beschäftigen sich damit einige Gemeinden im Oberland, im Prättigau und in Rheinwald. In erst benannter Gegend werden besonders Pferde von einem kleinen, gedrungenen Schlag gezogen, die wegen ihrer Dauerhaftigkeit auch nach andern Gegenden hin gesucht werden. Größer und schöner geformt sind die Prättigauer Pferde; von veredelter Race findet sich aber auch an diesen keine Spur. Auf eine Ausfuhr selbst gezogener Pferde nach Italien darf Bünden nicht leicht rechnen, weil dort nur Thiere von mehr als mittlerer Höhe verkäuflich sind, solche Racen aber hier bei weitem nicht mit gleicher Ersparniß aufgezogen werden können, wie jene kleineren, die den Sommer hindurch auch auf schlechter Alpweide ihre Nahrung finden und auch im Winter den Hafer ganz entbehren mögen. Die Pferde werden hier sehr jung zum Gebrauch verwendet, und müssen darum auch früh zu Grunde gehen. Zum schweren Fuhrwerk, Postdienst und dergleichen werden die Pferde meistens aus Bayern und Würtenberg bezogen, wo dann aber bei der Fütterung mit dem kurzen und sehr hitzigen Bergheu, so wie beim Tränken mit dem harten und kalten Bergwasser große Vorsicht nöthig ist, weil die Pferde aus tiefern Gegenden leicht davon erkranken. Während des Winters werden ziemlich viele Pferde aus Bünden nach dem Kanton St. Gallen in die Winterung geschickt, wofür gewöhnlich 1 fl. bis 1 fl. 30 kr. Reichsw. für jede Woche bezahlt wird.

Die Haltung von Eseln ist für dieses Bergland wesentlich darum nicht angemessen, weil der kleine Huf und die allzu geringe Höhe dieser Thiere sie nicht für den Gebrauch im Schnee eignen. Hingegen trifft man in einigen Thalschaften jedoch nirgends sehr häufig, Maulesel, zu deren Zucht wesentlich der Aufenthalt der von den italienischen Schafhirten mitgebrachten Esel den Anlaß giebt.

Die Schafzucht, insoweit nämlich wirklich die Zucht eigener Landschafe darunter verstanden wird, steht in einem geringen Verhältniß mit den zu diesem Fache der Viehzucht geeigneten Alpen dieses Berglandes. Die Anzahl der in ganz Bünden durchschnittsweise gehaltenen Schafe ist bisher nicht ausgemittelt worden; wollte man aber das in einer Anzahl von Gemeinden wirklich bekannte Verhältniß zwischen Hornvieh und Schafen zum Maasstab annehmen, so möchte man die Anzahl der letztern nicht über 60 bis 70,000 anschlagen.

Der dem Land wirklich eigene Schlag von Schafen ist ursprünglich klein- und wohlgeformt, liefert ein vortreffliches

Fleisch aber wenig und meist rauhe Wolle, deren Ergebniß man, bei zweimaligem Scheren des Jahrs zusammengenommen im Durchschnitt auf 3 bis 4 Pfund (zu 32 Loth) annehmen kann. Nur wenige Landschaften, wie namentlich Parpan und Seewis, zogen schon seit langem her eine etwas größere und feiner gehaarte Schafrace. Der geringe Ertrag jener kleinen Bergschafe gegenüber den glänzenden Berechnungen über den Nutzen veredelter Racen hatte vor etwa 30 Jahren mehre Partikularen und Vereine — einige aus Spekulation, andere vielmehr nur zum Nutzen ihrer Gemeinden — bewogen, mit großen Kosten spanische Widder anzuschaffen, um dann, bei fortwährender Abschaffung aller andern männlichen Schafe nach und nach eine vollständige Veredlung der Schafrace in wirkliche Merinos zu erzwecken. Die ersten Ergebnisse schienen befriedigend, aber bald erhoben sich dann allerlei Bedenklichkeiten und Beschwerden gegen solche Umgestaltung und schon nach zehn Jahren waren die Unternehmungen zur Wolleveredlung so völlig und so allgemein wieder aufgegeben worden, daß man das Fehlschlagen in der That noch andern Ursachen, als blos dem Vorurtheil und dem Widerwillen des Landmanns gegen alles Neue zuschreiben muß. Die hauptsächlichen waren: daß der Landmann mit der feinen dichten, von Schweiß durchdrungenen Wolle der Merinos zu eigenem Gebrauch nicht umzugehen wußte, noch auch Anlaß zu sicherem Absatz fand; daß das nur einmalige Scheren schwer mit der Natur des hiesigen Klima's und der Alpbenutzung zu vereinbaren ist; daß das Fleisch der feinwolligen Schafe viel weniger im Preis galt; endlich daß die veredelte Race mehreren Krankheiten ausgesetzt ist. Inzwischen ist die Wirkung jener vor 30 Jahren begonnenen Veredlung der Schafe auch heute noch bemerkbar; anderseits hat sich auch einige Kreuzung der Race mit den großen, grobwolligen italienischen Schafen, welche in den Bündner Alpen gesömmert werden, gebildet, so daß jetzt keine eigene, kennbare Race vorwaltet. Ueberhaupt wird der Schafzucht im Ganzen wenig Aufmerksamkeit geschenkt, und der Landmann trägt Bedenken, derselben auf Unkosten der Rindviehzucht eine größere Ausdehnung zu geben. Die Unkosten der Winterung eines Schafes, im Vergleich mit der einer Kuh werden von Einigen wie 1 zu 8 — von Andern wie 1 zu 10 bis 12 angegeben.

Als eine ganz besondere Abtheilung der in Bünden bestehenden Schafzucht ist die der Bergamasker Schafhirten in den hiesigen gepachteten Alpen zu betrachten. Schon seit alten Zeiten wurden in diesem Kanton alljährlich eine bedeutende Anzahl solcher Alpen, die man nicht für eigenes Vieh benutzen will, an Schafhirten aus mehreren Theilen der Provinz Bergamo vermiethet. Ueber Anzahl der hier gesömmerten ausländischen Schafe und Ertrag diesfälliger Verpachtungen enthalten einige ältere statistische Werke über Bünden oft weit übertriebene Ansätze. Nach besser begründeten Angaben aus den Jahren 1808 bis 1812 stellt sich heraus, daß damals die ennetbirgischen Landschaften Misox, Bergell, Puschlav und die Engadine, dann herwärts das Oberland, Rheinwald, Stalla und Avers eine bedeutende Anzahl Alpen ver-

pachteten, in denen zusammengenommen ungefähr 45,000 italienische Schafe gesömmert wurden. Der Pachtzins betrug auf jedes Stück von 10 bis 48 Kreuzer, mag durchschnittsweise aber auf 20 Kr. angenommen werden. In heutiger Zeit dürfte die Anzahl der gesömmerten Schafe aus Italien eher abgenommen haben; hingegen sind die Pachtzinse gestiegen, so daß der jährliche Gesammtertrag immerhin zu 15 bis 20,000 fl. anzuschlagen ist.

Die bergamasker Schafe sind viel größer als die hierländischen; ein dreijähriger Hammel wiegt 80 bis 120 Pfd. (zu 32 Loth). Das Fleisch dieser Thiere ist zähe und unschmackhaft, die Wolle lang und grob. Die beiden jährlichen Schuren ergeben im Durchschnitt zusammengenommen 7 bis 8 Pfd. Bei diesen Heerden wird, was bei den Landschafen nicht geschieht, auch die Milch benutzt; die daraus bereiteten fetten Käse, besonders dann die frisch zu genießenden süßen Ziegerchen sind sehr geschätzt und werden theuer bezahlt. Da jedoch das Milchergebniß selbst in der besten Jahrszeit nur etwa 24 Loth zum Tag von jedem Schaf beträgt, so nehmen die Schäfer gewöhnlich noch eine Anzahl Kühe und Ziegen in die Miethe, und vermischen mit deren Milch die der Schafe. Gleichwohl gelten ihre Käse ungefähr den doppelten Preis der fetten Kuhkäse aus dem Engadin. Ueberhaupt betreiben diese italienischen Schafhirten die Molkenwirthschaft mit einer Industrie und Sparsamkeit, wie die bündnerschen Sennen sie selten in Anwendung bringen.

Die Zucht der Ziegen (Geise) ist von besonderer Wichtigkeit für die ärmere Volksklasse, welcher dieses Thier bei äußerst geringen Kosten verhältnißmäßig reichliche Nahrung und einigen Gelderlös bietet. Nach guter Winterung und hinlänglicher Frühlingsweide giebt eine Ziege den Sommer hindurch täglich 2 bis 5 Pfund Milch; im Herbst und Frühjahr weniger, im Winter nur gar wenig. Die aus der Ziegenmilch bereiteten kleinen Käse und Ziegerchen sind schmackhaft und finden immer guten Absatz; das Fleisch wird häufig gedörrt; die Felle werden in großer Zahl aufgekauft und ausgeführt. Im Frühjahr werden viele Ziegenlämmer (hier Gizi genannt) zum Schlachten verkauft, besonders bietet darin die Stadt Chur einen bedeutenden Absatz dar.

Ueber die Anzahl der in Bünden gehaltenen Ziegen fehlt es an annähernd zuverläßigen Angaben aus den meisten Landschaften. An manchen Orten übersteigt sie die des Hornviehs um Vieles; so z. B. in Bergell, Misox und Oberland. In den tiefer gelegenen Thalschaften ist sie geringer. Der ungeheure Schaden, den dieses Thier in den Wäldern anrichtet, wird von Tag zu Tag allgemeiner anerkannt; darum ist auch die Zahl der Ziegen in gar vielen Gemeinden durch das Gesetz auf 2, 4 bis 6 für jede Haushaltung beschränkt; in einigen sind sie ganz verboten. In den Alpen werden 6, anderwärts auch 8 Ziegen auf eine Kuhweide gerechnet, und gleiches Verhältniß zur Winterung angenommen.

Die Schweinezucht beschränkt sich in einigen Landschaften, wie z. B. Davos, Oberengadin u. a. m. wesentlich darauf, daß im Frühjahr junge Schweine von weiter her (mitunter auch aus Italien) angekauft, den Sommer über in Mayenseß und Alpen gemästet und dann im Herbst zum Hausbrauch geschlachtet werden. In andern Landschaften trachtet eine jede nicht ganz arme Haushaltung eines oder zwei dieser Thiere zu überwintern, um sich mit Aufziehen von Ferkeln, theils durch Verkauf junger Schweine baaren Erlös, anderntheils durch Einschlachten großgemästeter Thiere ein ergiebiges und beliebtes Nahrungsmittel zu verschaffen. Die gewöhnliche Race von Schweinen herwärts der Berge ist klein und meistens von rothbrauner Farbe; in den italienischen Thalschaften hingegen werden allgemein die Schweine von schwarzer Farbe vorgezogen. Ein Hauptnahrungs- und Mästungsmittel für die Schweine (hier gewöhnlich „Hausthiere“ genannt) liefert das Blakten-kraut, das geschnitten und eingesotten verfuttert wird, weßhalb man denn auch nicht nur bei allen Mayensäßhütten, sondern auch in der Nähe der Wohnungen im Thal kleine Felder eigens mit diesem Kraut bepflanzt sieht. Allerdings kann der Landmann aus diesem Zweige der Viehzucht oft einen nicht unbedeutenden Nutzen ziehen; anderseits dann wird durch eine ungeregelte Haltung dieser Thiere in Alpen und Mayensaß, namentlich denn durch weit verbreitete Verunreinigung der Weide, so wie nicht minder im Thal durch aufwühlen des Pflanzbodens oft bedeutender Schaden angerichtet. Auch wird in mancher Haushaltung die Schweinemastung zur wahren Luxusausgabe, und endlich ist dieses Thier mehr als jede andere Gattung von Vieh mancherlei Krankheiten und verderblichen Zufällen ausgesetzt.

Aus den hier oben mitgetheilten Angaben über die verschiedenen Fächer der Viehzucht in Bünden stellt es sich heraus, daß dieser Kanton, dem die Natur offenbar diesen Zweig des Nationalerwerbes ganz vorzugsweise angewiesen hat, in dessen Behandlung und Nutzung weit hinter den andern Viehzucht treibenden Landstrichen der Schweiz und anderer Staaten zurücksteht. Dabei ist nicht zu übersehen, daß gerade die zwei Umstände, welche in diesem Lande einem vortheilhaften Betrieb der Viehzucht ganz besonders zu statten zu kommen scheinen, dem hiesigen Landmann oft höchst empfindlichen und manchmal kaum mehr zu ersetzenden Schaden zuziehen, nämlich der nahe Anlaß zum Verkauf an jungem Vieh, und der Genuß der Gemeinweiden. Es kann nämlich nicht bestritten werden, daß der Reiz leichten und reichlichen Erlöses an baarem Geld durch Verkauf von Treibvieh überhaupt an Vernachlässigung so vieler anderer Fächer der Landwirthschaft und insbesondere auch der Viehzucht viele Schuld trägt, daß er namentlich manchen Landmann verleitet, eine mit seinen Mitteln in keinem Verhältniß stehende Ausdehnung von Wiesenboden an sich zu bringen und eine noch unverhältnißmäßigere große Anzahl Vieh zu halten. Wenn somit einerseits die Zuversicht auf gute Viehmärkte den Bauern zum Spekulanten umwandelt, was in solcher Ausdehnung schon an sich bedenklich ist, so wird anderseits solche Spekulation doppelt gewagt, durch die Abhängig-

keit des Gelingens vom Ergebniß der Heuerndte und, besonders wenn diese fehlt, vom Gang der Jahrszeit, von frühem oder spätem Eintreten von Herbst und Winter. Wenn dann ein frühes Einschneien die Heerden lange vor der Zeit aus den Alpen hinunter ins Thal, und bald dann auch dort vor der Herbstweide an den spärlichen Heustock in den Stall treibt; wenn dann im Frühjahr hoher Schnee noch Berg und Thal bedeckt, der eigene Heuvorrath aber längst geschmolzen ist und durch hoch und theuer erkauftes Futter ergänzt werden muß; dann wird die Verlegenheit des armen Landmanns oft gränzenlos. Aber hat er sich einmal bis acht und mehr Wochen über das Neujahr hinaus geholfen, so will er auch jetzt die Hoffnung nicht aufgeben, seinem Vieh noch das Leben zu fristen, bis die neue Frühlingsweide ihm Trost und Hülfe bringe. Er macht übermäßige Anstrengungen, stürzt sich in schwere Schulden, oft um dennoch, trotz aller Opfer, die ausgehungerten Thiere dahinsterben zu sehen, ehe das unerbittliche Element des Winters gewichen ist. Solches Elend hat eben in den letztvergangenen Jahren in mehr oder minderm Grad die meisten bündnerschen Thalschaften betroffen und gar mancher Landmann hätte sich glücklich zu schätzen, wenn ihm seine ganze Habe Anfangs Winters durch eine Seuche dahingerafft worden wäre. Allerdings werden Verlegenheiten und Verluste der Art oft selbst verschuldet durch Mangel an Berechnung und leichtsinniges Vertrauen auf die günstigsten Umstände; unstreitig aber würden solche Mißgriffe in viel geringerm Maaße begangen werden, wenn nicht im Frühjahr Gemeinde- und Privatboden dem Weidgang offen stünden, wenn also ein jeder im Voraus wüßte, daß er sich jedenfalls einrichten müsse, sein Vieh das ganze Jahr hindurch, mit einziger Ausnahme der Alpzeit, aus eigenem Heuvorrath zu ernähren. Schon aus dieser alleinigen Betrachtung — und es giebt deren noch andere sehr gewichtige — darf man mit gutem Grund annehmen, daß bei Abschaffung oder gehöriger Beschränkung des Weidganges in Bünden die Viehzucht, im Ganzen und durch eine Reihe von Jahren hindurch gerechnet, einen weit reichlicheren und sicherern Ertrag abwerfen würde, als es dermalen der Fall ist. Dabei kann nicht bestritten werden, daß in der Uebergangsperiode, welche der, aus solcher Veränderung nothwendig hervorgehenden Umgestaltung im Betrieb der Viehzucht vorangehen müßte, für den Einzelnen manche Verlegenheit, mancher empfindliche Verlust nicht ausbleiben würden, weil besonders der beschränkte Eigenthümer noch während etlicher Jahre die Entbehrungen des neuen Zustandes empfinden würde, ohne die damit im Zusammenhang stehenden Vortheile nutzen zu wissen. Aber welcher, an sich auch noch so heilsamen Neuerung, ließe sich nicht eine gleiche Bedenklichkeit entgegenstellen?

Bezüglich der Fütterung wird noch bemerkt daß, besonders für Schmalvieh, das Laub von Eschen-, jenseits der Berge auch vom Kastanienbaum, so wie auch vom Weinstock das Heu ersetzen muß. Den Kühen giebt im Engadin die erstjährige Halberndte gleichzeitig gemähter Frühlingssaat von Roggen und Erbsen eine milchreiche Nahrung. Einige Landwirthe pflanzen

wohl auch Runkelrüben u. dgl. zum Füttern; doch gehört diese Fütterung, wie die mit Klee und andern künstlichen Futterkräutern zu den Ausnahmen. — Zum Streuen (unterlegen im Stall) bedient man sich in den höhern Thälern meistens der Tannenreiser.

Landbau.

Aus den im ersten Abschnitt dieses Buchs enthaltenen Angaben über Lage, klimatische Verhältnisse und die den verschiedenen Landestheilen eigenen Naturprodukte geht schon hervor, welch außerordentlich verschiedenartiges Feld der Kanton Graubünden dem Landbau darbietet, und wie einige seiner Thalschaften für die vielfältigste, andere dagegen wieder nur für eine sehr beschränkte Kultur empfänglich sind. Will man dann zu einer Betrachtung dessen übergehen, was hier geschieht, um die von der Natur dargebotenen Elemente des Landbaues zu benutzen, so wird es nothwendig, zuerst einige besondere Umstände und Verhältnisse ins Auge zu fassen, die, wenn gleich unabhängig von Natur des Bodens und Klima, dennoch dem Betrieb des Landbaus eine eigene Richtung geben, und deren Kenntniß und gehörige Würdigung allein eine richtige Beurtheilung dessen gestattet, was in der vorliegenden Beziehung besteht und was bestehen könnte.

Ein solches bedingendes Verhältniß bildet allererstlich der mit wenigen Ausnahmen noch im ganzen Kanton bestehende Weidgang, der dem Eigenthümer die Last auferlegt, daß alljährlich in gewissen Epochen die Heerden der Gemeindsbürger auf seine Güter zur Weide getrieben werden. Dieses geschieht, je nach bestehenden Einrichtungen und nach der Natur der Güter, nur auf den magern, oder auch auf den fetten, nicht zum einzäunen berechtigten Wiesen; nur im Herbst, oder auch im Frühjahr, und in letzterem Fall wieder bis zu einem frühern oder spätern Termin (Anfangs April oder Anfangs Mai); nur für Kühe und Pferde, oder auch für Ziegen und Schafe; nur während etlicher bezeichneter Tage, oder während der ganzen Weidgangszeit. Diese Last nun begründet, je nach ihrer Ausdehnung in ungleichem Grad wesentlich folgende Nachtheile in der Bewirthschaftung des Guts, das ihr unterliegt: der Boden kann nicht nach Belieben in Ackerland umgewandelt, wenigstens nicht ganz frei als solches benutzt werden, und die Bepflanzung mit künstlichen Futterkräutern ist unanwendbar. Auch als Wasenboden kann er nicht mit Bäumen bepflanzt, darf nicht in jeder Jahrszeit gedüngt, nicht früher und nicht später als nach Vorschrift gemäht werden, und selbst die dem Eigenthümer frei überlassenen Heuerndten der Sommermonate, werden durch das gierige Abweiden schlecht gewinterter Heerden im Frühjahr, sogar auch im Herbst schon für das folgende Jahr bedeutend geschmälert, vorzüglich wo Pferde und Schafe hingetrieben werden, weil diese die Gräser tief in der Wurzel abschneiden. Der Dünger wird nicht

in dem Maße produzirt, jedenfalls dann (besonders die Jauche oder Gülle) nicht so zweckmäßig benutzt, wie es bei andauernder Stallfütterung geschieht. Ueberhaupt wird der Landbau in seinem Grundprinzip, der freien Verfügung über den Boden, somit der angemessenen Kombination der verschiedenen Kulturarten gelähmt, und offenbar die Gesammtproduktion auf ein ungleich geringeres Ergebniß beschränkt, als die gleiche Ausdehnung von Boden liefern könnte und in andern Ländern bei gleicher und selbst weniger günstiger Beschaffenheit und klimatischer Einwirkung wirklich liefert, während anderseits die aus diesen Verhältnissen hervorgehende Zersplitterung eine unverhältnißmäßige Vermehrung der Gebäulichkeiten zu Fütterung des Viehs in den verschiedenen Lokalitäten nothwendig macht.

Eine zweite hemmende Einwirkung liegt in der, in der That gar häufig weit überschätzten, überwiegenden Konvenienz der Viehzucht mit vorherrschender Berücksichtigung des Viehhandels; denn dieser Richtung in der Landwirthschaft der bündnerschen Bauren, verbunden mit der Begierde, den Vortheil der Gemeinweide ja in recht ausgedehntem Maaße zu genießen, ist es zuzuschreiben, daß der Landmann meistens auf den Besitz recht vielen Wasenbodens einen allzugroßen Werth setzt, und mehr Nutzen in großer Ausdehnung von Gütern als in deren guten Bewirthschaftung zu finden glaubt.

Eine dritte Ursache mangelhafter Bewirthschaftung liegt in dem besondern Umstand, daß von der sehr zahlreichen Klasse von Bündnern, die aus Betrieb auswärtiger Niederlassungen ihr Hauptgeschäft machen, gar viele ihre vorgeschlagenen Kapitalien auf Ankauf liegender Güter verwenden, dann aber weder Gelegenheit noch Kenntniß haben, um ihr Eigenthum zweckmäßig zu bewirthschaften.

Endlich dann kann der dem Bündner ziemlich allgemein eigne Mangel an Gewerbthätigkeit, seine oft an Trägheit gränzende Bequemlichkeit, verbunden mit den hemmenden Institutionen, namentlich mit höchst mangelhafter Justizpflege und Beschränkung der Niederlassungsfreiheit, anderseits wieder die aus bestehenden Verhältnissen hervorgehende Zersplitterung und Vervielfachung der Berufsfächer, — gleich wie auf jedes andere Fach des Nationalerwerbes, so auch auf das des Landbaues nicht anders als entschieden nachtheilig einwirken.

So mag denn eine ausgedehnte und wohl geregelte Güterwirthschaft, in welcher Ergebniß und Bedürfniß der verschiedenen Zweige, als Futterpflanzung und Viehstand, Düngerproduktion und Ausdehnung des Pflanzbodens in gehöriger Uebereinstimmung gebracht sind, in Bünden nicht leicht angetroffen werden. Auch treibt mancher Güterbesitzer seine Landwirthschaft nur gezwungener Weise, weil sich ihm nun einmal kein Anlaß darbietet, sein Besitzthum auf erträgliche Art zu veräußern; und alle seine Industrie muß in der Regel darauf beschränkt bleiben, die nachtheiligen Einwirkungen aller jener hemmenden Umstände möglichst zu vermeiden.

Die diesem Kanton eigenen Kulturfächer des Landbaus sind: Wieswachs, Ackerland, Obstwachs und Weinwachs. Der

Gartenbau kann nicht als besonderes Fach in Betracht kommen, da die meisten Gemüsepflanzungen auf den Aeckern ihren Platz finden; die Forstkultur wird in einem andern Abschnitt behandelt werden. Ueber die Ausdehnung von Boden, welche jedes dieser Fächer im ganzen Kanton besetzt halten mag, fehlt es an nur annähernd genauen Angaben, weshalb alle diesfällige Berechnungen hier wegbleiben.

Wiesenbau.

Den untersten Grad dieses Kulturfaches bilden die Weiden, die gar nicht gemäht werden. Diese sind im Thalgrund in der Regel Eigenthum einzelner Gemeinden oder ganzer Landschaften; in Mayensäß und Alp dagegen sind sie oft auch Privateigenthum. Hier beschränkt die ganze Kultur sich auf Wässerung; doch wird auch diese an vielen Orten ganz unterlassen. Die zweite Stufe bilden die magern Wiesen, die nur einmal gemäht werden, und die ihrer Lage nach in zwei verschiedene Klassen zerfallen, nämlich: Bergwiesen (Heuberge, Heuthäler genannt) und Wiesen im Thalgrund (Heimwiesen, Landgüter). Von diesen unterliegen einige dem Herbst- und Frühlingsweidgang, andere nur dem erstern, weniger verderblichen. Dann folgen die fetten, zweimädigen Wiesen, die jedoch jedenfalls dem Herbstweidgang unterliegen, und darum nicht eingezäunt (eingefriedet) werden dürfen; endlich dann die Wiesen die keinem Gemeinweidgang unterliegen und eingezäunt werden; diese nennt man Wiesen mit Baumgartenrechte, oder Baumgärten. Mit Ausschluß der Heuberge besitzen die meisten Thalschaften bedeutend mehr fette Wiesen, als magere. Mit nicht sehr vielen Ausnahmen wird der Wiesenbau durchgehends mangelhaft und mitunter höchst nachlässig betrieben. Das Düngen der Wiesen unterliegt vielen Beschränkungen zu Gunsten des Weidganges, damit ja nicht, durch Belegen des Bodens zu ungelegener Zeit der Genuß der Gemeinweiden gestört oder geschmälert werde. Im Allgemeinen hält man es für vortheilhafter, den Dünger im Herbst auszuführen; in einigen Thälern hingegen zieht man es vor, solche Güter, die auch dem Frühlingsweidgang unterliegen, schon im März und April zu düngen, weil bei Düngung im Spätherbst der Hauptnutzen davon der nächstjährigen Frühlingsweide zutreffen würde.

Der Gebrauch der Mistjauche (hier Gülle genannt) ist noch sehr vernachlässigt und in den meisten Gegenden ganz unbekannt, wie denn überhaupt eine sehr große Masse von Düngungsmitteln ganz unbenutzt bleibt. Das Wässern der Wiesen wird in manchen Gegenden in seiner ganzen vielfachen Nutzbarkeit anerkannt und darum mit Sorgfalt betrieben. Dort sind dann die Wässerungsrechte durch Verordnungen oder Einverständnisse geregelt und es giebt Gegenden, in denen für jede Stunde 4, 8, bis 12 Kreuzer bezahlt wird. In andern Thälern hingegen wird dieses vortreffliche Nahrungsmittel des Wiesbodens ganz vernachlässigt, ist auch mitunter selbst da, wo es früher mit Nutzen angewandt worden war, durch Nachlässigkeit und Vorurtheil in Abnahme gekommen. Auch in Behandlung der Heuerndte selbst, waltet in manchen Gegenden

große Fahrlässigkeit. Viele lassen das Gras überreif werden; andere das Heu nicht gehörig troknen. Diesfalls wird die Nutzbarkeit der Heinzen immer allgemeiner anerkannt und deren Gebrauch kommt in Aufnahme. — In den meisten hochgelegenen Thälern folgt auf die erste Heuerndte im Thal (die gewöhnlich Mitte Juni beginnt), dann Ende Juli oder Anfangs August die in den Heubergen, wozu der größte Theil der Einwohnerschaft sich dahin begiebt, so daß während einigen Wochen die Dörfer fast ganz verlassen und nur von wenigen Personen bewacht bleiben. Erst nach Rückkehr aus den Bergen (Anfang September) wird im Thal dann das zweite Heu (Ehmd, Grummet) eingesammelt. In den italienischen Thälern jenseits der Berge hingegen pflegt auch die zweite Heuerndte im Thal derjenigen in den Bergen voranzugehen. Das in den Heubergen gewonnene Heu wird in einigen Thalschaften auch dort als Vorwinterung verfüttert; in andern aber durchgehends nach den Dörfern gebracht, entweder in fest zusammengeschnürten „Bürden" getragen, oder auf eine Art von Schlitten geschleift, oder wirklich auf Wägelchen geführt. Es giebt auch magere Bergwiesen die nur jedes andere Jahr gemäht werden.

Gänzliche Fehljahre im Heuwachs werden, besonders in den Bergen, durch große Dürre veranlaßt, was leicht erfolgt, wenn der Winter die Berge nicht hinlänglich mit Schnee bedeckt hat. Ueberdies wird dieser Kulturzweig von verschiedenen Feinden aus dem Thierreich bedroht. Der Maulwurf schadet besonders durch das Aufwerfen seiner Erde, die sich leicht mit dem Heu vermischt. Große Verheerung haben in einzelnen Gegenden (Engadin) die Feldmäuse angerichtet, die ausgedehnte Felder untergruben und die Heuerndte ganz zerstörten. Auch von einer Art kleiner Heuschrecken wird oft bedeutender Schaden angerichtet. Ungeheures Verderben aber wird durch die Engerlinge verursacht, die oft die schönsten Felder in einen kahlen Grund umwandeln. Früher war dieses Ungeziefer nur in den niederen Thalgründen zu Hause; seit einigen Jahren werden aber auch höher liegende Gegenden (Heinzenberg, Schams, Ober-Prättigau u. a.) davon heimgesucht. Der große Schaden, den solches Ungeziefer anrichtet, macht es doppelt wünschbar, daß der Wässerung der Güter mehr Aufmerksamkeit geschenkt werde.

Die Verhältnisse zwischen Ausdehnung, Kapitalanschlag und jährlichem Ertrag des Wiesbodens sind sehr ungleich. Die Werthung der Güter geschieht meistens nicht sowohl nach dem Flächenmaas (das darum an vielen Orten selten erhoben wird) als vielmehr nach dem bekannten Heuertrag, und dieser letztere wird bald nach dem Kubikmaas (in Klafter zu 6, 6½ und 7 Fuß), bald nach dem Gewicht, oft auch nach dem für die Winternahrung einer Kuh angenommenen Bedürfniß (eine Kuhwinterung, oder ein Kuhheu) bezeichnet. Hier eine Durchschnittsangabe über solche Verhältnisse. Zu einem Kubikklafter von 343 Kubikfuß rheinländ. Heu, erfordert es an gutgehaltenem fetten Wiesen von 250 bis 400 Quadratklafter. Von diesem Ergebniß ist dann ungefähr $^3/_{10}$ bis $^4/_{10}$ Ehmd zu rechnen. Von magerm Wiesboden bedarf es 800 bis selbst auf 3000 Quadratklafter. Von sehr wohlgelegenem Heu mag das benannte

Kubikklafter bis 26 Zentner (zu 32 Loth) wägen, im Durchschnitt aber zu 15 bis 20 Zentner angenommen werden. Für die Fütterung einer mittleren Kuh während sechs Monaten erfordert es drei solche Klafter; nach Andern etwas darüber. Der Preis der fetten Wiesen ändert, je nach verschiedener Lage und Ortsverhältnissen von 30 Kreuzer bis zwei Gulden für das Quadratklafter, von 7 F. Magere Wiesen werden in einigen Thalschaften nach dem Maas zu 12 à 15 Kr. verkauft; in andern nach dem Ergebniß zu 150 bis 250 fl. für Ertrag eines Klafters Heu berechnet. Der zu Winterung einer Kuh nöthige Boden an fetter Wiese (ein Kuhland) wird je nach Lage auf 800 bis 1500 fl. und höher angeschlagen. Gute Wiesen werden in einigen Thälern gegen ¼ des Ertrags, entferntere gegen ⅓, schlechte und entlegene zur Hälfte verpachtet. Für Wiesen mit Baumgartenrechten läßt sich kein laufender Preis bezeichnen, da diese gar oft einen Gegenstand der Liebhaberei und des Luxus bilden, und dann, besonders in der Nähe der Ortschaften und der Landstraßen, zu so hohen Preisen bezahlt werden (z. B. 5 fl. das Klafter und mehr), daß das darauf verwendete Kapital kaum 1½ Prozent abwerfen mag.

In entlegenen Bergthälern nimmt man an, daß sich in der Regel zwischen dem Preis des Futters und dem der Milchprodukte ein gewisses Verhältniß festhalte; so z. B. soll in einigen Orten die Butter nur das 26 bis 30fache des gleichen Gewichts an [illegible] zu gelten. In den Gegenden, die am Durchgang von Kaufmannswaaren und Reisenden näher betheiligt sind, mag ein solches Verhältniß sich nicht gleich bleiben, wie denn überhaupt da, wo viel Heu für Zugvieh verfüttert wird, zwischen der Nutzbarkeit der Wiesenkultur und dem Gang des Viehhandels und der Molkenproduktion keine so unerläßliche Wechselwirkung besteht, wie in den entlegenen Bergthälern. Im Durchschnitt wird für den Zentner Heu (zu 32 Loth) 1 fl. bis 2 fl., in besondern Fehljahren wohl auch bis 4 fl. bezahlt.

Die sorgfältigste Wiesenkultur trifft man in Bünden im Hauptthal des Rheins und im Prättigau; am meisten vernachlässigt wird sie im obern Misoxerthal, theilweise auch im Engadin. Eine eigene Art von Heuerndte wird durch das auch in Bünden übliche Wildheuen gewonnen, indem Grasplätze, die weder Privateigenthum sind, noch als Weide benutzt werden können, freilich oft mit Lebensgefahr zwischen Klippen und an Abgründen durch den zuerst Angekommenen gemäht werden.

Als eines verwandten Gegenstandes wird hier noch der Rieder erwähnt. Da im Durchschnitt die Sträue mangelt, so gehören die Rieder, welche solche liefern, zu den einträglichen Gütern. Ein zweispänniges Fuder Schilfsträue wird mit 10 bis 12 fl. bezahlt. Gemeinden, welche solche Rieder besitzen, verkaufen entweder für Rechnung der Gemeinde, oder es wird jeder Haushaltung gestattet, durch einen oder zwei Mann mit Sensen während eines Tages mähen zu lassen. Das Thal von Mayenfeld bezieht seinen Bedarf an Sträue grossentheils von Sargans her.

Ackerbau.

Dieses Kulturfach wird durch mehrere Umstände auf einen sehr geringen Theil des gesammten Pflanzbodens in diesem Kanton eingeengt; zuerst nämlich durch die Natur des Klima's, das an gar vielen Orten keine Kornpflanzung mehr gestattet; dann durch die früher erwähnte vorzugsweise Richtung des hiesigen Landbauers auf möglichste Ausdehnung des Wiesenbodens; endlich durch den aus beschränkter Stallfütterung und wegen geringer Sorgfalt und Industrie entstehenden Mangel an Dünger; und auch in dieser beschränkten Ausdehnung wird das Ergebniß durch die verderbliche Einrichtung des öffentlichen Weidrechts noch bedeutend geschmälert.

In den Hochthälern wird in dem wenigen Ackerland nur Roggen, Gerste und wenig Haber, ferner Rüben und Bohnen gebaut. In den zahmern Thälern pflanzt man außer jenen Früchten auch Waizen, Dinkel und Spelt (hier Fäsen genannt), Mais oder Türkenkorn, Hirsen, Heidekorn, Linsen, so wie dann Hanf, Flachs, Erdäpfel, Schotenfrüchte und allerlei Gemüsearten. Für das vortheilhafteste wird in den meisten Lagen das Bepflanzen des Ackers mit Winterkorn gehalten; es wird aber dieses Verfahren wegen des, auf dem Ackerland offenen Weidgangs an gar vielen Orten sehr beschränkt oder ganz unanwendbar. Das Ackerland giebt in niederen Lagen eine zweite Erndte (Nachfrucht), die meistens in Heidekorn, Rüben und anderem Gemüse besteht. In den höheren Thälern wird nur eine Erndte gemacht, wozu die Saat je nach Umständen in den Monaten Juni bis September statt findet. Im Engadin begnügt man sich häufig auch mit einer ganzen und einer halben Erndte im Lauf von ganzen zwei Jahren, indem im Mai Roggen und Erbsen durcheinander gesät, dann beide im August gleichzeitig gemäht und verfüttert werden; worauf dann der Roggen über Winter erst starke Halme treibt und im zweiten Jahr nach der Aussaat im Sommer geschnitten wird. Das Ergebniß der Kornsaat bleibt in einigen Lagen für Gerste und Roggen auf das vier- höchstens sechsfache beschränkt; in andern erhebt es sich für Winterroggen, Gerste, Heiden u. a. m. auf das 8 bis 10fache. Noch ergiebiger ist in der Regel der Waizen, fehlt aber oft in Folge des Brandes (der übrigens bei mehr Sorgfalt nicht so oft vorkommen würde), wo hingegen die Gerste am seltensten mißräth. Vom Sommerfäsen soll sich das Ergebniß bis auf das 40fache, von Hirsen selbst weit über das hundertfältige erhoben haben; beides jedoch nur in neuem Aufbruch. Im Hauptthale des Rheins wird viel Türkenkorn gebaut, doch meistens nur von dem weißen, der nicht so schmackhaft ist, wie der italienische dunkelgelbe; auch der Sommertürken (der in 40 Tagen zur Reife gelangt) wird herwärts der Berge nicht gepflanzt. Zwischen den Reihen des Türkenkorns werden verschiedene Gemüsearten gepflanzt. Einige Gegenden bauen vielen Hanf; einige (Bergell) auch Flachs, doch diesen ohne großen Ertrag. Am meisten Ausdehnung gewonnen hat seit etlichen Jahrzehnden die Pflanzung der Erdäpfel; die für die Berggegenden besonders empfohlene Art wollte jedoch in den wilden Thälern, woselbst

noch Korn wächst, nicht immer gedeihen, hingegen sind dort die Rüben ganz besonders schmackhaft. Die Pflanzung des Heidekorns und der Linsen kommt in Abnahme. Unter den Gemüsen verdient der ausgezeichnet schöne Blumenkohl des untern Vorderrheinthals (Flims u. a.) einer besondern Erwähnung. Die Oelpflanzungen sind zwar vor zwanzig Jahren in Bünden anempfohlen und auch versucht worden, haben aber keine Aufnahme gefunden.

Im Ganzen wird die Kultur des Ackerlandes in Bünden sehr unvollkommen und mangelhaft betrieben, namentlich wird auf Abwechslung in der Kornpflanzung nicht genug Aufmerksamkeit verwendet. Die Düngung geschieht oft nur sehr spärlich und das Abmähen des Korns, nahe über dem Boden, entzieht diesem auch noch einigen Nahrungsstoff. In den hohen Bergthälern wird viel Ackerland nur von Hand umgearbeitet und überhaupt so kunstloses Werkzeug angewendet, wie es schon in der Kindheit des Landbaus geschehen seyn mag. — Eine mühsame und kostbare Arbeit veranlaßt in den steilen Lagen die Nothwendigkeit alljährlichen Aufherdens, um die von oben herabgerollte Erde wieder hinauf zu schaffen.

Der Preis des Ackerlandes (der in Bünden nicht überall nach dem Flächenmaas, sondern oft nach dem Bedarf an Samen berechnet wird) ist von 30 kr. bis 3 fl. das Klafter. Nach einer in Chur angestellten sehr genauen Berechnung hätte dort ein Acker, zum Preis von 1 fl. 30 kr. fürs Klafter gewerthet, bei guter Besorgung und nach laufenden Preisen mit Waizen bepflanzt über 20 Prozent, mit Roggen über 7, mit Mais über 10, im Durchschnitt über 12 Prozent reinen Ertrag über die Unkosten abgeworfen. Aus vielen Gemeinden hört man die Klage, daß seit früheren Zeiten gar viel Ackerland in Wiesboden umgewandelt worden sey; in andern halten einsichtige Landwirthe dafür, das Ackerland übersteige das gehörige Verhältniß zu Wiesbau und Düngerproduktion. Die Gesammtproduktion dieses Kantons an Korn reicht bei weitem nicht für seine Bedürfnisse hin, und das Unterengadin ist wohl der einzige Landestheil der Korn ausführt.

Obstbaumzucht.

Diese muß sich hier auf die Thalböden und Gelände unter 3000 Fuß Höhe über d. M. beschränken, befaßt dann aber in diesem Bereich eine große Verschiedenheit von Obstarten. Der untere Theil des Misoxerthals bringt, neben aller Art gewöhnlichen Obstes auch Pfirsisch und Feigen in Menge; das ganze Misoxerthal so wie Bergell viele Kastanien. Der Obstwachs im untern Innthal (Unterengadin), dann in Poschiavo und Münsterthal ist nicht bedeutend. Herwärts der Berge wird im Hauptthal des Rheins viel und auserlesenes Obst gewonnen; in geringerer Auswahl und Menge dehnt sich die Obstkultur längs der Landquart hinauf bis Fideris, am Vorderrhein bis Ilans, am Hinterrhein bis ins untere Schamserthal, so wie auf eine gewisse Höhe im Thal der Albula und der Rabiosa.

Das äußerste Bereich des Obstwachses halten die Kirschbäume besetzt.

An manchen Orten, namentlich Chur und Domleschg, ist für den Obstbau in Hinsicht auf Veredlung vieles geschehen, so daß diese Gegenden eine solche Mannigfaltigkeit und eine solche Auswahl des vortrefflichsten Kernobstes darbieten, wie man sie nicht leicht irgendwo antrifft. Hingegen wird auch da, wie im Allgemeinen, die Pflege des Obstbaumes sehr häufig entweder unzweckmäßig betrieben, oder ganz vernachlässigt. Zudem wird auch dieses Kulturfach häufig durch zwei Umstände bedroht, die schon gar manchen Landwirth, ja ganze Gemeinden entmuthiget haben, sich auf Anpflanzung von Fruchtbäumen zu verlegen: der Weidgang und die wenige Sicherheit des Eigenthums, oder vielmehr, die Gewißheit, seine Bäume von fremder Hand geplündert und zerrissen zu sehen. In diesen zwei Hemmungen, verbunden mit der Verminderung des Absatzes nach dem Ausland (worüber in einem andern Kapitel das Mehrere), ist wohl mehr noch, als in der von Vielen beklagten Verwilderung des Klimas, die Ursache zu suchen, warum seit etlichen Jahrzehnden die Obstbaumzucht in diesem Kanton merkbar abgenommen hat, und mehrere Gegenden, die ihrer Lage nach dazu geeignet wären, dieses Erzeugnisses ganz entbehren.

Außer einer großen Anzahl gemeiner und seltener Sorten von Kern- und Steinobst jeglicher Gattung, wird besonders auch der Nußbaum in Bünden dies- und jenseits der Berge in großer Anzahl gepflanzt. Der in neuester Zeit in Aufnahme gekommenen Pflanzung des Maulbeerbaumes wird, da dieselbe nicht um der Frucht willen geschieht, bei Anlaß der Seidenzucht Erwähnung geschehen. In den italienischen Thälern jenseits der Berge bildet der Kastanienbaum einen bedeutenden Gegenstand der Baumkultur. Er wird gezweiht und ungezweiht gezogen, und bringt, besonders im Bergell, eine sehr schmackhafte Frucht. Die sogenannten Marroni (Marren) aber gedeihen erst weiter abwärts gegen Chiavenna.

Herwärts der Berge werden in der Regel die Obstbäume meistens in geschlossenen Baumgärten gezogen, doch sieht man auch, besonders Nuß- und Kirschbäume in offenen Wiesen und auf sogenannten (ausgetheilten) Gemeingütern oder Löfern, immer aber in Wiesengrund und nicht in Ackerland, wie in manchen andern Gegenden. In den italienischen Thälern erblickt man den Obstbaum überall in Mitte allerlei Pflanzungen. Der Kastanienbaum wird dort als Wald gezogen und läßt keine andere Benutzung des Bodens zu.

Den größten Ertrag geben die Fruchtbäume mit feinem Obst in der Nähe bedeutender Ortschaften durch Verkauf der frischen Frucht als Tafelobst u. s. w. Was sich dazu nicht eignet wird auf verschiedene Weise gedörrt: das Kernobst, meistens geschält und in zwei oder mehrere Stücke geschnitten gewöhnlich an der Sonne; unbeschnittene Birnen (zu Dürrbirnen) so wie auch Zwetschen und Pflaumen mehr im Ofen; Kirschen auf beide Art. Aus dem unreifen Kernobst wird

Brannkwein, aus den Kirschen vortreffliches Kirschwasser gebrannt. Auch Zwetschen und Pflaumen werden dazu benutzt. Der Aepfel- und Birnenmost ist in Bünden nicht stark im Gebrauch und wird darum nur in geringem Maaße gemacht. Die Kastanie wird theils als Mehl verbraucht, theils ganz gedörrt und liefert überdies auch durch Aussieden eine wiewohl geringe Art von Honig. Die Frucht des Zirbelnußbaumes, hier Ziernüßli genannt, bildet blos einen Luxusartikel. — Einen bedeutenden Mehrwerth haben die Fruchtbäume durch den viel grössern Verbrauch und den deßhalb höheren Preis von hartem Holz zu Schreiner-, Büchsenschmied- und Wagnerarbeiten erhalten, als früher der Fall war. Vorzüglich geschätzt ist das Holz des Kastanienbaums zu Verfertigung von Weinfässern.

Ueber den Geldwerth eines stehenden Fruchtbaumes läßt sich kein Verhältniß angeben, weil sie niemals — wie z. B. im Thurgau — unabhängig vom Grundstück, besonders gewerthet und veräußert werden, sondern nur immer mit dem Boden zugleich. Wenn man jedoch bedenkt, daß von einem Baumgarten mit dem vortrefflichsten Obstwachs besetzt, das Klafter nur etwa 1 bis 3 fl. höher verkauft wird, als in gleicher Lage fette, aber offene und dem Weidgang unterworfene Wiesen, und daß auf 100 Quadratklafter im Durchschnitt immerhin 9 bis 12 Fruchtbäume Platz finden, so ergiebt sich daraus ein sehr geringer Kapitalwerth für jeden Baum. Auch erfordert es günstige Umstände, daß in einem Jahr, anders als eben von ausgesuchten oder frühreifem Tafelobst, von einem Baum mehr als 3 bis 6 fl. reiner Nutzen bezogen werden möge.

Weinbau.

Das Bereich des Weinbaus in Bünden erstreckt sich auf zwei schmale Striche; der eine im untern Misoxerthal von Cabbiolo bis zur Tessiner Grenze, höchstens 3½, der andere herwärts der Berge von Chur bis gegen die Luziensteig 4½ Stunden Länge. Ein paar kleine Weingärten im Domleschg und einzelne Rebenpflanzungen an andern Orten gehören zu den Ausnahmen. In jenem erstgenannten Revier hält man durchgehends auf blaue, großbeerige Trauben, und der Rebstock ist auf italienische Weise an niedern oder höhern Spalieren und Bogengängen (pergole), mitunter auch frei an Bäumen aufgezogen; er bringt im Durchschnitt keinen sehr vorzüglichen Wein; jedenfalls bleibt dieses Gewächs bedeutend unter dem bessern Veltliner.

Auch herwärts der Berge wird, mit weniger Ausnahme, durchgängig rother Wein gepflanzt. Die beliebteste Traubenart zum Weinkeltern ist die kleinbeerige, geschlossene Burgundertraube. Auch die weiße Traube, aus welcher (in Malans) der sogenannte Kompleter-Wein gekeltert wird, hat nur kleine Beeren. In neuerer Zeit sind auch Versuche mit der weißen Rheinweintraube gemacht worden. Die großbeerigen, so rothen als weißen Muskateller u. a. werden blos zum Essen gepflanzt. Die Behandlung des Weinstocks in früheren Zeiten wurde von Sachkundigen für sehr mangelhaft gehalten, beson-

ders in Hinsicht auf Nachpflanzung und Düngung. Seit etlichen Jahrzehnden haben sich viele Rebknechte aus dem Kanton Zürich hier niedergelassen, wodurch dann ziemlich durchgängig mit geringem Unterschied das am Zürichsee übliche Verfahren auch hier aufgekommen ist. Der Weinstock wird, mit Ausnahme der an Gebäuden und Gütermauren angelehnten Spaliere (hier Trüeter genannt) in einzelnen fünf Schuh langen, meist lärchenen Pfählen (Stickel) angebunden. Die Reihen werden nach der Schnur gezogen und sollen zwei Fuß von einander abstehen. Die Fortpflanzung des Weinstocks geschieht durch das sogenannte „Gruben." Diese Arbeit besteht darin, daß man die Rebe, wenn sie das für diese Gegend angemessene höchste Alter erreicht hat, etwa 1½ Schuh tief in den Boden legt und mit Erde und Dünger so zudeckt, daß nur das obere Ende hervorragt, das dann den Stamm des neuen Rebstocks bildet. Dieses geschieht jedes Jahr abwechselnd mit einer verhältnißmäßigen Anzahl Reihen, so daß im Laufe von ungefähr neun Jahren der ganze Weingarten durchgegrubet und somit ganz erneuert oder verjüngt wird, und in der Regel keine freistehende Rebe ein hohes Alter erreicht. Der auf solche Weise erneuerte Rebstock fängt dann im zweiten Jahre an Frucht zu tragen und giebt im dritten den vollen Ertrag. Auf eine gute, dem Boden und der Lage angemessene Auswahl unter den vielen, auf den ersten Blick zwar oft sehr ähnlichen Traubensorten wird hier allzuwenig Aufmerksamkeit verwendet.

Die Weinlese fällt durchschnittsweise in die zweite und dritte Woche Oktobers, oft auch erst in den November. Mit Ausnahme des wenigen Weins, den man gleich nach der Weinlese keltert (weiß torkelt), werden die Trauben zur ersten Gährung in große Bütten geschüttet, so wie dann die Gährung beginnt, wird die Masse verschiedene Male hinuntergetaucht, wodurch der Wein mehr Farbe erhält; dann bilden die in die Höhe getriebenen festen Theile (hier Trester genannt) nach und nach eine haltbare Decke, und in diesem Zustande wird das Ganze gelassen bis man zum keltern (torkeln) schreitet, was, je nach Temperatur und andern einwirkenden Umständen, gewöhnlich etliche Wochen nach der Weinlese, zuweilen auch erst nach Neujahr geschieht. Die Gebäude, worin die Weinpressen und die Bütten aufgestellt sind, heißen Torkel und stehen gewöhnlich in den Weinbergen. An jedem Torkel sind meistens mehrere Eigenthümer betheiliget, und die Rechte der Benutzung gehören zu den Weinbergen.

Der Bündner Wein (hier, im Gegensatz mit dem viel verbreiteten Veltliner, Landwein genannt) ist in der Regel nicht haltbar. Derjenige von Fläsch — ganz frisch der Beste — hält sich nicht über ein Jahr. Aus den andern Gegenden ist er, je nach Lage und Jahrgang im zweiten oder dritten Jahre am besten; daß man den Landwein im Faß länger als etwa drei Jahre aufbehalte, ohne daß er zu „ältelen" komme, gehört zu den Ausnahmen. Fast durchgehends, besonders aber aus den niederen Lagen bei Chur, ist an den Bündner Weinen ein Erdgeschmack bemerkbar, der nicht jedermann be-

hagt. Von dieser Eigenheit abgesehen, liefern die meisten Lagen, besonders bei Malans und Jenins, in guten Jahren einen Wein, der jedenfalls zu den beßten der Schweiz gezählt werden darf. Der oben erwähnte in Malans gezogene weiße Wein (Kompleter) vereinigt in guten Jahrgängen seinen Geschmack mit außerordentlichem Geist.

Das Flächenmaas der Weingärten wird in Chur nach „Mahlen“ zu 250 Quadratklafter zu 7 F., im Hochgericht Mayenfeld nach „Mannschniz“ zu 100 solchen Q. Klftr. gerechnet; das Weinmaas dort nach Zubern von 80, hier nach Zubern von 72 Maas (115 Churer Maas sind gleich 100 Schw. M.). Der höchste bekannte Durchschnittsertrag stieg auf 5 bis 6 Zubern auf das Mannschniz, oder 360 bis 430 Maas auf 100 Klafter. Als Durchschnittsertrag in mittelmäßig guten Jahren, auf 100 Klafter Rebland, demnach 1100 bis 1200 Weinstöcke, kann angenommen werden:
in Chur und fünf Dörfer (zu 3 Zubern aufs Mal) 96 Maas
im Hochgericht Mayenfeld (zu 2 Z. auf d. Mannsch.) 144 „

In der Gegend von Chur kommen zuweilen, jedoch selten, ganze Fehljahre vor, sey es in Folge nahen Schnees zur Blüthezeit, oder früher Reifen und Fröste im Herbst, wo dann der größere Theil der Trauben blos zum Branntweinbrennen dienen mag. In den Geländen von Mayenfeld u. s. w. begegnet dies nicht leicht.

Der „Neue Sammler“ vom Jahr 1808 enthält über die damalige Ausdehnung an Weinbergen diesseits der Berge, und Ertrag in dem sehr gesegneten Jahr 1804 folgende Angaben nach Mannschniz zu 100 Q. Klftr. und das Ergebniß nach (Chur) Zubern zu 80 Maas berechnet (welcher Uebersicht wir noch die Berechnung des Ergebnisses auf jedes Klafter beifügen):

	hatte Mannsch.	machte Zuber	thut aufs Klftr. Ms.
Chur	2250	3450	1,23
Haldenstein / Trimmis	270	499	1,47
Vaz	78	190	1,94
Zizers	600	1875	2,50
Igis	300	1218	3,25
Stilserberg	80	80	0,95
Malans	1000	4250	3,40
Jenins	520	2170	3,33
Mayenfeld	1070	3500	2,62
Fläsch	300	1200	3,20

Seit jener Zeit haben, abgesehen von der Entmuthigung durch mehrere Fehljahre im ersten Viertel dieses Jahrhunderts, wesentlich zwei neu eingetretene Umstände die Nutzbarkeit des hierländischen Weinwachses bedeutend geschmälert, nämlich erstlich die durch neue Straßenbauten eingetretene Erleichterung in Zufuhr der italienischen Weine, zweitens der immer mehr in Aufnahme gekommene und dermalen bis in die entlegensten Bergthäler verbreitete Gebrauch des Biers. Darum sind denn auch im Verlauf der letzten Jahrzehnden, besonders bei Chur,

eine bedeutende Anzahl nicht eben sehr gut gelegener Weinberge ausgerissen und in Ackerland umgewandelt worden.

Weingartenbesitzer, die ihr Gut nicht selbst bearbeiten, oder Taglöhner halten, übergeben es in Akord, wo dann (in Chur) für das Mahl gewöhnlich 14 fl. bezahlt werden, wo jedoch weder Lieferung von Rebstickel und Band, noch die Arbeit des Grubens einbegriffen ist. In Pacht gegeben werden die Weinberge sehr selten. Die Gesammtausgabe für Erhaltung und Bearbeitung eines Weinbergs, alle Anschaffungen einbegriffen, nicht aber besondere Auslagen für Zäunung, Erhaltung von Mauren, Aufherden (das alljährliche Hinaufschaffen des heruntergerollten Erdreichs in steilen Lagen) und ohne Kapitalzins können auf 12 bis 16 fl. für 100 Klafter angenommen werden. Die Kosten der Weinlese, des Kelterns und Abbeerens auf 1 fl., für den Zuber oder K. 3/4 für die Maas. Der Preis der Weinberge ist bedeutend gesunken und steht jetzt durchschnittsweise in Chur zu 1 fl. 40 kr., in Malans und Umgegend 2 fl. bis 2 fl. 30 kr. das Klafter. Nur ausgezeichnet gute Lagen werden bis um die Hälfte höher bezahlt. Der Weinpreis ist sehr ungleich von einem Jahr zum andern und richtet sich nicht allein nach Menge und Güte des neuen Gewächses, sondern auch nach dem Bestand des noch vorhandenen alten, nach dem Ergebniß der Weinerndte in den angränzenden Ländern, namentlich in Veltlin; überhaupt dann nach der mehr oder wenigen Nachfrage der Glarner Weinhändler, als hauptsächlichste Abnehmer für den Theil der hiesigen Weine, der nicht im Inland konsumirt wird. Am meisten Wein wird von Meienfeld, Jenins und Malans ausgeführt. Hier wird er gewöhnlich im Kelter, während er noch in der Bütte liegt, ausgemarktet, und der Preis nach dem Viertel zu 8 Maas bestimmt, wo dann 1 fl. als sehr niederer, 1 fl. 20 kr. bis 1 fl. 40 kr. als mittlerer, 2 fl. bis 2 fl. 30 kr. als hoher, und 3 fl. bis 3 fl. 20 kr. als höchster Preis bezeichnet werden dürfen. Der Malanser Kompleter-Wein gilt in guten Jahren mehr als der rothe. Das Gewächs von Zizers und Chur steht in der Regel etwas niederer im Preis, als das der oben bezeichneten Ortschaften.

Verschiedene landwirthschaftliche Betriebsfächer.

Bienenzucht.

Diese wird sowohl in tieferen als höheren Thälern Graubündens betrieben, bildet jedoch keinen für die Gesammtheit bedeutenden Gegenstand. Der bündnersche Honig, der besonders aus einigen Gegenden von vorzüglicher Güte ist, wird zuweilen in den Nachbarländern, zum Nachtheil seines Rufes mit dem sehr geringen und unreinen italienischen Honig verwechselt, von dem oft bedeutende Sendungen durch Bünden gehen. Es wird hier übrigens demjenigen, der bei sehr gelinder Hize ausgelassen worden, und der besonders aus den hö-

heren Gegenden ganz hellfarbig ist, vor dem braunen Honig ein bedeutender Vorzug gegeben. — Das Verfahren in Haltung der Bienen ist das nämliche, wie anderwärts; doch macht die Strenge der Winterjahrszeit, die ungleiche Dauer derselben und der starke und plötzliche Wechsel in der Temperatur eine ganz besondere Aufmerksamkeit nöthig, und diese Schwierigkeiten bedrohen die Bienenzucht hiezuland mit mehrseitigen Gefahren.

Federvieh.

Diese Zucht beschränkt sich im Allgemeinen auf Haltung der gewöhnlichen Hühner und Tauben in mäßiger Anzahl. Erst seit kurzem soll der Haltung von Gänsen in einigen Gegenden einige Aufmerksamkeit geschenkt werden.

Seidenbau.

Dieser wird im untern Misoxerthal schon seit einer Reihe von Jahren mit Erfolg betrieben und faßt dort auch die Filande (das Abspinnen der Kokons) in sich. Man schätzt den Ertrag dieses Kultursaches in jenem Thal jenseits der Berge auf mehr als 20,000 fl. zum Jahr. — Herwärts der Berge waren schon in früheren Zeiten an mehreren Orten, namentlich bei Baldenstein (im Domlesg) und in Marschlins Versuche gemacht worden, die bezüglich der Qualität der Seide den besten Erfolg darboten, dann aber doch, sey es wegen klimatischer Schwierigkeit, sey es wegen Mangel an Industrie in diesem Volke, niemals zu daurenden Unternehmungen gediehen. Seit dem Jahr 1831 ist nun der Betrieb dieses Kultursaches durch einen Aktienverein auf eine Weise unternommen worden, die einen ausgedehnteren und dauernderen Erfolg hoffen läßt. Diese Gesellschaft besitzt dermalen schon bei 4000 kleinere und größere Maulbeerbäume, und die von einzelnen Mitgliedern bereits angestellten Versuche bestätigen die schon früher aufgestellte Behauptung, daß die hierländische Seide die italienische an Feinheit und Elastizität sogar übertrifft. Auch hofft man die Schwierigkeit, an der die früheren Unternehmungen der Art hauptsächlich gescheitert haben, nämlich die Beraubung des Futters für die Seidenwürmer, in Folge unzeitiger Frühlingsfröste, durch vorsichtige Behandlung und angemessene Einrichtungen zu beseitigen. Ebenso bietet die Leichtigkeit, die gewonnenen Kokons in den nahen Filanden jenseits der Berge gegen Baar abzusetzen, eine bedeutende Erleichterung, um aus diesem Kulturzweig auch ohne allzugroße industrielle Ausdehnung einen reichlichen Nutzen zu ziehen.

Schneckenzucht.

Die Liebhaberei der Italiener für die Schnecken als Fastenspeise hat diesem Erwerbszweig in Bünden einige, wiewohl niemals bedeutende Ausdehnung verschafft. Die Schnecken werden entweder, wenn sie schon mit ihrer Winterdecke versehen (geliedet) sind, im Herbst gegraben, in tiefern Lagen auch nur aus dem gefallenen Laub zusammengelesen, und sogleich zur Versendung verpackt; oder aber schon früher gesammelt

und in sogenannten Schneckenständen (freie, mit einem Wall von Sägmehl und einem Wassergraben umgebene Plätze) gelegt und dort bis zur winterlichen Abschließung ihres Hauses mit jungem Laub ernährt. Die geschätztesten sind die weißen Bergschnecken. Von den größern rechnet man 16 bis 20 aufs Pfund, und dieses wird mit 4 bis 6 Kreuzern bezahlt. In Italien gelten sie bis 2 Kreuzer das Stück. Der Handel in diesem Zweig soll später berührt werden.

Jagd.

Aus den im vorhergehenden Abschnitt enthaltenen naturhistorischen Abrissen erhellt, daß dieses Bergland mancherlei Jagdbeute darbietet, und zwar sowohl an Raubthieren, als an Wildpret. Die Jagd auf erstere, namentlich Bären, Wölfe, Luchse, Füchse, Adler, Geier u. s. w. bietet den doppelten Gewinn des auf Erlegung solcher Thiere gelegten Preises oder Schußgeldes (z. B. für einen Bären 16 fl., einen Wolf 8 fl., einen Luchs 6 fl., — so wie dann für Raubvögel 30 kr. bis 1 fl., wozu für Raubvögel, die auf Gebiet der Stadt Chur erlegt werden, von dieser noch eine Prämie von etlichen Kreuzern bis 2 fl. kommen), und dann des Erlöses für das Thier selbst oder dessen Fell und dergl. Von eßbaren Thieren ist die Gemse das, was dem Jäger hier die reichlichste Beute verspricht. In frühern Zeiten ward in manchem einzelnen Thal die Zahl der jährlich erlegten Gemsen auf Hunderte angeschlagen, und mehr als Ein einzelner Jäger wollte allein mehrere hundert Gemsen in seinem Leben erlegt haben; jetzt soll sich auch unter diesen flüchtigen Bewohnern der höchsten Gebirgsnatur eine fühlbare Verminderung kund thun. Außer dieser, nur den höheren Gegenden eigenen Jagd, ist wohl die auf Hasen und auf das größere Berggeflügel, wie Weißhühner, Pernisen, Haselhühner u. a. die ergiebigste. Andere Jagdfächer, wie z. B. Dachse, Murmelthiere, Fischotter, Eichhörnchen, sind von geringem Belang. Die oft sehr ergiebige Jagd auf kleine Vögel vermittelst der abgerichteten kleinen Eule (Civetta), wird von Besuchern aus Italien her als Lustpartie betrieben. — Die Erscheinung einzelner, meistens aus den Gehegen der nachbarlichen Fürstenstaaten versprengter Rehe und Hirsche in den bündnerschen Waldungen gehört zu den Ausnahmen.

Das erst im Jahr 1835 promulgirte Jagdgesetz begränzt die Jagdzeit zwischen 1. März und 25. August. Innert dieses Zeitraums ist die Jagd für alle Kantonsbürger unbedingt offen; für nicht verbürgerte Einwohner gegen alljährlich für 13 fl. 20 kr. zu lösendes Jagdpatent; für Auswärtige nur auf direkte Bewilligung der Regierung. Die Gemsenjagd ist ausschließlich nur Kantonsbürgern vorbehalten und darf nie mit Hunden geschehen. Das Legen von Fallen ist nur gegen Raubthiere während 3 Monaten des Jahres erlaubt. Murmelthiere dürfen nur geschossen, nicht aber durch Ausgraben u. dergl. erlegt werden. — Obgleich dieses Gesetz einen jeden jagdberechtigten Kantonsbürger zu gewaltsamer Handhabung gegen unbefugte Auswärtige, unter Wegnahme von Gewehr, Wild u. s. w. ermächtiget, so leidet das bündnersche Jagdwesen doch immerfort großen Abbruch durch fremde Jäger.

Fischerei.

Dem, was schon sich weiter vorne (Seite 293 und 294) über diesen Gegenstand gesagt findet, bleibt hier wenig beizufügen. In früheren Zeiten war dieser Gegenstand in doppelter Beziehung mehrerer Beachtung werth; einmal, weil die Gewässer der Hochthäler weit mehr und mannigfaltiger von Fischen bevölkert gewesen seyn müssen; anderntheils dann, weil die viel ausgedehntere und auch strengere Beobachtung der Fasten einen weit größeren Verbrauch in diesem Nahrungsmittel begründeten. In heutiger Zeit hingegen bildet die Fischerei in Bünden für den Einzelnen und für den Staat einen durchaus unbedeutenden Gegenstand, dem darum auch keinerlei industrieller Betrieb gewidmet wird. Von den überall sehr unbedeutenden Ergebnissen dieses Gewerbsfaches verdienen am ehesten Erwähnung die aus den Bergseen von Davos, Puschlav, Weißenstein, Oberengadin, in den Splügner und Churer Alpen, dann in den laufenden Wassern der Moesa, des untern Inns, des vordern und hintern Rheins, der Albula und einiger kleinerer Landwasser. Die Fischerei bildet heutzutage hier kein Regal, und unterliegt, so weit sie nicht ins Privateigenthum fällt, den verschiedenen polizeilichen Verordnungen der einzelnen Ortsstatute, die gewöhnlich das Fischen mit der Angel mit weniger Beschränkung freigeben.

Das Fangen von Krebsen und Fröschen bildet einen sehr unbedeutenden und keinen Verordnungen unterliegenden Industriezweig.

Der (in Bünden bisher einzig nur der Natur überlassene) **Waldbau**; der (eben in neuester Zeit wieder mehr in Aufnahme gekommene) **Bergbau**; das (hier leider noch sehr wenig reichhaltige) Kapitel von **Industrie und Handel**, so wie endlich die Schilderungen des **Gesellschaftlichen Zustandes** bleiben, wenn schon noch in den Abschnitt B. gehörig, aus den in der Vorrede angeführten Ursachen, dem zweiten Band vorbehalten.

Nachträge und Berichtigungen.

Bei den im Anfang dieses Abschnittes mitgetheilten Angaben über die Volkszahl von Graubünden ist bereits die Aufnahme einer neuen Volkszählung angekündigt worden. Diese hat seither stattgefunden, befaßt jedoch nur die wirklich im Kanton aufhältlichen Individuen und bietet über diese im Zusammenzug folgendes Ergebniß:

Auszug aus der Uebersicht der Bevölkerung des Kantons Graubünden, nach der im Jahr 1838 aufgenommenen Zählung.

A. **Kantonsbürger und Angehörige.**

Personen männlichen Geschlechts	37,141	
„ weiblichen Geschlechts	42,460	
Total . .		79,601

B. **Bürger anderer Kantone.**

Personen männlichen Geschlechts	1439	
„ weiblichen Geschlechts	1528	
Total . .		2967

C. **Ausländer.**

Personen männlichen Geschlechts	1082	
„ weiblichen Geschlechts	856	
Total . .		1938
Zusammen		84,506

Es ergiebt sich also aus dieser neuen Zählung gegen die in der früheren erscheinende Zahl von 88,506 im Kanton anwesender Individuen ein Minderbetrag von gerade 4000 Einwohnern. Der größte Theil dieses Unterschieds scheint daher zu rühren, daß bei der ersten Zählung eine Menge solcher Individuen, die mehrere Ortsbürgerrechte besitzen, für alle zugleich gezählt worden sind. Da jedoch auf den Tabellen der ersten Zählung die in jeder einzelnen Gemeinde Anwesenden und Abwesenden sich nicht ausgeschieden finden, so würde es eine neue weitläufige Arbeit erfordern, um auszumitteln, auf welche Landestheile und in welchem Maaße jener Minderbetrag trifft.

In dem Kapitel von den Witterungsverhältnissen findet sich auf Seite 252, bezüglich der Donnerwetter, eine Angabe irrig gestellt. Es soll nämlich heißen: Blitze auf trockenen Boden verkünden nach Entladung des Gewitters ein allmäliges Aufheitern. Wenn hingegen den ersten Donnerschlä-

gen schon ein Regenguß vorangegangen ist, dann pflegt später ein kalter Nordwind einzutreten, der plötzlich aufheitert, dann aber auch oft im höchsten Sommer leicht ein augenblickliches Schneewetter bis hinab auf die tiefer liegenden Thalgelände herbeiführt.

Hinsichtlich der Alpenwirthschaft glauben wir nachträglich noch umständlicher darauf hinweisen zu sollen, wie die meisten Thalschaften aus einem ihrer schönsten und ausgedehntesten Besitzthümer, nämlich aus ihren Alpweiden, wegen zweierlei Ursachen bei weitem nicht den Nutzen ziehen, die diese abwerfen könnten.

Die erste Ursache liegt darin, daß gar viele Alpen, statt für eigenes Vieh benutzt, an die italienischen Schafhirten vermiethet werden. Mag dann dafür auch selbst ein reichlicher Pachtzins erhoben werden, so kann solcher Erlös niemals den Nachtheil aufwägen, der daraus entsteht, daß die für eigene Nutzung dienenden Alpen mit viel mehr Vieh besetzt werden, als sie gut ernähren mögen. Sollte dann einmal die Abschaffung der Weidgangsrechte im Thalboden eine Erweiterung der Stallfütterung, somit das Ueberwinteren einer größeren Anzahl von Thieren gestatten, dann müßte sich das Verpachten von Alpen an Auswärtige fortan als vollends unanwendbar zeigen.

Eine zweite Ursache geringeren Ergebnisses der hierländischen Alpbenutzung liegt (neben mehreren anderen geringeren Mängeln im diesfälligen Verfahren) ganz wesentlich in dem Mißbrauch, daß die Kühe zum melken immer von nahen und fernen Weideplätzen nach der Hütte oder dem „Stofel" geführt werden, statt daß in den besser benutzten Alpen anderer Schweizerkantone die Sennen den Kühen nachgehen, um sie auf den Weideplätzen, wo sie sich eben befinden, zu melken, und dann die Milch nach der Sennerei zu tragen. Dieses letztere Verfahren gewährt mehrfachen Nutzen; einmal, daß das Vieh nicht so viel herum gejagt werden muß; dann, daß der Dünger gleichförmiger und allgemeiner ausgebreitet wird, und endlich, daß nicht unnöthigerweise so viele getretene Wege (hier Treien genannt) entstehen, und die Weide verderben und beschränken.

Im Fache der Schweinezucht darf als besondere Eigenheit einiger Gegenden des Oberlands angeführt werden, daß dort eine Art kleiner schwarzer Schweine gehalten wird, die gleich anderem Vieh nur auf die Grasweide in den Bergen getrieben, im Winter dann mit Heu und Ehmd erhalten werden, ohne alle, bei diesen Thieren hier sonst für unerläßlich gehaltene Fütterung mit Schotte, gesottenen Blakten u. dergl.

Unter Verweisung auf die bezüglich der Abtheilung in zwei Bände in der Vorrede enthaltene Anmerkung, bleiben nun die noch zum Abschnitt B. gehörigen Kapitel über Gewerbfleiß und Handlung, so wie über gesellschaftliche Zustände, dem zweiten Bande vorbehalten.

(Ende des ersten Bandes.)

Inhalt.

Verbeſſerungen.

S.	53	Zeile	21	von	oben	ſtatt Siege lies Sorge.
„	54	„	23	„	oben	ſt. Beengungen l. Bewegungen.
„	55	„	26	„	„	lies Chriſam.
„	64	„	7	„	„	ſetze nach Wohlſtand ein Komma.
„	65	„	22	„	„	lies Trahona.
„	65	„	3	„	unten	lies jenem.
„	66	„	20	„	oben	ſtatt über lies aber.
„	67	„	8	„	unten	lies Trahona.
„	92	„	6	„	„	lies 1833.
„	121	„	6	„	oben und	} ſt. val sunda l. Val surda.
„	171	„	9	„	unten	}
„	230	„	20	„	oben	ſtatt engerm lies engem.
„	232	„	22	„	unten	ſtatt größerm lies gewiſſen.
„	240	„	26	„	„	ſtatt Kubikſchuhe lies Kubikmeter.
„	242	„	27	„	oben	ſtatt hinabſtürzen lies hinabſtürzt.
„	244	„	1	„	„	ſtatt Manche lies Mancher.
„	254	„	10	„	unten	ſtatt erglänzten lies erglänzte.
„	266	„	10	„	oben	ſtatt Schorl lies Scharl.
„	267	„	14	„	„	lies Manganerz.
„	267	„	27	„	„	lies in offenen Eſſen.
„	268	„	13	„	unten	lies dodecaedrische.
„	270	„	21	„	oben	ſtatt Rhätien lies in Rhäticon.
„	271	„	5	„	„	lies val Sampouir.
„	272	„	7	„	„	ſtatt 73 lies 71.
„	273	„	32	„	„	lies Val di Forno.
„	274	„	12	„	„	lies Carex juncifolia.
„	275	„	26	„	„	ſtatt Jof lies Juf.
„	275	„	3	„	unten	lies noch jetzt hin und wieder.
„	276	„	18	„	„	ſtatt Lagern l. Lagen.
„	278	„	3	„	„	lies Syringa.
„	279	„	28	„	oben	lies colutea.
„	286	„	11	„	unten	lies Eberwurz.
„	287	„	2	„	oben	ſtatt dicica lies dioica.
„	287	„	16	„	„	lies laurocerasus.
„	289	„	11	„	unten	lies sorex.
„	290	„	17	„	oben	ſtatt silda lies sitta.
„	290	„	30	„	„	lies spini torquens.
„	290	„	34	„	„	lies hippolais.
„	290	„	34	„	„	lies hortensis.
„	290	„	36	„	„	lies Sumpfſänger.
„	290	„	4	„	unten	lies turtur.
„	291	„	9	„	oben	lies flava.
„	301	„	8	„	„	lies Phryganeen.
„	303	„	2	„	unten	ſtatt denn lies dann.

S. 304 Zeile 33 von oben statt Dardl lies Dardin.
„ 305 „ 8 „ „ statt Lubrein lies Lumbrein.
„ 305 „ 19 „ unten statt Versamm lies Versam.
„ 310 „ 9 „ oben statt Gonda lies Gande.
„ 322 „ 10 „ „ statt fast lies sonst.
„ 322 „ 13 „ unten statt dieser lies diese.



Der Ahorn bei der St. Anna-Capelle zu Trons.

XV
I. Abth
Graubünden

